Ungarische Revue

Magyar Tudományos Akadémia

UNGARISCHE REVUE.

IV. JAHRGANG.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG

DER

UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1884.

VIERTER JAHRGANG.

IN COMMISSION BEI

F. A. BROCKHAUS

IN LEIPZIG, BERLIN UND WIEN

1884.

Die «Ungarische Revue» erscheint mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften, doch ist für den Inhalt derselben allein die Redaction verantwortlich.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. ABHANDLUNGEN.

* Auf Seite 636 und 639 steht irrtümlich Schwantner.

II. BESPROCHENE BÜCHER.

III. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

Seite

IV. UEBERSETZTE GEDICHTE.

V. VERMISCHTES.

DAS MILLENARIUM.[1]

I.

Fast alle Hypothesen, die hier in Betracht kommen können, haben anerkannt, dass die Bestimmung des Jahres, in welchem die Ungarn Besitz von ihrem jetzigen Vaterlande ergriffen haben, von der Zeitbestimmung des bulgarischen Krieges abhängt, welcher dem Einzuge der Ungarn unmittelbar voranging.

Betrachten wir vor Allem jene zuverlässige Quelle, die über den bulgarisch-ungarischen Krieg nur im Allgemeinen orientirt.

Nicht ganz sechzig Jahre nach dem Kriege (um 952) erzählt der griechische Kaiser Konstantin den Verlauf desselben wesentlich in Folgendem:

Vom griechischen Kaiser Leo aufgefordert kamen die Ungarn unter der Führung von Levente, dem Sohne Árpád's, über die untere Donau nach Bulgarien. Sie besiegen den Fürsten Simon, der sich dann in die Festung Mundraga zurückzieht. Die Ungarn kehren in ihre Heimat (die heutige Moldau und deren Nachbargebiete) zurück. Simon versöhnt sich dann wieder mit dem griechischen Kaiser, und bewegt die Byssinier dazu, die Ungarn anzugreifen. Als daher die Ungarn einmal auf einem *Abenteuer* aus waren, werden die heimgebliebenen von den vereinigten Byssiniern und Bulgaren angegriffen.

[1] Die ungarische Akademie der Wissenschaften hat im Auftrage der Regierung die Historiker Julius Pauler, Franz Salamon und Karl Szabó aufgefordert, ihre Ansicht über den Zeitpunkt der Eroberung Ungarns durch die Magyaren in motivirter Darstellung darzulegen. Das obige Votum Salamon's, in welchem auch auf die Ansichten anderer Fachmänner reflectirt wird, erschien Budapest, 1883, in einem selbständigen Hefte und erscheint hier mit Zustimmung des Herrn Verfassers in deutscher Uebersetzung. *D. Red.*

Die als Besatzung zurückgebliebenen werden vertrieben, und die des Krieges unfähigen vollständig ausgerottet. Als die heimkehrenden Ungarn ihre Heimat verwüstet fanden, wanderten sie aus und liessen sich in dem Lande nieder, das sie bis auf den heutigen Tag (um 952) bewohnen. [1]

An einer anderen Stelle derselben Quelle heisst es:

«Die Byssinier bestürmten die Ungarn und vertrieben dieselben. Diese suchten unter Árpád's Führung eine andere Heimat und fanden eine in Gross-Mähren, dessen Einwohner sie vertrieben, und liessen sich da nieder, wo sie noch bis auf den heutigen Tag wohnen. Seit dieser Zeit haben die Ungarn mit den Byssiniern keinen Krieg mehr geführt.» [2]

Ist noch ein weiterer Beweis nötig dafür, dass sich die Ungarn nach dem bulgarischen Kriege hier niedergelassen haben?

Ist es noch notwendig, zu beweisen, welch zuverlässige Quelle das Werk des Kaisers Konstantin (Leo's Sohn) ist? ein Werk, dessen Hauptdaten, selbst wenn man es sonst nicht wörtlich acceptiren wollte, man doch unbedingt anerkennen muss.

Und so ist in der Angelegenheit des Millenarium der wesentlichste Punkt tatsächlich die Lösung der Frage, wann der Krieg zwischen den Ungarn und den Bulgaren war, von welchem uns Konstantin berichtet?

Dieser selbst kennt das Jahr, oder er weiss wenigstens, seit wann die Byssinier in jenem Lande wohnen, welches vor dem bulgarischen Kriege die Ungarn bewohnt hatten. [3]

Für die Zeit, als die Byssinier in Etelköz gewohnt haben, finden wir bei Konstantin zwei Daten genannt.

Einmal lässt die Quelle den Kaiser sagen, dass die Byssinier seit fünfzig Jahren, ein anderes Mal, dass sie seit fünf und fünzig Jahren

[1] De Administrando imperio, Cap. 40. Der Autor kann hier keinen grösseren Krieg der Ungarn meinen, denn ταξείδιον bedeutet wörtlich: kleiner Krieg, kriegerisches Abenteuer. Im Neugriechischen ist die Bedeutung noch beschränkter geworden, es bedeutet nämlich *Reise*.

[2] ib. Cap. 38.

[3] Konstantin spricht nicht nur Cap. 37 von der Niederlassung der Byssinier im Lande der Ungarn, sondern er erwähnt auch Cap. 38 Etelköz, wo heute (um 952) die Byssinier wohnen. Ist es nach einer so positiven Angabe noch nötig, die damalige Heimat der Byssinier anderswo zu suchen?

in Etelköz wohnen. Es ist klar, dass eine dieser Zahlen ein Schreibfehler ist: es lässt sich aber auch mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass keine der Beiden unrichtig ist. Nehmen wir darum beide Zahlen einzeln!

Zuerst fragt es sich, wann Konstantin den betreffenden Teil seines Werkes geschrieben hat.

Die Capp. 27 und 29 schrieb er, wie er selbst sagt, 949 n. Chr., Cap. 45 aber hat er, wie er ebenfalls ganz deutlich sagt, erst 952 geschrieben. [1]

Nun liegt aber Cap. 37, in welchem der Kaiser von den Ereignissen von vor 50, und bald 55 Jahren berichtet, so ziemlich in der Mitte zwischen den Capp. 29 und 45.

So erhalten wir über den Einzug der Ungarn mit der Annahme von fünfzig Jahren folgende vier Daten:

949 — 50 = 899
950 — 50 = 900
951 — 50 = 901
952 — 50 = 902

Nimmt man aber die Zahl fünfundfünfzig für die richtige Schreibweise, so wird eine der folgenden vier Jahreszahlen dem endgiltigen Einzuge der Ungarn entsprechen:

949 — 55 = 894
950 — 55 = 895
951 — 55 = 896
952 — 55 = 897

Die höchste von diesen Zahlen ist 902, die niedrigste 894. Eine der angeführten acht Jahreszahlen ist nun die des endgiltigen Einzuges der Ungarn.

Kaiser Konstantin bietet selbst noch einen anderen Anhaltspunkt für die Zeit des Einzuges der Ungarn. Wie aus dem obigen Citat ersichtlich ist, war ein Teil des Landes, in welchem sich damals die Ungarn niederliessen, von den Mährern Svatopluk's bewohnt, und gehörte zu dem gross-mährischen Reiche.

[1] Bonner Ausgabe p. 120, 137 und 199.

Der Kaiser schreibt nun Cap. 41 seines Werkes:

«Nach dem Tode Svendoploko's (Svatopluk's) lebten dessen drei Söhne ein Jahr lang in Frieden: dann aber entstand Zwist unter ihnen, und sie bekriegten einander. Damals überfielen die Ungarn jene, und eroberten, nachdem sie alle Mährer besiegt hatten, ihr Land, welches sie noch heute bewohnen.»

Nimmt man nun auch die Worte des Kaisers, der fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre nach der Zeit und so weit entfernt vom Schauplatze der Ereignisse geschrieben hat, nicht eben buchstäblich, so wird man dieselben doch als historischen Beweis dafür nehmen müssen, dass diese endgiltige Niederlassung der Ungarn, — gleichviel, ob ein Jahr oder mehrere — jedenfalls nach dem Tode Svatopluk's erfolgt ist.

Danach verdrängen die Bissynier die Ungarn aus Etelköz, die Ungarn aber machen der mährischen Macht — wenigstens auf dem Gebiete unseres Vaterlandes — ein Ende. So ist auch die Frage, wann Svatopluk gestorben sei, von grösster Bedeutung. — Konstantin führt es nicht an. Doch sagt es eine andere, glaubwürdige Quelle, die ausser dem Umstande, vollkommen gleichzeitig zu sein, noch den Vorzug besitzt, sich näher dem Schauplatze der Ereignisse befunden zu haben, die sie in grösserem Maasse interessirt haben.

Es ist dies eine Fortsetzung der Fuldaer Chronik. Diese bezeichnet ganz bestimmt als das Todesjahr Svatopluk's das Jahr 894, und nennt später auch noch zwei Söhne Svatopluk's, die gegen einander Krieg geführt haben.

Diese eine Jahreszahl wird, im Zuzammenhange mit den oben angeführten Stellen Konstantin's, genügen, jede weitere Grübelei, welche den Einzug der Ungarn in die Zeit vor den Jahren 895—96 verlegen möchte, zu zerstreuen.

Bei Stefan Katona (1778) finden wir die folgende Combination:

Kaiser Konstantin mochte das Capitel über die Niederlassung der Byssinier um 950 geschrieben haben, welche Niederlassung vor 55 Jahren geschehen ist, also in das Jahr 895 fällt.

Nachdem nun Svatopluk im Jahre 894 gestorben ist, und zwischen seinen Söhnen ein Jahr lang Frieden geherrscht hat, der Krieg zwischen den Geschwistern im Jahre 896 entstanden ist, geschah erst der Einzug der Ungarn und die Besitznahme von einem Teile der jetzigen Heimat; die vollständige Besitznahme geschah aber erst,

nachdem im Jahre 898 der grosse Kampf zwischen den mährischen Fürsten ausgebrochen war. [1]

Diese Hypothese entstand vor hundert und fünf Jahren, und ruht — wenn ich sie auch vollständig nicht acceptiren kann — gewiss auf einer viel gesunderen Basis, als die meisten der seither entstandenen, um vieles verwickelteren Meinungen.

Ein Verstoss gegen die Regeln der Kritik und die logische Consequenz ist in dieser Hypothese unter Anderem, dass sie in Bezug auf Svatopluk's Tod die Angabe der Fortsetzung der Fuldaer Chronik annimmt, jedoch andere einschlägige positive Daten derselben Quelle leugnet und verwirft.

Wir haben bisher nur Konstantin's Werk und ein einziges Datum der Fuldaer Chronik in Betracht gezogen. Es gibt aber noch eine andere, ebenso glaubwürdige byzantinische Quelle, wie das Werk Konstantin's, und auch die Fuldaer Chronik hat noch andere, ebenso zuverlässige positive Angaben für unseren Gegenstand.

Dieser Byzantiner ist der anonyme Fortsetzer des Werkes von Georgius Monachus, der wohl ein ganz anderer Mensch ist, als derjenige, dessen Werk er fortsetzt, den wir aber Bequemlichkeit halber doch nur einfach Georgios nennen wollen. Er schrieb etwas später, als der Kaiser Konstantin, nach 961. Wiewohl die Jahreszahlen bei ihm sehr selten angeführt sind, und er uns über das Jahr des bulgarischen Krieges ebenfalls im Unklaren lässt, überzeugt uns doch die detaillirte Darstellung dieses Krieges von der Glaubwürdigkeit seiner Kenntnisse. Der Krieg ist hier um ein Bedeutendes ausführlicher dargestellt, als bei Konstantin, und wenn auch einzelne Teile verschwiegen sind, ersehen wir doch manches daraus, was wir bei Konstantin nicht gefunden haben.

Weil aber auch der eine Fortsetzer der Fuldaer Chronik den bulgarischen Krieg kurz erzählt, muss ich den byzantinischen Schriftsteller mit dem bairischen, dem Fortsetzer der Fuldaer Chronik, zugleich behandeln. Dieser letztere ist auf kirchlich- und welthistorischem Gebiete gleichmässig anerkannt und allgemein benützt als die glaubwürdigste Quelle für ost-deutsche, und stellenweise auch italienische Geschichte unter der Regierung des Kaiser's Arnulf. [2] Aus

[1] Hist. Critica. I. pp. 168, 188 und 217.

[2] Selbst Dümmler, der doch mit diesem Lobe nicht in jeder Hinsicht

seiner Darstellung zeigt es sich, dass er häufig in der Nähe des Kaisers ist. Er ist auch wirklicher Augenzeuge mehrerer Ereignisse. Besonders ist er über die Vorfälle im heutigen Oesterreich und Kärnthen, wie auch Ungarn sehr gut unterrichtet. Unzweifelhaft ist er ein Baier, vielleicht ein Regensburger, der in Arnulfs's staats- und auswärtige Angelegenheiten eingeweiht ist.[1] Unter den Byzantinern wäre ihm in Bezug auf den bulgarischen Krieg an Glaubwürdigkeit nur der Kaiser Leo gleichzustellen, der aber dem bulgarischen Kriege leider nur wenige Zeilen widmet.

Der Fortsetzer der Fuldaer Chronik ist ebenfalls anonym, wie der Fortsetzer des Georgios. Wir wollen sein Werk einfach Fuldaer Chronik nennen.

Als Haupttext für die Erzählung des bulgarischen Krieges dient uns ein Auszug aus der detaillirten Darstellung des Georgios, welche Karl Szabó in ihrem ganzen Umfange in's Ungarische übersetzt hat.[2] Parallel dazu teilen wir die Erzählung der Fuldaer Chronik mit. Dabei wollen wir die Ereignisse des Krieges in mehrere Abschnitte teilen.

Georgios.

1. Wegen einer, bulgarischen Kaufleuten in Griechenland zugefügten Beleidigung, wofür Kaiser Leo keinerlei Genugtuung geben wollte, greift der bulgarische Herzog Simon zu den Waffen. Der Kaiser schickt ihm ein Heer entgegen. Nachdem das Heer des Kaisers geschlagen wurde, schickt derselbe eine Flotte auf die untere Donau, um die ihm verbündeten Ungarn zum Angriffe auf die Bulgaren zu übersetzen, auch rüstet

Fuldaer Chronik.

1. Die Griechen schlossen ein Bündniss mit den Ungarn. Darum greifen die christlichen Bulgaren die Griechen feindlich an und dringen bis zu den Toren Konstantinopel's vor. Um dies zu rächen, schicken die schlauen Griechen den Ungarn Schiffe in die untere Donau, die die Ungarn über die Donau nach Bulgarien brachten.

consequent ist, sagt: «Scriptor Fuldensis ... in tempore definiendo accuratissimus.» De Arnulfo rege. p. 137.

[1] S. bei Perz und Marczali, Quellen der ung. Geschichte.

[2] Kisebb történelmi munkák («kleinere historische Schriften») in Bd. I. «A bolgár háborúról» (über den bulgarischen Krieg) p. 101.

er selbst ein neues Heer zu Lande gegen die Bulgaren.

2. Die Ungarn setzen über die Donau und verheeren ganz Bulgarien.

2. Die Ungarn werden mit grosser Heeresmacht herübergebracht, und erschlagen den grössten Teil des bulgarischen Volkes.

3. Fürst Simon erfährt dies und zieht wider die Ungarn. Sein Heer wird aber geschlagen und er selbst flüchtet mit genauer Not in die Festung Distra.

3. Als die im Kriege abwesenden Bulgaren dies erfuhren, eilen sie zur Befreiung ihres Vaterlandes von dem gefährlichen Feinde heim. — Hier geschieht ein Treffen: die Ungarn siegten. *Indem sie aufs neue ihr Glück versuchen,* werden die Bulgaren auch ein zweites Mal geschlagen.

4. Die sieghaften Ungarn fordern vom Kaiser, ihnen die gefangenen Bulgaren für Geld abzukaufen, was der Kaiser auch tut. Die Griechen senden Friedensboten zu Simon und ziehen ihre Heere zur See und zu Land zurück.

5. Der bulgarische Fürst wirft nun den griechischen Friedensboten in den Kerker und greift die, der griechischen Hilfe beraubten Ungarn an, die — plötzlich überrascht — sämmtlich niedergemacht werden. Darauf fordert Simon die gefangenen Bulgaren von Kaiser Leo zurück, die derselbe den Ungarn um Geld abgekauft hatte. Der Kaiser erfüllt um den Preis des Friedens dieses Verlangen.

5. Da nun die armen Bulgaren nicht wussten, wo sie Trost oder Abhilfe für dieses Unheil finden sollten, suchen sie eiligst haufenweise ihren greisen König Michael auf, der sie zum wahren Christenglauben bekehrt hatte, und baten ihn um Rat in ihrer gefährlichen Lage. Er riet ihnen, drei Tage zu fasten, für die an Christen begangenen Frevel Busse zu tun, und endlich Gott um Hilfe anzurufen.

Nachdem dies geschehen, entbrennt ein heftiger Kampf, da beide Teile mit Erbitterung kämpfen. Aus Gottes Barmherzigkeit wandte sich endlich der Sieg, wiewohl ein blutiger Sieg den Christen zu. Wer vermöchte in solch grosser Schlacht die Verluste der heidnischen Ungarn anzugeben, da doch von den sieghaf-

ten Bulgaren zwanzigtausend Reiter
ihr Leben einbüssten.[1]

Hier müssen, wie bei allen anderen Quellen, wie glaubwürdig sie auch immer sein mögen, die Hauptfacta der Ereignisse von den Details, besonders aber von der Motivirung unterschieden werden.

Die byzantinische Quelle ist viel ausführlicher, als ich sie gegeben habe. Die Heerführer, Gesandten sind dort benannt, die Umrisse der Verhandlungen werden schrittweise verfolgt, ebenso die Verhandlungen betreffs der Gefangenen. Dies alles konnte aus leicht begreiflichen Gründen den bairischen Schriftsteller und dessen Leser bei weitem nicht so sehr interessiren, als den Byzantiner. Der erstere gibt darum eine verkürzte Darstellung, was seiner Glaubwürdigkeit keinen Abbruch tut.

Interessanter ist die Frage der Tatsachen und ihrer Motivirung. Seitdem ich mich mit Geschichte, und da besonders mit Kritik beschäftige, habe ich immer die Erfahrung gemacht, dass eine historische Quelle, wie gewissenhaft und treu sie in Bezug auf die Tatsachen sein mag, in der Motivirung derselben Angelegenheit bei weitem nicht so zuverlässlich ist.

Die beiden oben entgegengestellten Quellen treffen, wie wir gesehen haben, in den Tatsachen zusammen. In diesem Teile steht Georgios dem bairischen Chronisten näher, als seinem gleichfalls byzantinischen Zeitgenossen Konstantinus. Eine geringere sachliche Abweichung ist, dass nach Georgios die Bulgaren unter Simon gegen den Kaiser nur zu Felde zogen, während sie nach der Fuldaer Chronik bis vor die Tore Konstantinopels gedrungen sind. Die Fuldaer Chronik drückt sich vielleicht übertrieben aus, stellt aber die Gefahr des bulgarischen Angriffes getreuer dar, als Georgios, und kommt der denkbar glaubwürdigsten Quelle am nächsten. Denn Kaiser Leo selbst, der nur einige Umstände des bulgarischen Krieges vorübergehend berührt, schreibt, dass die Bulgaren damals «in der Provinz Thrake» überall plündernd hausten.[2] Die andere Tatsache, bei wel-

[1] Die Fuldaer Chronik und ihre Fortsetzungen bei Perz, Monumenta Germ. I. — Georgius Monachus im Corpus Sciptorum Historiae Bycantinae (im Bande mit Theophanes Contianatus).

[2] Leo. Tactica. Meursius. cap. 42.

cher sich in den beiden verglichenen Quellen eine Abweichung zeigt, ist, dass Georgios nur von einem Siege der Ungarn über die Bulgaren spricht, während die Fuldaer Chronik deren mehrere erwähnt. Auch in diesem Punkte steht die Fuldaer Chronik der glaubwürdigsten Quelle, dem Kaiser Leo, am nächsten, da der Letztere bemerkt, «dass die Ungarn in drei Schlachten einen vollständigen Sieg über die Bulgaren errangen.»

So kommt also auch in diesen sachlichen Abweichungen der bairische Chronist und nicht der Byzantiner der Wahrheit näher.

Bedeutendere Abweichungen sehen wir aber in der Motivirung, — und das ist eines der interessantesten Beispiele in seiner Art.

Die Ursachen des Anfanges dieses Krieges stellt ein jeder anders dar.

Georgios verrät bei jeder Gelegenheit die Feindseligkeit gegen den Nachfolger des Basilius, und als ob es ihm einen besonderen Genuss gewähren würde, verzeichnet er getreulich jeden einzelnen Hof-Skandal und jede Niederlage im Felde, die sich unter Leo's Regierung zugetragen. Hier schreibt er es auch einem Günstlinge Leo's zu, dass der Kaiser sich geweigert hat, für die den bulgarischen Kaufleuten in Thessalonika (Saloniki) zugefügte Beleidigung Genugtuung zu geben. Allerdings muss etwas an der Sache gewesen sein, wenn man es auch nicht buchstäblich nehmen will. Wenn die Bulgaren auch sonst schon zum Kriege gerüstet waren, mag den interessirten Völkern die Verweigerung der Satisfaction ein günstiger Vorwand für den bulgarischen Angriff gewesen sein.

Die Darstellung des Kaisers Leo ist ein treffendes Beispiel dafür, wie wenig zuweilen gerade der Verfasser der zuverlässlichsten Quelle — weil er eben zu sehr beteiligt ist — in Bezug auf die Motivirung verlässlich sein kann. Leo lässt die Griechen schlechterdings als unschuldig erscheinen. Die Bulgaren hätten ohne jeden rechten Grund den Angriff gemacht und den Krieg begonnen, trotzdem zwischen Leo und Simon ein mit feierlichem Eid bekräftigter Frieden bestand. Die Bulgaren hätten den Frieden nur darum gebrochen, weil sie wussten, dass das griechische Heer auf einem Kriege gegen die Araber ferne ist. Der Kaiser gesteht nicht einmal, dass er selbst durch eine Gesandtschaft die Hilfe der Ungarn ansuchte. Das Auftreten der letzteren wider die Bulgaren ist als ein glückliches Ungefähr dargestellt, als ein Werk der Vorsehung, — und die grie-

chische Flotte hätte eben nur den Uebergang über die Donau unterstützt!

Was den Verfasser der Fuldaer Chronik betrifft, ist seine Darstellung dieses Teiles dunkler als gewöhnlich. Seine Erzählung lässt fühlen, als ob das griechisch-ungarische Bündniss dem Kriege vorangegangen wäre, ja, als ob gerade deshalb Simon die Griechen angegriffen hätte, was doch unwahrscheinlich ist, da sonst die Bulgaren gegen die Angriffe der Ungarn nicht so unvorbereitet gewesen wären, als sie es tatsächlich waren. Wir müssen glauben, dass derjenige, von dem der Fuldaer Chronist den Bericht übernommen hat, den Fehler des Kaisers verheimlicht hat und vielleicht selbst keine verständliche Ursache angeben konnte. Diese Ursache mag der Baier erdacht haben. So viel wusste er, dass die Griechen schlau sind («astutia sua»), dass sie zu Vielem fähig sind, und darum wollte er im Bruche des Bündnisses ihnen die Initiative zuschreiben: doch ist ihm die Motivirung, wie wir gesehen haben, nicht gelungen.

Interessant ist auch die Motivirung einer anderen grossen Tatsache, die sich auf den abschliessenden Teil des Krieges, auf die Niederlage der Ungarn bezieht, worüber Leo gar weise schweigt.

Nach Georgios war die reale und sehr annehmbare Ursache der Niederlage, die die Ungarn schliesslich erlitten, der Umstand, dass ihr Verbündeter, der griechische Kaiser, ohne ihr Wissen sein Heer vom Balkan und seine Flotte von der Donau zurückzog. Die von ihrem Siege her übermütigen, in ihrem Glauben an die sichere Ueberfahrt über die Donau so arg getäuschten Ungarn wurden von den Bulgaren überrascht und besiegt. An dem, was die Chronisten übereinstimmend berichten, dass die ganze ungarische Heeresmacht, die nach Bulgarien gezogen war, zu Grunde gegangen sei, mag viel Wahres sein. Doch ist die Fuldaer Chronik viel charakteristischer, als die byzantinische Darstellung in der Schilderung der verzweifelten Kampfwut. Da den Ungarn jeder Rückzug abgeschnitten war, mussten sie auf Leben und Tod kämpfen, und da die beiden kämpfenden Teile von ihrer sonst gleichförmigen Kampfweise abgewichen sind, mochten sie einander im Schwertkampfe ungeheure Verluste zugefügt haben.

Auch der Kaiser Konstantin spricht von dem letzten Abschnitte des Krieges. Als der Sohn Leo's wollte er vielleicht den schmählichen Verrat seines Vaters verheimlichen, den derselbe an den ver-

bündeten Ungarn begangen hatte. Auch schreibt er — wiewohl er des griechisch-bulgarischen Bündnisses gedenkt — den Sieg der Bulgaren nicht dem Rückzuge der griechischen Armee und Flotte, sondern den diplomatischen Künsten Simon's zu, mit welchen er die Bissynier zum Angriffe auf die Ungarn bewogen hat.

Das Charakteristischeste aber ist gewiss die Motivirung der Fuldaer Chronik. Diese schreibt die Niederlage der Ungarn dem christlichen Eifer, den Fasten und Gebeten des bulgarischen Volkes, sowie der Busse über jenen Frevel zu, dass die bulgarischen Christen die griechischen Christen angegriffen hatten. Der greise König, von dem hier die Rede ist, und der hierin sein Volk beraten hat, ist Michael Bogoris oder Boris, der Sct. Stefan der Bulgaren, der, nachdem er schon längst dem Trone entsagt hatte, wirklich in einem Kloster noch lebte und erst 907 starb.

Diese Motivirung stammt offenbar nicht aus bulgarischer Quelle, denn eine solche hätte auch der Bissynier gedacht. Es ist dies eine griechische Quelle, nicht nur darum, weil auch sie den abscheulichen Meineid Leo's verschweigt, sondern weil sie den Sieg der Ungarn als Strafe Gottes erscheinen lässt dafür, dass die Bulgaren die christlichen Griechen angegriffen haben.

Doch ist ja die Zergliederung überflüssig. Der bairische Chronist sagt ja selbst, woher er geschöpft hat, bei demselben Jahre, in welchem er den bulgarischen Krieg als abgeschlossen erzählt.

«Der griechische Kaiser Leo — sagt er — schickte den Bischof Lazar mit Geschenken als Gesandten zu dem erhabenen Kaiser (Arnulf), der denselben in der Stadt Regensburg huldvoll aufnahm, ihn einige Tage bei sich hielt, und mit Auszeichnungen überhäuft nach Hause entliess.»

Auch Dümmler bemerkte bereits, dass der Fortsetzer der Fuldaer Chronik den ganzen Bericht über den bulgarischen Krieg wahrscheinlich von diesem griechischen Gesandten gehört hat. Die Analyse des Textes bestärkt aber diese Wahrscheinlichkeit.

Wir haben gesehen, dass die Fuldaer Chronik in den Hauptsachen mit der späteren byzantinischen Darstellung übereinstimmt. Charakteristisch sind aber die Abweichungen.

Dass der Chronist den Sieg der Bulgaren ihrem christlichen Eifer zuschreibt, stammt offenbar daher, dass seine ursprüngliche Quelle die mündliche oder schriftliche Darstellung eines Bischofs

war. Derselbe Lazar konnte doch als der Gesandte Leo's in Regensburg unmöglich erzählen, wie tölpelhaft sein Herr und Kaiser den Krieg wider sich selbst heraufbeschworen hat.

Daher die Unklarheit, der wir in der Fuldaer Chronik über die Ursachen dieses Krieges begegnen.

Endlich ist es auffallend, dass wir beim Fuldaer Chronisten. einem Zeitgenossen Leo's wiederholt lesen: «die Avaren, die Ungarn genannt werden.» Es ist möglich, — obwohl nicht sicher — dass diese Verwechslung der beiden Völker auch byzantinischen Ursprunges ist. Wie ich andern Ortes nachgewiesen habe, wurden die «Tactica», obgleich von verschiedener Redaction, alle am Ende des IX. Jahrhunderts verfasst und wurden in einigen derselben die Ungarn bald Avaren bald Turken genannt.

Die Fuldaer Chronik mochte also von Byzantinern den Namen Avaren genommen haben, doch setzte sie auch den im Westen schon seit mehreren Jahren gangbaren Namen «ungarus» dazu.

Wie nun auch die letztere Sache stehen mag, die ersteren Punkte bieten genügende Beweise.

In dem auf den betreffenden Abschnitt des Krieges bezüglichen Teile der Fuldaer Chronik überzeugt uns nicht nur das, was mit der byzantinischen Hauptquelle übereinstimmt, nämlich die Reihenfolge der Ereignisse, sondern auch die Abweichung in der Motivirung davon, dass die angezogenen Stellen nicht deutsche, auch nicht bulgarische, sondern wahrhaft byzantinische Quellen sind, und zwar gleichzeitige und unmittelbare.

Die obigen positiven Angaben der Fuldaer Chronik würden — wenn diese Quelle sich nicht auch anders als eines der verlässlichsten Schriftstücke des Mittelalters bewährt hätte — genügen, um uns zu überzeugen, dass wir es mit der glaubwürdigsten gleichzeitigen Quelle zu tun haben. Weder ein anderer Schriftsteller, noch unsere Quelle selbst besitzt verlässlichere Zeilen, als die, die wir über den bulgarischen Krieg gesehen haben. In Ermangelung anderer hätten diese allein ihre Glaubwürdigkeit feststellen können.

Dies ist die einzige Quelle, welche das Jahr des bulgarischen Krieges angibt. Der Hauptteil dieses Krieges verlief 896, 896 wurde der Krieg auch beendet, und im selben Jahre kam der erwähnte Gesandte des Kaisers Leo nach Regensburg.

Wer hieran zweifelt, soll sich überhaupt auf kein Datum der

Fuldaer Chronik berufen, in dieser Frage wenigstens wäre es eine logische Unanständigkeit.

Die Jahreszahl kann kein Irrtum sein. Hätten wir mit einem Schriftsteller zu tun, der, wie die Byzantiner oder die alten ungarischen Chroniken, nur sehr spärlich Jahreszahlen erwähnt, könnte man einen Copirfehler annehmen, wie es bei Anonymus unzweifelhaft ein Fehler des Abschreibers ist, dass die Jahreszahl Regino's DCCCLXXXIIII für DCCCLXXXVIIII geschrieben ist.

Die Fuldaer Chronik nimmt sämmtliche Jahreszahlen auf, ja sie dienen ihr sogar als Ueberschrift der einzelnen Capitel. Hier kann von Schreibfehlern keine Rede sein. Es kann auch bei solchen Chroniken vorkommen (eben wie bei Regino in dem auf Ungarn bezüglichen Teile), dass der Chronist durch Ideenassociation auf die Ereignisse anderer Jahre abspringt, ohne den Leser darauf aufmerksam zu machen. Doch ist in dem besprochenen Teile der Fuldaer Chronik von einer solchen Vermischung nicht die Rede. Es kommen da nur Ereignisse vom Jahre 896 zur Sprache, und nur ein Nebenumstand erscheint verdächtig, einige Monate noch in das Jahr 897 hineinzureichen.

Die Fuldaer Chronik hatte im Abschnitte des Jahres 895 davon gesprochen, dass der deutsche König Arnulf nach Italien gegangen sei, um sich krönen zu lassen. Die Daten über diesen Weg nimmt die Weltgeschichte als glaubwürdig an, und mit Recht. Arnulf's Reise dauerte bis in das Jahr 896. Unsere Chronik nimmt den Faden der Erzählung mit chronologischer Consequenz in der Rubrik des Jahres 896 wieder auf. Gregorovius beruft sich in der «Geschichte der Stadt Rom», wo er von der Krönung Arnulf's spricht, die in der letzten Hälfte des Februar 896 vor sich ging, auf die Fuldaer Chronik. Auch nach der Heimkehr Arnulf's nach Deutschland spricht unsere Chronik — von den in Rom nachher geschehenen Dingen. Sie erzählt den Tod des Papstes Formosus, welcher nach ihr zu Ostern, nach Anderen zu Pfingsten erfolgte; nach Allen aber im Jahre 896. Sie spricht ferner von dem 15tägigen Papsttum des Bonifacius, von dem Papste Stephanus, dessen Gedächtniss sie verdammt. Auch dieser wurde im Jahre 896 Papst. Die Chronik erzählt, wie er den Papst Formosus aus dem Grab nehmen liess und ihn verurteilte. Dies konnte, wenn der Papst zu Ostern gestorben ist, noch 896 geschehen, wenn aber Formosus im Mai gestorben ist, musste der

Frevel an seiner Leiche in den Januar 897 fallen. Allgemein nimmt man an, dass er acht Monate nach dem Tode des Formosus geschehen ist.

Der bairische Schriftsteller führt kein Tagebuch, sondern er schreibt ein Jahrbuch. Es kommt bei ihm vor, dass er ein Ereigniss, das andere verlässliche Quellen auf 893 setzen, in das Jahr 894 verlegt, weil es im Winter 893—94 geschehen ist. Selbst der Tod Arnulf's ist auf den Anfang des Jahres 900 verlegt, während er nach Anderen im December 899 erfolgte.

Doch ist es nicht gewiss, ob sich der Verfasser die Ausgrabung der Leiche des Formosus als im Jahre 896 geschehen dachte. Nachdem gerade von diesem Papste und seinen Nachfolgern die Rede war, führt er diesen Fall besonders nur darum an, um zu beweisen was er schon früher gesagt hat, welch' ein schlechtes Gedächtniss dieser Papst Stefan zurückgelassen hat.

Die Fuldaer Chronik setzt aber den letzten Abschnitt des bulgarischen Krieges, an welchem auch die Ungarn teilnahmen, bestimmt auf das Jahr 896.

So wie er in Abschnitt «896» die 896-er Reise Arnulf's und die kurze Geschichte der Päpste erzählt hat, setzt er unmittelbar fort:

«Die Griechen schlossen *in demselben Jahre* mit den Ungarn ein Bündniss» und erzählt, wie oben citirt, den bulgarischen Krieg. [1]

Lässt sich hier behaupten, dass unter «demselben» Jahre 897 zu verstehen ist? Durchaus nicht, denn sonst hätte der Verfasser hier die Jahreszahl 897 als Titel vorgesetzt, um ein neues Capitel zu beginnen. Daher auch der Einwurf, als ob die die Ungarn betreffenden Partien von 896 nicht dahin gehören würden, weil ja auch sonst

[1] Perz, Monumenta, I, p. 411.

Einen Teil des Originaltextes lasse ich hier folgen: 896 .... At Roma Formosus Papa defunctus est die sancto paschae (in cujus locum consecratur Bonifacius, qui podagrico morbo correptus, vix 15 dies supervixisse reperitur). In cujus sedem succesit apostolicus nomine Stephanus, vir fama infamandus, *qui antecessorem suum, Formosum scilicet*, inaudito more de tumulo ejectum et per advocatum suae responsionis depositum, foras extra solitum sepulturae apostolicis locum sepeliri praecepit.

Pacem ergo Graeci *eodem anno* cum Avaris (qui dicuntur Ungari) facientes; quod eorum concives Bulgari in pravum vertentes, hostili expeditione contra eos insurgunt, et omnem regionem illorum usque portam Constantinopolitanam devastando insecuntur. etc. (wie in meiner obigen Uebersetzung.)

Ereignisse anderer Jahre hineingemengt sind, vollkommen grundlos ist. Oder wenn schon jemand so spitzfindig sein sollte, müsste er den bulgarischen Krieg in das Jahr 897 verlegen, was meines Wissens noch Niemand getan hat.

Ein direct entgegengesetzter Einwurf ist es dann, den Julius Pauler unter anderen gemacht hat, dass man den bulgarischen Krieg nach der Fuldaer Chronik in das Jahr 895 verlegen müsste. Danach wäre der bulgarische Krieg schon 895 beendet worden, und die Fuldaer Chronik erzählt nicht zu diesem Jahre die Details, sondern zu 896, in welchem der Verfasser Kunde von dem Ereignisse erhielt. Die Ansicht hätte einen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich bei anderen Chronisten, oder auch bei dem Fuldaer in anderen Partien seiner Chronik, wenn sie nicht gegen eine Regel der historischen Hypothesen verstiesse, nach welcher die letzteren derart müssen formulirt werden, dass sie mit keiner positiven Angabe einer glaubwürdigen Geschichtsquelle collidiren, ja dass sie im Gegenteil strenge auf diesen beruhen müssen. Gegen Pauler's Annahme spricht aber der kategorische Ausdruck unserer Quelle: «eodem anno» — 896, also nicht 895.

Ferner scheint mir, dass gegen Pauler's Ansicht gerade das spricht, was er zur Grundlage seiner Hypothese angenommen hat. Das ist der von mir bisher noch nicht erwähnte Umstand, dass die Fuldaer Chronik zum Jahre 895 schreibt:

«Die Ungarn haben gegen die Grenzen der Bulgaren eine Invasion gerichtet. Die Bulgaren sind ihnen aber zuvorgekommen und die Ungarn verloren einen grossen Teil ihres Heeres.»

Pauler sagt in seiner Abhandlung kurz: «Die gleichzeitige und gewöhnlich gut unterrichtete Fuldaer Chronik verlegt ihn (den letzten Abschnitt des bulgarischen Krieges) in das Jahr 895, wiewohl sie einige Einzelheiten erst zu dem folgenden Jahre erzählt.» [1] Es ist also klar, dass Julius Pauler das für *ein* Ereigniss hält, was die Chronik getrennt als zwei Ereignisse in zwei verschiedenen Jahren erzählt.

Sein Hauptargument (das er selbst verschweigt) ist vermutlich, dass die Byzantiner nie eines Feldzuges gegen die Bulgaren Erwähnung tun, den die Ungarn vor ihrem Bündnisse mit den Griechen geführt hätten. Das Schweigen der Byzantiner ist aber in solchen

[1] Zeitschrift der historischen Gesellschaft. 1880 II. Heft p. 110. 111.

Fällen kein Beweis. Wenn Georgios den Angriff der Byssinier auf die Ungarn verschweigt, und wenn Konstantin Vieles verschweigt, was Georgios erzählt, folgt daraus vielleicht, dass dies die Glaubwürdigkeit der anderen Quelle beeinträchtigt? oder folgt vielmehr daraus nicht, dass jeder dieser Schriftsteller des X. Jahrhunderts manches verschweigt, was am Ende des IX. Jahrhunderts allbekannt gewesen sein konnte, oder was wenigstens der Gesandte Lazar in Regensburg erzählt haben konnte? Wie viele solche Zusammenstösse konnten ausser diesem einen noch zwischen den Völkerschaften an der unteren Donau geschehen sein, die Niemand aufgezeichnet hat!

Meiner Ansicht nach ist die Fuldaer Chronik ein Argument gerade für das Gegenteil dessen, wofür sie Pauler gebraucht. Wenn für das Jahr 895 gar nichts aufgezeichnet wäre, was sich auf die Ungarn und Bulgaren bezieht, liesse sich noch eher annehmen, dass gerade damals Alles geschah, was der Verfasser auf 896 setzt, weil aber 895 offenbar etwas anderes geschehen ist, gewinnt die Jahreszahl 896 ein neues Argument durch das Vorhergegangene.

Der citirte Text der Fuldaer Chronik zeigt nicht, dass die Ereignisse der Jahre 895 und 896 identisch sind, denn der Unserschied ist klar. Im Jahre 895 ist nämlich gesagt, dass die Bulgaren den Ungarn zuvorgekommen sind, und dass diese so eine Niederlage erlitten, — während 896 die Bulgaren den Ungarn nicht nur nicht zuvorgekommen sind, sondern sogar sehr spät gegen dieselben zogen. — Ferner haben die Ungarn 896 nicht einen — sozusagen — Grenzangriff gemacht, sondern haben Bulgarien überall verheert. Daraus folgt, dass sowohl das Heer, als auch das Unternehmen im Jahre 895 geringer war. Wenn dies aber auch nur ein Kriegsabenteuer zu nennen war und die Dimensionen eines Feldzuges nicht angenommen hatte, konnten die Folgen dennoch gross gewesen sein: wenigstens fügt es sich ganz natürlich in den Erzählungsrahmen der Ereignisse. So musste also die Rache für die Niederlage von 895 und nicht allein die diplomatische Verschlagenheit der Griechen die Ungarn bewogen haben, sich 896 mit dem griechischen Kaiser gegen Simon zu verbünden.

Alle, die die Jahreszahl der Fuldaer Chronik nicht anerkennen wollen, sollen beweisen, dass hier das «eodem anno» ein Schreibfehler ist, und wir machen sie darauf aufmerksam, dass sie es hier nicht mit den Worten des Fuldaer Chronisten, sondern mit den Berichten

des kaiserlichen griechischen Gesandten zu tun haben, dessen unmittelbare, frische Erzählung gewiss nur die Ereignisse der letzten Monate behandelte, und darum gerade in Bezug auf das Jahr am wenigsten fehlen konnte. Die gesammten byzantinischen Chroniken dieser Zeit können kein einziges glaubwürdigeres Datum anführen, als dieses.

Auf Grund alles dessen haben wir also eine vollkommen glaubwürdige Jahreszahl, welche besagt, dass der Einzug der Ungarn früher unmöglich geschehen sein konnte.

Das Jahr 896 selbst zur Feier zu empfehlen ist aus verschiedenen historischen Gründen unmöglich. Der eine ist, dass es ja nicht sicher ist, ob die Ungarn unmittelbar nach der Beendigung des bulgarischen Krieges eingewandert sind. Wir haben die Abweichungen zwischen Konstantin und den übrigen glaubwürdigen Quellen in Bezug auf den Abschluss des Krieges bereits gesehen. Nach Konstantin haben die Ungarn die Bulgaren besiegt und sind als Sieger in ihre Heimat zurückgekehrt. Erst nach ihrer Heimkehr wäre der Friede zwischen Kaiser Leo und Simon geschlossen worden und erst darnach der vereinigte Angriff der Bulgaren und Byssinier auf die Ungarn erfolgt.

Georgios und die Fuldaer Chronik wären wohl dahin zu verstehen, dass die Niederlage der Ungarn in Bulgarien geschehen ist (obgleich es nicht deutlich gesagt ist, doch führt der Text zu solcher Auffassung) und keiner der beiden erwähnt das Eingreifen der Byssinier. So ist es schwer zu entscheiden, welche der beiden Darstellungen zum Haupttexte gewählt werden soll, — und davon würde doch auch die Entscheidung jener chronologischen Frage abhängen, ob die Ungarn unmittelbar nach dem Abschlusse des bulgarischen Krieges aus Etelköz in ihre heutige Heimat gewandert sind, oder ob vielleicht etwas später.

Betrachten wir in dieser Hinsicht Konstantinus als Haupt-Autorität, und versuchen wir den Text der übrigen, als genügend glaubwürdig, mit dem seinigen in Einklang zu bringen, so erhalten wir folgende Vorstellung vom Verlauf der Sache: die Ungarn siegten in Bulgarien und kehrten unangefochten in ihre Heimat zurück. Nachdem sich auch die Griechen mit den Bulgaren versöhnt haben, dringen die letzteren mit den Byssiniern in Etelköz auf die Ungarn ein, und hier erlitten diese eine Niederlage, weil ein grosser Teil ihres

Heeres nicht daheim war. Die Darstellung des Georgios und der Fuldaer Chronik hat hier nur den Mangel, dass weder die Heimkehr der Ungarn aus Bulgarien, noch der Angriff von Seiten der Byssinier erwähnt wird. Sonst wäre dies dasselbe Ereigniss, das Konstantin, Georgios und die Fuldaer Chronik erzählen.

Wenn sich also nun zweierlei Darstellungen auf ein und dasselbe Ereigniss und dessen Abschluss beziehen, ist es klar, dass das Ende des bulgarischen Krieges und die Auswanderung der Ungarn aus Etelköz in dieselbe Zeit fallen; denn nach der Darstellung des Georgios mussten die Schlussereignisse des Krieges — wie dies schon Pauler sehr richtig bemerkt hat — sehr rasch auf einander folgen.

In anderem Lichte erscheint die Sache, wenn wir die Darstellung des Georgios als Haupttext nehmen. In diesem Falle haben die Ungarn schon in Bulgarien eine Niederlage erlitten, von welcher Konstantinus, ja selbst Kaiser Leo schweigen. (Ueber die wahrscheinlichen Ursachen ihres Schweigens habe ich oben gesprochen.) — Ein Bruchteil des ungarischen Heeres gelangte nach Hause, — und bei der Erwähnung der Heimkehr hat Konstantinus Recht, nur erwähnt er nicht, dass dies ein geschlagenes Heer war. Damit war nach Georgios und auch nach dem Gesandten Lazar der Krieg beendet. Was dann nachher zwischen Bulgaren, Byssiniern und Ungarn geschehen sein mag, gehörte nicht mehr in die griechische Geschichte. Es interessirt daher weder den Georgios, noch den aus griechischen Quellen schöpfenden Fuldaer Chronisten. Davon spricht einzig Konstantinus, der sich auch mit der Geschichte fremder Völker beschäftigte.

So erscheint also das byssinisch-bulgarische Bündniss, wiewohl es eine Folge des griechisch-ungarischen Bündnisses war, als ein besonderer Krieg. Die in dieser Richtung einzige Quelle, Konstantinus, sagt aber, dass er sogar zeitlich verschieden war. — Dieser Krieg verlief also erst nach dem bulgarisch-griechisch-ungarischen Kriege, als das ungarische Heer auf irgend ein unbekanntes kriegerisches Abenteuer ausgezogen war.

Kurz, wenn wir die von Georgios und der Fuldaer Chronik erwähnte Niederlage der Ungarn für ein anderes Ereigniss nehmen, als jenes, das Konstantin hervorhebt, so fällt der Abschluss des bulgarischen Krieges nicht unbedingt mit der Auswanderung der Ungarn aus Etelköz zusammen.

Obwohl ich geneigt bin, die letztere Auffassung anzunehmen, — will ich doch diese specielle Frage nicht als entschieden betrachten. So viel sehen wir, dass es eine nicht ganz sichere Folgerung wäre, zu behaupten, dass die Ungarn gleich nach dem Schlusse des bulgarischen Krieges eingewandert sind. Und wenn auch die Einwanderung gleich 896 ihren Anfang genommen hat, konnte doch die Auswanderung eines ganzen Volkes mit Hab und Gut nicht so rasch von Statten gehen, als der Aufbruch der bewaffneten Kriegsmacht dieses Volkes zu einem einzelnen Kriegszug. Die Tradition russischer und nationaler Quellen und das feindselige Verhältniss zu den Bulgaren lassen es als wahrscheinlich erscheinen, dass die Ungarn auf Umwegen, nach Norden hinaufziehend, eingewandert sind, und da nach den vielen Ereignissen von 896 auch der Herbst sehr bald eingetreten sein musste, ist es anzunehmen, dass sie unterwegs irgendwo überwintert haben. Eine andere Ursache, die ebenfalls auf historischen Daten beruht, ist, dass sich zu einem Nationalfest die Wende eines solchen Jahres nicht eignen kann, von welchem die contemporäre Chronik ganz deutlich eine nationale Katastrophe verzeichnet hat. Wir haben keinerlei Ursache, den bulgarisch-ungarischen Krieg zu feiern, und dessen Ende schon gar nicht.

So bleibt uns nur die Wahl unter einem der Jahre nach 896 für die endgiltige Einwanderung und die Besitznahme von der heutigen Heimat.

Wir können aber diese Wahl in genug enge Schranken drängen; denn wenn wir schon ein positives Datum für ein Ereigniss haben, welches der Einwanderung voranging, haben wir auch ein positives Datum für ein anderes Ereigniss, vor welchem wir den Besitz des heutigen Vaterlandes durch unsere Ahnen für eine perfecte Tatsache nehmen können.

II.

Dieselbe Fuldaer Chronik, welche uns eben Führer war, bringt ein positives Datum auch bezüglich der Landeseroberung.

Vom Jahre 900 berichtet sie, dass die Ungarn nach dem Tode Arnulf's Boten zur Kundschaft nach Baiern schickten, und sagt dann weiter:

«Dann drangen die Ungarn, nachdem sie unerwartet über die Enns gekommen waren, feindlich in das Land der Baiern ein. . . . . und kehrten dann zurück, woher sie gekommen waren, nach Pannonien.» [1]

Sie besassen also bereits damals nicht nur das heutige Ungarn jenseits der Donau, sondern auch Oesterreich. Denn seit dem Verschwinden der Avaren erstreckte sich Pannonien vom Gebiete der Raab westlich bis zur Enns: im Süden gehörte auch Steiermark dazu. Die Enns war die Grenze zwischen Baiern und Pannonien. Auf alle Fälle war, wie ich dies anderen Ortes und nach anderen Quellen des IX. Jahrhunderts des Ausführlichen nachgewiesen habe, der Begriff Pannoniens damals sehr elastisch, und erstreckte sich Pannonien viel weiter nach Westen als zur Römerzeit, da auch mehrere Teile des alten Noricums dazu gehörten; wo die Grenze im Osten war, dafür haben wir keine Angaben. [2] Aber selbst wenn jemand unter Pannonien nur den Teil jenseits der Donau im heutigen Ungarn verstehen wollte, ist es klar, dass dieser doch umsomehr im Besitze der Ungarn gewesen sein muss.

Und kann man die citirten Worte so verstehen, als ob die Ungarn Pannonien erst im Jahre 900 erobert hätten? — Absolut nicht. Denn es ist nicht gesagt, dass die Ungarn auf die Eroberung einer neuen Heimat, sondern dass sie *nach Hause* zogen, woher sie gekommen waren, nach Pannonien. Sie besassen also dieses Land schon im Jahre 900, und mussten es vorher erobert haben. Danach könnten wir die Landeseroberung auf 899 setzen? Auch nicht, obwohl die Meinung der Majorität diese Möglichkeit zugibt. Es ist genug sonderbar, dass sie es zugibt. Denn klare, sichere und verschiedenartige historische Daten weisen das Alibi der Ungarn aus. Die Ungarn haben jenes Jahr fast ausschliesslich in Italien zugebracht, und die Fuldaer Chronik spricht im Jahre 900 von ihrer Rückkehr. Und indem sie auf demselben Wege heimkehrten, auf welchem sie hinabgezogen waren (unzweifelhaft über Laibach), «verwüsteten sie den grössten Teil Pannoniens.»

Nun schliessen manche daraus: so konnten ja die Ungarn im Jahre 900 den Teil jenseits der Donau doch nicht besessen haben.

[1] «Redierunt unde venerunt ad sua, in Pannoniam.»

[2] «Mosaburg és megyéje» (Mosaburg und sein Gebiet) Századok 1882.

es lässt sich doch nicht voraussetzen, dass sie ihr eigenes Land verwüstet haben. Wenn nun aber, wie wir gesehen haben, derselbe Schriftsteller so deutlich sagt, dass Pannonien „bereits ihre Heimat war, — müssen wir entweder annehmen, dass sie wirklich diese alberne Tat vollbrachten, oder wir müssen unter dem «grossen Teile» Panonniens einen anderen Teil verstehen, als den, welchen die Ungarn bewohnt haben. Beide Erklärungsweisen können Stich halten. Die erste können wir dahin verstehen, dass sie allerdings die christlichen Priester aus dem grössten Teile von Pannonien vertrieben und ihre Kirchen niedergebrannt haben, womit sie — nebstbei bemerkt — keine wertvollen Monumente vernichtet haben: — doch einen gleichzeitigen christlichen Schriftsteller musste dies berechtigen, von einer allgemeinen vollständigen Verwüstung sprechen zu können.

Auch lässt sich diese erwähnte Verwüstung — und zwar mit grösserer Wahrscheinlichkeit — dahin erklären, dass die Ungarn das noch nicht in ihrem Besitz gewesene Oesterreich oder auch Steiermark verwüsteten. Uebrigens spricht ja der Chronist nicht von ganz Pannonien, sondern nur von dessen grösserem Teile.

899 war das Jahr des italienischen Krieges der Ungarn, der 24. September der Tag des grossen Sieges von Brenta.

Da aus keiner einzigen Quelle ersichtlich ist, dass die Ungarn ausser den Waffenfähigen der Nation auch noch ihre Familien und Mobilien mitgenommen hätten, mussten sie doch einen bleibenden Aufenthaltsort haben. Etelköz war dies nicht mehr, weil sie nach Kaiser Konstantin, so wie sie von dort ausgezogen waren, mit den Byssiniern nicht mehr kämpften, d. h. nicht mehr in ihre Nähe gingen. Es wäre anzunehmen, dass ihre Heimat diesseits der Donau das heutige Alföld war; doch da ihnen die Byssinier und Bulgaren furchtbarere Feinde waren, als die Deutschen oder die gedemütigten Mährer, haben sie sich gewiss gleich nach ihrer Einwanderung beeilt, die damals so sichere Grenzlinie, die Donau, zu überschreiten.

Wenn ferner ein Volk von Osten aus einen längeren Kriegszug nach Italien unternimmt, so musste doch für den Fall, dass es den Teil jenseits der Donau nicht besessen hätte, gerade dieser Teil derart unterjocht gewesen sein, dass es keinerlei Angriffe im Rücken zu fürchten brauchte, wenn es wieder die Absicht hätte heimzukehren. Es musste eine Kriegsmacht zum Schutze des Teiles jenseits der Donau zurücklassen. Kurz, es hing von seinem Belieben ab, ob

Pannonien seine bleibende Heimat sein soll. Und wenn es auch noch nicht der vorgefasste Plan der Ungarn war, so war doch damit nach der Logik der historischen Tatsachen die Eroberung des Landes vollzogen.

Und es war dies, wie wir gesehen haben, auch nach unserer glaubwürdigen Quelle geschehen, — sonst hätte der Chronist im Jahre 900 nicht sagen können, dass die Ungarn aus Baiern nach Pannonien heimgingen.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, im Jahre 900 dies bereits das Vaterland der Ungarn gewesen ist, kann der Geschichtsschreiber das Jahr 899 darum nicht zum Anhaltspunkte eines Freudenfestes nehmen, weil er, in dem Bewusstsein, dass die Ungarn damals in Italien waren, nicht einsehen kann, weshalb die ungarische Nation die Plünderung Italiens feiern sollte.

Aus dem Obigen ist es, wie ich glaube, klar, dass die Ungarn erst nach 896 in ihre bleibende Heimat gekommen sein konnten, und dass sie vor 899 bereits im Besitze des Teiles jenseits der Donau gewesen sein mussten, — mit diesem Besitze aber können wir die Landeseroberung als abgeschlossenes Factum betrachten.

Zwischen den beiden Grenzen gibt es nur zwei Jahreszahlen: 897 und 898.

Gegen die Jahre 97 und 98 scheint eine Angabe Konstantin's zu sprechen, wo es heisst, dass «nach dem Tode Svatopluk's dessen drei Söhne ein Jahr lang im Frieden lebten, dann aber, als Streit und Hader unter ihnen ausgebrochen war und sie Krieg gegen einander führten, von den Ungarn angegriffen und gänzlich ausgerottet wurden, worauf die Ungarn ihr Land eroberten, wo sie noch heute wohnen.»

Wenn wir das buchstäblich nehmen, müsste es, da Svatopluk 894 gestorben ist und der einjährige Frieden 895 zu Ende war, den Anschein haben, als ob sich der Zwist, der Bürgerkrieg, und die Landeseroberung seitens der Ungarn gleichzeitig im Jahre 896 zugetragen hätten.

Doch könnten wir dann sagen, dass wir gezwungen sind, weil die Angabe Konstantin's der der Fuldaer Chronik widerspricht, die eine Angabe zu acceptiren und die andere zu verwerfen, — und in diesem Falle ist Konstantin im Nachteile, da er um mehr als fünfzig Jahre später schrieb, und vom Schauplatze der Ereignisse um meh-

rere hundert Meilen entfernter war, als der Fuldaer Chronist, der von den Mährern sehr detaillirte Daten aufgezeichnet hat. Es fragt sich, ob Konstantin das Jahr genau gewusst hat, in welchem der Zwist entstanden war? Dümmler glaubt nicht grundlos, dass sich der nicht contemporäre Kaiser um drei bis vier Jahre geirrt haben mag. Wir können hinzusetzen, dass die Chronologie überhaupt die allerschwächste Seite sämmtlicher Byzantiner jener Zeit ist.

Es ist übrigens gar nicht nötig, die Sache so sehr auf die Spitze zu treiben: denn die Vereinbarung ist möglich. Konstantin konnte nicht nur hier die Ereignisse mehrerer Jahre in einen Satz zusammenziehen. Der Zwist unter den mährischen Fürsten konnte mehrere Jahre hindurch gedauert haben.

Wie lange nach dem Hader der Bürgerkrieg und nach dem Bürgerkriege das Eingreifen der Ungarn gedauert hat, sagt der Autor nicht. Ueberhaupt sagt er nicht, dass die ungarische Landeseroberung ein Jahr nach dem Tode Svatopluk's geschehen ist, — aus seinen Worten folgt genau genommen nur, dass der Zwist zwischen den Brüdern ein Jahr nachher *begonnen hat.*

Da die Fuldaer Chronik den bulgarischen Krieg auf das Jahr 896 verlegt und nach diesem Kriege die Einwanderung der Ungarn erfolgte, ist es unmöglich, dass der Hader in demselben Jahre seinen Abschluss gefunden haben soll, da er einen viel weitläufigeren Umfang gehabt haben konnte, was auch daraus ersichtlich ist, dass, als im Jahre 898 die Fuldaer Chronik von dem heftigen Ausbruche des Bruderkrieges spricht, nur mehr zwei Brüder am Leben sind: Mojmir und der jüngere Svatopluk.

Auch das erzählt der griechische Kaiser nicht bündig genug, ob die Ungarn gleich mit ihrer Niederlassung dem mährischen Reiche ein Ende gemacht haben: denn noch später, während die Ungarn in Italien sind, müssen die Deutschen mit den Mährern kämpfen. So muss man annehmen, dass ihnen die Ungarn nur die innerhalb der Karpathenlinie gelegenen Gebiete weggenommen haben, aber in dem heutigen Mähren nicht regiert haben. Es ist nicht unmöglich, dass es ausser dem von Constantin bezeichneten Gross-Moravia noch ein Klein-Moravia gegeben habe, — nämlich das heutige.

Da die Fuldaer Chronik mit vollständiger Glaubwürdigkeit behauptet, dass der grosse Krieg zwischen Mojmir und Svatopluk 898 geführt wurde, lässt sich kein begründeter Einwurf dagegen machen.

dass damals das geschehen sei, was Constantinus das Ende des Bruderzwistes nennt, dass nämlich die Ungarn Gross-Moravia, d. h. die westlichen Bezirke des heutigen Ungarn erobert haben, wie dies schon Katona richtig bemerkt hat.

Warum spricht die Fuldaer Chronik nicht von der Rolle der Ungarn? Das Schweigen eines mittelalterlichen Schriftstellers darf man nie als Beweis für das Nichtgeschehensein einer Sache nehmen. Auch ist es in den meisten Fällen schwer, die Ursache des Schweigens anzugeben. Wir müssen uns zumeist mit Vermutungen begnügen.

Auch hier können wir die Ursache des Schweigens vermuten. Es ist einfach unmöglich, dass derselbe bairische Schriftsteller, der über die mährischen Angelegenheiten und über Pannonien so gut unterrichtet war, nicht wissen sollte, was seit 896, wo er die Ungarn noch an der untern Donau kämpfen lässt, bis 899, wo er Pannonien bereits ihre Heimat nennt, geschehen ist. Wenn er es schon zu 898 nicht bemerkte, warum verzeichnete er es nicht wenigstens zu einem andern Jahre, dass die Ungarn damals und damals Gross-Moravia erobert haben, und dass nur Klein-Moravia eine Zeit lang unabhängig geblieben ist? Ob er nicht vielleicht aus demselben Grunde darüber schweigt, wie Kaiser Leo selbst über seine Perfidie den Ungarn gegenüber? Ob vielleicht nicht auch Arnulf den Ungarn die Donau hinab Schiffe sandte zur Ueberfahrt nach Gross-Mähren, wie kurz vorher Leo an der unteren Donau? Und dieses Bündniss war auch gar nicht neu, denn schon 892 haben die Ungarn — wie ich unten ausführlicher erzählen werde — mit Arnulf mitgewirkt gegen die Mährern, und zwar auf Arnulfs Ersuchen.

Der Chronist wollte, als ein Getreuer Arnulf's, diese seine Tat, wofür er später das verdammende Urteil von ganz Europa auf sich lud, nicht verewigen, dieselbe Tat, wegen welcher im folgenden Jahrhundert der Bischof von Cremona in seiner Chronik nur mit Erbitterung von Arnulf spricht, weil er die Ungarn damit hereingelassen hat, — worin er sich irrt, weil die Ungarn früher oder später auch ohne Arnulf die Teile jenseits der Donau erobert hätten. Ein Irrtum liegt auch darin, was Luitprand ebenfalls anführt, dass Arnulf den Ungarn Engpässe (clusura) geöffnet hätte. Das ist eine topographische Unmöglichkeit. Er verwechselt die Häfen in der Donau mit Bergpässen. Unzweifelhaft ist es aber, dass im X. Jahrhundert Arnulf für die Abenteuer der Ungarn verantwortlich gemacht wurde. Darum ist es

wahrscheinlich, dass der Fuldaer Chronist, weil er schon Arnulf in dieser Sache nicht verteidigen konnte, ihn auch nicht anklagen wollte. Darum schweigt er von der Niederlassung der Ungarn. Das hat er noch aufgezeichnet, dass sich Arnulf 892 ihrer Hilfe bediente, weil dies keine unmittelbaren Folgen hatte. Das Bündniss von 898 aber betrachtete er so, als ob Arnulf der Führer der Ungarn in die Gebiete jenseits der Donau gewesen wäre, was wohl übertrieben sein kann, doch offenbar die allgemeine Auffassung war.

Eben den Aufzeichnungen des Fuldaer Chronisten verdanken wir es, dass wir sowol die Einwanderung, als auch die Landeseroberung der Ungarn auf den kurzen Zeitraum von zwei Jahren beschränken können.

Wir können uns damit begnügen, und bauen auf die positive Angabe der Fuldaer Chronik, dass sich der, dem gross-mährischen Reiche so verhängnissvolle Krieg im Jahre 898 abgespielt hat, und wenn wir aus ihr noch die Eingriffe der Deutschen in diese Zwistigkeiten erfahren, so können wir es nach Constantinus für sehr wahrscheinlich halten, dass zur selben Zeit und mit ihnen im Einverständnisse von Osten her die Ungarn dasselbe taten, was die Deutschen im Westen.

Doch will ich hier nicht ein Bild der Landeseroberung entwerfen, was eine grosse und schwierige Aufgabe ist. Meine Aufgabe ist hier nur über ein paar Jahreszahlen derselben zu berichten. Diese Jahreszahlen sind: für die Einwanderung 897, für die Landeseroberung 898.

Eine dieser beiden Jahreszahlen empfehle ich zur Feier des Millenariums.

Dies ist meine motivirte, vielleicht zu langwierig motivirte Ansicht. (Schluss folgt.)

FRANZ SALAMON.

MAGYARISCHE ARCHIV-ENTFÜHRUNG.

Es ist mit jenem Zeitalter vorbei, welchem die bei Mondschein schmachtenden Ritter von traurigem Angesichte, die blassen Mädchen und tyrannischen Väter das Gepräge gaben; auch die, einst die Nerven erregenden Entführungen aus dem Harem oder geradezu aus dem Serail verloren viel von ihrem Zauber; auch sind die eben nur

nach einem europäischen Cavalier schmachtenden Zulejka's, Fatima's oder brasilianischen Donna Elvira's, sammt den sie begleitenden alten Negerinnen aus der Mode gekommen; auch das Zeitalter der Strickleiter, der tyrannischen Gatten und der furchtbaren Brüder ist dahin: nichtsdestoweniger haftet selbst heute noch etwas «Poetisches» an dem Worte «Entführung.»

Aber eben dieses «Poetische» verursacht, dass es uns schier als ein Blendwerk erscheint, wenn wir mit dem Worte «Entführung» einen so überaus prosaischen Ausdruck in Verbindung sehen, wie das Wort «Archiv.» Wie können diese Begriffe neben einander bestehen? Bisher fanden wir ja, dass, wenn wir das Publicum zur Besichtigung der Archive sogar mit grossem Lärme heranlockten, ihm dazu bequeme Wege und ein zuvorkommendes Geleite anboten, es stets nur wenige waren, die all' das in Anspruch nahmen: — und jetzt sollte die Anziehungskraft der Archive auf einmal derart gewachsen sein, dass man sie geradezu «entführt»?

So sehr wir aber auch an der Möglichkeit einer Archiv-Entführung zweifeln mögen, — wahr muss es doch sein, dass eine solche Entführung stattfand, und zwar sonderbarster Weise in und durch Ungarn: wir entnehmen ja diese Nachricht nicht dem Pariser «Figaro», der sich seinem Publicum gegenüber so manchen Scherz erlaubt, sondern einem ernsten, wissenschaftlichen Fachorgane, der in München erscheinenden *Archivalischen Zeitschrift*. Diese bringt in ihrem letzten (VII.) Bande einen Artikel unter dem Titel: «Magyarische Archiv-Entführung.»

Da die Dinge so stehen, entschlossen wir uns, nicht weiter über die Möglichkeit oder Glaubhaftigkeit der Sache zu grübeln, sondern den Artikel zu lesen. Was soll denn eigentlich diese «Magyarische Archiv-Entführung» sein?

Wir lesen kaum einige Zeilen, und wir fühlen uns schon gewissermassen enttäuscht: es ist hier durchaus von keiner pikanten Geschichte die Rede, sondern davon, dass das Archiv des Karlsburger Capitels und des Kolosmonostorer Convents in das Budapester Staatsarchiv transferirt und hiedurch seinem vernachlässigten Zustande entrissen wurde, nunmehr ordentlich verwaltet werden und den wissenschaftlichen Forschern sowohl des In- als des Auslandes zugänglich gemacht werden soll.

Wir wussten zwar sehr gut, dass der Redacteur der «Archivali-

schen Zeitschrift», jener durch seine «Gründlichkeit» auch bei uns in weiten Kreisen bekannte Franz v. Löher sei, der nach einer allzukurzen Touristenreise durch Ungarn seine Eindrücke in einer, Lebende und Todte richtenden Weise unter dem Titel «Magyaren und andere Ungarn» zusammenstellte, — welches Buch allerdings nicht so schön geschrieben ist, wie Tissot's viel verlachtes Werk, aber an «Gründlichkeit» mit ihm erfolgreich concurrirt; jener Franz v. Löher, der seither in Deutschland die Rolle eines Sachverständigen in ungarischen Angelegenheiten spielt, Vorworte zu Werken schreibt, in welchen sächsische Abgeordnete ungarische Angelegenheiten in jener bekannten objectiven Weise behandeln, für welche die deutsche Journalistik den Ausdruck «Schmerzensschrei» erfunden hat, — mit einem Worte, derselbe Mann, der, so oft er sich mit ungarischen Angelegenheiten beschäftigt, den ausgesprochensten Ungarnhass zur Schau trägt.

Trotzdem hätten wir geglaubt, dass, wenn diese Zeitschrift, welche bisher von den wichtigsten Ereignissen des ungarischen Staatsarchivs keine Notiz nahm, dieses Ereignisses, welches sie merkwürdiger Weise sofort entdeckte, da dasselbe von archivalischem Standpunkte ein erfreuliches ist, nur lobend gedenken werde; wir müssen also in der Tat erstaunen, diese Verfügung als eine Archiv-Entführung bezeichnet und derart behandelt zu sehen, als ob nicht so sehr eine «Entführung», sondern geradezu ein «Raub» stattgefunden hätte.

Schon der Anfang des Artikels ist vielversprechend. Zuerst wird uns vorgeworfen, dass wir dem Axiome untreu wurden, dem zufolge ein Staat sich nur durch jenes Princip erhalten könne, durch welches er gross geworden. Wir glauben, dass auch dieses Axiom, wie so viele andere, kaum als absolut giltig angesehen werden kann. Wäre dem so, dann müsste ja Baiern sich auch jetzt mit Frankreich gegen den deutschen Kaiser verbünden, seine Interessen von denen der deutschen Nation trennen und sein Augenmerk der Ansichreissung grösserer und kleinerer Nachbarterritorien zuwenden. Aber — lassen wir das; es kann nicht unsere Aufgabe sein, sogenannte politische Axiome auf ihre Stichhaltigkeit hin zu untersuchen.

Sehen wir lieber, wodurch wir uns diesen Vorwurf zuzogen? «Ungarn ist ein Staat von verschiedenen Völkerschaften, deren Freiheit bei Gebrauch ihrer Muttersprache in Schule, Gericht und Ver-

waltung des Landes Gedeihen bedingte» — so lautet eine Stelle in dem angezogenen Artikel.

Ich glaube, auch der Autor der citirten Zeilen wird Nicolaus Zrinyi, den eben so grossen Staatsmann, als Feldherrn und Schriftsteller darin wohl als competent anerkennen, welcher Meinung unsere Ahnen über das Princip waren, durch welches Ungarn gegründet und erhalten wurde. Dieser schreibt nun folgendermassen: «Dasjenige Land, welches durch Waffen gewonnen wurde, muss durch Waffen erhalten werden; und was wir Ungarn besitzen, das haben unsere Ahnen mit Waffen erworben und bisher erhalten: kein Zweifel, dass es auch in der Zukunft durch Waffen erhalten werden muss.»

Oder stehen vielleicht die Tatsachen im Gegensatze mit der Darstellung Zrinyi's und der Auffassung der ungarischen Nation? Es ist allerdings wahr, dass in Ungarn nicht nur Personen, sondern auch Corporationen fremder Zunge in ihren Angelegenheiten ihrer eigenen Sprache sich bedienen konnten und es auch jetzt noch tun können. Das macht aber aus Ungarn keinen Föderativstaat, wie es denn auch kein einziges Territorium oder Comitat im Lande gibt, das sich nicht als ein ungarisches, sondern als ein deutsches, walachiches, slovakisches oder serbisches angesehen und genannt hätte. Die einzige Ausnahme bildet der von Sachsen bewohnte, siebenbürgische Königsboden; — denn wir hoffen, dass der Autor des citirten Artikels nicht so naiv ist, die Székler, Kumanen, Jazygen oder Hayduken für eigene Nationalitäten anzusehen; — aber das Vorhandensein eines solchen Ausnahmeterritoriums macht aus einem einheitlichen Staat keinen «Staat von verschiedenen Völkerschaften.»

Nach jener wohlgemeinten Zurechtweisung erfahren wir, wer der Vortänzer in jenem Hexentanze sei, den wir «in unseliger Verblendung» tanzen. Dieser schreckliche Mann ist der Minister (richtiger Ministerpräsident) Koloman v. Tisza, «der die Länder der ungarischen Krone so behandelt, wie Napoleon I. die seines Kaiserreiches; gleichwie dieser die Hauptschriftstücke der europäischen Geschichte nach Paris schaffen wollte, schleppt Tisza die Landesarchive nach Pest» (richtiger nach Budapest, und auch da nach der Ofner Seite). Wort für Wort gaben wir diese Wunderblüten des Stils wieder, damit unsere Leser den originellen Einfall, — die Wirksamkeit eines Napoleon oder eines Tisza aus dem Standpunkte zu beurteilen, wie sie

mit den Archiven vorgingen — in seiner ganzen Eigenheit geniessen können. Bei dem Ueberraschenden dieses Einfalls ist es eine Frage dritten Ranges, ob diese vorgebliche Aehnlichkeit auch besteht. Allerdings können wir es nicht ohne weiteres bejahren, denn Napoleon entriss den Archiven einzelne wertvollere Teile, um dieselben in Paris zu concentriren, während Tisza ganze Archive mit einander vereinigt.

Der Autor besagten Artikels ist jedoch damit nicht zufrieden, die Sünde Tisza's im Allgemeinen zu erwähnen. Er beschwört die blutigen Schatten der verschleppten und entführten Archive herauf, denen darob sicherlich das Herz gebrochen ist. Blassen Angesichtes schreitet einher das Archiv des siebenbürgischen Fiscus, dann kommt das des gewesenen Guberniums, diesem folgt das aus Wien entführte Archiv der siebenbürgischen Hofkanzlei. Aber für das Bisherige wäre vielleicht noch eine Absolution möglich, — doch jetzt kommen die unschuldigsten Opfer. «Uebrig waren noch — spricht er in elegischem Tone — die beiden eigentlichen Landesarchive Siebenbürgens, das des Capitels in Klausenburg (? richtig Karlsburg), und des Konvents in Kolosmonostor.»

Der Artikel stellt es geradezu als eine Rechtsverletzung dar, dass der ungarische Staat diese Archive antastete. Und sein Argument ist wirklich niederschlagend. «Aus demselben Grunde könnten die Archive aus allen deutschen Städten nach Berlin gezogen werden.» Man sieht es ihm an, wie sehr er sich dessen bewusst ist, dass die Ungarn einem solchen Argument gegenüber nichts anderes tun können, als sich die Brust zu schlagen, ausrufend: «mea culpa, mea maxima culpa.» Hierauf deutet wenigstens, dass er in seiner grossen Selbstgefälligkeit die Genauigkeit ganz bei Seite lässt, und im Allgemeinen von Archiven spricht, als ob die Stellung von Familien-, Stadt-, und Comitatsarchiven dieselbe wäre, wie jene der Staatsarchive. Aber verzichten wir auf die Genauigkeit des Ausdruckes. Setzen wir voraus, dass das Attribut «Staats» nicht absichtlich, sondern nur zufällig in der Feder des Autors geblieben sei. Hierin können wir umso nachgiebiger sein, als wir ohnehin genötigt sind — wie sehr wir es bedauern — seine Freude über dieses grossartige Gleichniss zu verderben. Wir halten uns zwar durchaus nicht für solche Sachverständige in deutschen Angelegenheiten, wie die «Archivalische Zeitschrift» in ungarischen: dennoch glauben wir behaupten

zu können, dass gegen die Transferirung der Staatsarchive von Baiern, Württemberg, Sachsen u. s. w. doch mehr eingewendet werden könnte, insoferne dieselben Archive von Ländern sind, welche ihre eigenen Herrscher, ihre eigenen Regierungen und Parlamente haben, und mit Preussen nur in gewisser Hinsicht *einen* Staat bilden. Was aber die Transferirung der Staatsarchive von Hessen-Cassel, Nassau etc. nach Berlin betrifft, dagegen — glauben wir — würde es wirklich schwer sein, *juridische* Gründe anzuführen; nur das könnte die Frage sein, ob diese Verordnung auch *zweckmässig* wäre. Denn hätte Preussen hiezu kein Recht, mit welchem Rechte befindet sich dann im baierischen Staatsarchiv das Archiv des Kurfürstentums von der Pfalz oder des Kurerzbistums Mainz? Oder hält Archiv-Director v. Löher auch das für eine Rechtsverletzung, und hat er vielleicht auch schon Vorschläge gemacht über gewisse Vorkehrungen, welche mit den grossherzoglichen Regierungen von Baden und Hessen-Darmstadt zu besprechen wären, damit das erstere Archiv nach Mannheim, das zweite nach Mainz zurückgeführt werde?

Die rechtliche Seite der Sache unserer fraglichen zwei Archive ist sehr einfach. Zur Zeit der Nationalfürsten Siebenbürgens hatte die Versammlung der Stände das Verfügungsrecht über dieselben. Nachdem jedoch das Haus Habsburg auch in Siebenbürgen zur Herrschaft gelangte, hatte sich die Situation verändert: Carl III. und Maria Theresia haben den auf Gesetzen beruhenden Zustand dieser Archive im Verordnungswege verändert, und diesen Verordnungen gemäss standen diese zwei Archive — jedoch bei vollständiger Wahrung ihres staatlichen Charakters — unter Aufsicht des siebenbürgischen katholischen Status, resp. des Karlsburger Capitels. So ist das Recht des *Staates* — und zwar seit der Wiedervereinigung Siebenbürgens mit Ungarn — des *ungarischen* Staates auf diese Archive unbestreitbar. Es kann nur das die Frage sein, ob dieses Recht die jeweilige Regierung im Verordnungswege ausüben darf oder ob sie hiezu die Zustimmung des Parlamentes zu erwirken habe. Als die Regierung diese Archive mit dem Budapester Staatsarchiv vereinigen wollte, ging sie von jenem sehr natürlichen Grundsatze aus, dass jene Institution, welche aus fürstlicher Machtfülle, im Verordnungswege zu Stande kam, aus derselben fürstlichen Machtfülle, in demselben Verordnungswege von der Regierung verändert werden könne. Und wenn die ungarische Regierung trotz solcher gesetzlichen Basis

bereit war, den Protest des siebenbürgischen katholischen Status in Betracht zu ziehen und die Angelegenheit dieser Archive zum Gegenstande der Legislative zu machen, so hat sie dadurch wiederum nur gezeigt, dass sie möglichst jede Verordnung vermeidet, wodurch in einem, nur einigermassen bemerkenswerten Teile des Landes, wenn auch ohne Recht und Grund, Besorgnisse wachgerufen werden könnten.

Das könnte allerdings Gegenstand der Erörterung sein, ob die Regierung recht handelte, als sie diese Nachgiebigkeit zeigte: sie hat aber hiedurch nur bezeugt, dass sie sich mächtig genug fühlt, das schönste Recht des Starken, die Nachgiebigkeit auszuüben. Und wir können hinzusetzen, nicht ohne Erfolg. Als die Angelegenheit der beiden Archive vor die Legislative kam, erhob sich *keine einzige* Stimme *gegen* den Gesetzentwurf, obgleich sowohl als Abgeordnete, als auch als Mitglieder des Oberhauses recht viele Angehörige des siebenbürgischen katholischen Status an den Arbeiten des ungarischen Reichstages lebhaften Anteil nehmen.

Die Nachgiebigkeit unserer Regierung finden wir auch in diesem Artikel erwähnt, aber etwas sonderbarer Weise commentirt. Als die Transferirung der fraglichen Archive nach Budapest im Verordnungswege bestimmt war, und der katholische Status dagegen Verwahrung einlegte, erschien in der «Archivalischen Zeitschrift» ein Artikel, um dies der Welt bekannt zu machen. Der jetzige erwähnt mit keinem Worte jenes damals freudig begrüsste Ereigniss, sondern spricht folgendermassen: «Die «Archivalische Zeitschrift» legte im III. Bande, Seite 310 ff. die Ungesetzlichkeit dieses Verfahrens dar, man musste davon abstehen.»

Es ist allgemein bekannt, dass der Präsident der ungarischen Regierung ein grosser Verehrer der Wissenschaft im Allgemeinen, besonders aber der deutschen ist; wir können jedoch den Schreiber jener Zeilen versichern, dass seine Hochachtung für die deutschen Gelehrten nur so weit geht, dass er ihre Wissenschaft hochschätzt, nicht aber so weit, dass er die Wünsche auch des namhaftesten (noch weniger des Anonymen der Archivalischen Zeitschrift) als Befehl ansieht.

Da nun die rechtliche Seite der Angelegenheit vollständig im Reinen ist, kann nur das die Frage sein, ob diese Verfüguug auch zweckmässig war. Der citirte Artikel macht zwar die Miene, als ob er

meinte, die Motivirung des Gesetzentwurfes hätte das als ein rechtliches Argument angeführt, dass diese Archive nicht nur Siebenbürgen, sondern auch andere Teile des Staates betreffen. In der Motivirung des Gesetzentwurfes ist das aber, da ein juridisches Argument nicht nötig gewesen ist, nur als ein Zweckmässigkeitsargument angeführt, jenem möglichen Einwurf gegenüber, dass in Folge der Transferirung die siebenbürgischen Parteien schwieriger zu den, sie betreffenden Documenten gelangen könnten. Aus diesem Standpunkte ist es jedenfalls bemerkenswert, dass in beiden Archiven sich sehr viele Documente aus dem einstigen «Partium» befinden: die Bewohner dieser Gegend können aber leichter nach Budapest reisen, als nach Karlsburg, zum Teile auch als nach Klausenburg. Uebrigens war die Inanspruchnahme dieser Archive aus practischen Ursachen so gering, und ihre Bedeutung wurde von den Interessirten so wenig gefühlt, dass aus diesem Standpunkte nicht die geringste Einwendung erhoben wurde.

Nur vom Standpunkte der Zweckmässigkeit kann auch das in Betracht gezogen werden, was der Artikel behauptet, dass durch die Transferirung nach Budapest die wissenschaftliche Benützbarkeit der Archive abnehmen wird. Dieser Gesichtspunkt, sagt er, verlangt diese Archive für die Klausenburger Universität und den deutschen historischen Verein von Siebenbürgen. Die Zugänglichkeit für wissenschaftliche Forscher ist jedenfalls beachtenswert, wenn auch nicht gerade massgebend, aber den Autor dieses Artikels verlässt auch hier nicht sein Fatum: selbst dieses Argument spricht gegen ihn, denn die meisten Forscher der siebenbürgischen Geschichte wohnen in Budapest. Ueberdies sind die Interessen der Klausenburger Universität und der sächsischen historischen Gesellschaft kaum vereinbar: sind die Archive in Hermannstadt, dann sind sie für die Klausenburger, sind sie in Klausenburg, dann sind sie für die Sachsen ebenso wenig zugänglich, wie in Budapest.

Die Erwähnung der Ansprüche der sächsischen historischen Gesellschaft — die Anführung der Klausenburger Universität ist nämlich nur als Staffage anzusehen: diese weiss ja sehr gut, dass, wenn sie etwas durchsetzen will, es ein viel kürzerer Weg ist, sich nach Budapest zu wenden, als via Hermannstadt in München Lärm zu schlagen, — gibt dem ganzen Artikel einen gewissen komischen Anstrich. Das klingt ja beiläufig so, als wenn die italienische Regie-

rung das Archiv von Venedig nach Rom verlegen wollte, und die ungarischen Historiker dagegen einwenden würden, dass die wissenschaftlichen Interessen das Verbleiben desselben in Venedig verlangen — für die ungarische historische Gesellschaft, deren Mitglieder nicht im Stande wären, die kostspielige Reise nach Rom zu machen. Die Ansprüche der sächsischen historischen Gesellschaft auf diese Archive sind nämlich durchaus nicht besser begründet: sie enthalten viel wertvolles Material zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen; Natur und Ursprung dieser Archive jedoch ist durchaus nicht sächsisch.

Bezüglich dieser letzten Einwendung könnte man den ganzen Angriff aus der Befangenheit eines Gelehrten erklären. Man könnte wähnen, dieser oder jener sächsische Gelehrte wohne in Karlsburg oder in Klausenburg, benütze diese Archive fortwährend, und da er in Folge seiner Armut nicht im Stande ist, die Reise nach Budapest zu machen, so sei es ihm nun unmöglich gemacht, seine Beschäftigung fortzusetzen. Ein auf subjective Momente basirter Angriff wäre zwar unberechtigt und könnte nicht in Betracht gezogen werden, wäre jedoch erklärlich: — aber kein einziger sächsischer Gelehrter wohnt in diesen Städten, und der «so sehr tätige, deutsche historische Verein von Siebenbürgen» bekümmerte sich bisher, man kann sagen, gar nicht um diese Archive.

Was mag aber die Ursache sein, könnte jemand fragen, dass dieser Artikel die ungarische Regierung und Nation so scharf angreift? Wer hierüber noch Zweifel hegen möchte, der erhält die Antwort in den Schlusszeilen des Artikels. «Haben ehemals die Tartaren den Siebenbürger Archiven arg mitgespielt, so wollen jetzt die Magyaren ihre eigene magere Sammlung ungarischer Urkunden (das älteste Document ist von 1101) mit siebenbürgischen fett machen.»

Vergleichen wir diese Zeilen damit, dass am Anfange besagten Artikels davon die Rede ist, dass die Ungarn die Rechte der Staatsbürger fremder Nationalität beschränken, damit, dass darin von Ansprüchen des siebenbürgisch-sächsischen historischen Vereins geschrieben wird, und dass am Ende der Artikel sich so weit versteigt, dass er den «Magyaren» mit ihren «ungarischen Urkunden» «Siebenbürgen» und die «siebenbürgischen» entgegenstellt. Welche Folgerungen kann aus dieser Darstellungsweise der in ungarischen Verhältnissen Unbewanderte ziehen? Nichts anderes, als dass Sieben-

bürgen oder wenigstens jener Teil, auf den sich diese Archive beziehen, nicht ungarisch ist. Und was können wir hieraus folgern, da wir doch sehr gut wissen, dass der Verfasser besagten Artikels nur jemand aus Ungarn sein kann, der sehr gut weiss, dass diese Archive den Adel Siebenbürgens betreffen, der geradezu so sehr ungarisch war, dass er in den Gesetzen gewöhnlich nicht mit dem Worte «der Adel», sondern «die Ungarn» bezeichnet wurde? Wir können hieraus keine andere Folgerung ziehen, als dass wir es in diesem Artikel nicht mit den Uebertreibungen eines Befangenen, sondern mit den Verleumdungen eines Uebelwollenden zu tun haben, der die Unkenntniss des deutschen Publicums in ungarischen Verhältnisen, und den bekannten Ungarnhass des Redacteurs der «Archivalischen Zeitschrift» dazu benützt, die deutsche öffentliche Meinung durch niederträchtige Lügen gegen uns zu erregen, indem er eine, nur uns Ungarn im strengsten Sinne des Wortes betreffende Angelegenheit so darstellt, als ob sie ein Factum der Unterdrückung der Sachsen wäre.

Uebrigens sind wir dem Autor des oft citirten Artikels zum Danke verpflichtet. Solange unsere Feinde nur mit Uebertreibungen vor das, unsere Verhältnise nicht kennende deutsche Publicum treten, können sie dessen Urteil irre führen, indem sie manche Acte unserer Regierung, mit denen diese einige mittelalterliche, mit dem modernen Staate nicht vereinbare Institutionen verändert, als Acte einer Nationalitäts- oder gar einer deutsch-feindlichen Politik darstellen. Wir sind indess davon überzeugt, dass das deutsche Volk, welches für die Ehrlichkeit keinen geringen Sinn besitzt, wenn es einmal zu der Ueberzeugung gelangt ist, dass Einige unverschämt genug sind, die mangelhafte Orientirtheit des deutschen Publicums in ungarischen Angelegenheiten zu frechen Lügen auszubeuten, endlich sich mit Abscheu von der ganzen Truppe abwenden werde, welche jetzt unter dem Deckmantel der Anonymität die deutsche Presse mit ungarnfeindlichen Artikeln überschwemmt. Vielleicht werden wir gerade auf diesem Wege erreichen, dass die Reaction eintritt, und das deutsche Volk, wenn es seine «Sachverständigen in magyarischen Dingen» endlich richtig erkennt, in Zukunft nicht nur den Verleumdungen, sondern auch den Uebertreibungen kein Gehör mehr schenken wird.

JOSEPH SZALAY.

DIE LETZTEN STUNDEN
DES KÖNIGS WLADISLAW II. VON BÖHMEN UND UNGARN.

Von
Louis Neustadt.

König Wladislaw II. hat kurz vor seinem am 13. März 1516 in Ofen erfolgten Tode seinen letzten Willen kundgegeben, in welcher Weise er die Führung des Regiments unter seinem Sohne Ludwig wünsche, nicht in Uebereinstimmung mit einem grossen Teile der Stände, deren Unzufriedenheit sich unmittelbar nach dem Tode Wladislaws auf dem ersten Reichstage in einer Demonstration gegen den jungen König und seine Leiter Luft machte. Eine Kenntniss der Vorgänge in den letzten Tagen des alten Königs ist daher für die Beurteilung der späteren sich daraus entwickelnden Ereignisse durchaus notwendig. Hat man doch noch bis in die jüngste Zeit selbst über den Todestag des Königs geschwankt.

Da wir einer besonderen Darstellung der Zustände Ungarns unter den beiden Jagellonen Wladislaw und Ludwig entbehren, sind wir auf die allgemeinen Geschichtswerke von Horváth und Szalay auf der einen Seite, Engel und Klein auf der andern angewiesen. Sie folgen fast durchweg dem kurzen Bericht des Niklas Istvánffy (VI, 83 ff.), eines Mannes, der ein Jahrhundert nach dem in Rede stehenden Ereigniss gelebt und geschrieben hat. Ein von Bél (notitia Hung. nova historica III, 241 ff.) im vorigen Jahrhundert veröffentlichter und von Katona (hist. reg. Hungariæ stirpis mixtæ XI, 942 ff.) und Klose (Documentirte Geschichte von Breslau III, 2, 756 f. zum grossen Teil) noch einmal zum Abdruck gebrachtes Schreiben Ludwigs an seinen Oheim den König Sigismund von Polen ist wenig beachtet worden. Noch geringere Beachtung hat ein von Klose (ib. 755 f.) inhaltlich mitgeteilter Brief gefunden, welchen der Rat der Stadt Breslau an den Herzog Friedrich II. von Liegnitz geschrieben hat. Er giebt Mitteilungen des bei dem Tode anwesenden päpstlichen Nuntius wieder. Nachrichten von polnischer Seite sind durch die Acta Tomiciana bekannt geworden (IV, 14 ff.). Sie sind von auffallender Leere des Inhalts, voll von Widersprüchen. Recht interessant sind dagegen die durch Wenzel im «Magyar Történelmi Tár» (Ungar. histor. Archiv) veröffentlichten Depeschen des venetianischen Ge-

sandten *Antonio Suriani,* der zur Zeit des Todes Wladislaws in Ofen war (M. T. T. XXV, 38 ff., 41 f., 43 ff.). Sie verbreiten über Vieles Licht, lassen jedoch immerhin noch Manches im Dunkel.

Im Folgenden füge ich nun zu den vorhandenen Berichten einen neuen aus der Feder eines Mannes, der selbst am Krankenbette des Königs gesessen hat. Ich fand ihn in einem aus dem ehemaligen Plassenburger Archiv stammenden Fascikel des königlichen *Kreisarchivs Bamberg* (Nr. 1943). Er umfasst zwei Bogen Papier in Folio, ist aus Ofen datirt, jedoch ohne weiteres Datum, ohne Unterschrift und ohne Adresse. An der Schrift erkannte ich sofort die Hand des Markgrafen Georg von Brandenburg. Diese Beobachtung wird vollauf durch den Inhalt bestätigt. Der *Schreiber* erzählt von seiner Anwesenheit im Krankenzimmer des Königs, von der Pflege, welche er demselben hat angedeihen lassen, wie er und Bornemissa von ihm zu Erziehern seines Sohnes ernannt worden seien, wie er von den Sorgen um die Erziehung des jungen Königs in Anspruch genommen und überdies durch seine Güterstreitigkeiten gequält werde. Die Präsentationsbemerkung des Ansbacher Kanzlisten in dorso «Markgraf Georgen schreyben mit verkundigung kunig Wladiszlawusz zu Hungern dvtlichen abgangk» hat den Schleier völlig von dem Briefschreiber genommen.

Georg redet in dem Briefe seinen Bruder an. Da er die Bitte ausspricht, dass er ihm zur Stütze von vier genannten Räten zwei nach Ofen schicken möge, von denen einige (wie Conrad Poss) nachweislich zu jener Zeit in Franken sich in fürstlichen Diensten befanden, so kann der angeredete Bruder auch nur einer sein, welcher damals in der fränkischen Heimat war. Nun waren von den sieben Brüdern Johann am spanischen Hofe, Albrecht Hochmeister des deutschen Ritterordens in Preussen, Johann Albrecht Domherr zu Mainz, Friedrich und Wilhelm zu Ingolstadt auf der Universität, Gumprecht noch ein Knabe. Der *Adressat* ist demnach der älteste Bruder Kasimir, der seit der Abdankung des Vaters im Jahre 1515 die Regierung in Ansbach geführt und mit seinem Bruder Georg die ganze Zeit von dessen Aufenthalt am ungarischen Hofe in einem ununterbrochenen Briefwechsel gestanden hat.

Auch das *Datum* lässt sich wenigstens annähernd feststellen. Georg erzählt von den letzten Stunden, dem Tode und auch noch von der Bestattung des Königs in Stuhlweissenburg. Da die letztere

am 19. März erfolgt ist, muss er den Brief nach diesem Tage geschrieben haben; aber vor dem 24. April, denn er berichtet, dass an diesem Tage der Reichstag zusammentreten werde; und wohl eine geraume Zeit vorher, weil er bis dahin noch von seinem Bruder die gewünschten Räte erwartet, er ihm auch noch auf den Reichstag bezügliche Wünsche zur Mitteilung an den Kaiser zu erkennen gibt. Georg hat also seinen Brief in den letzten Tagen des März oder in den ersten des April geschrieben, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse, von welchen er erzählt. Seine Erzählung ist auch frisch und lebendig. Das Ergreifende der Scenen, welche sich vor dem sterbenden Könige abspielen, tritt in seinen ungeschminkten Schilderungen an manchen Stellen in recht charakteristischer Weise hervor. Georg am Bette des todtkranken Wladislaw, vor ihm die Magnaten des Reichs, unmutig über seine letzten Anordnungen in Betreff der Regierung des Nachfolgers, Rechenschaft von ihm fordernd, dann im Hintergrunde Johann Zápolya, der schmollend seinem Könige die letzte Ehre versagt, das ist ein Gemälde, welches die Lage, in der der alte König das ungarische Reich seinem unmündigen Sohne hinterlassen hat, mit trauriger Wahrheit wiedergiebt.

Daneben erlangen wir einen interessanten Einblick in die Beziehungen Georgs zu Zápolya und in das unruhige Treiben des Mannes. Auch die Reichspolitik, das Werben Maximilians um die Gunst des Hauses Brandenburg in den letzten Jahren seiner Regierung, als es sich um die Wahl Karls, seines Enkels, handelt, werden gleich am Anfang des Schreibens gebührend beleuchtet. So mag dieser Brief ein Beleg dafür sein, welchen hohen Wert die gesammte Correspondenz des Markgrafen Georg von Brandenburg für die Kenntniss der Geschichte Ungarns, wie auch der allgemeinen Politik jener Tage besitzt.

Dabei muss ich auch hier wieder dem Herrn Reichsarchivdirector Geh.-Rat Prof. Dr. von Loeher, sowie der Verwaltung des königl. Kreisarchivs in Bamberg meinen verbindlichsten Dank aussprechen. Herr Dr. Volger, der mich auf dem Breslauer Stadtarchive bei der Lectüre der Briefe Georgs, welche oft noch schwerer zu verstehen als zu lesen sind, jederzeit auf daz Gefälligste fort und fort unterstützt, hat sich meinen ganz besonderen Dank erworben.

* * *

Ofen [1516 Ende März].

[Markgraf *Georg v. Brandenburg* berichtet seinem Bruder [*Kasimir*] von den letzten Stunden des Königs *Wladislaw II. von Ungarn*, von dessen Tode, von den Leichenfeierlichkeiten in *Ofen* und *Stuhlweissenburg*, sowie von seinen Sorgen um die Erziehung des jungen Königs *Ludwig* und um seine gefährdeten Güter. Er bittet deshalb den Bruder ihm zur Unterstützung zwei Räte aus *Franken* zu schicken.

Was ich in bruderlychen dreven dynsdt lybs vndt gvdtez vermagk, sey dyr alezeydt mydt geduldt.

Freundtlycher lyeber brvder! Deyn sreyben, myr bey[1] dem *Fynkennersteyn* gedan, hab ych alles ynhaldeczs verlesen vndt geren gehordt k. mt. furnemen: besorg nardt,[2] bens[3] spyl am besten seye. soch berdt er nydt verdrvckken, bye formals ofdt gesehen isdt. Ich boldt dyr geren sreyben by es eyn gestaldt hedt mydt meyn gvdttern; ben ych dye besten hofnung darczu hab, undt ichs auf das gebysdt hab, so yst es nyx, dan sy es geren vmbsvnsdt[4] hedtten; byl aber noch nydt verczagen vndt mydt hernn *Sygmvnden*[5] fleys haben, do mydt myr doch syche mochten verkavffen, domydt ich doch odbes,[6] das nydt gar spodtlych ber, doraus mochdt bringen.

Frevndtlycher lyeber brvder! Ich byl dyr mydt dravrygem gemvdt czv erkennen, das meyn her der kvnyg am *montag nach myserykordye*[7] ist kranck borden vnd nyemandt gehofdt, da yme odtbes soldt geberden, bis avf *montag for palmarum im acht or yn der nachdt* [10. März] isdt sein genadt fasdt svach borden, seyn dye bisholf vnd hernn[8] alezo seyn genaden gervfdt borden, vndt hedten al gemandt er bvrdt geleych gestorben seyn. Hat seyn genadt den hernn allen kvnyg *Ludvbychhen* avf das aller hogst befollen vndt gebeten ime gedrevchlych dinen, bye sye seyn genaden auch gedan haben; auf solych bedt vndt begeren haben byr alle seyn genaden geloben mvssen kvnyg *Ledtbighen* gedrevlych czv dinen. Seindet al hernn byder heym gangen vndt myr befollen bey seyner genaden czv bleyben vndt seyner genaden czv barten, als ych dan gedan vndt benyg rve gehabdt, dan myr[9] al stvndt haben mvssen barten,[10] ben

[1] durch [2] nur [3] wenn das [4] umsonst [5] Siegmund v. Hessberg, Hofmeister Georgs. [6] etwas [7] offenbare Verwechselung mit m. iudica (3. März), da der Sonntag misericordia domini erst nach Ostern ist, der König aber vor Ostern starb. [8] Bischöfe und Barone [9] wir [10] warten, pflegen.

yn der flvs dersteck.[11] Am *dynstag* (11. März) haben myr mydt seyn genade als fyl geredt, das seyn genadt gebeychdt hadt vndt lassen mes lesen. Seyn al hernn komen, vnd der *kardynal*[12] seyn genaden yn beybesen der hernn das hochbyrdig sakrament geben; vndt dye hernn byder heym gangen vnd myr byder befollen seyner czv barten, als ych gedan. *Nachmydttag im czva or*[13] ist seyner genaden sach besser borden, vndt seyn genadt byder bol reden hadt mvgen. Sein dy herrn byder komen vndt seyn genadt besvcht; hat *k. mt.* den *kardynal von Gran* czv sych gervfdt vndt gesagt seyn genadt bol haben vndt saf,[14] das *ich* vndt her *Barlamyssa*[15] sollen konvg *Ledbygen* verbalten vndt yn vnsern hentenn haben vndt bas myr handeln, das myr des *kardynals* radt vnd gebodt sollen dan vndt an[16] yn nyx anfahen. Solygs[17] hadt dye hernn verdrossen, dan mans den herrnn anderst gesagdt, vndt sye gemandt es bedref eyn gybernator an; bys darnach das ych dye hernn haben *k. mt.* fyr[18] herrn czv geben, dye hernn sollen bas k. mt. fassen. Hab ych yr k. mt. byder for den fyrnn gefragdt, aber nochmals seyner genaden manvng seye bye for; hadt yr mt. for den hernn gesagdt, ja, er hab also gemachdt vndt boll es nydt anderst haben. Nochfolgendt am *mydtboch* (12. März) *nachmydttag ym fyr or* hadt man seyn genaden dye heylygen olung gebrachdt vndt der *kardynal* seyn genaden dye heylyg olvng ayngestrychen. Darnach hadt seyn genaden noch *bebstlycher heylykeydt bodtsafdt* gesyckdt, nach *skrnygs von Polens bodtsaft* vndt hadt *krnig Lodtbyg* czv yme bringen lassen vndt myr befolen yme czv holen mydt samdt dem *Barlamyssa* vndt *bebstlycher heylykeydt*, der *k. mt. l.* vnd *k. mt. von Bolen*[19] *krnig Ledtbychen* avf das hogst befollen. Do solygs gesehen, fast fyl levdt gebandt[20] vndt gandtczs senlych[21] yst gebest. Hadt sych kvnyg *Ledbyg* myd dem habt[22] fvr sich auf bedt mvssen legen, hat ym deye benedeyung geben, vndt seyn dem alten dy avgen vbergangen; kvnig *Ledtbyg* meyn her fasdt gebandt vndt syr[23] yder man, dan es fasdt senlych bar anczvsehen. Nach dem fvrdt ich kvnyg *Ledbyg* byder ham. Hedt yr magestadt eyn testamendt gen *Behem* lassen machen

[11] ersticke [12] *Thomas Bakacs*, Erzbischof von Gran, Primas des Reichs Cardinal, päpstlicher Legat. [13] zwei Uhr [14] schaffe [15] Johannes Bornemissa de Berzencze, Schlosshauptmann von Ofen und mit Georg von Brandenburg bisher Erzieher des Königs Ludwig. [16] ohne [17] Solches [18] vier [19] Papst Leo X, Kaiser Maximilian I., König Sigismund I. v. Polen. [20] geweint [21] senlich = schmerzlich. Lexer II, 878, Müller-Zarntke II, 2, 249. [22] Haupt [23] schier.

vndt lys dasseltyg lesen vndt bestedtedtczs[24] for den hernn. Nach solychem allen gyngen dye hernn byder heym vndt befalen myr bider bey seyn genaden czv bleyben; als ych dan dedt[25] vndt bartedt dye nachdt stetygs, ben seyn genadt versydt.[26] Also bvrdt es gegen dag besser; (13. März) vnd dye docktor drosteten byder bol vndt gaben seyn genaden czv essen; vndt as seyn genadt bol. Syck ych bider czvn hern vndt gab ynen solygs czvversten, kamen sy al; vndt hordt seyn genad mes vndt sprach das kanfytevr[27] selbst fasdt andechtyg, das yme dy avgen vberloffen. Nach der mes slyff sein genadt bys *ym 6 or*, do slvgs byder vmb vndt bvrdt gar bos; vndt geben seyn genadt eyn doten mal avf der rechten handt vndt nvm ye lenger ye ser ab. Gyngen dye herrn bider czv sein genaden vndt sasen fast ein stvndt vndt dachten al, er soldt geleych gestorben sein vndt gyngen byder czvm essen vndt befalen myr byder do czvbleyben, vndt ben ych seg,[28] das czeydt ber, solt ychs yn byssen lassen. Ym fyr vr (4 Uhr) bardt es bos, gab ichs ynen czvfersten; do kamen sy vndt syckedten nach den bodtsaften; vndt las der *kardynal* nober[29] ym vndt absolfyredt yn fan peyn vndt svldt vndt benedydtzyredt yn vndt bervchedt[30] in vndt gab ym das beybasser. Also bar es fasdt senlych, vndt banten fyl levdt; also gesegenedtyn dye herren, er kondt aber nye mer reden, vndt gyngen byder ham, befalen *herczog Karel*,[31] *bischolf von Rab*,[32] *Bater Istban*[33] vndt *myr* beym czv bleyben bys avff endt. Also basen vndt bedtteten myr ober ym; vnd bye myr das salfe beteten slvgs gleich sybma, (7 Uhr) vndt lys sein genadt bey seyne gros vndt hardt sevfczen vndt versydt, dem der almechtig godt genedyg vnd barmherczyg sey. Und haben darnach seyn genade eyngesmyrdt vndt byxena[34] dvcher eyngebvnten vndt angelegkt, bye eym kvnig czvstedt vndt avf den grossen palladtczs gelegdt, das yn yderman hadt mvgen sehen vndt besyngen lassen, bye sych gebvrdt. Am *balmutag* (16. März) hadt man yn mydt der broczes esv *sant Gehans* gedragen, dych nach also sten lassen. Des morgesdt (17. März) mydt alen mvchychen[35] brystern, vndt bas man hadt mvgen haben, vndt seyn genaden

[24] bestätigt es [25] that [26] verschied [27] confiteor, Staffelgebet. [28] sehe. [29] neben. [30] Lexer I, 199 «den kranken mit aller heilikeit (sterbesakramenten) beruochen». [31] Herzog Karl I. v. Münsterberg, böhmischer Landeshauptmann, Vetter Georgs v. Brandenburg, später sein Schwiegervater. [32] Johann Gosztónyi. [33] Stephan Báthory, Graf von Temes, später Palatin. [34] linnene Tücher oder T. aus Byssus? [35] möglichen.

avs der stat gedragen, fasdt erlych; *ych* mydt samdt anderen hernn haben gedragen, der *Beyda*[36] hadt yn nydt dragen bollen. Also hadt man dye konygyn[37] avsgraben vndt avf eyn svarczen bagen gelegdt: vndt nach der bar dye *bodtsafften* gangen midt dem *kardynal* vndt bissoffen, darnach des kvnigs seligen gedechdenys bagen, darnach der kvnygyn selyge gedechtnvs bagen vndt sye bede gen *Beyssenberg*[38] gefvrdt vndt czihen al hernn mydt czv der begrebnys. Als hab ych hye bey meym hernn kvnyg *Lvdtbychen* mvsen bleyben[39] vndt byn dag vndt nacht bey seyn genaden. Solygs alles hab ych dyr ym besten nydt bollen verhalten, magstv bol abnemen, das ych gros mv vndt sorg avf mych hab mvssen nemen, vndt hedt bol leyden mogen, das es der almechtig anderst gesyckt hedt, do midt ych solycher sorg verdragen ver gebesen. So es aber godtter almechtig also gesafdt hadt vndt myr seyn genadt solygs verdravdt hadt, byl ych, ab godt byl, seyner genaden ferdraven nach eyn genvgen, dan as fernn[40] myr leyb vndt gvdt rachdt.[40] Daromb lyber brvder bollesdt hamb sreyben. domyt man seyn genadt erlych bestedt, bye sich gebvrdt. Lyeber brvder! Nachdem es der almechtyg also gefyckdt hadt, isdt mey brvderlich bedtten, dv bollesdt ansehen, bas sorg ich avf mych hab mvssen nemen, vndt ysdt meyn brvderlych bedtte, dv bollesdt myr her *Feyczn* * oder den *Possen*[41] oder *Syxt von Seckendorf* oder meyn altn *Ernsten von Vollasels* ** sycken der fyrer czwen, domydt ben myr odtbes forfeldt, do mydt ich denest verstendyg levdt bey myr hab, dye myr czv raten byssen. Das byl ich in aller brvderlichen drewen verdynen.

Ich soldt dyr auch sreyben, by es czv *Beyssenberg* auf dem beg[r]ebnys [19. März][42] seye ergangen. Byn ich selbst nydt aldo gebest, aber ych hab mych ser erfaren. Ist dye gandtczs brystersaft

[36] Johann Zápolya, Graf von Zips, Woiwode v. Siebenbürgen, später Palatin und König. [37] Anna, Gemahlin Wladislaws, Mutter Ludwigs und Annas (der spät. Gattin K. Ferdinands), starb 1506 wenige Tage nach der Geburt des Sohnes. [38] Stuhlweissenburg. [39] Demnach ist die Angabe Istvánffy's, dass Beide dem Begräbniss beigewohnt haben, falsch. [40] so weit — reicht. [41] Conrad Poss von Flachlanden, Hauptmann des Fürstenthums auf dem Gebirg (Bayreuth) und mit der Pflege des alten Mgf. Friedr. v. Brandenburg betraut. cf. Spiess, Brand. Münzbelustigungen V, 116 f. und Bamberg. Kreisarch. 1928—9. Lang, Neuere Gesch. v. Bayreuth I, 150. 164. [42] cf. Magyar Történelmi Tár XXV. 42. [43] S Anm. 39.

* soll wohl Feilitzsch heissen. ** wahrsch. Ernst v. Waldenfels.

fast fil heravs gangen mydt der broczes vndt sein genadt angenomen vndt hyneyn gefvrdt vndt yndy kyrchen gedragen vndt dye nacht besvngen. Des morgesdt hat man das grab gemachdt, hadt man eyn aldtczs grab gefvnden, do eyn kvnygyn fyr hvndert garnn eyngelegt ist borden; vndt ist kvnig *Karels* dochter gebest, ist auch eyn kvnyg von *Bolen* gebornn gebest. Hadt man meyn hernn, dem godt genadt, vndt seyn gemahel vndt dye gefvnden kvnygyn czvsammengeleckdt, der *kardynal* for mes gesagen vndt nachfolgedt mydt grossen ernn bestetyg, das man sag es sey nye keyn kvnig als erlych bestetygt borden.

Solyg hab ich dyr nydt bollen verhalten, bye bol ich dyr lyeber besser neve czeytvng bolde sreyben; soch es aber der almechtyg also gesyckdt hadt, soch mvs ych machen, bye es dye czeydt geybt. Ich las dych avch vyssen, das idtczundt auf *sandt Jorgen* dagk [24. April] eyn la[n]dttag bvrdt vndt bvrdt eyn rakos, boldt geren dye desselbigen czeydt czven bey myr hernyden haben. Ich soldt dyr auch sreyben, bye meyn sach mit *graf Hansen* [44] stvndt, er yst noch keyn verdrag [45] nachkvmen vndt yst ydtczvndt hye. Hadt der *grosgraf*, [46] *kardynal von Gran*, der *von Funfkyrchen*, [47] als fyr mydt myr gehandelt, das ych nye byder in geredt hab, vndt bollen dye drey czvyssen yme vndt myr handeln, do mydt sye vns verdragen. Solygs hab ych dyr ym besten nydt vollen verhalten, bas doravs bvrdt, sol dyr vnverhalten beleyben. Und devcht mych nydt bos seyn das *k. mt.* ir bodtsaft avf solychen landttag syckedt. Nydt mer, dan es ste ym alten standt; vndt bo ych dyr brvderlych drev beleyben kan, fynsdt dv mych ganaigt. Datvm *Ofen*.

(Eigenhändiges Originalschreiben im königl. Kreisarchiv zu *Bamberg* sign. 1943 no. 6 u. 5).

[44] Johann Zápolya. [45] Die Literatur über diese Frage zusammengestellt bei Neustadt, Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ungarischen Hofe p. 17, 71. Anm. 2. [46] Emerich Perényi, Palatin. [47] Georg Szakmáry, Bischof v. Fünfk., Kanzler des Königs.

DAS UNGARISCHE MITTELSCHUL-GESETZ.

G.-A. XXX : 1883 über die Mittelschulen und die Qualification der Lehrer an denselben. *

I. Abschnitt. Die Organisation der Mittelschulen.

§ 1. Unter Mittelschulen sind in diesem Gesetze die Gymnasien und Realschulen zu verstehen.

Die Gymnasien und Realschulen haben die Aufgabe, der Jugend eine höhere allgemeine Bildung zu vermitteln und dieselbe für die höhere wissenschaftliche Ausbildung vorzubereiten.

Das Gymnasium löst diese Aufgabe mit Beihilfe der humanistischen Studien jeder Richtung, hauptsächlich der altclassischen Studien; die Realschule aber hauptsächlich vermittelst der modernen Sprachen, der Mathematik und der Naturwissenschaften.

§ 2. Sowohl das Gymnasium, als auch die Realschule hat acht Classen mit ebensoviel Jahrgängen.

Es können ausnahmsweise auch nicht vollständige Anstalten errichtet werden (§ 54): die Errichtung von Anstalten unter vier Classen wird aber auf keinen Fall gestattet. [1]

Die Errichtung und Erhaltung von höheren Classen ohne die vier niederen Classen kann nicht gestattet werden.

Neu zu errichtende Anstalten können von der ersten Classe angefangen auch stufenweise organisirt werden, diese können übergangsweise auch ein-, zwei- oder dreiclassig sein, es muss aber die Entwicklung bis zur vierten Classe von Jahr zu Jahr continuirlich erfolgen.

§ 3. Die ordentlichen Lehrgegenstände des Gymnasiums sind:

a) Religions- und Sittenlehre; [2]

b) Ungarische Sprache und Literaturgeschichte; ausserdem in jenen Lehranstalten, an welchen die ungarische Sprache nicht die Unterrichts-

* Sanktionirt am 23. Mai 1883. — Publizirt am 27. Mai 1883. — Die Bemerkungen, welche wir einzelnen Bestimmungen des Gesetzes beifügen, bezwecken blos die Erläuterung des Textes für den der ungarischen Verhältnisse unkundigen Leser.

[1] Tatsächlich gibt es gegenwärtig 85 vollständige Gymnasien und 21 ebensolche Realschulen, und 65 unvollständige Gymnasien und 7 ebensolche Realschulen.

[2] Dieselbe wird im Sinne des zu Recht bestehenden Lehrplanes an jeder Mittelschule in jeder Classe in wöchentlich zwei Unterrichtsstunden gelehrt.

sprache ist, die Unterrichtssprache der Anstalt, sowie deren Literaturgeschichte;

c) Lateinische Sprache und Literatur;

d) Deutsche Sprache und Literatur;

e) Griechische Sprache und Literatur;

f) Geographie;

g) Ungarische Geschichte;

h) Allgemeine Geschichte;

i) Philosophische Propädeutik (Psychologie und Logik);

k) Mathematik;

l) Naturgeschichte;

m) Physik und Chemie;

n) Geometrisches Zeichnen;

o) Schönschreiben;

p) Turnen, mit Hinblick auf militärische Uebungen.

§ 4. Die ordentlichen Lehrgegenstände der Realschule sind:

a) Religions- und Sittenlehre;[2]

b) Ungarische Sprache und Literaturgeschichte; ausserdem in jenen Lehranstalten, an welchen die ungarische Sprache nicht die Unterrichtssprache ist, die Unterrichtssprache der Anstalt und deren Literaturgeschichte;

c) Deutsche Sprache und Literatur;

d) Französische Sprache;

e) Philosophische Propädeutik (Psychologie und Logik);

f) Geographie;

g) Ungarische Geschichte;

h) Allgemeine Geschichte;

i) Mathematik;

k) Naturgeschichte und Geologie;

l) Physik;

m) Chemie;

n) Darstellende Geometrie und geometrisches Zeichnen;

o) Freihandzeichnen;

p) Schönschreiben;

q) Turnen, mit Rücksicht auf militärische Uebungen.

§ 5. Ein Dispens von obligatorischen Lehrgegenständen findet nicht statt;[3] mit Ausnahme des Turnens wegen körperlicher Gebrechen, des geometrischen Zeichnens (technischer Teil) und des Schönschreibens.

Den Dispens erteilt über Vortrag des Lehrkörpers der Minister für

[3] Bisher war die (ministerielle) Dispensirung von einzelnen Lehrgegenständen üblich.

Cultus und Unterricht, beziehungsweise die competente confessionelle Oberbehörde.

§ 6. Welche Gegenstände ausser den obligatorischen Gegenständen gelehrt werden sollen, wird im Lehrplane festgestellt.[4]

§ 7. Die Religionsgenossenschaften bestimmen die Unterrichtssprache an den von ihnen erhaltenen öffentlichen Mittelschulen selber, und inwieferne die Unterrichtssprache nicht die ungarische ist,[5] sind sie verpflichtet, ausser der Unterrichtssprache und deren Literatur auch für den Unterricht der ungarischen Sprache und deren Literaturgeschichte als obligaten Lehrgegenstandes Sorge zu tragen und zwar in einer solchen Stundenzahl, als zur entsprechenden Aneignung derselben nötig ist. Der Controle wegen sind sie verpflichtet, den auf die ungarische Sprache und deren Literaturgeschichte bezüglichen Lehrplan und die Stundeneinteilung dem Minister für Cultus und Unterricht im Vorhinein vorzulegen.

In Mittelschulen mit nichtungarischer Unterrichtssprache wird in der 7. und 8. Classe die ungarische Sprache und deren Literaturgeschichte in ungarischer Sprache gelehrt, und ist aus diesen Lehrgegenständen die Maturitätsprüfung in ungarischer Sprache abzulegen.[6]

In Bezug auf die Maturitätsprüfung tritt die Verfügung dieses Paragraphen erst bei den Maturitätsprüfungen im Jahre 1885 ins Leben.[7]

§ 8. In den unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden, sowie in den durch Municipien, Gemeinden, Gesellschaften und Einzelne erhaltenen Mittelschulen bestimmt der Minister für Cultus und Unterricht das in den obligatorischen und nichtobligatorischen Lehrgegenständen zu erreichende Ziel und auf

[4] Die bestehenden Lehrpläne schreiben keine weiteren Gegenstände vor. Doch können Sprachen und Stenographie als ausserordentliche Lehrgegenstände jenen Schülern, die sich hiezu freiwillig melden, gelehrt werden.

[5] Das Gesetz gestattet also ausdrücklich auch den Fortbestand oder die Errichtung deutscher, rumänischer, slavischer u. s. w. Gymnasien und Realschulen.

[6] Diese Bestimmung enthält, falls der Unterricht richtig erteilt wird, keine unbillige Forderung, da die Schüler nach absolvirtem sechsjährigen Sprachunterricht ohne Zweifel befähigt sein müssen, die ungarische Literaturgeschichte in ungarischer Sprache zu lernen. Hat doch die Regierung auch bezüglich der modernen (deutschen und französischen) Sprachen den dringenden Wunsch ausgesprochen, dass beim Unterricht derselben in den oberen Classen möglichst die betreffende Sprache selbst als Unterrichtssprache verwendet werde.

[7] So dass die Lehranstalten mit nicht-ungarischer Unterrichtssprache noch drei Jahre Zeit haben, ihre Schüler im Sinne dieser Bestimmung vorzubereiten.

Grund desselben den Lehrplan. Derselbe verfügt nach Anhörung der einzelnen Lehrkörper, dass der Lehrplan den localen Verhältnissen entsprechend eingerichtet und eventuell denselben entsprechend modificirt werde.[8]

In den von Religionsgenossenschaften erhaltenen Lehranstalten setzt die betreffende confessionelle Oberbehörde das während des gesammten Lehrcurses zu erreichende Endziel und das Ausmass der zu lehrenden Disciplinen, das Lehrsystem, den Lehrplan und die Lehrbücher fest, und bringt dies von Fall zu Fall zur Kenntniss des Ministers für Cultus und Unterricht; doch kann das festgesetzte Ausmass nicht geringer sein als dasjenige, welches in den unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Anstalten zu Recht besteht und bezüglich der betreffenden Anstalten nur das Minimum bestimmt.[9]

Die Municipien, Gemeinden, Gesellschaften und Einzelne können in den von ihnen erhaltenen Mittelschulen nur solche Lehrbücher benützen, deren Gebrauch der Minister in den unter seiner unmittelbaren Leitung stehenden Mittelschulen gestattet oder empfohlen hat.[10] Die von dem Minister für Cultus und Unterricht für die unter seiner Verfügung und unmittelbaren Leitung stehenden Schulen bezüglich der Unterrichtslocalitäten hinausgegebenen Normalverordnungen sind auch für diese Schulen bindend.

§ 9. An den nichtconfessionellen Anstalten verfügt betreffs des Unterrichtes in der Religions- und Sittenlehre je besonders für die zu einer Confession gehörenden Schüler, desgleichen an den confessionellen Lehranstalten für die zu anderen Confessionen gehörenden Schüler die eigene kirchliche Behörde derselben.[11]

Den Unterricht besorgt das dem Minister für Cultus und Unterricht angemeldete und von ihm angenommene Individuum.

[8] Diese Bestimmung kommt besonders den verschiedenen Ansprüchen und Verhältnissen der einzelnen Nationalitäten des Landes entgegen.

[9] Da die Mittelschulen für die Universität und das Polytechnikum vorbereiten, müssen dieselben ein aus diesem Gesichtspunkte festgesetztes Minimum des Unterrichtszieles erreichen. Innerhalb und über dieses Ziel hinaus haben jedoch die Confessionen volle Freiheit in der Gestaltung ihrer Lehrpläne und Lehrmethode.

[10] Die Beurteilung der Lehrbücher ist eine der Hauptaufgaben des Landes-Unterrichtsrates, der aus Professoren der Mittel- und Hochschulen besteht. Etwa die Hälfte der Mitglieder desselben sind Protestanten.

[11] Die betreffenden kirchlichen Behörden setzen auch den Lehrplan für den Religions-Unterricht fest und verfügen ganz selbständig über die Zulassung der Lehrbücher.

Der Minister kann die Annahme des angemeldeten Individuums nur aus moralischen oder staatlichen Rücksichten verweigern.[12]

§ 10. In die erste Classe des Gymnasiums oder der Realschule können nur solche Zöglinge aufgenommen werden, welche das neunte Lebensjahr zurückgelegt haben, und mittels eines von Seite der öffentlichen Volksschule ausgestellten Zeugnisses nachweisen, dass sie die vier unteren Classen der Volksschule mit gutem Erfolge beendet haben, oder in der Aufnahmsprüfung dartun, dass sie die zur Aufnahme nötige Befähigung besitzen.[13]

§ 11. Von einer Classe derselben Schule in die folgende höhere Classe kann nur derjenige Schüler treten, welcher aus jedem der in der absolvirten Classe vorgetragenen Lehrgegenstände, mit Ausnahme des Schönschreibens und des Turnens, wenigstens eine genügende Fortgangsclasse erhalten hat.

Demjenigen Schüler, welcher aus einem Gegenstande eine ungenügende Fortgangsclasse erhalten hat, kann der Lehrkörper der Anstalt die Wiederholungsprüfung am Beginne des künftigen Schuljahres gestatten. Derjenige Schüler, welcher aus zwei Gegenständen ungenügende Fortgangsclassen erhalten hat, kann nur in ausserordentlichen Fällen, mit Bewilligung des Ministers für Cultus und Unterricht, beziehungsweise der kirchlichen Oberbehörde der Anstalt, zur Wiederholungsprüfung zugelassen werden. Wer aber aus mehr als zwei Gegenständen ungenügende Fortgangsclassen erhalten hat, darf unter keinem Falle zur Wiederholungsprüfung zugelassen werden.

Der Schüler hat die Wiederholungs-, sowie die Nachtragsprüfung in der Regel an derjenigen Lehranstalt abzulegen, an welcher er die ungenügende Lehrnote erhielt, beziehungsweise die Prüfung versäumte. In motivirten Fällen kann der Minister für Cultus und Unterricht, beziehungsweise die kirchliche Oberbehörde der Schule gestatten, dass diese Prüfungen an einer anderen Lehranstalt abgelegt werden.[14]

Zu einer Nachtragsprüfung kann ein Schüler nur dann zugelassen werden, wenn derselbe das Fernbleiben von der Prüfung rechtfertigt, und der Lehrkörper die Rechtfertigung als genügend anerkennt. Gegen den abweislichen Bescheid des Lehrkörpers ist der Recurs an den Minister für

[12] Selbstverständlich ist hier zunächst an das Verhältniss des betreffenden Individuums zum Staate zu denken, ein Gesichtspunkt, der bei den verschiedenen Nationalitäten des Landes von grosser Wichtigkeit ist.

[13] Der Privat-Unterricht ist also nicht ausgeschlossen. Wer die Volksschule privatim absolvirt, hat entweder an einer Volksschule die Prüfung abzulegen oder muss sich an der Mittelschule, in welche er eintreten will, einer Aufnahmsprüfung unterziehen.

[14] Zunächst also an derjenigen, in welcher der betreffende Schüler den Mittelschul-Unterricht fortsetzen will.

Cultus und Unterricht, beziehungsweise an die kirchliche Oberbehörde der Lehranstalt gestattet.

§ 12. Diejenigen Schüler, welche von einer öffentlichen Mittelschule in die entsprechende gleiche Anstalt zu übertreten wünschen, haben mittels des von ihrer früheren Anstalt erhaltenen Zeugnisses nachzuweisen, dass sie die vorhergehende Classe mit mindestens genügendem Erfolge aus jedem ordentlichen Gegenstande zurückgelegt haben.

Aus anderen Mittelschulen[15] kommende Zöglinge werden nur dann in die folgenden Classen aufgenommen, wenn sie mittelst Zeugnisses des von ihnen verlassenen Lehrinstitutes nachweisen, dass sie in der unmittelbar vorhergehenden Classe mit genügendem Erfolge wenigstens jene Gegenstände gelernt haben, welche in derjenigen Anstalt, an welcher sie aufgenommen zu werden wünschen, ordentliche Lehrgegenstände sind.

Diejenigen Schüler, welche von einem öffentlichen Gymnasium oder einer Bürgerschule in eine Realschule, oder von einer Realschule oder Bürgerschule in ein Gymnasium übertreten wollen, haben sich einer Aufnahmsprüfung zu unterziehen.

Die Aufnahmsprüfung nimmt der Lehrkörper derjenigen Lehranstalt vor, in welche der Schüler aufgenommen zu werden wünscht, und beschliesst dieser Lehrkörper auch über die Aufnahme.

§. 13. Der Uebertritt von einer Lehranstalt in die andere kann in der Regel nur am Beginn des Schuljahres stattfinden. Ein während des Schuljahres von einer anderen Lehranstalt kommender Schüler kann auf Grund des Beschlusses des Lehrkörpers nur gegen Rechtfertigung des Grundes des Uebertrittes aufgenommen werden.

Gegen den die Aufnahme verweigernden Bescheid steht der Recurs an den Minister für Cultus und Unterricht, beziehungsweise an die kirchliche Oberbehörde der Schule, offen.

§ 14. Die Zusammenziehung von Classen, das ist die Absolvirung von zwei Classen in einem Jahre, kann der Minister für Cultus und Unterricht nur ausnahmsweise, auf die motivirte Empfehlung des Lehrkörpers und des Schuldistricts-Oberdirectors, beziehungsweise der confessionellen Oberbehörde der Schule in dem Falle bewilligen, wenn in dem Zeugnisse des Betreffenden über die zuletzt beendete Classe eine vorzügliche Classification enthalten, das Lebensalter ungewöhnlich vorgeschritten ist, und sowohl die körperliche, als auch die geistige Entwicklung des Schülers die Absolvirung zweier Classen in einem Jahre ermöglicht, und der Betreffende das vergangene Schuljahr in demselben Institut zurückgelegt hat.

[15] Aus Mittelschulen, in denen der Unterricht nach einem anderen, abweichenden Lehrplan erteilt wurde.

Der Schüler, der eine diesfällige Bewilligung erhalten hat, legt über beide, oder wenigstens über die eine Classe eine Privatprüfung ab.[16]

§ 15. Privatschüler, die auf privatem Wege oder in einem Privatinstitute gelernt haben, und über ihre Fortschritte von einer öffentlichen Schule ein Zeugniss zu erlangen wünschen, können bei vorläufiger Anmeldung bei dem Director der betreffenden Schule und mittels Nachweisung dessen, bei welchem Privatinstitute sie das unmittelbar verflossene Schuljahr zugebracht haben, innerhalb der in den betreffenden Vorschriften zu diesem Zwecke festgesetzten Zeit die Prüfung ablegen.[17]

Innerhalb eines Jahres können die Schüler aus mehreren Classen nur auf Empfehlung des Lehrkörpers und des Districts-Oberdirectors, beziehungsweise der confessionellen Oberbehörde der Lehranstalt, mit Bewilligung des Ministers für Cultus und Unterricht in dem Falle Prüfung ablegen, wenn sie nachweisen, dass sie auf die Erlernung der Lehrgegenstände der absolvirten Classen genügende Zeit verwendet haben, und dass sie zufolge ihres Lebensalters und ihrer Entwicklung die in den betreffenden Classen vorgetragenen Kenntnisse sich zur Genüge angeeignet haben. In diesem Falle ist auch aus jeder Classe eine besondere Prüfung abzulegen, und können die Schüler höchstens aus zwei Classen auf einmal geprüft werden, jedoch in der Weise, dass die entsprechende Ausbildung des Betreffenden aus dem Lehrmaterial beider Classen hervorgehe.

Die Protocolle über die Privatprüfungen sind sammt den verfertigten schriftlichen Arbeiten und sämmtlichen hierauf bezüglichen Belegen des Examinanden dem Districts-Oberdirector, beziehungsweise der confessionellen Oberbehörde des Lehrinstitutes vorzulegen.

§ 16. Die Anzahl der für den Schüler obligatorischen Unterrichtsstunden beträgt aus den obligatorischen Lehrgegenständen, den Turnunterricht nicht mitinbegriffen, in den unteren vier Classen höchstens 26, in den höheren vier Classen höchstens 28; und sammt den ausserordentlichen Gegenständen darf der Schüler in den vier unteren Classen höchstens durch 30, in den vier höheren Classen höchstens durch 32 Stunden in der Woche in Anspruch genommen werden.[18]

[16] D. h. nicht gleichzeitig mit den übrigen Schülern derselben Classe, welche er überspringen will.

[17] Diese Prüfungen der Privatschüler finden in der Regel am Beginne jedes Schuljahres statt. Doch kann der Director der betreffenden Anstalt, auf motivirten Wunsch des Privatschülers, auch anderweitig verfügen.

[18] Diese Bestimmung ist bereits im laufenden Schuljahre 1883/4 in Kraft getreten, wodurch eine Modification der bestehenden Lehrpläne notwendig war.

§ 17. In einer Classe der Mittelschulen darf die Schülerzahl in der Regel nicht mehr als 60 betragen. [19]

Wo die Schülerzahl in drei nacheinander folgenden Jahren mehr als 60 beträgt, dort sind Parallelclassen zu errichten und die Lehrkräfte demgemäss durch die competente Oberschulbehörde zu vermehren.

Beträgt die Schülerzahl nur wenig mehr als 60, so kann der Minister für Cultus und Unterricht über diesfälligen motivirten Bericht der competenten Ober-Schulbehörde von der Errichtung der Parallelclasse Abstand nehmen, beziehungsweise dieselbe erlassen.

§ 18. Der Schüler kann im Disciplinarwege ausgeschlossen werden und zwar:

a) blos aus dem Institute, in welchem er lernt;

b) aus sämmtlichen vaterländischen Lehrinstituten.

In letzterem Falle ist der diesbezügliche Bescheid stets dem Minister für Cultus und Unterricht zu unterbreiten. Bezüglich Veröffentlichung und strenger Einhaltung des bestätigten Bescheides verfügt der genannte Minister.

Das Disciplinarverfahren ist übrigens vom Minister für Cultus und Unterricht, beziehungsweise von der confessionellen Oberbehörde der Lehranstalt, durch eine Verordnung festzustellen.

§ 19. Der Minister für Cultus und Unterricht bestimmt in den seiner Verfügung und unmittelbaren Leitung unterstehenden Lehranstalten das Schulgeld, und ist das derart festgesetzte Schulgeld für den Erhalter der Schule blos als Maximum zu betrachten. [20]

In den durch die Religionsgenossenschaften erhaltenen öffentlichen Mittelschulen entscheidet bezüglich des Schulgeldes die confessionelle Oberbehörde der Anstalt.

§ 20. Die jährliche Studienzeit beträgt zehn Monate. Die grossen Ferien werden jährlich in den Monaten Juli und August abgehalten.

§ 21. In den Mittelschulen werden am Ende des Schuljahres öffentliche Classenprüfungen abgehalten. Die Schüler, welche die achte Classe

[19] Dieser Forderung entsprechen, besonders unter den Gymnasien, bisher nur wenige Anstalten des Landes, da sich der Zudrang zu den Mittelschulen, besonders in den letzten vier Jahren, in geradezu unglaublicher Weise gehoben hat.

[20] Das Schulgeld an den ungarischen Gymnasien und Realschulen beträgt zur Zeit zwölf Gulden ö. W., ist also viel niedriger, als z. B. das an den entsprechenden Lehranstalten Deutschlands übliche Schulgeld. Ueberdies wird an jeder Mittelschule ein starker Bruchteil der Schüler, die ihre Armut nachweisen, des Schulgeldes enthoben.

absolvirt haben, legen nebst der Classenprüfung [21] auch die Maturitätsprüfung ab.

§ 22. Die Maturitätsprüfung ist schriftlich und mündlich. Die Prüfungs-Instruction bestimmt der Minister für Cultus und Unterricht nach Einvernahme der betreffenden confessionellen Oberbehörde, ferner des Professorenkörpers der Universitäten, beziehungsweise des Polytechnikums.[22]

Die Prüfungen sind öffentlich, und die Zeugnisse hierüber in ungarischer Sprache auszustellen, auf Verlangen [23] kann denselben auch eine Uebersetzung in der Unterrichtssprache der betreffenden Schule oder in lateinischer Sprache beigelegt werden.

§ 23. Die Maturitätsprüfungen werden von dem Lehrkörper jeder achtclassigen Mittelschule unter Vorsitz des Schuldistricts-Oberdirectors oder des vom Minister für Cultus und Unterricht delegirten Stellvertreters desselben, — in den confessionellen Anstalten aber unter Vorsitz der von der competenten Oberbehörde exmittirten Fachmänner, eventuell mit Beiziehung anderer Commissionsmitglieder, abgehalten.

Zu der Maturitätsprüfung der confessionellen Anstalten entsendet der Minister für Cultus und Unterricht einen Regierungsvertreter, weshalb die betreffende Ober-Schulbehörde den Zeitpunkt der Maturitätsprüfung wenigstens einen Monat vor Beginn derselben dem Minister anzuzeigen hat.

Dem vom Minister entsendeten Regierungsvertreter steht keinerlei Dispositionsrecht zu; dagegen hat derselbe darauf zu achten, dass die Verfügungen des gegenwärtigen Gesetzes, so wie die vom Minister festgestellte Prüfungs-Instruction [24] eingehalten werden. Zu diesem Behufe

a) nimmt derselbe Einsicht in die zur Maturitäts-Prüfung verfassten schriftlichen Arbeiten;

b) ist er bei der mündlichen Prüfung gegenwärtig, und hat das Recht, aus jedem Gegenstande an jeden Schüler Fragen zu stellen;

c) nimmt er Teil an den Beratungen des Lehrkörpers über die Resultate der schriftlichen und mündlichen Prüfung;

[21] Erst die befriedigende Absolvirung der Classenprüfung berechtigt den Schüler zur Ablegung der Maturitätsprüfung.

[22] Das Elaborat über die Maturitätsprüfung befindet sich gegenwärtig in den Händen der Confessionen, um die Zustimmung derselben zu erhalten. Sobald dasselbe in Kraft tritt, werden wir die wichtigsten Bestimmungen desselben mitteilen.

[23] Natürlich auf Verlangen der Schüler, die eventuell eine ausländische Hochschule zu besuchen wünschen.

[24] Welche auch die Religionsgenossenschaften, denen dieselbe zur Begutachtung unterbreitet war, angenommen haben.

d) erstattet er über sein Vorgehen und seine Erfahrungen ausführlichen Bericht an den Minister.

§ 24. Gelangt der Regierungsvertreter im Laufe der Prüfung zur Ueberzeugung, dass das Gesetz und die erlassene Prüfungsinstruction in irgend einem Falle nicht eingehalten wurden, so hat er seine Bemerkungen in das Schlussprotokoll über das Ergebniss der Prüfung aufnehmen zu lassen, und dem Minister hierüber Bericht zu erstatten. In diesem Falle unterbleibt die Ausfolgung des Zeugnisses bis zur Erledigung der Angelegenheit.

Der Minister fordert die competente Oberschulbehörde zur Untersuchung der Angelegenheit auf. Letztere leitet die Untersuchung sofort ein, und wenn sie findet, dass eine Ungesetzlichkeit oder Unregelmässigkeit stattgefunden hat, ist sie verpflichtet, die Ausfolgung des Maturitäts-Zeugnisses zu inhibiren; im entgegengesetzten Falle lässt sie das Zeugniss ausfolgen, erstattet aber in jedem Falle über ihr Vorgehen dem Minister Bericht.[25]

§ 25. Der Schüler kann in der Regel nur an jener Anstalt die Maturitätsprüfung ablegen, an welcher er die achte Classe absolvirt hat.

Zur Ablegung der Maturitätsprüfung an einer anderen Anstalt kann in ausserordentlichen Fällen der Minister für Cultus und Unterricht die Bewilligung erteilen.

§ 26. Die an einem Gymnasium abgelegte Maturitätsprüfung berechtigt im Allgemeinen zur Aufnahme in die Hochschulen, die an den Realschulen abgelegte Maturitätsprüfung aber zur Aufnahme ins Polytechnikum und die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der Universität (beziehungsweise in dieselbe Fachabteilung der philosophischen Facultät), ferner in dieselbe Fachabteilung des Mittelschullehrer-Seminars, wie auch in Berg-, Forst- und landwirtschaftliche Akademien.

Diejenigen Schüler, welche die Realschule absolvirt und die Maturitätsprüfung mit gutem Erfolg abgelegt haben, können an einem öffentlichen Obergymnasium aus der lateinischen, beziehungsweise aus der lateinischen und griechischen Sprache zur Prüfung zugelassen werden; die die Prüfung

[25] Die confessionelle Schulbehörde verfügt demnach ganz nach bestem Wissen und Gewissen, und folgt das beanstandete Zeugniss auch trotz dem Proteste des Regierungsvertreters aus. Die Rechte und Freiheiten der Confessionen sind also auch in dieser Bestimmung nicht im Entferntesten gefährdet, — ausser durch die Controle der Oeffentlichkeit und der Regierung, welche bei vorschriftsmässigem Vorgehen selbstverständlich nicht gescheut zu werden brauchen. Abgesehen von dem allgemeinen Aufsichtsrechte des Staates, welches bisher noch keine Religionsgenossenschaft in Zweifel gezogen hat, haben besonders mancherlei (leider auch vor dem Auslande nicht unbekannte) Missbräuche an einzelnen confessionellen Mittelschulen die Bestimmung dieses § als notwendig ergeben.

aus dem Lateinischen mit Erfolg bestehen, können in die medizinische und juridische Facultät, diejenigen aber, welche die Prüfung aus der lateinischen und griechischen Sprache mit Erfolg abgelegt haben, in jede Facultät der Universität aufgenommen werden.[26]

§ 27. Der Schüler, der in der schriftlichen Maturitätsprüfung durchgefallen ist,[27] kann zur mündlichen Maturitätsprüfung nicht zugelassen werden. Der Schüler, der in der mündlichen Maturitätsprüfung aus einem Gegenstande durchgefallen ist, kann in der ersten Woche des nächsten Schuljahres zur Nachprüfung zugelassen werden; hingegen ist der in der schriftlichen oder mündlichen Prüfung aus mehreren Gegenständen durchgefallene Schüler auf ein Jahr zu werfen. Nach Ablauf dieses Jahres kann er die ganze Maturitätsprüfung noch einmal ablegen. Wenn er bei dieser Gelegenheit in der schriftlichen oder mündlichen Prüfung aus mehreren Gegenständen fällt, darf er zur Prüfung nicht mehr zugelassen werden.

Der in der Nachprüfung gefallene, so wie der in der Wiederholungsprüfung aus einem Gegenstande zurückgewiesene Schüler kann die Prüfung aus diesem einen Lehrgegenstande nach drei Monaten noch einmal wiederholen.

II. Abschnitt. Direction und Aufsicht.

§ 28. Jede Mittelschule steht unter unmittelbarer Leitung des Directors. Als Directoren können nur ordentliche Professoren verwendet werden.

Die bisherige Modalität der Verwendung des Directors und der Professoren wird durch dieses Gesetz nicht berührt.[28]

§ 29. Als ausserordentliche Professoren können nur solche ungarische Staatsbürger von mackellosem Vorleben angestellt werden, welche ein Professoren-Diplom[29] erhalten haben, und nur für jenes Lehrfach, für welches ihr Diplom lautet.

[26] Bisher konnten die Realschüler überhaupt nicht ordentliche Hörer der Universität werden, was bei uns, wie in Deutschland, zu vielfachen Klagen Veranlassung gab. Die Bestimmung des § 26 wahrt die Ansprüche der Universität und gibt zugleich den Realschülern die Möglichkeit, sich (ohne Verlust an Zeit) Universitätsstudien zu widmen.

[27] Das Statut über die Maturitätsprüfung (s. Anm. 22) setzt fest, welcher Schüler bei der schriftlichen Prüfung als durchgefallen zu betrachten sei.

[28] An den protestantischen Mittelschulen wird nämlich der Director durch das Presbyterium oder den Lehrkörper gewählt. An manchen Lehranstalten findet diese Wahl jährlich, an anderen jedes dritte Jahr u. s. w. statt. An den staatlichen Mittelschulen ernennt die Regierung den Director auf Lebenszeit.

[29] Es mag bemerkt werden, dass in Ungarn ebenso wie in Oesterreich die

Ueber die Professoren-Qualification verfügt der IV. Abschnitt.

Diejenigen, die auch nach der bisher bestandenen Praxis oder den bis jetzt giltigen Normen kein Befähigungs-Diplom besitzen,[30] vor dem Inslebentreten des gegenwärtigen Gesetzes aber mindestens drei Jahre hindurch als ordentliche Professoren gewirkt haben, werden von der Qualifications-Prüfung enthoben. Die übrigen haben binnen zwei Jahren die Prüfung abzulegen.

§. 30. Diplomirte Professors-Candidaten werden zuerst für einen Zeitraum von 1—3 Jahren nur in der Eigenschaft als Supplenten mit dem diesbezüglichen Gehalte angestellt, und können zu ordentlichen Professoren nur dann befördert werden, wenn sie während dieser Zeit ihrem Berufe genügend entsprochen haben.

Candidaten, die noch kein Diplom erlangt haben, können selbst als Supplenten nur in Ermanglung von diplomirten Lehrern angestellt werden, und dies nur unter der Bedingung, dass sie binnen drei Jahren die Prüfung ablegen, widrigenfalls sie in ihrer Stellung nicht weiter belassen werden.

§ 31. Der Director ist

1. der Vollstrecker der auf die Schulen Bezug habenden Gesetze und staatlichen Verordnungen,

2. der Vorsitzende des Professorenkörpers,

3. der Vertreter der Lehranstast den Behörden, Eltern und Vormündern und überhaupt dem Publikum gegenüber,

4. der Leiter der Kanzleigeschäfte der Anstalt,

5. der Wächter des wissenschaftlichen und disciplinaren Zustandes der Anstalt, und ist diesbezüglich in erster Linie verantwortlich.

§ 32. In den Mittelschulen beträgt die Zahl der Professoren — ausser den Religionslehrern, den Schönschreiblehrern und den Lehrern der nicht obligaten Gegenstände — (den Director mitinbegriffen) in der achtclassigen Anstalt mindestens 10, in der sechsclassigen mindestens 7, in den vierclassigen mindestens 5. Die Zahl der ordentlichen Professoren (ausser dem Director) kann bei keiner Mittelschule kleiner sein als die Anzahl der daselbst bestehenden Classen.

An den unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Anstalten kann der Director an voll-

Lehrer an Gymnasien und Realschulen den Titel «Professor» (*tanár*) führen; während der Titel «Lehrer» (*tanító*) stets nur den Lehrer an Volks- und Bürgerschulen bezeichnet.

[30] In Ungarn wurden bisher an den Schulen der evang.-reformirten Confession die Lehrer ohne jegliche Qualification angestellt. Die Evang.-lutherischen prüften ihre Lehrer vor eigenen Districtual-Prüfungs-Commissionen. Dasselbe war der Fall bei den Siebenbürger Sachsen.

ständigen Anstalten höchstens zu 10, an nicht vollständigen Anstalten höchstens zu 15, die Fachprofessoren höchstens zu 18, der Zeichnen-Professor höchstens zu 20 Stunden wöchentlich (mit Ausnahme einer nur kurze Zeit dauernden Supplirung) verpflichtet werden. Der Director kann mehr als die erwähnten 10, beziehungsweise 15, die Fachprofessoren können mehr als 25, der Zeichnen-Professor mehr als 28 Stunden wöchentlich auf keinen Fall übernehmen. Wenn die Professoren mehr als 18 beziehungsweise 20 Stunden unterrichten, ist ihnen hiefür eine billige Separat-Entlohnung zu gewähren.

Die Directoren und Professoren können Comitats-, städtische, Communal- und kirchliche Vertreter (Ausschuss-Mitglieder) sein, dürfen aber ein mit Besoldung verbundenes Amt oder eine ordentliche Anstellung nicht annehmen.

Inwieferne sie ein aus der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte oder ihrer geistigen Tätigkeit sich ergebendes Amt oder einen Auftrag annehmen dürfen, welcher sie in der Erfüllung ihres Professorenberufes hindern würde, das wird von Fall zu Fall vorher durch den Minister für Cultus und Unterricht, beziehungsweise durch die betreffende confessionelle Oberbehörde bestimmt.

§ 33. Die ordentlichen Professoren, sowie in den unter der Verfügung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Anstalten die Directoren werden auf Lebensdauer angestellt, und beziehen diese, sowie die Supplenten und die Lehrer der ausserordentlichen Gegenstände, ein Jahresgehalt.

Bezüglich der Anstellung der ordentlichen Professoren und der Directoren bei den durch geistliche Orden erhaltenen Anstalten [31] und der Anstellung der Directoren in den durch Confessionen erhaltenen Anstalten bleibt die bisherige Praxis [32] aufrecht.

Die von Seiner Majestät, beziehungsweise vom Minister für Cultus und Unterricht ernannten Directoren und ordentlichen Professoren werden als pensionsberechtigte Staatsbeamte angesehen, die ihre Pension aus der Staatscassa oder aus den betreffenden Fonds beziehen.

§ 34. Die Supplenten und die Lehrer der ausserordentlichen Gegenstände haben keinen Pensionsanspruch; doch werden den ordentlichen Professoren, die eine Professoren-Befähigungsprüfung abgelegt haben, die Jahre, welche sie als Supplenten gewirkt, bei ihrer Pensionirung eingerechnet.

§ 35. Die Pension, sowie die Zulagensysteme werden in einem besonderen Gesetze festgesetzt.

[31] Die geistlichen Orden ernennen und versetzen ihre Professoren nach Belieben.

[32] Vgl. Anm. 28.

§ 36. Gegen die Directoren und Professoren der unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Mittelschulen wird das Disciplinar-Verfahren eingeleitet,

1. wenn der Betreffende die ihm durch Gesetze, Statuten oder Regierungsverordnungen auferlegten Pflichten verletzt oder nachlässig erfüllt:

2. wenn er einen Aergerniss erregenden unmoralischen Lebenswandel führt, oder eine Aergerniss erregende Uebertretung begeht.

Disciplinarstrafen sind: *a)* Missbilligung; *b)* Geldstrafe; *c)* Amtsverlust.

In Verbindung mit den zwei erstgenannten Strafen kann auch die Versetzung an eine andere Anstalt angeordnet werden.

Der Amtsverlust zieht den Verlust des Gehaltes, der Pension und aller jener Vorteile nach sich, welche der Betreffende auf Grund seines Dienstes in Anspruch hätte nehmen können. Doch wird dem Minister für Cultus und Unterricht das Recht eingeräumt, mit Rücksicht auf die bedrängte Lage der Familie des Betreffenden die auf die Pension bezüglichen Folgen des Amtsverlustes zu mildern; diese Begünstigung kann sich aber höchstens auf ein Dritteil der Höhe jenes Bezuges erstrecken, welcher dem Betreffenden nach seinem Dienste im Sinne des Pensionsgesetzes sonst gebührt hätte.

Ueber die Versorgung von Professoren, die ohne ihr eigenes Verschulden zur Erfüllung ihrer Berufsagenden definitiv unfähig geworden sind, verfügt das Pensionsgesetz. Die Feststellung der Amtsunfähigkeit geschieht nach den Vorschriften des für Disciplinarfälle festgestellten Verfahrens.

§ 37. Eine Disciplinar-Entscheidung kann nur auf Grund einer vorausgegangenen Untersuchung und durch den Minister für Cultus und Unterricht getroffen werden. Die Disciplinar-Untersuchung wird von einer zu diesem Zwecke bestellten Commission geführt, deren Mitglieder zur Hälfte aus der Reihe der Mittelschul-Professoren zu ernennen sind.

Der Minister hat das Recht, den Betreffenden gleichzeitig mit der Anordnung der Disciplinar-Untersuchung oder im Verlaufe derselben vom Amte zu suspendiren. Im Falle einer strafgerichtlichen Untersuchung ist die Suspendirung vom Amte stets anzuordnen.

Die Details und Modalitäten des Disciplinarverfahrens werden vom Minister für Cultus und Unterricht im Verordnungswege geregelt, gleichwie das vom Minister zu schaffende Statut auch jenen kleineren disciplinaren Rechtskreis feststellt, welcher dem Schuldistricts-Oberdirector gegenüber den Mittelschulen-Directoren und Professoren, dem Director aber gegenüber den Professoren in Hinsicht der Aufrechthaltung der Ordnung und Disciplin in den Lehranstalten zusteht.

§ 38. In den von den Confessionen erhaltenen öffentlichen Mittelschulen werden die Disciplinar-Vorschriften (das Disciplinar-Verfahren mit-

inbegriffen), die sich auf die Schüler und Professoren beziehen, von den confessionellen Oberbehörden festgestellt, und sind letztere verpflichtet, sowohl diese als auch die daran von Zeit zu Zeit vorgenommenen Aenderungen dem Minister für Cultus und Unterricht zur Kenntnissnahme zu unterbreiten.[33]

Wenn der Director oder Professor einer confessionellen Anstalt im Disciplinarwege seines Amtes enthoben wurde, so ist der Fall von der betreffenden confessionellen Oberbehörde sammt dem motivirten Urteile dem Minister für Cultus und Unterricht unverzüglich anzuzeigen.

In jedem Amovirungsfalle verfügt der genannte Minister die Publication und die strenge Einhaltung des die Amtsenthebung aussprechenden Urteiles.

§ 39. Die Professoren an den von Prälaten und kirchlichen Orden erhaltenen oder versehenen Mittelschulen stehen unter der Disciplinargewalt der Prälaten und des Ordens.

In von Municipien und Gemeinden, wie auch von Gesellschaften und Privaten erhaltenen öffentlichen Mittelschulen sind die für die unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Anstalten giltigen Disciplinar-Vorschriften anzuwenden.

§ 40. Ein im Disciplinarwege entlassener Director oder Professor kann innerhalb sechs Jahren, von der Entlassung gerechnet, in keiner Anstalt angestellt werden.

Wenn derselbe aber nach Ablauf dieser Zeitfrist vor dem Disciplinargerichte, welches die Enthebung ausgesprochen hatte, nachweist, dass der Grund, weshalb er seiner Stelle als Director oder Professor enthoben worden, bezüglich seiner nicht mehr besteht, so kann derselbe wieder angestellt werden.

Der Director oder Professor, welcher im Disciplinarwege zum zweiten Male zum Amtsverluste verurteilt wurde, kann weiter in keiner Lehranstalt verwendet werden.

§ 41. In den siebenbürgischen Teilen werden bezüglich der von dem katholischen Status erhaltenen und geleiteten Mittelschulen alle jene Rechte, welche bisher der katholische Status ausgeübt hat, unberührt belassen.

§ 42. Das Land wird bezüglich der Mittelschulen in zwölf Schuldistricte eingeteilt: an der Spitze jedes derselben steht ein Schuldistricts-Oberdirector.

§ 43. Die Schuldistricts-Oberdirectoren ernennt aus der Mitte der für den Professorenberuf qualificirten und in demselben tätig gewesenen Fachmänner, mit Berücksichtigung der einschlägigen Bestimmungen des Beamten-

[33] Also auch hier verfügen die Confessionen ganz selbständig und unabhängig.

Qualifications-Gesetzes, auf Vorschlag des Ministers für Cultus und Unterricht Seine Majestät.

§ 44. Die Schuldistricts-Oberdirectoren sind mit ordentlichen jährlichen Bezügen versehene und pensionsberechtigte Staatsbeamten, werden als solche auf Lebensdauer ernannt und können ihrer Stelle nur in den im § 36 bezeichneten Fällen und nur über ordentliches Disciplinar-Verfahren enthoben werden.

Betreffs ihrer Pension verfügt ein besonderes Gesetz.

§ 45. Pflicht des Schuldistricts-Oberdirectors in den, in seinem Schuldistricte befindlichen, unter Verfügung und unmittelbarer Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden, so wie in den von Municipien, Gemeinden, Gesellschaften und Einzelnen erhaltenen Mittelschulen ist:

1. den Unterricht und dessen Resultate, und überhaupt die Einhaltung der gesetzlichen Bestimmungen zu beaufsichtigen; zugleich die Verfügungen des Gesetzes und des Ministers zu vollziehen, beziehungsweise für deren Vollzug Sorge zu tragen;

2. die Maturitätsprüfungen an den vollständigen und öffentlichen Mittelschulen zu leiten, und bei denselben den Vorsitz zu führen, oder im Verhinderungsfalle bezüglich seiner Substituirung dem Minister einen Vorschlag zu erstatten, endlich:

3. über den Stand dieser Anstalten, über die im Unterrichte nachgewiesenen Erfolge, und über die innerhalb derselben gemachten Erfahrungen dem Minister für Cultus und Unterricht Bericht zu erstatten.

§ 46. Vom Gesichtspunkte der Ausübung des obersten Aufsichtsrechtes kann der Minister für Cultus und Unterricht die confessionellen Lehranstalten durch seine Bevollmächtigten jederzeit besuchen lassen. Der delegirte Bevollmächtigte kann bei den öffentlichen Prüfungen dieser Mittelschulen (über die Maturitätsprüfungen verfügen die §§ 22—27) zugegen sein, und verschafft sich der genannte Minister über die Organisation, Einrichtung und die Ergebnisse des Unterrichtes, so wie überhaupt darüber, ob die Gesetze und gesetzlichen Verordnungen eingehalten wurden, auch auf diesem Wege directe Kenntniss. [34]

§ 47. Eine solche von einer Confession, Jurisdiction, Gemeinde, Gesellschaft oder einem Einzelnen erhaltene Mittelschule, deren Bestand ein culturelles Landesinteresse oder wichtige Local-Interessen in hervorragender Weise erheischen, und welche die Betreffenden in einer den gesetzlichen Anforderungen entsprechenden Weise aus eigener Kraft zu erhalten nicht in

[34] Auch hier steht demnach dem Vertreter der Regierung keinerlei Verfügungsrecht zu. Er darf blos beobachten und dem Unterrichtsminister berichten.

der Lage sind (besonders, wenn für Mittelschulzwecke gemachte, und an einen Ort gebundene bedeutende Stiftungen vorhanden sind), kann der Minister für Cultus und Unterricht subventioniren, beziehungsweise in seine Obhut übernehmen, — unter folgenden wesentlichen Bedingungen und in folgender Weise:

a) sämmtliche zur Zeit vorhandene Stiftungen und Capitalien, Gebäude, bewegliche und unbewegliche Güter der Schule, bleiben auch ferner Eigentum der Anstalt, und sind die Einkünfte aus denselben auch fernerhin zu Zwecken derselben Anstalt zu verwenden;

b) in einer solchen mit Staatssubvention versehenen Mittelschule ist der Lehrplan der unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden Mittelschulen in Anwendung zu bringen:

c) solche Professoren, welche aus dem Erträgnisse der sub *a)* erwähnten Capitals-Stiftungen oder Besitzungen, oder aus anderen, von der Behörde der betreffenden Anstalt etwa bezeichneten Einkünften bezahlt werden, wählt auch fernerhin die Behörde der Anstalt aus der Reihe der für die Professur qualificirten Personen; die Bezahlung der Professoren wird auch von der nämlichen Behörde festgestellt, nur das Minimum der Bezahlung muss in dem mit dem Minister für Cultus und Unterricht hinsichtlich der Subvention geschlossenen Contracte festgestellt werden.

Gleichwie andererseits die vom Staate (das ist aus der staatlichen Subvention) bezahlten Professoren vom Minister für Cultus und Unterricht ernannt werden:

d) wenn der Staat weniger als die Hälfte oder höchstens die Hälfte zur Deckung des gesetzlich vorgeschriebenen Jahres-Erfordernisses der Schule beiträgt (und so der grössere Teil, oder wenigstens die Hälfte der Last von der Behörde der betreffenden Anstalt getragen wird), dann steht das Recht der gesammten Leitung und Verfügung (unter Bestimmung der obigen Punkte *a)*, *b)*, *c)* auch ferner der Behörde der Anstalt zu, und übt der Minister für Cultus und Unterricht nur das Aufsichtsrecht über die subventionirte Schule.

Wenn aber der Staat jährlich mehr als die Hälfte der notwendigen Summe zur Erhaltung der Schule beisteuert (demnach den grösseren Teil der Last trägt), übernimmt der Minister für Cultus und Unterricht die ganze Anstalt unter seine Verfügung und Leitung, doch wird der eigenen Behörde der betreffenden Anstalt das Eigentumsrecht des unter dem obigen Punkt *a)* beschriebenen Vermögens und die Verwendung desselben zu Gunsten der Anstalt, wie auch das unter Punkt *c)* enthaltene Recht, die Professoren zu wählen, zugesichert.

e) Der Minister für Cultus und Unterricht kann auf die obige Weise

eine Mittelschule materiell nur in dem Falle und so lange unterstützen, als und so lange die die Schule erhaltende Corporation, beziehungsweise bezüglich der confessionellen Lehranstalten deren kirchliche Oberbehörde, die Subvention annimmt oder verlangt.

Gelegentlich jeder solchen Unterstützung, ist zwischen dem Minister für Cultus und Unterricht und der subventionirten Partei zu diesem Zwecke ein besonderer Vertrag zu schliessen, in welchem die Modalitäten der Unterstützung, die näheren Bedingungen, die für jede Partei zugesicherten Rechte und von jeder Partei übernommenen Verpflichtungen detaillirt festgestellt werden.

§ 48. Dem staatlichen Aufsichtsrechte gemäss, ist der Minister für Cultus und Unterricht berufen und berechtigt, über die seiner unmittelbaren Leitung nicht unterstehenden Mittelschulen und zwar: über die confessionellen von den betreffenden kirchlichen Oberbehörden derselben, über die municipalen und Gemeinde-Lehranstalten von den dieselben erhaltenden Behörden, — endlich über die von Gesellschaften und Einzelnen erhaltenen Lehranstalten unmittelbar von den Directionen derselben:

a) statistische Daten einzuholen;

b) alljährlich Berichte abzuverlangen, in welchen der Lehrplan und die Einteilung der Lehrgegenstände (mit Ausnahme der Religionsgegenstände), Stand, Qualification und Wirkungskreis der Professoren, die Classenfrequenz, die Stundenzahl und Unterrichtsergebnisse, so wie die Maturitäts- und sonstige Schlussprüfungen in Ausweisen ersichtlich gemacht werden;

c) die Anmeldung jeder wesentlichen Abänderung des im Sinne des § 8 bestimmten Lehrplanes (die Religionsgegenstände ausgenommen), wie auch der im früheren Charakter und im Lehrcurse vorgenommenen Aenderungen zu fordern;

d) die verwendeten Lehrbücher, ob diese nun gedruckt oder handschriftlich vorhanden sind, abzufordern und dieselben von dem Gesichtspunkte, ob sie nicht Staats-, Verfassungs- oder Gesetzwidriges enthalten, untersuchen zu lassen.

Alle diese Daten, Berichte, Ausweise und Vorlagen sind an den Minister für Cultus und Unterricht einzusenden.

Der Minister für Cultus und Unterricht achtet darauf, dass jedes Institutsvermögen und besonders die zu Schulzwecken errichteten Stiftungen sicher elocirt und ihrer Bestimmung gemäss verwendet werden; er ist daher berechtigt, über den Stand des Schulvermögens, über dessen Elocirung und Verwaltung von Zeit zu Zeit authentische Ausweise zu verlangen.[36]

§ 49. Enthält ein in einer Mittelschule in Gebrauch stehendes Lehr-

[36] Ohne diesbezüglich selbständig verfügen zu können.

buch staas-, verfassungs- oder gesetzwidrige Doctrinen, so ist der Minister für Cultus und Unterricht berechtigt und verpflichtet, den Gebrauch desselben zu verbieten, im Notfalle behufs Confiscation des Buches und Bestrafung des Betreffenden im ordentlichen Rechtswege die weiteren Verfügungen zu treffen.

§ 50. Wenn die Regierung von moralischen Uebelständen oder einer staatsfeindlichen Richtung einer confessionellen Mittelschule Kenntniss erlangt, und gegen dieselbe im Wege der competenten confessionellen Oberbehörde der Anstalt keine gründliche Sanirung zu erlangen ist, hat der Minister für Cultus und Unterricht das Recht und die Verpflichtung, nach einer durch seine eigenen ordentlichen oder zu diesem Zwecke besonders zu entsendenden Organe vorgenommenen Untersuchung, wenn auf Grund derselben solche Tatsachen constatirt würden, welche bezüglich der Directoren oder Professoren der der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers unterstehenden Anstalten den Amtsverlust nach sich ziehen würde, die Entfernung der gefährlichen Individuen von jener Schule zu fordern; gegen dieselben, insoferne eine unter die Bestimmungen des Strafgesetzes fallende Handlung vorliegt, auf dem ordentlichen Rechtswege das Strafverfahren einzuleiten; falls aber das Uebel durch die Beseitigung Einzelner nicht zu saniren ist, Seiner Majestät betreffs zeitweiliger oder definitiver Schliessung der Schule Vorschlag zu erstatten.

Das Vermögen der für eine Zeit lang gesperrten Schule verbleibt unter Verwaltung der betreffenden kirchlichen Oberbehörde, und werden auch die Einkünfte capitalisirt, bis nach gründlicher Beseitigung des Uebels die Wiedereröffnung der Schule, über einen an Seine Majestät zu erstattenden Vortrag, gestattet wird.

Das Vermögen und die Stiftungen der definitiv zu schliessenden Schule verwendet die kirchliche Oberbehörde zu Unterrichtszwecken derselben Confession (Gesetz-Artikel XXIV: 1790/1 § 10), insoferne die Gründer oder deren Rechtsnachfolger über dieselben für den Fall des Aufhörens der Schule nicht verfügt haben, wobei das allerhöchste Oberaufsichtsrecht Seiner Majestät vorbehalten bleibt.

§ 51. Die im vorigen Paragraphen berührten Verfügungen sind auch für die von Municipien, Gemeinden, Gesellschaften und Einzelnen erhaltenen Mittelschulen mit folgender Abweichung giltig:

1. Bezüglich der provisorischen oder definitiven Schliessung der Anstalt verfügt der Minister für Cultus und Unterricht.

2. Bezüglich der Verwaltung, beziehungsweise Verwendung des Vermögens der von den Municipien und Gemeinden erhaltenen Mittelschulen verfügt nach Anhörung der betreffenden Verwaltungs-Behörden und mit Berücksichtigung der etwa bestehenden Rechtsverhältnisse der Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Minister des Innern.

3. Bei den von Gesellschaften erhaltenen Anstalten verfügt in dem Falle, wenn die provisorische Schliessung der Schule angeordnet worden ist, bezüglich der Vermögens-Verwaltung zwar die Gesellschaft, dieselbe ist aber verpflichtet, ihren diesbezüglichen Beschluss behufs Genehmigung dem Minister für Cultus und Unterricht vorzulegen.

Der Minister hat das Recht, alle jene Verfügungen zu treffen, welche er zur Controlirung der Verwaltung notwendig findet.

Ist die definitive Schliessung einer solchen Anstalt ausgesprochen worden, so hat die Gesellschaft betreffs der Verwendung des Institutsvermögens im Sinne ihrer genehmigten Statuten vorzugehen, doch ist zu einer derartigen Verfügung die Genehmigung des Ministers für Cultus und Unterricht einzuholen.

Bis zur Zeit, wo die ministerielle Genehmigung erfolgt ist, hat der Minister hinsichtlich der Verwaltung des Vermögens die im obigen Punkte enthaltene Bestimmung zu befolgen.

4. Hinsichtlich der Verwaltung beziehungsweise der Verwendung des Vermögens von Anstalten, die von Privaten erhalten werden, steht das Verfügungsrecht wohl diesen letzteren zu, doch ist, wenn bei solchen Anstalten Stiftungen bestehen, in diesem Falle zur Verfügung die Gutheissung des Ministers für Cultus und Unterricht notwendig, welch letzterer nach den Bestimmungen des Punktes *3)* vorgeht.

§ 52. Wenn aus den periodischen Ausweisen über das Vermögen und die Stiftungen einer Schule (§ 48 letzte Alinea) hervorgeht, dass die Einkünfte nicht ihrer Bestimmung gemäss verwendet werden, oder dass irgend eine Stiftung mangelhaft verwaltet wird, oder geradezu gefährdet ist, so weist der Minister für Cultus und Unterricht die Behörde, welche die betreffende Anstalt erhält, an, für die Sicherung der Stiftung zu sorgen; wenn aber die Gebahrung eine mangelhafte ist, oder die Verwendung nicht zu Zwecken der Stiftung erfolgt, hat er die erforderlichen gesetzlichen Verfügungen zu treffen.

§ 53. Sollte eine der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht nicht unterstehende öffentliche Mittelschule den Anforderungen des gegenwärtigen Gesetzes durchaus nicht entsprechen, so ist der genannte Minister berechtigt, der Anstalt nach dreimaliger, in Intervallen von mindestens je einem halben Jahre an die betreffende Oberbehörde gerichteter Ermahnung das Recht der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Derlei Ermahnungen, welche sich bezüglich des Personalstandes der Lehrkräfte oder der vorhandenen Gebäude bereits bestehender Lehranstalten etwa als nötig erweisen sollten, können nur nach zwei Jahren, von der Sanction des gegenwärtigen Gesetzes gerechnet, ihren Anfang nehmen.

Anstalten, denen das Oeffentlichkeitsrecht entzogen worden ist, können keine giltigen Zeugnisse ausstellen und auch keine Maturitätsprüfungen abhalten.

§ 54. Bei Errichtung neuer öffentlicher Mittelschulen sind die Errichtenden verpflichtet, wenigstens vier Monate vor Errichtung der Anstalt ihre Absicht dem Minister für Cultus und Unterricht anzuzeigen, und ihm gleichzeitig das Organisationsstatut, den Lehrplan, einen Ausweis über die Anzahl der Lehrkräfte und die Localitäten der Anstalt (und sobald dieselben angestellt sind, auch die Ausweise über die Lehrkräfte selber und deren Qualification) und über die Ausrüstung mit Lehrmitteln vorzulegen.

Der Minister kann die Errichtung oder die Oeffentlichkeit solcher Anstalten nur dann verweigern, wenn sie den gesetzlichen Anforderungen nicht entsprechen.

Wenn der Minister binnen zwei Monaten, von der Einreichung dieser Vorlage gerechnet, sich nicht äussert, so kann die Anstalt eröffnet werden.

III. Abschnitt. Private Mittelschulen.

§ 55. Gesellschaften und Private können Gymnasien und Realschulen privaten Charakters, und mit deren Lehrcurse verbundene Privat-Erziehungs-Institute errichten und erhalten, wenn sie mit der unmittelbaren Leitung und Direction derselben ein Individuum betrauen, das ein für den bei der betreffenden Anstalt zu eröffnenden Lehrcurs mittelst Diplom qualificirter Lehrer ist. Ausser diesem können in diesen Anstalten nur solche Lehrkräfte unterrichten, welche entweder mittels Diplom für ihr Lehrfach qualificirt sind, oder mindestens den vierjährigen Curs für Mittelschul-Lehrer absolvirt haben. Bezüglich der in solchen Privat-Instituten zu gebrauchenden Lehrbücher und Lehrmittel gelten dieselben Normen, welche in den der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht unterstehenden Mittelschulen in Geltung sind.

§ 56. Die beabsichtigte Errichtung einer Privat-Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt ist unter gleichzeitiger Vorlage des Organisationsentwurfes, des Lehrplanes und des Ausweises über die Lehrkräfte vom Inhaber des Institutes wenigstens vier Monate vor der Eröffnung der Behörde und im Wege des betreffenden Schuldistricts-Oberdirectors dem Minister für Cultus und Unterricht anzuzeigen.

Bevor die Antwort des Ministers erfolgt, darf die Anstalt nicht eröffnet werden.

§ 57. Bezüglich der Schullocalitäten bestehen für die Privatanstalten dieselben Normen, welche in den der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht unterstehenden Lehranstalten giltig

sind, und zwar mit dem Zusatze, dass in einer Classe nicht mehr als 30 Schüler sein können.

§ 58. Wenn in einer Privat-Erziehungs- oder Lehranstalt die Verfügungen des gegenwärtigen Gesetzes nicht eingehalten werden, oder wenn der Regierung sittliche Gebrechen oder staatsfeindliche Tendenzen zur Kenntniss kommen, so kann sie eine Untersuchung anordnen, und je nach dem Ergebnisse derselben das betreffende Institut schliessen, ja in aussergewöhnlichen Fällen die Erziehung und den Unterricht auch vor Durchführung der Untersuchung suspendiren.

§ 59. Die Schüler eines Privatinstitutes können ein giltiges und zur Aufnahme in jede öffentliche Lehrznstalt berechtigendes Zeugniss nur auf Grund einer an einer öffentlichen Mittelschule abgelegten Prüfung erwerben. Solche Prüfungen sind am Schlusse eines jeden Schuljahres abzulegen.

Ausnahmsweise kann der Minister für Cultus und Unterricht im Sinne des § 14 zur Ablegung der Prüfung aus zwei Classen innerhalb eines Jahres die Bewilligung ertheilen.

IV. Abschnitt. Die Befähigung der Mittelschullehrer.

§ 60. Zur Befähigung der Mittelschullehrer organisirt der Minister für Cultus und Unterricht an den ungarischen Universitäten je eine Prüfungs-Commission, deren Mitglieder solche Hochschulprofessoren sind, welche sich mit dem Vortrage und der fachgemässen Pflege der Prüfungsgegenstände befassen. Ausser diesen kann der Minister nach einzelnen Fachgruppen auch solche Mitglieder ernennen, welche, wenn sie auch nicht Hochschul-Professoren sind, sich mit den betreffenden Wissenschaften fachgemäss beschäftigen. [37]

§ 61. Die Befähigung zum Mittelschullehrer kann erlangen, wer nachweist:

1. dass er den vollständigen Lehrcurs des Gymnasiums beziehungsweise der Realschule mit gutem Erfolg absolvirt und die Maturitätsprüfung abgelegt hat. Derjenige, der die Realschule absolvirt hat, ist verpflichtet, gleichzeitig wenigstens einen solchen Grad der Kenntniss der lateinischen Sprache, als zum Verständniss eines leichteren lateinischen Textes notwendig ist, nachzuweisen;

2. dass er nach Absolvirung der Mittelschule vier Jahre hindurch an

[36] Die Mitglieder der beiden gegenwärtig bestehenden Prüfungs-Commissionen in Budapest und Klausenburg sind Professoren der Universität und des Polytechnikums, Mittelschullehrer und anerkannte, in anderen Stellungen wirkende Gelehrte und Schriftsteller.

einer Universität oder einem Polytechnicum, oder an einer anderen Hochschule die zu seinem Fache gehörenden Gegenstände und ausser diesen *a)* die ungarische Literatur und deren Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte der ungarischen Nation; *b)* die Erziehungs- und Unterrichtslehre und deren Geschichte; *c)* aus den eigentlichen philosophischen Gegenständen wenigstens Logik, Psychologie und Geschichte der Philosophie studirt hat.[37]

Für Solche, welche einige der notwendigen Lehrgegenstände an irgend einer Hochschule anderer Art[38] wenigstens ein Jahr lang studirt haben, genügt es, wenn sie ein an den oben erwähnten Hochschulen beendetes dreijähriges Studium nachweisen. Wer zum Unterrichte in der Philosophie, oder der ungarischen, deutschen und französischen Sprache und Literatur, oder der Geschichte befähigt werden will, der muss auch noch nachweisen, dass er während seines Studiums an der Hochschule auch die griechische und römische Literatur studirt hat. Der Betreffende kann von der vierjährigen Universitätszeit drei Jahre auch an einer ausländischen Universität zubringen;[39]

3. muss er nachweisen, dass er nach Beendigung des Universitäts-Studiums mindestens ein Jahr entweder practisch mit dem Unterrichte an einer Mittelschule zugebracht oder zur Fortsetzung seiner Studien an einer vaterländischen oder ausländischen Universität verwendet hat; jedenfalls muss er nachweisen, dass er während der ganzen fünf Jahre wenigstens ein Jahr als Erzieher oder Lehrer practisch gewirkt hat;

4. dass er vor der hiezu berechtigten Prüfungs-Commission die in den folgenden Paragraphen umschriebene Befähigungsprüfung, beziehungsweise Prüfungen mit Erfolg abgelegt hat.

[37] Die Forderungen sub *a) b) c)* umfassen die allgemeine Bildung der Mittelschullehrer, im Gegensatze zu ihrer speciellen Fachbildung. Auch anderwärts wird gefordert, dass der Mittelschullehrer *a)* die Unterrichtssprache und deren Literatur vollständig kenne und beherrsche, *b)* dass er auf dem Gebiete der Pädagogik theoretisch und practisch bewandert sei, endlich *c)* dass er sich eine gewisse philosophische Bildung angeeignet habe, ohne welche er leicht zum geistlosen Handwerker wird.

[38] Hier ist zunächst an Theologen zu denken, da sowohl die Protestanten als auch die katholischen Lehrorden grösstenteils absolvirte Theologen als Mittelschullehrer verwenden. Diesen Theologen wird ein Teil ihrer theologischen Studienzeit, soferne sie während derselben auch diverse nicht-theologische Fächer gehört haben, eingerechnet.

[39] Also das Gesetz verbietet durchaus nicht den Besuch ausländischer Universitäten, sondern fordert nur, dass der zukünftige Mittelschullehrer wenigstens Ein Jahr an einer inländischen Universität zubringe. Bekanntlich sind die verwandten Bestimmungen ausländischer Staaten teilweise weit strenger.

Die Befähigungs-Prüfung, wenigstens deren letzterer Teil, kann nach Verlauf mindestens eines Jahres nach Beendigung des Universitäts-Studiums abgelegt werden.

§ 62. Zur Befähigungsprüfung können auf Grund des Gutachtens einer der Lehrerprüfungs-Commissionen auch solche Individuen zugelassen werden, welche den in den obigen Paragraphen vorgeschriebenen Lehrcurs an der Hochschule zwar nicht absolvirt, aber in ihren literarischen Arbeiten hervorragendes Zeugniss von ihrer Fachbefähigung und allgemeinen Bildung abgelegt, und zugleich nachgewiesen haben, dass sie sich auch mit dem Unterrichte practisch befasst haben oder auch schon bei dem Inslebentreten des gegenwärtigen Gesetzes als Lehrer in Verwendung standen.[40]

§ 63. Die Prüfungen sind schriftlich und mündlich, und erstrecken sich:

1. auf solche Gegenstände, deren Kenntniss im Interesse der allgemeinen Bildung und mit Rücksicht auf den Lehrerberuf von jedem für welches Lehrfach immer zu befähigenden Candidaten im Sinne der obigen Bestimmungen gefordert wird;[41]

2. auf die zu denjenigen Lehrfächern gehörigen Kenntnisse, zu deren Unterricht der Candidat befähigt werden will;

3. auf die Methode und Uebung des Unterrichtes in den betreffenden Lehrfächern. In den Prüfungen muss der Candidat auch nachweisen, inwieweit er die ungarische Sprache als Unterrichtssprache versteht und sowohl grammatikalisch als auch literarisch handhabt. Das Ergebniss ist in dem Diplome ersichtlich zu machen.

§ 64. Die Befähigungsprüfung kann mittels Statut auch in mehrere Teile geteilt werden, so dass sie auch bei mehreren Gelegenheiten abgelegt werden kann. Indessen können jene Candidaten, welche zur Zeit der Ablegung des ersten Teiles der Befähigungsprüfung an einer ausländischen Universität waren, die ganze Prüfung auch auf einmal ablegen.

Die Befähigungsprüfungen werden jährlich in der mittels Statut im vorhinein bestimmten Zeit abgehalten werden.[42]

§ 65. Die für jedes Lehrfach gleichmässig notwendigen Kenntnisse sind aus den folgenden Gegenständen wenigstens in dem hier bezeichneten Maasse obligatorisch:

1. ungarische Sprache und Literatur (Kenntniss der ungarischen Sprachlehre und Stylistik), Uebersicht über die Entwicklung der ungarischen

[40] Dieser § nimmt auf die Lehrkräfte der Protestanten und der Lehrorden Rücksicht, die oft gar keine Universitätsstudien absolvirt haben.

[41] S. unten §. 65.

[42] Gegenwärtig zweimal des Jahres: in den Monaten Mai und December.

Literatur und der nationalen Cultur, so wie Kenntniss der Hauptwerke der hervorragenderen Schriftsteller;

2. die Grundzüge der Philosophie. Gründliche Orientirtheit in der Pädagogik. Kenntniss der neueren Geschichte der Pädagogik.

§ 66. Mit Rücksicht auf die Fachbildung wird gefordert:

1. dass der Betreffende in zwei oder drei Mittelschul-Lehrgegenständen, welche je eine Fachgruppe bilden,[43] eine solche Orientirtheit nachweise, aus welcher hervorgeht, dass er wenigstens den zum Unterrichte in der Mittelschule erforderlichen Lehrstoff sich vollkommen angeeignet hat, und dass er seine Fachgegenstände wissenschaftlich versteht;

2. dass er in dem Unterrichte der Lehrgegenstände und in der Handhabung der Lehrmethode die erforderliche Kenntniss und Geschicklichkeit besitzt.

Aus jedem einzelnen Gegenstande erstreckt sich die Prüfung auf das in sämmtlichen Classen der Mittelschule zu Lehrende.[44]

§ 67. In welcher Ordnung die in den obigen Paragraphen erwähnten Prüfungen abzuhalten, wie in denselben die Lehrgegenstände einzuteilen, ferner in welche Fachgruppen die Lehrgegenstände zusammenzufassen seien, endlich das in diesen Fachgruppen erforderliche Maass der Kenntnisse setzt der Miniser mittels Statut nach Anhörung der Universitäts-Prüfungs-Commissionen fest.[45]

§ 68. Ein wegen ungenügender Befähigung zurückgewiesenes Individuum kann zur Wiederholung der Prüfung vor Ablauf eines Jahres nicht zugelassen werden.

§ 69. Inwieferne an nicht vaterländischen Universitäten erlangte Lehrerdiplome auch im Lande als giltig betrachtet werden, bestimmt der Minister für Cultus und Unterricht nach Anhörung einer der vaterländischen

[43] Solcher Fachgruppen gibt es, nach dem in Kraft bestehenden Statut, folgende zwölf: *a)* Classische Philologie, *b)* Ungarisch und Lateinisch, *c)* Deutsch und Lateinisch, *d)* Französisch und Lateinisch, *e)* Ungarisch und Deutsch, *f)* Ungarisch und Französisch, *g)* Geschichte und Griechisch, *h)* Geschichte und Lateinisch, *i)* Mathematik und Physik, *j)* Mathematik und darstellende Geometrie, *k)* Naturgeschichte und Geographie, *l)* Naturgeschichte und Chemie.

[44] Früher wurden auch Lehrer nur für die unteren Classen der Mittelschule, oder speciell für Gymnasien und Realschulen qualificirt. Jetzt gibt es nur eine Qualification für jede Fachgruppe, welche zum Unterricht der betreffenden Gegenstände in allen Classen jeder Mittelschule befähigt.

[45] Das in Kraft bestehende Prüfungsstatut hat der Unterrichtsminister am 30. Jänner 1882 s. Z. 4567 erlassen.

Lehrerprüfungs-Commissionen von Fall zu Fall: indessen ist jedenfalls zu fordern, dass der Betreffende einerseits die in den obigen Paragraphen umschriebene Vorbereitung nachweise, andererseits, dass er ein Zeugniss aus den an den vaterländischen Universitäten obligaten Gegenständen der Befähigungsprüfung besitze.

Insoferne er ein solches Zeugniss nachzuweisen nicht im Stande wäre, ist er zu einer Nachprüfung aus den fehlenden Gegenständen zu verhalten.[46]

§ 70. Die Sprache der Befähigungsprüfungen ist die ungarische. Der Minister für Cultus und Unterricht wird indessen ermächtigt, während der Dauer von zehn auf das Inslebentreten des gegenwärtigen Gesetzes folgenden Jahren, über das motivirte Einschreiten der betreffenden confessionellen Oberbehörde, zur Abhaltung der Befähigungsprüfungen in nicht ungarischer Sprache (im Ganzen oder hinsichtlich einzelner Gegenstände) eine ausserordentliche Bewilligung erteilen zu können.

Die Verfügungen des Punkt 3. § 63 und des Punkt 1. § 65[47] sind auch für diese Fälle massgebend.

V. Abschnitt. Diverse Verfügungen.

§ 71. Die rechtliche Natur und der Charakter der unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht stehenden, sei es römisch-katholischen, sei es anderen Charakters,[48] oder der gegenwärtig bestehenden Mittelschulen jeglicher Art wird durch das gegenwärtige Gesetz nicht berührt.

Ebenso bleiben für jene Mittelschulen, welche nicht unter der Verfügung und unmittelbaren Leitung des Ministers stehen, die bisherigen Gesetze und die bis nun bestandene Praxis aufrecht, insoferne das gegenwärtige Gesetz dieselben nicht ausdrücklich abändert.

§ 72. Ein fremder Staat, im Auslande lebende, nicht ungarische Staatsbürger, desgleichen aus nicht ungarischen Staatsbürgern gebildete oder im Auslande domicilirende Körperschaften, gleichwie deren im Lande befind-

[46] Dieser § regelt zukünftige Fälle. Bisher ist ein solcher Fall (dass ein Candidat die Lehramtsprüfung im Auslande abgelegt hätte und um die Nostrificirung seines Diplomes eingekommen wäre), unseres Wissens wenigstens, nicht vorgekommen.

[47] Nachweis der Kenntniss der ungarischen Sprache und Literatur. Der ganze § 70 bezieht sich ausschliesslich auf die siebenbürgischen Sachsen und erleichtert es diesen, den Anforderungen des Gesetzes zu entsprechen.

[48] Unter der Leitung des Ministers stehen auch die Schulen der Prälaten und Lehrorden, sowie die aus dem Studienfond erhaltenen Lehranstalten.

liche Abzweigungen, welche von der im Auslande domizilirenden Körperschaft, beziehungsweise deren Chef abhängig sind, können keinerlei Mittelschule errichten oder erhalten.

Durch diese Bestimmungen werden die aus der kirchlichen Organisation sich ergebenden, und einzig und allein auf kirchliche Angelegenheiten Bezug habenden Verbindungen der vaterländischen gesetzlich recipirten und mit Unterricht sich beschäftigenden römisch-katholischen geistlichen Orden nicht berührt.

Die bereits bestehenden confessionellen, municipalen, Gemeinde-, oder von Gesellschaften oder Privaten erhaltenen Mittelschulen, so wie die Religionsgenossenschaften und Kirchen dürfen von auswärtigen Staaten und deren Herrschern oder Regierungen eine Subvention und materielle Unterstützung auf keinen Fall weder verlangen, noch auch annehmen; auch von Privaten und Gesellschaften nur in dem Falle, wenn der die Subvention Gewährende auf die Leitung und die Lehrordnung der Anstalt sich keinen Einfluss vorbehält, noch irgend welche Bedingung stellt.

§ 73. Der Minister für Cultus und Unterricht erstattet über den Stand des Mittelschul-Unterrichts der Legislative alljährlich Bericht, und legt in jedem dritten Jahre einen detaillirten Ausweis vor.[49]

§ 74. Mit dem Vollzug des gegenwärtigen Gesetzes wird der Minister für Cultus und Unterricht betraut, die Bestimmungen dieses Gesetzes finden aber auf das laufende Schuljahr keine Anwendung.[50]

[49] Bisher hat der Minister der Legislative jährlich einen detaillirten Ausweis unterbreitet, — ein Elaborat, das viele Mühe und grosse Kosten verursachte und in Folge der allzu kurzen Intervalle zwischen den einzelnen »Berichten« verhältnissmässig wenig lehrreich war.

[50] Das laufende Schuljahr war das 1882/3. In dem jetzt laufenden Schuljahr 1883/4 ist das Gesetz teils schon durchgeführt worden (s. Anm. 18), teils wird es bis zum Schlusse des Schuljahres vollständig durchgeführt werden.

FESSLER'S GESCHICHTE VON UNGARN.[1]

FESSLER schrieb seine Vorrede zum ersten Bande seines zehn Bände füllenden Werkes: *Die Geschichte der Ungern*[2] *und ihrer Landsassen* in Saratow am 1./13. Januar 1814: ERNST KLEIN schrieb die Vorrede zum ersten Band seiner Bearbeitung im August 1866. Von 1814 bis 1866 hat sich so Manches in der geschichtlichen Kenntniss des ungarischen Reiches geändert, ja wir können kühn behaupten, auch berichtigt, so dass die Auffassung FESSLER's von 1814 in sehr vielen Punkten der berichtigten Auffassung von 1866 nicht mehr entsprechen konnte. Eine Bearbeitung des sonst so viele Vorzüge besitzenden und schon wegen seiner schönen Sprache auch sehr beliebten Werkes war demnach gewiss nicht überflüssig. Aber auch seit 1866 hat nicht nur die geschichtliche, sondern auch die ethnographische Kenntniss bei uns und namentlich die letztere eine ganz neue Gestalt erhalten, die KLEIN natürlich 1866 noch nicht kannte, und also auch nicht verwerten konnte. Er verspricht aber eine Fortsetzung des Werkes, welche die Geschichte von 1792 — denn nur bis dahin führt uns der fünfte und letzte Band — behandeln wird; in diesem an und für sich ganz unabhängigen Teile der Geschichte werden gewiss die neuesten Ergebnisse der Forschung auch für die bereits erschienenen Bände nachgeholt werden.

KLEIN gibt nur fünf Bände statt der zehn der ersten Ausgabe: aber schon das Aeussere der Ausstattung zeigt, dass in den fünf Bänden mehr Inhalt zusammengedrängt ist, als in jenen zehn Bänden. Und wer mit einiger Aufmerksamkeit eine Vergleichung des Inhaltes der beiden Ausgaben anstellt, wird die Ueberzeugung gewinnen, dass KLEIN in den letztern Bänden eigentlich nicht eine *vermehrte und verbesserte Auflage* des FESSLER'schen Werkes, sondern eine ganz neue geschichtliche Arbeit geliefert hat.

Der erste Band, welcher die Árpadiden-Zeit behandelt, ist noch am meisten nur eine verbesserte Auflage. Aber auch hier schlägt KLEIN

[1] Geschichte von Ungarn. Von IGNAZ AURELIUS FESSLER. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage bearbeitet von ERNST KLEIN, mit einem Vorwort von Michael Horváth. Fünf Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus 1867—1883.

[2] FESSLER schreibt *Ungern* statt des nun allgemein angenommenen *Ungarn*. Jenes ist das Richtigere.

schon einen andern Weg ein zur Aufsuchung des Ursprungs der Magyaren. FESSLER musste sich im Anhange seines ersten Bandes mit der vagen Wortzusammenstellung begnügen, die er bei SCHLÖZER und nach diesem bei GYARMATHI vorfand. KLEIN hat schon genauere Quellen, und lässt sich durch FESSLER's Aussprüche nicht irre machen. In Betreff der rumänischen Einwohnerschaft von Siebenbürgen und Ungarn beharrt aber auch KLEIN noch bei jener unhistorischen Auffassung, welche ich zuerst in der «Ethnographie von Ungarn» 1876, und nachher durch mehrere, diesen Gegenstand behandelnde Publicationen rectificirt habe. Wie aber eine unhistorische Auffassung geschichtliche Thatsachen in ein falsches Licht stellen kann, wollen wir an zwei Beispielen zeigen.

Urkundlich erscheinen die «Blaci» in Siebenbürgen zuerst um 1222, und zwar nur in den südlichen Teilen des Landes. Sie erscheinen aber nicht als Städtebewohner, als Träger einer vorgeschrittenen Civilisation, sondern als Hirten in den Bergen. Die unhistorische Auffassung betrachtet die «Blaci» als ununterbrochene römische Bevölkerung Siebenbürgens seit der Trajanischen Eroberung, welche Bevölkerung in Städten eine beträchtliche Civilisation mit einer christlichen Hierarchie bis zu dem Einbruch der Magyaren bewahrt und auch unter der Herrschaft der neuen Herren einen Landstand gebildet haben soll. Dieser Auffassung zulieb werden nun die geschichtlichen Tatsachen umgemodelt. Die Geschichte erzählt, dass der vertriebene König Salomon sich zur Wiedererlangung seiner Krone mit den Petschenegen verband und dass Tselgu, der Petschenegen-Khan, mit einem Heere, in welchem auch eine grosse Anzahl »Walachen» war, 1087 in Bulgarien einfiel. Demnach gab es bereits um und vor 1087 Walachen im Norden der Donau, folglich auch in Siebenbürgen, wie es ja nach jener Auffassung nicht anders hätte sein können. Eine Stelle aus Anna Comnena wird als Beweis angeführt. Allein was enthält diese Stelle wörtlich? «In Tselgu's Armee befand sich auch ein Teil des *dakischen Heeres*, welches Salomo anführte.» Also Salomon hatte aus Siebenbürgen (das ist das dakische Heer) seine Leute den Petschenegen zugeführt. Woraus das dakische Heer bestanden haben mag, erwähnt Anna Comnena mit keinem Worte, sie, die wohl die Blaken, aber nur in Bulgarien, als Hirten kennt.

Andreas III. hält 1290 in Grosswardein einen Gerichtstag, zu welchem die Adeligen und gemeinen Leute aus den Comitaten

Bihar, Szabolcs, Szatmár, Szolnok und Kraszna erschienen waren; einen solchen Gerichtstag hält er auch in Weissenburg in Siebenbürgen 1291, und zwar für alle Adeligen, Sachsen, Székler und Walachen. Diesen Gerichtstag betrachtet man als einen legislatorischen Reichstag, an dem die Walachen als vierter Landstand neben den drei andern Landständen Teil genommen haben sollen. Dass es aber nur ein Gerichtstag war, zu dem auch Bauern und Hirten als Zeugen zugelassen werden mussten, wie der Grosswardeiner Gerichtstag, liegt für jeden Unbefangenen klar auf der Hand. Wie wenig jedoch die Walachen Siebenbürgens um 1291 einen Landstand bildeten, oder nach dem juridischen Ausdrucke «regnicolæ» sein konnten, erhellt aus einer Urkunde desselben Andreas von 1293, in welcher es heisst, dass Andreas, auf den Rat seiner Grossen und durch die Leere des Staatsschatzes gezwungen, alle Walachen von allen adeligen und andern Besitzungen auf das königliche Prædium Székes, selbst mit Gewalt, versetzen soll. Da zeigte aber das Weissenburger Kapitel eine Donation von Ladislaus III., dem nächsten Vorfahren des jetzigen Königs, vor, kraft welcher es *sechzig* walachische Familien auf seinen Gütern ansiedeln konnte, die ihm dann auch belassen werden. Wir sehen aus diesem Vorgange, dass die ins Land kommenden Walachen als des Königs Hörige betrachtet wurden, die deshalb Niemand ohne königliche Erlaubniss ansiedeln durfte; zugleich ersehen wir, dass ihre Anzahl um 1293 noch gering sein musste, da sie der König auf *einem* Prædium, um dessen Ertrag zu vermehren, sammeln wollte. — Wir heben mit Vorsatz diese zwei Beispiele als Illustration hervor, um zu zeigen, wie leicht eine unhistorische Auffassung die Begebenheiten in ein schiefes Licht stellt, also eigentlich die Geschichte falsificirt; wir tun es aber auch deswegen, weil wir die traurige Erfahrung machen, dass unsere «diplomatischen» Geschichtsforscher die geschichtlichen Vorurteile ungern fahren lassen. Nicht einmal die geographischen Benennungen mögen sie nach unzähligen Urkunden gegen diese Vorurteile berichtigen. Alle diese Urkunden enthalten z. B. die allein richtige Bezeichnung. *Haras-el* = Transalpinia. *Haras-el-föld* = terra Transalpina: deswegen lassen aber die diplomatischen Geschichtsschreiber das *Haras-al-föld* nicht fahren.

Die Regierung Ludwig's I. (1340—1382) und des Mathias Corvinus sind diejenigen Perioden, bei welchen der ungarische Geschicht-

schreiber am liebsten verweilt, und der ungarische Leser seinen patriotischen Phantasien am leichtesten die Zügel schiessen lässt. Unter Ludwig I. erweitert sich auch der historische Gesichtskreis: Ungarn greift mehr in die europäischen Verhältnisse — durch die italienischen Kriege und die gesandtschaftlichen Verhandlungen am päpstlichen Hofe zu Avignon — ein. Unter Mathias I. wäre die Aufgabe Ungarns das Zurückdämmen der anschwellenden türkischen Macht gewesen: daran wurde es aber zuerst durch den Kaiser Friedrich III. und dann durch den vom Papste angeratenen böhmischen Krieg gehindert. Mathias hat also, das muss die Geschichte bekennen, seine weltgeschichtliche Mission nicht erfüllt.

Unter Ludwig I. wurde die Oligarchie grossgezogen: Mathias zäumte zie zwar, konnte sie aber nicht brechen, oder vielmehr, was er mit der einen Hand an der Oligarchie vernichtete, das baute er wieder mit der andern Hand auf. Nach seinem Tode wurde das Reich durch die unmächtigsten Könige und die ungezügelteste Oligarchie, die es je gab, auf die Schlachtbank von Mohács geführt. Klein schildert lebhaft die Wogen, auf denen das steuerlose Staatsschiff getrieben wurde.

Quis talia fando temperet a lacrimis! gilt mit vollem Rechte von unserer Geschichte von 1526 bis 1711. Dieser Teil, so wie auch die folgende Periode von 1711 bis 1792 ist bei Klein vielleicht lehrreicher als bei den andern Historikern, weil er jedem Abschnitte unter der Aufschrift «Innere Zustände» eine ziemlich eingehende Behandlung des socialen und kirchlichen Lebens, der herrschenden Ideen und der Literatur nachfolgen lässt. Manifestirt sich doch in diesen am meisten der nationale Geist. Klein ist kein Chauvinist, der alles Unglück, welches das Land betroffen hat, nur von Aussen, sagen wir es heraus, nur von Oesterreich herleitet: er ist aber auch nicht so einseitig, wie gewöhnlich die deutschen, zumal die österreichischen Scribenten sind, die wohl die Splitter in den Augen der Ungarn mit Vergnügen herzählen, aber selbst die Balken in den Augen ihrer Volksgenossen unbemerkt lassen. Lange Jahre hindurch ertönten die unglückweissagenden Ausdrücke: «Labancz» und «Kurucz». Dem Dichter ist es manchmal, wenn es eben sein specieller Gegenstand erheischt, erlaubt, den «Labancz» als den Inbegriff alles Unrechtes, und den «Kurucz» als den Inbegriff alles Rechtes zu schildern. Der Historiker hat eine hehrere Aufgabe; er muss das Licht da zeigen, wo

es leuchtet, und den Schatten auch da bezeichnen, wo er dunkelt, auch wenn jenes im Lager des «Labancz» und dieser im Lager des «Kurucz» sich befindet.

Der ungarische Geschichtschreiber wird nach der Erzählung der traurigen Periode von 1526 bis 1711 freier aufatmen, wenn er zu der Regierung Maria Theresia's gelangt. Wie sehr man auch an manchen Orten, wo man sich mit der Loyalität auch in unsern Tagen brüstet, den begeisterten Aufstand der Ungarn zum Schutze ihrer Königin bemängeln mag: das kann nicht geleugnet werden, dass die sogenannten «Erbprovinzen» ohne den geringsten Widerstand sich den Preussen und Baiern ergaben, und dass ohne die Hilfe der Ungarn die Lage Maria Theresia's sehr verzweifelt gewesen wäre. Die Königin wusste dafür ihr Lebelang Dank dem ungarischen Adel, dem sie durch die Errichtung der ungarischen Leibgarde und des Theresianums im allgemeinen schmeichelte, so wie sie den Einzelnen Wohltaten erwies. Dennoch konnte sie den Egoismus der Aristokratie nicht brechen, und sie musste das Urbarium — d. h. die Regelung des Verhältnisses zwischen den Grundherren und den Untertanen — 1766 ohne und wider den Landtag einführen; dasselbe tat sie auch in Siebenbürgen 1769, aber leider nicht in so durchgreifender Weise wie in Ungarn, denn dort wurde das Ausmaass der bäuerlichen Sessionen der Einsicht der Grundherren überlassen, und nur die Pflichten des Untertanen gegen diesen festgesetzt. Aber bedauerlich war die Intoleranz der Königin gegen ihre protestantischen Untertanen nicht nur in den Erbprovinzen, sondern auch in Ungarn. Man muss es gewiss dieser Verirrung der habsburgischen Politik zuschreiben, dass Schlesien nie das geringste Verlangen äusserte, unter den Scepter Maria Theresia's zurückzukehren.

Die Geschichte Joseph's II. ist eine der grössten Tragödien. Dem Herrscher, welcher die besten Absichten hatte, welcher mit unermüdetem Eifer für das Wohl seiner Länder arbeitete, diesem Herrscher ist sozusagen nichts gelungen. Nicht einmal militärische Erfolge konnte er erreichen; und musste die Erfahrung machen, dass er nur für die Grösse Russlands und zur Schwächung seines eigenen Reiches gearbeitet hat. Auf diesem unglücklichen Feldzug zog er sich die Krankheit zu, welche ihm den Tod brachte. Auf seinem Todtenbette widerrief er alle seine Verordnungen und Reformen, ausser dem Toleranz-Edicte und der Aufhebung der Leibeigenschaft; der Men-

schenfreund Joseph musste in dem Augenblick das traurige Bewusstsein haben, dass er umsonst gelebt hat. Darin täuschte er sich aber; denn er hatte sich nicht in den Ideen, sondern nur in der Zeit und Weise geirrt. Manche seiner Bestrebungen wurden bald wieder aufgenommen, und der in unsern Tagen hie und da geschmähte «Josephinismus» wird früher oder später, ob auch in anderer Gestalt, wieder erwachen.

Bereits die kurze Regierung Leopold's II. betrat mit seinem Landtage den Weg der Reformen, den aber die französischen Kriege bis 1815 verlegten.

Die Monographien müssen die einzelnen Stücke der Geschichte am eingehendsten behandeln, und wie zahlreich sie auch zu Tage treten werden, die allgemeine Geschichte des Landes, welche den Strom der Begebenheiten nach seinen Windungen darstellen soll, wird um so notwendiger, je mehr die Monographien die Uebersicht erschweren. Und darum empfehlen wir die Bearbeitung der Fessler-schen «Geschichte von Ungarn» nicht nur denen, welche die ungarische Literatur nicht benutzen können, sondern auch denjenigen, die in der ungarischen Literatur leben.

P. Hunfalvy.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der 2. Classe am 5. Nov. las Prof. Karl Torma über den *Limes pannonico-dacicus oder den westlichen Grenzwall des römischen Daciens.* Torma hat den Heerstrassen, Lager-Stationen, inneren und äusseren Befestigungswerken dieser grösstenteils auf ungarischem Boden gelegenen Römer-Provinz seit einer Reihe von Jahren ein ebenso gründliches, wie unermüdetes Studium gewidmet und die Ergebnisse desselben von Zeit zu Zeit auch in akademischen Vorlesungen zu wissenschaftlichem Gemeingut gemacht. Die schwierigste Frage bildete die Bestimmung der Westgrenze des trajanischen Daciens, während die nördliche, östliche und südliche Grenze desselben mit unzweifelhafter Klarheit nachgewiesen war. Die Unklarheit bezüglich der Westgrenze rührte daher, dass man die in zwei Linien von der unteren Donau jenseits der Theiss hinaufziehenden Wälle ganz im Allgemeinen für Erdaufwürfe aus der Barbarenzeit hielt. Unfähig zu bestimmen, von welcher Nation und zu welchem Zwecke dieselben errichtet wurden, erging man sich in vagen Hypothesen, von welchen die komi-

scheste diejenige eines Herrn N. Fekete ist, welcher in jenen zwei Wallzügen nichts Minderes als die Theissregulirungs-Bauten der avarischen Ingenieure erblickte. Der Vortragende unternahm nun im letzten Sommer eine genaue fachmännische Untersuchung dieser beiden Wallzüge und war so glücklich, in denselben den bisher vergebens gesuchten westlichen Grenzwall des römischen Dacien constatiren zu können. Ja er entdeckte im Laufe seiner Studienreise ausser jenen beiden augenfälligsten Wallzügen, von denen der eine von Centramargum zum Theissknie, der andere von Kubin nach Tissadob geht, noch zwei andere, minder klar und stetig hervortretende. Den Kern seiner Untersuchung bildeten vorläufig die beiden ersteren. Er wies die ihnen entlang laufenden festen Punkte nach und schilderte ihre Construction, welche derjenigen des von ihm in einem früherem Vortrage besprochenen inneren limes in der Szilágyság genau entspricht. Wenngleich kein römischer Autor die römische Provenienz dieser Wallzüge bezeugt, so stellt es die vollständige Analogie der Structur der bekannten römischen Grenzwälle in Britannien, Germanien und Bessarabien doch ausser allen Zweifel, dass wir hier den langgesuchten limes pannonico-dacicus vor uns haben. Die folgenden Studien des Vortragenden werden den übrigen Wallzügen des Theisslandes, dann denjenigen des Széklerlandes und Bessarabiens gewidmet sein.

2. In der Sitzung der zweiten Classe am 3. December 1883 hielt zunächst Béla Majláth einen Vortrag *Ueber walachische Drucke in Ungarn im XVI. und XVII. Jahrhundert.* Diese Abhandlung liefert einen interessanten Beitrag zu dem in Vorbereitung befindlichen bibliographischen Werke Karl Szabó's, welches die ungarländischen alten Drucke in nichtungarischen Sprachen behandeln soll. Bekanntlich nahm die rumänische Literatur ihren Anfang in Siebenbürgen und von sämmtlichen walachischen Drucken des XVI. und XVII. Jahrhunderts entfallen vier Fünftel auf Siebenbürgen. Vortragender hat diesen alten Drucken ein eingehendes Studium gewidmet und sehr viele bis jetzt ganz unbekannt gewesene zu Tage gefördert. Er spricht ausführlicher von dem wahrscheinlich schon 1544 in Hermannstadt gedruckten walachischen Katechismus, über welchen Pfarrer Wurmlocher in einem 1546 von Bistritz nach Breslau geschriebenen interessanten Briefe schreibt, ferner von den ältesten Evangelien, Festritualen u. A. m., namentlich den in Mühlbach gedruckten, wo bisher eine Druckerei im XVI. Jahrhundert noch nicht nachgewiesen war. Den Schluss bildet eine vollständige Zusammenstellung siebenbürgisch-walachischer Drucke des XVI. und XVII. Jahrhunderts.

Hierauf las Ignatz Vaisz eine Abhandlung: *Studien zur ungarischen Kunstgeschichte in italienischen Archiven*, in welchen der Vortragende jene ita-

lienischen Künstler behandelt, welche während der Regierung der Könige Siegmund und Mathias in Ungarn arbeiteten. Auf Grund zahlreicher, in den italienischen Archiven aufgefundener Documente weist der Vortragende nach, dass die ersten Renaissancewerke bei uns nicht erst zur Zeit Mathias', sondern schon unter Siegmund entstanden. Und zwar nicht blos auf dem Gebiete der Malerei, sondern in der Architectur entstanden sozusagen gleichzeitig in Florenz und in Ungarn die ersten Renaissancebauten. Die Erklärung dieser überraschenden Erscheinung liegt darin, dass zwischen 1410 und 1440, also zu Beginn der neuen Richtung, zahlreiche Künstler und Handwerker von Florenz nach Ungarn berufen wurden, die teils in den Dienst des Königs Siegmund traten, teils vom Obergespan Pipo von Ozora Arbeiten erhielten. Ausser dem Maler Masolino führen die damaligenDocumente den Legnajuolo Grasso, richtiger Manetto Ammanatini, und einen jungen Baumeister an, welcher den Grasso aus Florenz nach Ungarn mitnahm, als er dort zur Ausführung grösserer Arbeiten in Ungarn Meister suchte.

Bedeutender und ausführlicher sind die Daten, welche sich über jene Künstler vorfinden, die zur Zeit des Königs Mathias hier arbeiteten. Hier ging Prof. Vaisz von Vasari's Werk aus, der sechs Meister nennt, die in Ungarn wirkten. Jetzt haben wir bereits von nahezu zwanzig Kenntniss, die der Vortragende namentlich anführt und besonders folgende hervorhebt: Aristotile Fioravanti, der nach dem Zeugniss zweier Bologneser Chroniken um 1458 zwei prächtige Brücken über die Donau baute und zahlreiche andere Werke hier ausführte.

Im Jahre 1468 kam der Künstler wieder nach Ungarn mit der vom Statthalter von Bologna erteilten Erlaubniss, «in Ungarn die Festungen und Verteidigungswerke gegen die Türken in Stand zu setzen.» Ein anderer Meister, Benedetto Majano, brachte dem Könige Mathias zwei prächtige Schränke mit eingelegter Arbeit und erhielt von diesem Aufträge zu kostbaren Marmor-Arbeiten, die der Künstler zur vollsten Zufriedenheit des Hofes ausführte. Bei seiner Rückkehr nach Florenz gab er sein früheres Metier, die Bildhauerkunst in Holz auf, und widmete sich der Architectur, von welcher der Palazzo Strozzi in Florenz ein glänzendes Zeugniss ablegt. Gleichzeitig mit ihm wirkte in Ungarn Chimenti Camicia, der Anfangs ebenfalls Holzbildhauer war, sich aber später als Architect hervortat. Nach Vasari hat Camicia für Mathias Paläste, Kirchen und Festungen gebaut, wobei Baccio Celini die Arbeiten leitete. Neuere Forschungen ergänzen diese Daten. So ist es bestimmt, dass Camicia sich in den Jahren 1479–80 in Ungarn aufhielt, dass Baccio und Francesco Cellini, beide Oheime des berühmten Benvenuto, hier gleichzeitig mit Camicia arbeiteten, dass dieser im Jahre 1479 grosse Unternehmungen in Ungarn übernahm,

da er fünf Baumeister aus Florenz berief. Damals mochten die grossen Bauwerke der Hunyady-Epoche entstanden sein, jene wunderbare Königsburg, die Bonfini geschildert hat. Diese Meister lebten längere Zeit in Ungarn — Camicia starb hier — und sie mochten den Impuls zu jenen schönen Arbeiten, namentlich Schnitzereien gegeben haben, die wir in oberungarischen Kirchen finden.

Unter den Künstlern, die damals Werke nach Ungarn sandten, nennt der Vortragende vor Allen Filippino Lippi, der ausser den von Vasari erwähnten zwei Bildern, auch andere Arbeiten herschickte, wie dies sein Testament aus dem Jahre 1488 beweist, in welchem er Filippo del Pugliese ermächtigt, die für Mathias gemalten Bilder (eine h. Jungfrau und mehrere Heiligenbilder) auszufolgen. Auch der grosse Mantegna malte das Bildniss des Königs Mathias, dessen Copie jetzt in der Galerie Pitti in Florenz zu sehen ist. Auch Janus Pannonius wurde während seines Aufenthaltes in Padua von diesem Meister gemalt.

Zum Schlusse behandelt Prof. Vaisz die Werke, welche der Bildhauer und Erzgiesser Andrea del Verocchio nach Ofen für König Mathias schickte. Besonders hebt er einen Marmorbrunnen hervor, dessen Bassin durch den Vertreter des Königs, Alexander Formoser, bei dem Steinmetz Bertocco in Carrara bestellt wurde. Den figuralischen Teil des Brunnens verfertigte Verrocchio, der auch in Florenz (im Palazzo Vecchio) ein ähnliches Werk geschaffen hat. Mit dem Versprechen, das Ergebniss seiner Studien über die ungarischen Künstler, die in Italien gelebt, über die Illuminatoren der Corvina-Codexe, über die Italiener, welche unter Wladislaus und Ludwig II. hier gelebt, so bald als möglich bekannt geben zu wollen, schliesst der Vortragende.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** In der October-Sitzung der Gesellschaft eröffnete Wilhelm Győry die Reihe der Vorträge mit einer Abhandlung über das spanische Lustspiel: *«Auch die Wahrheit ist verdächtig» und dessen Verfasser.* Es ist dies jenes vortrefflichste spanische Lustspiel, welches Corneille in seinem «Menteur» frei bearbeitete, von welchem Corneille in dem seinem «Menteur» angehängten «Examen» erklärte, er würde gern zwei seiner eigenen Stücke hingeben, wenn er der Autor dieses einen sein könnte und aus welchem durch Corneille's Bearbeitung Molière Anlass zur Schaffung seiner Charakter-Lustspiele schöpfte. Vortragender teilt einige biographische Daten über den aus vornehmer Familie stammenden Verfasser des Lustspiels «Alarcon» mit, entwickelt die Fabel des Stückes, vergleicht es mit Moreto's «Trotz mit Trotz» (Donna Diana) und liest einige Scenen des ersten Actes aus seiner vortrefflichen ungarischen Uebersetzung des Stückes vor.

Hierauf las Alexander Balázs eine launige Erzählung: «Abenteuer

aus meiner Schauspielerzeit». Dieselbe schildert eine Reihe teils fataler, teils komischer Situationen, in die der Erzähler durch die Antipathie gerät, welche die Hunde von Makó, Szentes, besonders aber Hód-Mező-Vásárhely, gegen seine Person empfanden und betätigten.

Darauf las Carl Szász eine Probe aus Emil Ábrányi's ungarischer Umdichtung des *Byron'schen Don Juan*, von welcher der Umdichter die ersten vier Gesänge fertig gemacht hat und die übrigen fertig machen will, wenn die von der Kisfaludy-Gesellschaft betrauten Kritiker die Fortsetzung für wünschenswert erklären. Der erste dieser Kritiker, Carl Szász, spendet der Lösung der überaus schwierigen Aufgabe durch Ábrányi grosses, wenn auch nicht ganz unbedingtes Lob. Er liest jene Partie, welche das Liebesglück Don Juan's und Haidee's, die Trennung der Liebenden und die Dazwischenkunft des Vaters und Haidee's langsames Sterben schildert. Am Schlusse der Vorlesung sprach der Präsident Paul Gyulai als Meinung der Beurteilungs-Commission, respective der Gesellschaft aus: dass die Fortsetzung erwünscht und die Gesellschaft zur Herausgabe der vollendeten Umdichtung geneigt sei.

Zum Schlusse las Zoltán Beőthy zwei Oden aus der Horaz-Uebersetzung Kolosi's vor: Die 9. des 2. Buchs «An Asinius Pollio» im alkäischen Original-Versmaass, und die 9. des 3. Buchs «An Lydia» in Reimpaaren.

— **Philologische Gesellschaft.** Der erste Gegenstand in der am 14. November abgehaltenen Sitzung war ein Vortrag Professor Gustav Heinrich's über «*Faust und Cyprianus.*» In der Einleitung behandelte der Vortragende die Elemente, aus denen das Volksbuch vom Dr. Faust (1587) hervorging: die titanische Richtung des XVI. Jahrhunderts, welche mit dem Mittelalter brach und den menschlichen Forschergeist auf sich selbst stellte; die Neigung der Zeit zu Aberglauben und Zauberwesen aller Art, welche zum Teile mit dem kindischen Zustande der Naturwissenschaften zusammenhing; die Wiederbelebung des klassischen Altertums und die Blüte der humanistischen Studien u. s. w. Dass Faust selbst eine historische Person war, lässt sich heute nicht mehr bezweifeln, da dies durch glaubwürdige Berichte angesehener Zeitgenossen bezeugt wird. Faust war ein gelehrtes Haus, aber zugleich ein Schwindler von Profession, der die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen vortrefflich auszubeuten verstand, sich mit Naturwissenschaften beschäftigte und wohl eines gewaltsamen Todes starb. Im Jahre 1548 war er nicht mehr unter den Lebenden. Bald nach seinem Tode wurde der «fahrende Scholast» aus einem Individuum zu einem Typus. So steht er schon im Volksbuche von 1587, dessen Verfasser unstreitig ein lutherischer Pastor war, vor uns. Einerseits wurde er immer mehr zum Gegenbilde Luther's

umgestaltet, — der gottlose Freigeist, der die Bibel «unter die Bank warf» und mit Teufelskünsten hantirte, bis er des Bösen Opfer wurde, im Gegensatze zu dem Manne Gottes, der ganz auf der Bibel fusste, mit dem Teufel rang und ihn bezwang; — andererseits wurden allgemach Zauberkünste aus allen Zeiten und Weltgegenden auf ihn übertragen. Die neuere Forschung hat nachgewiesen, dass die Taten und Abenteuer Faust's zu einem wesentlichen Teil aus älteren Quellen stammen und erst im Laufe der Zeit auf den Magier des XVI. Jahrhunderts übertragen wurden.

Ja, man hat sogar der Gestalt des Faust selbst die Originalität abzusprechen versucht und nicht blos in figürlichem Sinne von einem Faust des Altertums und des Mittelalters gesprochen. Besonders drei Gestalten sind es, denen man einen mehr oder weniger entscheidenden Einfluss auf die Entstehung Faust's beizulegen pflegt: Simon Magus, Cyprianus und Theophilus. Professor Heinrich behandelte diesmal das Verhältniss der Faustsage zur Cyprian Legende.

Cyprianus war ein berühmter Magier in Antiochien, der mit den Geistern der Unterwelt im Bunde stand und mit ihrer Hilfe viel Böses tat. Einst verliebte sich ein heidnischer Jüngling, Aglaidas, in die schöne und fromme Justina, die den Christenglauben angenommen und sich ganz dem Dienste des Heilands gewidmet hatte. Die Jungfrau wies den gottlosen Freier ab und dieser wendete sich nun an Cyprianus, um mit Hilfe des Magiers zum Ziele zu gelangen. Der Zauberer sandte seine Dämonen gegen die fromme Jungfrau, welche aber die Geister der Hölle mit dem Zeichen des Kreuzes besiegte und vertrieb. Als dies Cyprianus aus dem Munde der beschämten Dämonen selbst vernahm und einsah, dass der Gott des Kreuzes gewaltiger ist als die Mächte der Tiefe, verbrannte er seine Zauberbücher, ward Christ und starb später bei einer Christenverfolgung gleichzeitig mit Justina den Märtyrertod für seinen neuen Glauben. Diese schöne Legende, welche in einer griechischen Erzählung aus dem IV. Jahrhundert erhalten ist und von der geistvollen und gelehrten Eudokia, der unglücklichen Gattin Theodosius II., poetisch bearbeitet worden, stimmt nur in einem einzigen Punkte zur Faustsage: in dem Bündniss des Helden mit dem Teufel. Der Glaube an solche Teufelsbündnisse war jedoch ein so verbreiteter und allgemeiner, dass die deutsche Sage dieses Element keineswegs aus der griechischen Legende zu entlehnen brauchte. Die Cyprianus-Legende ist einfach nur eine Verherrlichung des Christentums und besonders des heiligsten Symbols der christlichen Kirche, des Kreuzes, und hat mit der Faustsage nichts zu schaffen.

Aber auch die schönste und berühmteste Bearbeitung der Cyprianus-Legende, Calderon's interessantes Drama: «*Der wundertätige Magus*», gehört nicht unter die Faustischen Dichtungen. Calderon schrieb dies Drama im

Jahre 1637, zuerst erschien es im Jahre 1663 im Druck; an einen Einfluss Calderon's auf die deutsche Faustsage ist demnach gar nicht zu denken. Aber auch Calderon selbst steht kaum unter dem Einflusse der Faust-Sage, die wohl nicht bis zu ihm gedrungen ist. Er schöpft einzig aus der Legende selbst. Wohl nicht aus der ersten, griechischen Quelle derselben, sondern aus der «Goldenen Legende» des Jakob v. Vorago, dessen Darstellung selbst nur ein Auszug aus der griechischen Erzählung des IV. Jahrhunderts ist. Calderon hat aber auch Goethe nicht beeinflusst, denn Goethe las das erste Stück Calderon's («Die Andacht zum Kreuze,» deutsch von A. W. Schlegel) erst im Jahre 1802 und den «Wundertätigen Magus» (übersetzt von Einsiedel) erst 1812, als nicht blos der erste Teil seines Faust längst gedruckt, sondern auch die wesentlichsten Partien des zweiten Teils der Tragödie bereits teilweise vollendet waren.

Calderon hält sich ganz an die Legende, nur dass bei ihm Cyprianus selbst Justina liebt (was blos an einer Stelle der griechischen Legende angedeutet ist) und daher die Machtlosigkeit des Dämons umso lebhafter erfährt. Einzelne Züge mahnen wohl an die Faust-Sage, sogar an Goethe's Faust: so unterschreibt der Held auch hier den Vertrag mit dem Teufel mit seinem Blute, auch lässt der Dämon den Cyprianus die Geliebte (welche dieser aber schon kennt) in einem geborstenen Berge sehen; — in seiner Grundtendenz ist aber auch Calderon's Drama nur eine Verherrlichung des Christentums gegenüber den Mächten der Tiefe; nichts Faustisches, Titanisches liegt, wie in Calderon selbst nicht, so auch nicht in diesem. übrigens sehr schwachen Drama des grossen spanischen Dichters.

Der zweite Gegenstand der Sitzung war Karl Pozder's Abhandlung: «*Ein Beitrag zur Tell-Sage.*» Der Verfasser geht von der Auffassung aus, dass die Tell-Sage in ihrer ältesten Gestalt auf ein Ernte-Opfer zurückgeht und erst später mit historischen Tatsachen und Persönlichkeiten in Verbindung gebracht wurde. Als Ergänzung des von Prof. Heinrich in seiner Ausgabe des Schiller'schen «Tell» und in seinen «Tell-Studien» mitgeteilten Materials, teilt nun Pozder eine persische Erzählung mit, welche sich zuerst bei Firdusi (um 1000 n. Chr.) und dann etwa zwei Jahrhunderte später bei Nizami findet. In beiden bewegt die Geliebte des Königs Behram diesen Letzteren auf der Jagd zu einem Meisterschuss auf eine Gazelle, welcher dem König gelingt, aber ihn gegen die Favoritin aufbringt. Der Verfasser sieht in dieser Erzählung eine, allerdings ihres tragischen Charakters entkleidete Variante der uralten Tell-Sage.

VERMISCHTES.

— **Akademie der Wissenschaften.** Die Zahl der sämmtlichen Mitglieder der ungarischen Akademie beträgt nach dem soeben erschienenen *Almanach auf das Jahr 1884*: 329; von diesen gehören 79 der ersten (sprach- und schönwissenschaftlichen), 128 der zweiten (historisch-staatswissenschaftlichen) und 122 der dritten (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Classe an.

Von diesen 329 Mitgliedern sind 22 Ehren-, 53 ordentliche, 156 correspondirende und 98 auswärtige Mitglieder. Von den letzteren entfallen 14 auf die jenseitige Hälfte der Monarchie, 26 auf das deutsche Reich, 7 auf Italien, 21 auf Frankreich, 10 auf England, je 3 auf die Schweiz und auf Finnland, je 2 auf Schweden, Russland, Ostindien und Amerika, je eines auf Belgien, Holland, Dänemark, Portugal, Serbien und die Türkei.

Im Jahre 1883 hat die Akademie acht Mitglieder durch den Tod verloren: die Directionsmitglieder Graf Georg Festetich und Georg Majláth, das ordentliche Mitglied Otto Petzval, die correspondirenden Mitglieder Ludw. Cand. Hegedüs, Stefan Gyárfás und Georg Zsivora, und die auswärtigen Mitglieder Eduard Laboulaye und Oswald Heer.

— **Zahl der Hörer an den sieben Rechtsakademien Ungarns**, zugleich im Vergleiche zu den Daten des Vorjahres:

Rechtsakademien	Jahrgang I.	II.	III.	IV.	Zusammen	Im Vorjahre	Gegen das Vorjahr
Pressburg, kgl. R.-A.	31	34	23	14	102	100	+ 2
Kaschau » »	21	31	19	16	87	77	+ 10
Grosswardein » »	19	18	10	13	60	75	— 15
Raab » »	13	10	11	12	46	63	— 17
Hermannstadt » »	18	22	11	9	60	69	— 9
Erlau erzbischöfl. »	13	20	8	11	52	62	— 10
Fünfkirchen bisch. »	19	7	8	6	40	30	+ 10
				Zusammen	447	477	— 30

— **Alexander Petőfi. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens,** betitelt sich ein Vortrag, den *Dr. Franz Bubenik* am 30. April 1882 im wissenschaftlichen Club in Wien gehalten hat und der nun in sehr eleganter Ausstattung in Hartlebens Verlag (Wien, 1882) erschienen ist. Der Vortragende gehört zu den wärmsten und verständnissvollsten Verehrern des grossen ungarischen Dichters, dessen Leben er aus guten Quellen erzählt und dessen Dichtungen er mit richtigen Strichen kennzeichnet. Die biographischen Daten bei Kertbeny, Teniers u. A. sind grossenteils falsch, da die wichtigsten Umstände in Petőfi's Leben erst in den letzten Jahren, besonders durch den Eifer der Petőfi-Gesellschaft, richtig gestellt wurden. Bube-

nik hat diese neuesten Forschungen benützt, daher seine Darstellung in wesentlichen Punkten richtiger ist, als die bisherigen biographischen Skizzen. In der Charakteristik von Petőfi's Dichtung vermissen wir ungern einige Schlaglichter auf das Verhältniss des grossen Lyrikers zu den poetischen Strömungen seiner Zeit, doch lag die Lösung dieser Aufgabe wohl ausserhalb der Absicht des Verfassers und war auch im Rahmen eines kurzen Vortrages kaum zu bewerkstelligen. Das ansprechende Büchlein, das auch interessante bibliographische Daten über Petőfi in der Weltliteratur enthält, verdient weite Verbreitung und sei Jedem warm empfohlen, dem die ungarischen Quellen über das Leben und die Werke des grossen Lyrikers nicht zugänglich sind.

— **Lessing's «Nathan» in Ungarn.** Einer Programm-Abhandlung von Dr. A. Herrmann entnehmen wir die folgenden Daten: Lessing's «Nathan» wurde bekanntlich in Oesterreich sofort nach seinem Erscheinen auf den Index gesetzt und gelangte daher auch wohl nach Ungarn nicht oder doch nur in sehr wenigen Exemplaren. Mit der Tronbesteigung Josef's II. änderte sich dies und die bedeutenderen ungarischen Schriftsteller am Ende des vorigen und am Beginn dieses Jahrhunderts befassten sich viel mit diesem Drama Lessing's, welches sie sehr hoch hielten. Eigentlich populär wurde das Stück aber erst in den dreissiger und vierziger Jahren des Jahrhunderts, aus welcher Zeit auch der erste Versuch einer Uebersetzung des Dramas ins Ungarische stammt.

Lessing's «Nathan» wurde dreimal ins Ungarische übersetzt, doch erschien nur die dritte Uebertragung, welche allein literarischen Wert hat, im Druck. Die erste Uebersetzung, welche speciell zum Zwecke einer Darstellung in Pest angefertigt wurde, stammt aus dem Jahre 1839. Der Uebersetzer ist unbekannt. Die Licenz des Censors ist am 11. October 1839 ausgestellt, doch hatte derselbe das Stück mit seinen Strichen derart verballhornt, dass den Schauspielern die Lust verging, das seines eigensten Geistes beraubte Drama zur Darstellung zu bringen. — Die zweite Uebersetzung, von Julius Kovács, stammt aus dem Jahre 1844 und wurde direct für die Klausenburger Bühne verfasst. Der Censor war gnädiger, als sein Pester College, doch noch immer nachsichtslos genug, um das Drama zu verunstalten. Die Vorstellung des Stückes sollte am 10. November 1844 in Klausenburg stattfinden, ist jedoch aus unbekannten Gründen unterblieben. Beide Uebersetzungen sind reich an Missverständnissen und literarisch wertlos. — Die dritte Uebersetung des «Nathan», Anton Zichy's verdienstvolle Leistung, erschien Budapest, 1879.

Ueber die ungarische Bühne ist Lessing's «Nathan» nur einmal gegangen: am 19. Februar 1879 in Miskolcz. Das Stück machte grossen Eindruck. Die deutschen Bühnen Ungarns haben das Drama wiederholt zur

Darstellung gebracht. Eine der ältesten Darstellungen des «Nathan» ist bekanntlich die Pressburger, vom Jahre 1785.

DER KUSS.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiss.

Jussuf, der Dichter, neigte drei Dingen liebend zu:
Dem Mädchen, dem Gesange, des Divans süsser Ruh'.

Die Maid sei jung, — der Divan, ist er nur schwellend weich,
Mag immerhin auch alt sein, — das bleibt sich völlig gleich.

Und feurig sei das Mädchen, — das Lied hab' Mark und Bein,
Zerfliesse nicht in Nebel und schwanken Mondenschein.

So klang Jussuffens Weisheit. — Einst vor sein Angesicht
Bescheiden trat ein Jüngling, der also zu ihm spricht:

O Meister, Ali Jussuf, ich hab ein Lied erdacht,
Nicht dass Du lobst, doch urtheilst, hab' ich es hergebracht;

Ich schrieb's einfält'gen Sinnes, wie's mir um's Herze war, —
Ob's Wert hat oder keinen: wird deinem Blicke klar.

Da unterbricht der Meister den Jüngling kurz und scharf:
«Genug! — der Sang des Dichters des Vorworts nicht bedarf;

Beginn!» — Und jener lieset mit schüchtern zagem Mut,
Leis mit befang'ner Stimme, doch immer tief'rer Glut:

O Kuss! Du Lotosblume, Du Sang der Bülbül, — sprich!
Worin birgt das Geheimniss wohl deiner Süsse sich?

Das Blatt der Lotosblume schwingt, klingt wie Silberschall,
Doch süsser ist der Küsse melodischer Verhall.

Der Sel'gen sieb'nter Himmel, er schwebt zu nächt'ger Stund'
Zur Erde her, — ich find' ihn auf meines Mädchens Mund.

Du Labe ew'gen Durstes, Du Schürer im Genuss!
Du bist der Tod, die Wonne, o Du, der Liebe Kuss! . . . .

* * *

Horch' ein Geräusch — wer ist es? — Der Meister winkt zur Ruh,
Der Jüngling rasch verstummet und blickt der Türe zu.

Leis öffnet sich der Vorhang, es huscht mit leichtem Satz
Herein zum Saal Suleika, des Jussuf holder Schatz.

Und wie der Dschinn des Waldes los auf sein Opfer sprengt,
An ihres Dichters Lippen sie ungestüm sich hängt.

Mit langem, stummen Kusse der teure Mann sie küsst,
Berauscht steht da der Jüngling, — er weiss nicht, wie ihm ist?

Er denkt an Edens Houri . . . ein Traum ihn Alles däucht,
Bis plötzlich eine Stimme die tiefe Stille scheucht.

Jussuf war's, der gesprochen — doch barg zuvor er dicht
In seinen falt'gen Kaftan Suleika's Angesicht —:

«Erforscht nicht sein will Allah — nur andächtig verehrt!
Der Kuss der will geküsst sein, oh Jüngling, nicht erklärt.»

LADISL. NEUGEBAUER.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Ábrányi Korn., A csalhatatlan (Der Unfehlbare, Lustspiel in drei Aufzügen von Kornel Ábrányi jun.). Budapest, 1883. Grill, 119 S.

Almási Tihamér, A tót leány (Die Slovakin. Original-Volksstück in drei Aufzügen von Tihamér Almási). Budapest, 1883. Nagel, 80 S.

Arany Johann, Toldi's Liebe, poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Im Versmasse des Originals von Moriz Kolbenheyer. Budapest, 1884, Franklin, 384 Seiten.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Arany Janos dalai (Joh. Arany's Compositionen zu Petőfi's, Amadé's und seinen eigenen Liedern. Für Gesang und Klavier bearbeitet von Stefan Bartalus. Mit Zeichnungen von Ladislaus Gyulai). Budapest, 1884. Révai, 40, 77 S.

Bakonyi K. es Patho G., Az osztrak-magyar monarchia haddereje (Die Organisation der Streitkraft der österreich.-ung. Monarchie von Karl Bakonyi und Viktor Pathó). Budapest, 1884. Lampel, I. Heft, 156 S.

Baloghy Dezső, Az ember őstörténete (Die Urgeschichte des Menschen auf Grund der magyarischen Sprache von Desiderius Baloghy). Budapest, 1883. Aigner, 98 S.

Bánoczi J., Kisfaludy Károly és munkái (Karl Kisfaludy's Leben und Werke. Von Josef Bánóczi). Budapest, 1883. Franklin, II. Bd., 411 S.

Bartal A., Bevezetés az összehasonlito nyelvtanba (Einleitung in die vergleichende Grammatik, auf Grund von E. Egger's Werke, von Anton Bartal), Budapest, 1883. Eggenberger, 144 S.

Böhm K., Az ember és vilaga (Der Mensch und seine Welt. Philosophische Untersuchungen von Karl Böhm. I. Bd. Dialektik oder Fundamentalphilosophie). Budapest, 1883. Kókai, XXI. u. 282 S.

Borovszky S., A dakok (Die Dacier. Ethnographische Studie von Samuel Borovszky). Budapest, 1883. Knoll, 60 S.

Csanki Dezső, I. Matyas udvara (Der Hof König Mathias I. Preisgekrönte Studie von Desiderius Csánki). Herausgegeben von der ungarischen historischen Gesellschaft. Budapest, 1884. Kilian, 193 S.

Csaplár B., Révai Miklos elete (Nikolaus Révai's Leben von Benedikt Csaplár), zweiter Band, Budapest, 1883, 416 S.

Csengery Antal Összegyűjtött Munkai (Gesammelte Werke von Anton Csengery. Fünf Bände. Bd. I. II. Historische Studien und Charakteristiken. Bd. III. Franz Deák. Geschichtschreiber und Geschichtschreibung. Bd. IV. Publizistische Studien u. Reden. Bd. V. Staatswirthschaftliche und schönwissenschaftliche Abhandlungen). Budapest, 1884. Fr. Kilian, XVI u. 387, 416, 411, 424 u. 4 3 S. Mit dem Porträt des Verfassers.

Dallos J., Shakespeare lyrikuma (Das lyrische Element bei Shakespeare und der philosophisch-ethische Standpunkt des Dichters von Dr. Josef Dallos). Steinamanger, 1883, Granitz, 418 S.

Ember Gy. Elbeszélesek (Erzählungen von Georg Ember). Grosswardein, 1883, 176 S.

Fulek, Heinrich von Wittinghausen und Szatmárvár, Das Königreich Serbien geographisch-militärisch dargestellt. Pressburg, 1883, Heckenast Nachfolger, 144 S. und eine Karte

Gabanyi Árpad, Egy krajczar emlekiratai (Memoiren eines Kreuzers von Arpád Gabányi). Budapest, 1884, Révai, 121 S.

Gyarfas Istv., A jász-kunok története (Geschichte der Jazygen und Kumanen von Stefan Gyárfás). III. Bd., Budapest, 1883. Pfeifer, 520 S.

Janoky Janos, Pázmany Péter (Peter Pázmány, Studie von Johann Jánoky). Budapest, 1883, Szüts, 67 S.

Karolyi. Codex diplomaticus comitum Károlyi de Nagy-Károly. Aus dem Archiv der Familie Károlyi, herausgegeben von Graf Tibor Károlyi, redigirt von Koloman Géresi. II. Band, Dokumente 1414—1489. Budapest, 1883. Pfeifer, XXXVII und 578 S. und 4 Beilagen.

Kecskemethy A., Utazas Észak-Amerikában (Reise in Nord-Amerika von Aurel Kecskeméthy). Zweite Auflage. Budapest. 1884. Tettey, 420 S.

Kiss József, Mese a varrogepröl (Märchen von der Nähmaschine. Dichtung von Josef Kiss, mit Illustrationen von Otto Baditz). Budapest, 1884, Dobrovsky, 63 S.

Kerekgyártó Á., gr. Széchenyi István élete (Graf Stefan Széchenyi's Leben von Dr. Árpád Kerékgyártó). Pressburg, 1884, Stampfel, 96 S.

Kontur Bela, Sic fata tulere (Sic fata tulere. Das Schicksal. Roman von Béla Kontúr). Budapest, 1883, Nagel, 234 S.

Körösi Jos., Bulletin hebdomaidre de statistique internationale. (Villes du sud-est de l'Europe). Cinquieme annee 1882. No. 209—260. Budapest, 1883. Ráth, 118 S.

— — *Adalekok Hontmegye nemzetisegi monografiajához* (Beiträge zur Nationalitäten-Monographie des Honter Komitates von Josef Körösi). Budapest, 1883, Ráth, 47 S.

Madarasz József, Emlekirataim (Meine Memoiren, 1831—1881, von Josef Madarász). Budapest, 1884, Selbstverlag, 528 S.

Majlath, Graf Koloman Josef, Die Tragödie der Familie Majláth. Pressburg, 1883. Heckenast Nachf., 61 S.

Mikszath Kalmán, Az apro gentry es a nép (Kleiner Adel und das Volk. Dreissig kleine Erzählungen von Koloman Mikszáth). Budapest, 1884, Révai, 200 S.

— — *Nemzetes uraimék* (Nationales Leben, Roman von Koloman Mikszáth, mit Illustrationen von Ladislaus Gyulai). Budapest, 1884, Révai, 356 Seiten.

Margo T., Az allatorszag rendszeres osztályozása (Die systematische Classification des Tierreiches, mit kurzer Charakteristik der hauptsächlichsten Gruppen. Auf Grund der vergleichenden Anatomie und Entwickelungslehre, von Prof. Theodor Margó). Budapest, 1883. Lampel, 180 S.

Moore T., Lalla Roukh (Lalla Roukh, Morgenländisches Märchen von Thomas Moore, übersetzt von Sigmund Lehr). Budapest, 1883. Franklin, 268 Seiten.

Myskovszky Victor, Magyarorszag középkori es renaissance stilü müemlekei. — Kunstdenkmale des Mittelalters und der Renaissance in Ungarn, von Victor Myskovszky. Wien, 1883. Lehman. Erstes Heft, zehn Kunstblätter.

Nagy Gy., Emlékirat az aldunai munkalatokrol (Memorandum über die Arbeiten an der unteren Donau und über die Colonisation der Bukovinaer Magyaren von Georg Nagy). Szegedin, Várnai, 67 S. und eine Karte.

Orvosi müszótár (Medicinisches Kunstwörterbuch, in Gemeinschaft mit mehreren Fachmännern von Prof. Koloman Balogh). Budapest, 1883. Eggenberger, 322 S.

Paedagogiai encyclopaedia (Pädagogische Encyclopädie, mit besonderer Rücksicht auf die Volksschule, herausgegeben von Karl Verédy, Schulinspector). Budapest, 1884. Athenaeum. 1. Heft. 48 S.

Pálffy Albert, Esztike kisasszony professzora (Fräulein Esther's Professor. Roman in zwei Bänden von Albert Pálffy). Budapest, 1884. Franklin, 237 u. 241 S.

Papp Art., A máté-szalkai ref. egyház története (Geschichte der evang.-reformirten Kirchengemeinde von Máté-Szalka, von Artur Papp). Szatmár, 1883, 137 S.

Pálmay Ilka, Fájó szívből (Aus schmerzvollem Herzen. Gedichte von Ilka Pálmay. Mit dem Porträt der Verfasserin). Budapest, 1884, Corvina, 31 S.

Porzsolt Kálmán, Szerencsétlen furulyások (Pechvögel. Novellen von Koloman Porzsolt). Budapest, 1884, Grimm, 187 S.

Pósa Lajos költeményei (Gedichte von Ludwig Pósa). Szegedin, 1883. 136 Seiten.

Prém Józs. Költemények. (Gedichte von Josef Prém). Budapest, 1883 Aigner, 180 S.

Rombauer E., Mikent lett Dr. Luther Márton reformátorrá (Wie Dr. M. Luther Reformator wurde, von Emil Rombauer). Schemnitz, 1883, 31 S.

Schiller Fr. Wallenstein halála, ford. Hegedüs István (Wallenstein's Tod, Trauerspiel von Fr. Schiller, übersetzt von Stefan Hegedüs). Budapest, 1883, Franklin, 245 S.

Siklósi J., A szárnyas kerék regéi (Märchen vom geflügelten Rade, Eisenbahn-Geschichten von Josef Siklósi). Budapest, 1884. Révai, 154 S.

Széchenyi István Naplói (Graf Stefan Széchenyi's Tagebücher. Ein Beitrag zur Charakteristik des grossen Staatsmannes. Im Auftrage der ungar. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Anton Zichy). Budapest, 1884, Athenaeum, 670 S.

Törvények és rendeletek (Die auf die reformirten Kirchengemeinden, Geistlichen und Lehrer bezüglichen neueren Gesetze und Verordnungen. Im Auftrage des ref. Distrikts diesseits der Donau gesammelt und herausgegeben von Prof. Thomas Vécsey). Budapest, 1883, Kókai Comm., IV und 202 S.

Tóth S., Egyházi törvények (Die Kirchengesetze der reformirten Kirche helvetischer Confession in Ungarn. Im Auftrage des Debrecziner Kirchenconvents gesammelt und herausgegeben von Samuel Tóth). Debreczin, 1883, Kókai Comm., IV und 108 S.

Vajda János, Dal és beszély (Lied und Novelle, neuere lyrische Gedichte von Johann Vajda, mit Illustrationen von Johann Jankó), Budapest, 1884. Révai, 93 S.

Wagner L., Miklosich und die magyarische Sprachwissenschaft. Festschrift, 1883. Pressburg, Stampfel, 32 S.

DENKREDE AUF JOHANN ARANY.[1]

Vor Jahresfrist, am 22. Oktober, zu eben dieser Stunde lag Johann Arany sterbend in einem Gemache des Palastes, in dessen Prunksaale wir uns heute versammelt haben, sein Andenken zu feiern. Ein Zeitraum von fünfundsechzig Jahren trennt die Wiege in der Hütte zu Szalonta von dem Sarge im Akademiepalaste. Ein ganzes Menschenleben erschliesst sich unserem Blicke, anscheinend ruhevoll und friedlich, und doch voll von Gegensätzen, von Kämpfen und von Leiden. Wer hätte gedacht, dass in dem trübsinnigen, bleichen Knaben dort in der verwitterten Hütte ein Genie schlummere? Wer hätte ahnen sollen, dass der zaghafte, schweigsame Student dereinst in unserer Dichtkunst eine neue Welt erschliessen und der Dolmetsch kaum gekannter Herrlichkeiten unserer Sprache werden würde? Wer hätte vorherzusagen gewagt, dass der Novize der wandernden Schauspielertruppe, der es auf der Bühne auch nicht zum geringsten Erfolge zu bringen vermochte, nachmals seine Nation mit den meisterhaften Uebersetzungen Shakespeare's und Aristophanes' beschenken werde? Wer hätte glauben wollen, dass der Jüngling, der nicht einmal seine Schulen durchgemacht hatte, in seiner Abgeschiedenheit mehr lernen würde, als seine Lehrer selber wussten? Wer hätte hoffen sollen, dass der anspruchslose Dorfnotär sich mit einem Male zu hohem, in allen Landen widerhallenden Ruhme emporschwingen und binnen wenigen Jahren in die Reihen der hervorragendsten Männer Ungarns eintreten werde?

Aber alle diese gegensätzlichen Wechselfälle des Geschickes änderten nichts an ihm selbst: er blieb derselbe in seinen Sitten, in

[1] Gelesen in der feierlichen Versammlung der Kisfaludy-Gesellschaft am 28. Oktober 1883.

seiner Lebensweise. Er war bis an sein Ende der anspruchsloseste Mann in Ungarn, aber in gewisser Hinsicht zugleich auch die empfindlichste, die stolzeste Seele im Lande. Nichtbeachtung wie Beifall von Seiten der Menge, Geringschätzung wie Gunst von Seiten der Mächtigen berührten ihn nur wenig: fortwährend aber lebte er unter Aufregungen des eigenen Gewissens. Mit puritanischer Strenge erfüllte er alle seine Pflichten und ängstlich wahrte er seine moralische und schriftstellerische Würde. Er war bescheiden, weil er die Hoffart des Eigendünkels und der Prahlerei verachtete, aber deshalb erniedrigte er sich zu keiner Zeit. Er war öfter traurig als heiter, weil seine zartgestimmte Seele auf jede Berührung erbebte und tief und dauernd jeden stärkeren Eindruck nachempfand; allein er ermannte sich und durchwandelte seinen Lebensweg in selbstverleugnender Geduld. Er war schweigsam und liebte die Einsamkeit, denn er war mehr zur Träumerei geboren als zur Tat und fühlte sich heimischer im Reiche der Phantasie, als in der wirklichen Welt; aber seinen durchdringenden, nüchternen Verstand bewältigten weder Schwärmerei noch Leidenschaft; im Gegenteil: allen seinen Entschliessungen ging die ängstliche Besorgniss seiner timiden Natur vorauf und zur Seite. Seiner Familie und seinen Freunden opferte er seines Herzens, seiner Nation, seines Geistes Schätze, — für sich behielt er nur die Qualen und Bedenken der Unzufriedenheit mit sich selber. Von der Eitelkeit der Poeten, von deren Einbildung und Extravaganzen hatte er nichts an sich. Die Enttäuschung, der verfehlte Schritt seiner Jugendzeit: dass er die Schule verliess und seiner greisen Eltern uneingedenk, von schauspielerischem Ruhme träumend, in die weite Welt hinauslief, um wenige Wochen nachher von Selbstanklage gepeinigt, in Elend versunken wieder an den väterlichen Herd zurückzukehren, — sie liessen tiefe Spuren in seiner Seele zurück: sie haben seine Energie gebrochen, sein Vertrauen in sich selbst untergraben und als sein erwachender Genius und die Umstände ihn auf die Dichterlaufbahn führten, — da war er bereits Familienvater, ein ernster Mann, der mit den Irrungen des Lebens zu rechnen wusste.

Arany war in der Tat schon bei seinem ersten Auftreten nicht von eitler Selbstsucht, sondern von dem Ehrgeize des Patriotismus und der Kunst beseelt. Er wollte Teil haben an dem grossen Ringen, welches das literarische und politische Leben der ungarischen Nation neu gebar; und als dann alles verloren schien, wollte er seiner mit

Füssen getretenen Nation Trost bieten und sie wiederbeleben, indem er ihre ruhmreiche Vergangenheit vor ihrem Auge erschloss, alle Herrlichkeit ihrer verfolgten Sprache erklingen liess und in grossartigeren Gestaltungen der Kunst ihren noch lange nicht gebrochenen Geist gleichsam verkörperte. Das war das Ziel seines Lebens, der Traum seiner Nächte, das Ringen und Streben seiner Tage. Sein an den klassischen Musterwerken der alten und der neuen Zeit gebildeter Geist steckte sich hohe Ideale zum Ziel, so zwar, dass ihn mehr denn einmal der Mut verliess. Die Katastrophe, welche über die Nation hereingebrochen war, lastete wie ein Bleigewicht auf seinem Gemüte und oft zersplitterte er, anstatt an seinen grösseren epischen Werken zu schaffen, Geist und Seele in vereinzelten lyrischen Stossseufzern. Dazu kamen überdies die Sorgen des Lebens und die Leiden der zerrütteten Gesundheit. Sein ganzes Leben lang hatte er Aemter zu bekleiden, welche mit seiner natürlichen Veranlagung nicht sonderlich im Einklange standen und seine dichterische Tätigkeit behinderten. Dem frühen Morgen oder der späten Nacht musste er die Stunden abgewinnen, um seiner Muse zu leben. Und ein geringfügiger Unfall in der Familie oder eine Verdriesslichkeit im Amte benahm ihm für Tage hinaus die Lust zur Arbeit, zumal als er überdies auch zu kränkeln begann. Es gab Monate, ja ganze Jahre, in denen er nicht genugsam geistige oder körperliche Kraft fand, seine begonnenen Werke zu fördern. In solchen Perioden suchte er in Uebersetzungsarbeiten Zerstreuung oder Linderung für die Langeweile der Untätigkeit.

So lebte Arany in Szalonta, in Nagy-Körös, in Pest, ringend mit sich selbst, mit der Ungunst der Verhältnisse, aber fortwährend träumend und an seinen dichterischen Entwürfen schaffend. Er hoffte, er glaubte zuversichtlich, was des Lebens Morgen und Mittag ihm versagt, das werde dessen Abend ihm gewähren. Er leiht dieser Hoffnung Ausdruck, wenn er singt:

Ein Wenig Ungebundenheit,
Dabei der frohe Sang gedeiht:
Ein ruhig Nest in grünem Hag,
Der Muse offen Tag für Tag:
Ein heiter, tätig Lebensende,
Dass, was begonnen, Abschluss fände.

Diese Hoffnung war ganz und gar mit seiner Seele verwachsen; ausser ihrer Erfüllung interessirte ihn kaum irgend etwas, das seine Person betraf. Auszeichnungen, welcher Art sie auch sein mochten, liessen ihn kalt, an jener Hoffnung aber hing er mit Wärme, ihr Schimmer ergötzte ihn und, wenn er ihn zeitweilig schwinden sah, versank er in Trübsinn. Man möchte schier sagen, sein ganzes Leben sei eine Vorbereitung gewesen auf unabhängige Ruhe, auf ein arbeitsames, heiteres Alter. Es war, als ob er von dem Glauben durchdrungen gewesen wäre, dass die köstlichsten Früchte seiner Poesie erst im Herbste seines Lebens zur Reife kommen könnten, dass er dann erst jenes Buch seiner Bücher zu schreiben vermöchte, welches bisher noch nicht geschrieben ist. Er war voraussichtig, vorsorglich und sparsam. Er war nach Geld nicht gierig, aber er schätzte dasselbe als das Mittel zur Verwirklichung seiner Hoffnungen. Er schrieb niemals auf Bestellungen der Redacteure und Verleger, er liess niemals irgend etwas erscheinen blos zu dem Zwecke, um Geld zu gewinnen; aber er betrachtete seine Honorare, seine Entlohnungen, die Ueberschüsse seiner Bezüge als ein Fideicommiss, das er nicht aufbrauchen dürfe, sondern auf Zinsen legen müsse. Er sammelte sich ein Capital an, um seine und der Seinen Zukunft sicher zu stellen und mindestens den Abend seines Lebens ganz und gar der Poesie leben zu können. Mitten im stolzen Bau des Akademiepalastes dachte er an ein bescheidenes Häuschen irgendwo auf heimatlichem Boden, mit einem schattigen Gärtchen daran und einer Wohnstube nach dem Garten hinaus; mitten in den glanzvollen Strassen von Pest stiegen die einfachen Häuserzeilen von Szalonta vor seinem Geiste empor; wenn er die Anlagen des Stadtwäldchens durchwandelte, erfasste ihn die Sehnsucht, mit dem Lufthauch, mit den Wolken fortzuziehen gen Osten hin. Gleich dem Vogel, der im Bauer eingeschlossen sitzt, träumte er vom grünen Walde, wo im frei erbauten Neste sein Sang so viel fröhlicher klänge. Im häuslichen Kreise seiner verehelichten Tochter, unter der Hut und Sorgfalt seiner Gattin, umgeben von den Erinnerungen an seine Jugendzeit, wollte er die Tage leben, die ihm noch gegönnt wären und so die Trilogie der Toldi- und der Hunno-Magyaren-Sage vollenden. Allein das Geschick blieb bis ans Ende taub für sein Flehen. Seine Tochter starb und er selbst war lange Zeit hindurch von körperlichen und Seelenleiden verzehrt. Als er sich allmälig wieder zu erholen begann und ihm ein freieres, ruhigeres

Jahr gegönnt war, da lächelte ihm unter den Eichen der Margaretheninsel seine Muse hold noch einmal zu und er blickte wieder mit einiger Hoffnung in die Zukunft. Endlich hatte er sich unabhängige Ruhe errungen, endlich durfte er von einem arbeitsfrohen Alter träumen; allein all das war nur mehr der Schwanengesang, der letzte, trügerisch flüchtige Traum des Sterbenden.

O du mein verblichener Freund, der du so viel gelitten! Mir ist, als stündest du auch in diesem Augenblicke vor mir, als schaute ich dein ernstes, trauriges Antlitz. Deine Seele ist erfüllt von dem Glanze einer ganzen Dichterwelt — und dein Auge verliert mehr und mehr das Licht und Alles um dich her beginnt mälig in Dunkelheit zu versinken; eine ganze himmlische Harmonie lebt in deinem Innern — und dein Gehör schwindet, kaum vernimmst du mehr selbst die traute Stimme deiner Lieben; in deiner schöpferischen Phantasie erstehen die Helden unserer alten Sage zu neuem Leben — und deine kraftlose Hand vermag die Leier nimmer zu fassen! Die Kraft deiner Begabung ringt mit der Ohnmacht deiner Organe und die zerfallende Ruine des Körpers begräbt die Schöpfungen des Geistes. Als ob ich dich auch in diesem Augenblicke auf die Bahre hingestreckt vor mir sähe; als ob ich hörte, wie sich der Deckel deines Sarges schliesst, der Trauergesang leise ertönt, die Schollen dumpfen Falles niederkollern; als ob unsere gebrochenen Seufzer neuerlich in meiner Seele widerhallten, indess der Schmerz uns das Wort erstickt und nur unsere Tränen fliessen.

Doch, wozu die kaum verharschte Wunde neuerdings aufreissen? Die Trauerklage möge verstummen: wir wollen nicht den Schmerz der Erinnerung suchen, sondern den Balsam derselben. Nicht die sterbliche Gestalt des Menschen wollen wir betrachten, sondern den unsterblichen Dichter, nicht sein Leben, sondern seine Werke, nicht sein Leiden, sondern seine Herrlichkeit. Denn der Dichter, er modert nicht im Grabe: in ewiger Jugend steigt er vor uns empor, von seiner Leier rauscht der Sang unserer nationalen Ueberlieferungen, als ob er unsere verschollenen Epen und Balladen wieder zurückgezaubert hätte; aus seinen Werken schöpfen wir Trost, Entzücken, Begeisterung fort und fort, denn sie breiten die Bilder der Natur und die Natur des Menschenherzens vor uns aus und verkünden die edelsten Gefühle in ewig schönen Formen; sein Ruhm ist nicht sein eigen allein, sondern unser Aller, denn seine

Poesie bringt unseren nationalen Typus zum Ausdrucke, jedes Merkmal seiner Dichtung ist zugleich ein Wahrzeichen seines Stammes, ein treuer Spiegel des Ungarlandes.

Arany ist in der Tat der letzte grosse Repräsentant jener nationalen Richtung, welche in unserer Dichtkunst binnen eines halben Jahrhunderts zu voller Entwicklung gelangt ist. Karl Kisfaludy, Vörösmarty, Petőfi, Arany sind, in umfassendem Sinne genommen, allesammt Erscheinungen einer und derselben Periode und markiren nur die verschiedenen Stadien einer Entwicklung. Als vor einem Jahrhunderte unsere völlig gesunkene Poesie von Neuem empor zu reifen begann, da brachen wir so zu sagen gewaltsam mit der Vergangenheit. Bis dahin hatten wohl auch wir fast jede europäische Bewegung mehr weniger empfunden, allein wir verarbeiteten ihre Wirkungen in unsere eigene Individualität, nach unserer eigenen Art und Weise. Im Mittelalter flossen in unserer Poesie der Geist des Christentumes und die Ideen unseres Patriotismus eben so wundervoll in einander, wie die Melodien der Kirchengesänge mit dem Rhythmus unserer Volkslieder, um jene nationale Versform zu schaffen, welche die Dichter des XVI. und XVII. Jahrhunderts dann noch weiter ausgebildet haben. Zrinyi und Balassa stehen unter dem Einflusse der Renaissance, bringen aber ihre eigene Individualität ebenso zum Ausdrucke, wie den tiefinnersten Geist ihrer Nation. Im XVIII. Jahrhunderte indessen trat der staatliche Niedergang — im nationalen Sinne genommen — ein und betätigte alsbald seine auflösende Wirkung in unserer Literatur nicht minder, als in der Gesellschaft. Wir hatten kaum mehr eine Literatur und was von einer solchen vorhanden war, blieb weit hinter unserer Civilisation zurück. Unsere Poesie verstummte und wenn sie hie und da einen Sang anhob, so war es ein blosses Wiederkäuen der Ueberlieferungen der Vergangenheit: sie geriet immer mehr und mehr in Verfall, dem Inhalte wie der Form nach. Die natürliche Fortentwickelung geriet ins Stocken und einem Katarakte gleich brach die fremde Cultur über uns herein. Diese fremde Cultur zu einer ungarischen zu gestalten, war das Schlagwort des erwachenden Patriotismus. Und in der Tat begann sie binnen fünfzig Jahren eine durchaus ungarische zu werden: weit weniger aber ward sie eine nationale. Es erneuerten sich nicht unser Geschmack allein, sondern auch unsere Sprache, unser Styl und unser Rhythmus. Wir ergingen uns in Nachahmungen der franzö-

sischen, der classischen und deutschen Poesie: wir verwarfen unsere nationale Versform und schlugen den classischen und westeuropäischen Rhythmus an. Wir lernten von den Classikern des Altertums wie der Neuzeit nicht allein die Kunst, sondern auch die Fremdartigkeit ihres Schriftstellertums.

Wohl erstand dieser Richtung auch ihre Opposition, allein dieselbe vermochte bei ihrer geringen Befähigung und ihrem noch geringerwertigen Geschmacke die herrschende Strömung nicht einmal sonderlich zu mässigen. Und vielleicht war es gut, dass es also kam. Unsere Dichtkunst musste eben alle diese Schulen durchmachen, um sich zu veredeln, um Ideenreichtum, Geist und Geschmack in sich aufzunehmen, ob auch immerhin auf Kosten der Nationalität; unsere Sprache musste sich, wenn auch gewaltsam, emporringen aus ihrer Armut, aus ihrer Ungefügigkeit, aus ihrer Plattheit. Die Rückwirkung musste aus der Bewegung selbst, durch deren eigene Uebergriffe wachgerufen, hervorgehen, um die wirklichen Errungenschaften derselben zwar bewahren, dabei aber die älteren, wie die neueren Elemente der nationalen Poesie aufnehmen und assimiliren zu können. Und in der Tat gelangt denn auch diese Rückwirkung bei unseren begabtesten Dichtern allmälig stets mehr und mehr zur Geltung und die zweite Hälfte des Jahrhunderts, die jüngsten fünfzig Jahre bis auf unsere Tage bekunden den vollständigen Triumph des Rückschlages. Unsere Poesie pflegt neuerdings Fühlung mit allen denjenigen Elementen, von denen sie losgerissen war, aber sie ist gefolgt von künstlerischen Errungenschaften. Unsere nationale Versform erringt sich ihre Berechtigung wieder, an Stelle der Fremdartigkeit der Dichtersprache tritt die Verschmelzung aller Reize, aller Anmut der alten wie der neuen ungarischen Diction. Unsere Dichter schöpfen teils aus den Quellen unserer alten, teils aus jenen unserer Volkspoesie und erscheinen dadurch gleichsam verjüngt, sie werden dadurch nationaler, zugleich aber auch europäischer. Die literarische, die gesellschaftliche und die politische Entwicklung wirken wechselseitig auf einander, verschmelzen dadurch zu einer höheren nationalen Richtung und bewirken so die Wiedergeburt Ungarns. Diese Richtung manifestirt sich augenfälliger zuerst bei Karl Kisfaludy. Seine ungarisch-historischen und gesellschaftlichen Skizzen rückten unsere Poesie dem Leben näher und zuweilen tönten von seiner Leier auch die Widerklänge unserer Volkslieder. Vörösmarty trat als der Wortführer unse-

rer nationalen Strebungen auf; er schloss sich keiner der ausländischen Schulen an: er verkündete die Freiheit der Phantasie, die gestaltende Kraft des nationalen Elementes; er verschmolz die alte mit der erneuten Sprache und ward so zum Begründer unserer neueren Dichtersprache. Unter dem Einflusse seiner Wirkung, inmitten unserer socialen und politischen Wirren trat bald darauf Petőfi auf den Schauplatz, dieser originellste unserer lyrischen Dichter, der Schöpfer der specifisch ungarischen Lyrik und ihm gesellte sich nach wenigen Jahren Arany zu, um das Epos und die Ballade ebenso zu gestalten, wie Petőfi das Lied gestaltet hatte.

Die Verhältnisse der Kinder- und Jugendjahre Arany's, so ungünstig sie auch sonst waren, trugen gleichwohl wirksam dazu bei, dass er nachmals als Dichter und Aesthetiker der volkstümlich-nationalen Richtung in unserer Poesie zu vollständigem Triumphe verhalf. Er war das letzte und spätgeborene Kind seiner Eltern. Seine älteste Schwester war längst verheiratet, als er geboren wurde; die übrigen zahlreichen Geschwister waren noch vor ihm gestorben. Er war die einzige Hoffnung, der einzige Trost seiner alten Eltern; sie hielten ihn ständig um sich und da sie ausserordentlich religiös waren, ging dieser Zug auch auf ihn über. Gesang und die anziehenderen Stellen der heiligen Schrift wurden die erste Nahrung der zarten Seele und das kleine, ärmliche Wohnhaus war ein Tempel, in welchem niemals ein unflätiges Wort an sein Ohr schlug; — ausser den betagten Eltern und ihm war kein anderer Bewohner, noch auch ein Dienstbote im Hause. So ward das Kind frühzeitig von Ernst und tief moralischem Gefühle durchdrungen und so blieb es auch der Jüngling und der Mann: dieser Cultus der Moral fühlt sich aus allen seinen Dichtungen ebenso heraus, wie die altertümliche Diction der Psalmen und der übrigen heiligen Schriften aus seinem Style. Seine Vaterstadt Szalonta war vor Zeiten eine freie Haiduken-Gemeinde, welche allezeit getreu dem Banner der Siebenbürger Fürsten Heerfolge leistete, so oft diese zur Verteidigung der Verfassung und der Religionsfreiheit Ungarns zu den Waffen griffen. Im XVIII. Jahrhunderte ging die Stadt zwar ihrer alten Privilegien verlustig, wurde aber deshalb doch nicht eine eigentliche Urbarial-Gemeinde. Sie entrichtete als Ablösung der Urbarialleistungen einen bestimmten Pauschalbetrag an ihren Grundherrn und behielt ihre autonome Verwaltung. Die Szalontaer nahmen eine Art von Mittelstellung zwischen Adeligen und Grundholden ein, in-

dessen gab es unter ihnen auch vollbürtige Edelleute. Einige dieser Adelsfamilien gingen allerdings ihrer Vorrechte verlustig, so unter Anderen das Geschlecht der Aranys. Der stumpfe Turm, der an einer hervorragenden Stelle der Stadt noch heute aufrecht steht, gemahnte die Bevölkerung an eine stürmische, aber ruhmvolle Vergangenheit; einzelne Fluren in der Gemarkung der Stadt, so: Őrhalom — der Lugaus der Wachmannschaft, Szigettő — die mitten im Teiche geschützt liegende Insel, Testhalom — der Leichenhügel, erhielten das Andenken an die Türkenkämpfe und den Heldenmut der Vorfahren aufrecht; die etwas entfernter liegenden Puszten Told und Nagyfalu sind die Wiegenstätten der Toldisage. Der ernst veranlagte Knabe hatte von seinem Vater frühzeitig lesen gelernt, hatte einige Chroniken des XVI. Jahrhunderts gelesen, die er als alte Scharteken in der Rumpelkammer aufgestöbert hatte, und hörte nun mit Lust diese alten Sagen immer wieder erzählen, schwärmte leidenschaftlich gerne durch Wald und Flur in der ganzen weiten Gemarkung und schwelgte in den Herrlichkeiten der Natur. Szalonta ist gleichsam der Grenzpunkt jener grossen Ebene, die sich vom Theissufer bis gegen Belényes hin erstreckt. Inmitten blauender Auen, am Fusse blauender Berge gelegen, ist diese Ebene weit wechselvoller, als die Puszten des Alföld und auch im Volke hat sich hier der traditionellen Sitte und des altertümlichen Gepräges weit mehr erhalten. Die in der Entwickelung begriffene Seele Aranys nahm alle Schönheiten der Natur, jede geschichtliche Erinnerung, jede altherkömmliche Gepflogenheit voll und ganz in sich auf. Die halbe Sonnenscheibe, die am Horizonte der Puszta emportaucht, der langgestreckte, hagere Arm des Brunnenschwengels, der nistende Storch, der auf einem Beine stehend von der Höhe des alten stumpfen Turmes in die Welt ausschaut, das Himmelsgewölbe, das durch die Lücken und Spalten des grünen Laubes herniederblinkt, der weinerlich tönende Pfiff des Ackersmannes im Felde, die Licht- und Schattenflecken des Sonnenstrahles und der Wolke, die rasch wechselnd über die Flur hinspielen, die Rohrdommel, die vom First des Getreideschobers auf den lustig schaffenden Schwarm der Schnitter hinabspäht, der Strahl der Abendsonne, dessen Widerschein blendend aus den Fenstern der äussersten Häuser der Stadt flammt, um dann urplötzlich zu erlöschen, das dunkle, nickende Laub des Maulbeerbaumes, — alle diese Eindrücke prägten sich seinem Gedächtnisse ebenso lebhaft

ein, wie die Heldengestalten der Märchen und Sagen, die Weisen der alten Gesänge und Volkslieder, die bunten Scenen des Volkslebens und all' jene typischen Züge, welche den magyarischen Stamm charakterisiren. Alle diese Bilder, Eindrücke und Klänge waren in seiner Seele fortwährend lebendig, lebten wieder auf in seinen Werken und zumal die Gestalt Nikolaus Toldi's, des Helden von Nagyfalu und Szalonta, geleitete den Enkel des Szalontaer Hajduken bis an das Grab.

Aber der Knabe und der heranreifende Jüngling war nicht blos intuitiv und träumerisch veranlagt, sondern auch ausserordentlich gelehrig. Er lernte viel in der Schule, las noch mehr ausser der Schule und begann auch schon ziemlich frühzeitig Verse zu machen. Er las jedes lateinische und ungarische Buch, welches er in der Schulbibliothek, oder unter den Stubentrammen der Nachbarhäuser vorfand. Er kannte die ältere ungarische Literatur bis auf Csokonai, den er sehr liebte, mit einem Worte jene Literatur, welche vor einem halben Jahrhunderte in der Mode war, denn in Szalonta wurde zumeist nur diese gelesen und die neueren Dichter waren dortselbst unbekannt. Die neuere Literatur lernte er erst als Student in Debreczin und als Lehrer in Kisujszállás kennen, wo er dann auch die griechische und deutsche Literatur zu studiren begann. Unsere neueren Dichter, vor Allen Kazinczy, übten mehr eine entfremdende als anziehende Wirkung auf ihn. Er war an der Brust der alten ungarischen Literatur herangewachsen und er fühlte, dass in der neueren wohl mehr Kunst, aber weniger ungarischer Geist enthalten sei. Seine liebsten Erinnerungen zogen ihn zur alten Poesie hin, in deren Manier er auch selber zu dichten wusste, während er es nach der neuen Weise vergeblich versuchte: es wollte ihm durchaus nicht gelingen und er sah ein, dass er das erst noch zu lernen habe. Es überkam ihn ein gewisser Zwiespalt; aber davon hatte er bei weitem keine Ahnung, dass auch er, vielleicht mehr als irgend ein Anderer, berufen sein sollte, die ältere und die neuere Dichtkunst inniger mit einander zu verschmelzen und die nationale Richtung durch Entwicklung des volkstümlichen Elementes zu kräftigen und zu festen. Auf eben diesen Zwiespalt ist es vielleicht auch zurückzuführen, dass er, als der ruhelosen Seele die Monotonie der Schule unerträglich zu werden begann und er von irgend einer aussergewöhnlichen Laufbahn träumte, gar

nicht daran dachte, sich der Dichtkunst zuzuwenden, sondern erst Maler, nachmals Bildhauer werden wollte und in Wirklichkeit schliesslich Schauspieler wurde. Und auch als er von seinen Wanderzügen enttäuscht wieder heimgekehrt war, griff er nicht zur Feder, sondern suchte ein kleines Amt, um seinem greisen Vater nicht eine Last, sondern fortan eine Stütze zu sein. In seinen freien Stunden arbeitete er zwar an seiner Bildung fort, las häufig Homers Gesänge, lernte französisch, schrieb und übersetzte wohl auch ab und zu Einiges, jedoch ohne sich auf eine eigentliche schriftstellerische Tätigkeit vorzubereiten. Als sich mit der Zeit seine Lage gebessert hatte, verheiratete er sich, nahm nun endgiltig Abschied von allen Träumen seiner Jugend und war fortan vollends entschlossen, ein alltäglicher Mensch zu werden, wie ein Anderer auch. Es brauchte erst der Dazwischenkunft eines Ungefährs, um ihn aus seiner dichterischen Tatlosigkeit emporzuheben und er musste mit einem verwandten Geiste, mit Petőfi's Poesie in Berührung kommen, ehe sein furchtsamer Genius die Schwingen entfalten konnte. Zu Beginn der vierziger Jahre kam sein ehemaliger Mitschüler, Stefan Szilágyi, ein begabter junger Schriftsteller, der von der Kisfaludy-Gesellschaft und von der Akademie mit Preisen ausgezeichnet worden war, als Schuldirector nach Szalonta und lag nun seinem Freunde unablässig an, sich der Schriftstellerlaufbahn zuzuwenden. Allein alles Drängen hatte nur den Erfolg, dass Arany englisch lernte, Einiges aus Sophokles übersetzte und einige Gelegenheitsgedichte schrieb, mehr zum Zeitvertreib, als zu irgend einem ernsten Zwecke. So entstand im Jahre 1845 eine satirische Dichtung in Hexametern unter dem Titel *«Elveszett alkotmány»* — Die verlorene Verfassung — welche er ohne bestimmte Absicht begonnen hatte. Er wollte damit dem Aerger Luft machen, welchen ihm die Excentritäten des Comitatslebens verursachten, dachte aber nicht daran, mit der Schrift vor das Publikum zu treten. Da traf es sich, dass eben damals die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis auf ein humoristisches Epos ausschrieb. Arany überraschte dieses zufällige Zusammentreffen und mehr aus Laune als aus ernstem Ehrgeiz vollendete er seine Arbeit und sendete dieselbe ein. Den gewonnenen Preis betrachtete er wie einen Gewinnst in der Lotterie. Von den Preisrichtern hatte sich über das Werk Einer anerkennend, ein Anderer fast rühmend ausgesprochen: allein Arany tönte immer nur das Urteil des Dritten.

Vörösmarty's ins Ohr: «Sprache und Versbau muten nicht anders an, als ob wir das eiserne Zeitalter unserer Literatur lebten.» Nunmehr glaubte er nicht mehr an sich halten zu dürfen, sondern Alles ausgiessen zu müssen, was gährend in seiner Seele wallte und zwar ausgiessen nach seiner eigenen Weise. Petőfis Erfolge machten ihm Mut und er war überzeugt, dass nach dessen «*János vitéz*» auch er eine naive poetische Erzählung wagen dürfe, welche von der Volkspoesie inspirirt, in der Diction wie in der Charakteristik gleichmässig echt ungarisch wäre. Im darauf folgenden Jahre schrieb er seinen «*Toldi*» und errang damit nicht nur den Preis, sondern auch die Bewunderung der Richter. Er war mit einem Schlage ein gefeierter Dichter geworden und Petőfi war der Erste, der herbeieilte, ihn zu begrüssen.

Die Freundschaft, welche die beiden Dichter verband, war eine ebenso edle, als aufrichtige. Welche Verschiedenheit zwischen Beiden und doch mit welcher Wärme schliessen sich Beider Herzen innig aneinander durch die Sympathie einer gemeinsamen Idee, eines gemeinsamen Gefühles! Petőfi ein heissblütiger, ungestümer Jüngling, ein energischer Geist, der an Trutz und Kampf völlig seine Lust findet; Arany ein ruhiger Mann, von gebrochener Energie, der Lärm und Getümmel scheut und sich eher in stillem Harm verzehrt, als dass er den Kampf aufnehmen würde. Petőfi baut blind auf seine Ideen, ist voll ungemessenen Selbstvertrauens, gewalttätig, schonungslos und erachtet all das gleichsam für seine Pflicht im Dienste seiner Principien, unbekümmert um die Welt; Arany's Geist ist vom Zweifel umdüstert; er ist des Selbstvertrauens bar, rücksichtsvoll, nachgiebig, und drückend wirkt auf seine Stimmung die Welt eben so, wie seine eigenen fortwährenden Bedenken. Petőfi ist unaufhörlich hin und hergeworfen zwischen Zorn und träumerischer Sanftmut, zwischen Wut und dumpfer Weichheit, er ist freudvoll oder traurig, er liebt oder hasst, er ist glücklich oder unglücklich, niemals aber findet er Ruhe; Arany lebt gleichfalls mitten unter fortwährenden Erregungen, allein er weiss sich zu beherrschen, er versenkt sich in stille Melancholie und Leid wie Freude sind bei ihm durch seinen Humor gesänftigt. Bei Petőfi sind Denken, Fühlen und Handeln Eins: Arany bleibt beim Denken und Fühlen und gelangt zur Tat nur unter dem Drucke der äusseren Verhältnisse. Petőfi gewinnt und fesselt die Menschen durch das Feuer der Jugend, durch seine Leidenschaftlichkeit; Arany

durch die achtunggebietende Würde männlicher Tugenden. Und ähnliche Gegensätze finden wir auch in ihren Dichtungen. Petőfi ist Lyriker, ganz und gar subjectiv, der auch in seinen erzählenden Dichtungen seine subjectiven Empfindungen ausgiesst und immer wieder sich selber zeichnet; Arany ist Epiker, ist objectiv und schöpft selbst in seinen lyrischen Gedichten aus dem Gegenstande fast ebensoviel, wie aus seinem eigenen Gemüte. Petőfi will nicht allein der Dichter seiner Zeit, sondern zugleich ihr Vorkämpfer sein: er bestürmt die socialen und politischen Institutionen mit Leier und Schwert zumal. Arany lebt mehr in der Vergangenheit denn in der Gegenwart und sein Streben geht mehr dahin, dem Laufe der Welt zu folgen und ihn zu schildern, als ihm die Richtung zu geben. Petőfi's lebhaftes, empfängliches Gemüt flammt bei jeder Berührung auf, gestaltet jedweden Eindruck, selbst die flüchtigste Stimmung zum Liede: Arany muss ganz und gar erfüllt sein von seinem Gegenstande, wenn seine Poesie in Fluss geraten soll und selbst dann erfolgt dies nicht immer. Petőfi schafft mit dem Instinkte der Willkührlichkeit und häufig leitet ihn mehr eine dunkle Ahnung, als klares Selbstbewusstsein. Arany ist ein vollbewusster Künstler, aber es ist, als ob seine Zaghaftigkeit zuweilen seine Selbstbestimmung lähmen würde. Petőfi ist feuriger, wechselvoller, malerischer: Arany dagegen ruhiger, tiefer, plastischer. Petőfi's Geschmack und Herzensadel sind nicht immer gleichkräftig mit dem Flügelschlage seiner Phantasie; bei Arany mag die Phantasie zuweilen ermatten, sein Geschmack, der Adel seines Gefühles bleiben immer dieselben. Petőfi's Dichtkunst ist die Poesie der Jugend, Arany's jene des gereiften Alters: in Jenem begegnen wir den vielfachen düsteren und heiteren Erregungen der Jugend, dem himmelanstürmenden Begehren, den süssen Wahnträumen, der Lust, dem Stolze, ja auch den Ueberspanntheiten derselben; in Diesem dem vollen Ernste der Stimmung des Lebens, dem männlichen Ringen, den Täuschungen, dem Troste, dem Humor desselben und der Ergebung in den eisernen Zwang der moralischen Weltordnung.

Aber bei all' diesen Gegensätzen loderte gleichwohl in Beiden eine und diezelbe Flamme der naiven Seele und des wahrhaftigen Herzens und Beide begeisterten sich an den gleichen Eingebungen der ungarischen Volkspoesie. Diese glich Alles aus, ja manche Seite des Gegensatzes in Beider Charakteren und Poesie zog sie gleichsam

zu einander hin. Arany ergötzte sich an der reichen Jugend seines neuen Freundes, als ob er in ihr seine eigene Jugend von Neuem wieder leben wollte, die ungesellig und schweigsam war. Petöfi blickte mit dem Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zumal zu dem ernsten Manne auf, denn er hatte niemals ein reineres Herz, niemals edlere Einfachheit gekannt, als Arany's. Arany fühlte, dass manche Absonderlichkeiten und Missgriffe Petöfi's die Extreme einer gewissen grossen Idee oder eines edlen Gefühles seien und beurteilte ihn schonungsvoll. Petöfi's stolze Seele beugte sich diesem bescheidenen und zärtlichen Herzen, welches von ihm nichts forderte, aber die volle Wärme seiner Liebe über ihn ausströmte. Sie übten beide nur geringe Wechselwirkung auf ihre gegenseitigen Charaktere und ihre Poesie, aber Jeder liebte in dem Anderen dasjenige, was ihm selber mehr weniger mangelte: Arany in Petöfi die Energie, das feurige Ungestüm, die holde Anmut, das lebendige Colorit, den leichten Liebreiz; Petöfi in Arany die edle Ruhe, das tiefe Gefühl, die sichere und lebendige Zeichnung, die einfache Erhabenheit. Ihre Freundschaft ward niemals durch irgend etwas getrübt. Petöfi, der sich mit so vielen seiner Freunde überwarf, und zwar zuweilen um geringfügiger Ursachen willen, blieb Arany mit voller Wärme zugetan bis ans Ende. Arany gedachte der wenigen Jahre, welche er in Freundschaft mit Petöfi verlebte, stets wie eines schönen Traumes. Fünf oder sechs seiner Gedichte haben seinen auf dem Schlachtfelde spurlos verschollenen Freund zum Gegenstande. Er nennt ihn den Stolz seiner Zeit, einen Kometen, welchen zu schauen dem Geschlechte der Lebenden nur einmal vergönnt ist und nimmer wieder. Wo seine Grabstätte ist — Niemand weiss es zu sagen; aber sicherlich spriesst dort aus jedem Blutstropfen eine neue Blume und in den Auen ringsumher singen der Vögel mehr als irgendwo. Oft erscheint ihm die Gestalt des Verblichenen in seinen Träumen, allabendlich aber vernimmt er auch im Wachen seinen leichten Schritt und seine Stimme klingt ihm im Ohre wieder. Diese düstere Erinnerung geleitet ihn ein ganzes, langes Leben hindurch unaufhörlich. Nach dreissig Jahren noch sieht er ihn vor sich und spricht von ihm wie von einer mythischen Gestalt des alten Hellas; aber sein Andenken ist ihm von einem eigenen Zauber umwoben; die Zeitgenossen altern mit der Zeit, ihn dagegen umfliesst immer mehr und mehr ewige Jugend, von seinem Geiste geht nichts verloren, er erbt fort von

Geschlecht zu Geschlecht gleich einer Allen gemeinsamen Idee. Ueberhaupt gedachte Arany in den letzten Wochen seines Lebens Petőfis sehr häufig; er wollte bei der Enthüllungsfeier seines Denkmales erscheinen, obwohl er völlig zurückgezogen lebte und schon seit geraumer Zeit an keinerlei öffentlichen noch privaten Versammlung mehr teilnahm. Und eben am Morgen jenes Tages, an welchem sich die eherne Statue des Freundes am Donaustrande erhob, verschlimmerte sich sein Befinden, und eine Woche später eben um dieselbe Stunde des Mittags trat der Tod an ihn heran. Doch ob auch das Geschick sie so frühzeitig von einander getrennt hat, das Gedächtniss der ungarischen Nation verbindet für immer und ewig die beiden Dichtergestalten innig mit einander, als die Zwillingssöhne einer und derselben Zeit, die Einer den Anderen ergänzen. Arany betrat die Dichterlaufbahn als Mann, Petőfi's dichterische Tätigkeit fand an der Schwelle des Mannesalters ihr Ende. Petőfis Jugend ist ein Ersatz für jene Arany's, Arany's Mannesalter für jenes Petőfi's. Von den Lippen des ungarischen Jünglings werden immerdar Petőfi's Liebes- und Freiheitslieder erklingen, der Mann wird immerdar aus Arany's Gesängen die Ideen, die Gefühle, den Schmerz und den Trost der Kämpfe des Lebens schöpfen. Aus Petőfi's Leben erschallt für Jahrhunderte hinaus das Klirren der Schwerter, das Schmettern der Trompete, der Donner der Kanonen, der Jubel des Sieges. Aus Arany's Dichtungen werden noch die späten Enkelkinder die Tränen, die Trauer, die Fesseln der Patrioten herausfühlen, die Seufzer des überwundenen Ungarns und die Tugenden seiner Leiden. Und in den Schilderungen Beider bleiben für immerdar die geistigen Strebungen, die nationalen Aspirationen, die charakteristischen Eigentümlichkeiten unseres Stammes erhalten, gleichsam um die neueren Generationen vor Entartung zu bewahren.

Obschon Beider Nährmutter die Volksposie war, wandelten sie gleichwohl nicht dieselben Wege, sondern befolgten sozusagen Jeder ein verschiedenes System. Das manifestirt sich vor Allem in ihrer Sprache. Als sie Beide in die Oeffentlichkeit traten, hatte Vörösmarty bereits die neuere ungarische Dichtersprache begründet, wobei er gleichmässig aus dem alten, dem volkstümlichen und dem neuen Sprachschatze schöpfte. Er hat die künstlerischen Bestrebungen Kazinczy's vervollständigt, verbessert, ja an der Wärme des nationalen Geistes neu geschaffen. In nichts bekundet sich Vörösmarty's Genie

so sehr, wie in seiner Sprache. Sein Nachlass ist nicht allein eine reiche Fundgrube von Worten und Ausdrücken, denen er charakteristische Nuancirungen verleiht, er bildet auch zahlreiche neue Ausdrücke, insbesondere im Wege der Reception. Mit stark ausgeprägtem Sprachgefühle, künstlerischem Geschmack, wunderbarem Sinne für Wohllaut, man möchte sagen mit schöpferischer Kraft weiss er die alte mit der erneuten Sprache zu verschmelzen. Er schafft gleichsam den ungarischen Hexameter, den ungarischen Jambus, westliche Schemata aller Art und neigt sich doch auch wieder der ungarischen Versform zu und zwar mit mehr Erfolg, als seine Vorgänger. Petőfi tritt als Paladin des nationalen Rhythmus auf und verwebt als der grosse Meister des ungarischen Liedes die frische Originalität, die leichte Anmut, die lebhaften Rhythmen der Sprache der Volkspoesie in seine eigene; darin übertrifft er jeden anderen ungarischen Dichter; aber die alte Sprache kennt er weniger, wie er denn überhaupt blos als Sprachkünstler weder Vörösmarty noch Arany erreicht. Auch Arany schöpfte, gleich Vörösmarty aus allen drei Quellen der Dichtersprache und zwar der Eigenart seiner Poesie gemäss aus einer und der anderen mehr und tiefer. Die Eindrücke und die Lecture seiner Kinder- und Jünglingsjahre leiteten ihn auf die Sprache der volkstümlichen und der alten Poesie hin; alsbald machte er beide zum Gegenstande eingehenden Studiums und pflückte aus ihren Gründen jede Blume, sammelte alle selteneren, feierlicheren und wirkungsvolleren Ausdrücke und Wendungen. Es mutet uns an, als ob er die alte Sprache blos fortsetzen würde, während er sie doch neu umschafft, und als ob er der Volkssprache nur dasjenige entnähme, was künstlerisch ist, obgleich er es zum Teil selber schafft. Und diese seine Sprache ist je nach dem Gegenstande von altertümlicher, volkstümlicher oder moderner Färbung und in jeder dieser Nuancen liegt etwas von dem Colorit, von der Gestaltung, von dem Tone, kurz von der Natur seines Gegenstandes. Er beherrscht in bewunderungswürdiger Weise die Plastik, die Weichheit wie die Energie der Sprache. Niemand kennt und verwendet so genau und glücklich die selteneren und fein schattirten Wendungen der Wortfügung in der alten wie in der lebenden Sprache und auf der Spur dieser Feinheiten wagt er selber auch neue. Hierin ist Arany so reich, wie Vörösmarty an neuen Ausdrücken übertragener Bedeutung. Er verkündet die dichterische Freiheit, er fordert die sprachlichen Rechte der Aesthetik gleich Kazinczy,

aber in anderer Weise und mit anderen Mitteln. Er kürzt, contrahirt, verschmilzt, aber immer genau so, wie es auch die lebende Sprache pflegt. Er ordnet die Worte in Verhältnisse und Beziehungen, welche nach der strengen, trockenen Logik der Sprachlehre vielleicht zu rügen wären, nicht aber auch dem Geiste der Sprache nach, und welche eben daher die Bewegung der Phantasie, die Heftigkeit des Affectes, die Gewalt der Leidenschaft wirksamer zum Ausdruck bringen. Mit einem Worte, in Arany's Dichtersprache erscheinen die Genien der Sprache und der Phantasie wechselseitig von einander inspirirt, genährt, ja so zu sagen gezeugt.

Und diese Kraft und Anmut finden wir nicht blos in seinen Originalwerken, sondern auch in seinen Uebersetzungen. Er hat die theoretische Controverse über die Uebersetzungskunst gleichsam in der Praxis entschieden. Er band sich weder an die Grundsätze der strengen, noch an jene der freien Uebersetzung, denn die erstere fordert fast sklavische Treue und verleitet den Uebersetzer selbst unwillkührlich zur Uebertragung fremder sprachlicher Schönheiten; die letztere hinwieder verwischt fast Alles, was sprachlich und national charakteristisch ist und gibt mehr den blossen Inhalt, als die Formen wieder: die eine lässt allzusehr den fremden Geschmack fühlen, die andere magyarisirt das fremde Werk allzusehr. Arany war bestrebt, diese Klippen beide zu vermeiden und jede sprachliche Wendung, jeden Uebergang, jede Nuancirung des fremden Idioms in einer Weise auszudrücken, welche im Ungarischen dieselbe oder wenigstens eine ähnliche Wirkung tut, ohne aber dabei jemals die Eigentümlichkeiten des Autors und der betreffenden Kunstgattung ausser Acht zu lassen. Der Besitz der gesammten Schätze der alten, der verneuerten und der Volkssprache ist völlig wertlos, wenn wir sie nicht dort und in der Weise verwenden, wo und wie dies die Nuance des Gedankens, die Eigentümlichkeit der Kunstgattung und der Stimmung erheischen, und in dieser Beziehung besteht kein sonderlicher Unterschied zwischen Autor und Uebersetzer. Die altertümliche und die volkstümliche Sprache sind niemals Zweck, sondern immer nur Mittel dazu, die Schrift-, insbesondere die Dichtersprache je mehr zu bereichern und je ungarischer zu gestalten und die charakteristischen Züge des Werkes oder der Kunstgattung desto lebhafter hervortreten zu lassen. Arany wusste, fühlte jederzeit, wie weit er gehen, was und in welcher Weise er es wagen dürfe. Ihn leiteten Geschmack und

Inspiration, denn die Kunst der Sprache besteht nicht blos in linguistischer Fertigkeit und dem Aneinanderreihen gefälliger, wohllautender Redesätze. Der Gedanke muss vorerst im Schmelztiegel der Phantasie und der Empfindung zum Flusse gebracht werden, wenn genau jene Form und Färbung gefunden werden sollen, welche Gegenstand und Stimmung verlangen. Eine und dieselbe Sache lässt sich in mannigfacher Weise ausdrücken, aber die verschiedenen Ausdrucksweisen werden je nach Gegenstand und Stimmung nicht gleichwertig sein. Die Individualität des Autors, die Eigentümlichkeiten des Gedankens und der Empfidung, die Verschiedenheiten der Kunstgattungen gestalten den Styl unendlich mannigfach und diese jeweilige Gestaltung wiederzuspiegeln, gehört gleichfalls zu den Aufgaben des Uebersetzers. Es gibt kaum einen anderen ungarischen Dichter, der die stylarischen Verschiedenheiten der einzelnen Kunstgattungen, die individuelle Natur der fremden Dichter so lebhaft fühlte und in der Uebersetzung so vollkommen wiederzuspiegeln wüsste, wie Arany. Alles was er aus Goethe, Burns, Shakespeare und Aristophanes übersetzt hat, macht den Eindruck original ungarischer Werke, wobei aber gleichwohl die Individualität der fremden Dichter nicht nur nicht verwischt, sondern im Gegenteil völlig zum Ausdruck gebracht wird. Das ist das Geheimniss der Uebersetzungskunst und Arany's hervorragendste Uebersetzungen sind eben solche Meisterwerke, bieten eben so vielen Genuss und sind des Studiums eben so wert, wie seine ausgezeichnetsten Originalarbeiten.

Nicht geringeren Einfluss übte Arany auch auf die Technik unseres Versbaues. Er schöpfte auch hier aus denselben Quellen, aus denen er unsere Dichtersprache bereicherte. Nachdem sich auch bei uns die klassischen und die westlichen Versformen eingebürgert hatten, in denen das geregelte Silbenmaass den Wohllaut des Rythmus erhöht, wendeten unsere Dichter, selbst die besten derselben, dem Reime verhältnissmässig nur mehr geringe Sorgfalt zu. Von den älteren Dichtern, Gyöngyösi ausgenommen, war in dieser Hinsicht wenig zu lernen; mehr hätte sich aus der Volkspoesie schöpfen lassen, allein für diese war die Aufmerksamkeit noch nicht in genügendem Maasse erwacht. Dazu kam noch die lebhafte Reaction gegen die geschmacklosen Künsteleien der Debrecziner Schule, welche sich in der mühevollen Zusammenstellung von Reimen aus identischen Wörtern mit verschiedenen Bedeutungen gefiel, eine Manier, welche Szemere und

Kölcsey so treffend geisselten. Arany, der bei der Lecture Gyöngyösi's und Csokonai's aufgewachsen war, verwarf zwar die Geschmacklosigkeiten der Debrecziner Schule aber nicht auch alle ihre Traditionen und war eben daher bestrebt, bessere Reime zu schaffen, als seine Vorgänger und Zeitgenossen. Desgleichen finden wir bei ihm auch die ungarische Assonanz am regelmässigsten angewendet, mit welcher unsere Volksdichtung die Armut an Reimen wett zu machen pflegt, an welch' letzterer unsere Sprache bei ihrem Suffixalsystem naturgemäss laborirt. Die kleine Abhandlung, welche er über diesen Gegenstand geschrieben hat, zeigt, wie sehr er unsere Volksdichtung kannte und wie sehr er wusste, was aus derselben für unsere Kunstdichtung zu verwenden sei. Wichtiger aber, als das, ist, dass er unseren nationalen Rhythmus als Dichter zur höchsten Stufe der Vollkommenheit erhob, als Aesthetiker auch theoretisch gleichsam begründete.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in unserer Poesie der Gebrauch der klassischen und der westlichen Versformen immer mehr in Aufnahme zu kommen begann, ward in demselben Verhältnisse die nationale Versform, der Rhythmus unserer alten und unserer Volksdichtung in immer engere Grenzen eingeschränkt. Die neueingebürgerten Versformen gestalteten wie mit einem Zauberschlage unsere Dichter-Sprache gedrungener, conciser, an Wendungen und an Wohllaut reicher und hoben sie gleichsam aus ihrer Plattheit empor. Daher wendeten sich denn auch die neueren Dichter mit aller Begeisterung diesen Formen zu. Allein so geeignet unsere Sprache auch immer war, das griechische und römische Versmaass zum Ausdruck zu bringen, in der Seele des Magyaren vermochte dasselbe einen musikalischen Anklang nicht zu erwecken: es fand vorwiegend nur bei den klassisch Gebildeten günstige Aufnahme. Das Gefühl für den westlichen Rhythmus schlug einigermassen tiefere Wurzel, nicht allein in Folge unseres Zusammenhanges mit der Cultur des Westens, sondern auch deshalb, weil er als gereimter Vers unserem nationalen Rhythmus näher stand, den die Volksdichtung fortwährend lebendig erhielt und der auch von den Lippen der Gebildeteren häufig erklang. Es begann sich eine gewisse Reaction zu entwickeln. Karl Kisfaludy und Vörösmarty neigten gewissermassen dem nationalen Rhythmus wieder zu, und zwar in Begleitung der Errungenschaften der neuen Dichtersprache. Insbesondere Vörösmarty

bekundete Vorliebe für den alten nationalen Rythmus; derselbe erklingt in mehr als einem seiner lyrischen Gedichte, ja er versuchte die Anwendung desselben auch in der epischen Poesie: im «Tündérvölgy» (Das Feental) machte er unseren alten «Alexandriner», den Sándor-Vers, wieder aufleben, und zwar künstlerischer, als seit Gyöngyösi irgend Jemand. Indessen, die Kraft und der musikalische Wohllaut seiner Sprache erreichten ihren Höhepunkt dennoch in den klassischen und westlichen Versformen; in diesen sind seine hervorragendsten Werke geschrieben: die ungarische Versform cultivirte er nur nebenher. Dagegen liegt der Schwerpunkt der Dichtkunst Petőfi's gerade in dieser ungarischen Form; in seinen Gesängen erklangen nicht nur die inneren, sondern auch die äusserlichen Formen unseres Volksliedes wieder. Der ungarische Rythmus begann geläutert und veredelt unter dem Beifallsjauchzen der Nation seine ehemalige Geltung wieder zu erringen. Da trat Arany auf den Plan und verdoppelte die Gewalt der Bewegung. Petőfi stützte sich nur auf die Volkspoesie: Arany auch auf die alten Dichter, bis hinauf zu den Denkmälern, die aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind. Petőfi folgte meist nur seiner Erinnerung, seinem Gehör: Arany war auch in der Musik bewandert, wusste zahlreiche ältere und neuere Melodien auswendig, ja zuweilen componirte er zu seinem Vergnügen auch selber neue Weisen. Petőfi vernachlässigte im Eifer des Schaffens zuweilen die Versifizirung; Arany konnte nicht schreiben, ohne alle Sorgfalt an die künstlerische Vollendung zu wenden. Mit einem Worte: Arany setzte, was Petőfi begonnen, mit grossem Erfolge fort und brachte den ungarischen Rythmus zu immer vollständigerer Geltung. Bei keinem einzigen ungarischen Dichter finden wir unseren Rythmus so präcise, in so mannigfacher Abwechslung wiedergegeben, als bei Arany. Er wusste kaum bekannte Constructionen wieder zu beleben und die alten je nach den verschiedenen Kunstgattungen vielfach zu variiren. Er hat dem alten Sándor-Verse Klang und Wohllaut verliehen und ihn so künstlerisch ausgebildet, wie Vörösmarty den Hexameter und den Jambus. Wort und Melodie standen bei ihm immer in vollendetem Einklange, als ob er in einer Zeit schriebe, da die Wortdichtung von Musik und Gesang noch nicht getrennt war. Und wie in der Praxis der hervorragendste Meister des ungarischen Rythmus, so war Arany auch in der Theorie der präciseste Interpret desselben. Unsere Kritiker kannten die klassischen und die

westlichen Versformen genau, mit dem nationalen Versmaasse aber beschäftigten sie sich nicht eingehender. Bajza verlangte bei Gedichten in ungarischem Rythmus correcte Trochäen. Fogarassy und Erdélyi taten den ersten Schritt zur Klärung der Frage, indem sie sich bestrebten, aus unserer Musik die Grundsätze unserer nationalen Versform abzuleiten; allein ihre Deduction war mangelhaft und sie stellten mitunter völlig unhaltbare Regeln auf. Arany erst brachte die Frage zur Entscheidung. In seiner Abhandlung «Von dem ungarischen National-Versmaasse» wies er scharf und genau alle jene Momente nach, welche die ungarische Versform von der klassischen und der westländischen unterscheiden und stellte, gleichfalls auf der Basis der ungarischen Volksmusik, mit vollendeter Präcision die Regeln der Cäsur, des Versfusses und der Versconstruction fest.

Aber nicht allein die Sprache und die Versbehandlung Arany's ruht auf der Grundlage unserer, zu einer höheren nationalen Richtung verschmolzenen alten Dichtkunst und Volkspoesie, sondern auch seine gesammte Poesie überhaupt. Er ist vielleicht weniger Interpret seiner Zeit als Vörösmarty und Petőfi, aber es erscheint in ihm weit mehr alles dasjenige verkörpert, was Geist und Natur unseres Stammes dauernd charakterisirt. Sein hauptsächlichstes Streben geht dahin, unsere nationale Individualität je getreuer hervorzuheben und zum Ausdruck zu bringen. Er ist selber auch ein nationaler Typus, allein das genügt ihm nicht: er sammelt aus der Ueberlieferung und dem Volksleben Alles, worin sich ein nationaler Charakterzug manifestirt und was zur dichterischen Verarbeitung geeignet ist. Er sucht die Neuheit nicht in dem Gegenstande, sondern in der Verarbeitung desselben, strebt aber auch in dieser an der Hand der Eingebungen des Volksgeistes nach jener Unmittelbarkeit, Kraftfülle und Plastizität, welche der Volksdichtung eigen sind. Er hält — und nicht ohne Grund — dafür, dass das Volk der grösste Inventor sei und dass von Homer angefangen bis auf Goethe die ausgezeichnetsten Werke auf der Grundlage volkstümlicher Ueberlieferungen entstanden. Auch er geht von der Ueberlieferung aus; er sucht, wie er selbst sagt, epischen Credit. Alles ist ihm willkommen: Märchen, Lied, Ballade, poetische Erzählung, Anekdote und das Sprichwort, Alles, woran sich das Gefühl des Volkes ganz besonders schliesst, worin es seiner Phantasie am freiesten die Zügel schiessen lässt. Aus diesen Materialien bildet er seine Werke heraus, diese schafft er zu neuen

Gebilden um: er betrachtet seine Aufgabe schier ähnlich jener des Rhapsoden der Vorzeit, der das überkommene Materiale verbessert, dessen fragmentarischen Charakter abschleift und glättet, die Lücken ausfüllt, den Torso ergänzt und aus den Bruchstücken ein Ganzes schafft. Die hunno-magyarische und die Toldisage ergriffen seine Phantasie am mächtigsten, weil sie die meisten Spuren der schöpferischen Kraft des Volksgeistes zeigen. An diesen Stoffen hing er sein ganzes Leben hindurch mit grosser Liebe und aus ihnen gestaltete er seine Hauptwerke. Die Geschichte Maria Széchy's und Wesselényi's hatten vor ihm schon Mehrere bearbeitet: er trat in der «Belagerung von Murány» neuerdings an den Stoff heran, ob es ihm vielleicht besser gelänge, als seinen Vorgängern, aus deren Werken er Alles verwendete, was verwendbar war. Sein komisches Epos «Die Nagy-Idaer Zigeuner» schuf er aus einer geschichtlichen Anekdote: «Katalin» hat ihre Quelle gleichfalls in einer Volkssage und selbst sein subjektivstes, modernstes Werk, «Bolond Istók», geht mindestens von einem Sprichworte aus.

PAUL GYULAI.

(Schluss folgt.)

DAS MILLENARIUM.

III.

Wir wollen nun sehen, welche historischen Gründe für die Feier des Jahres 894 sprechen.

Wovon jene Mitglieder der historischen Commission, welche auf die Bestimmung des genannten Jahres Einfluss genommen haben, ausgegangen sind, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. Doch müssen wir als ihre Ueberzeugung voraussetzen, dass der bulgarische Krieg der Einwanderung der Ungarn voranging, so dass — wenn die Ungarn 894 eingewandert sind, — der Verlauf des bulgarischen Krieges im Grossen und Ganzen auf 893 zu setzen wäre.

Auch diese Hypothese ist nicht neu.

In den fünfziger Jahren fasste sie in der deutschen Literatur auf's Neue durch die Autorität DÜMMLER's festen Fuss, nachdem sie

schon früher von Ritter verteidigt worden war. Im Allgemeinen will ich daraus keinen Vorwurf machen, wenn man sich nach einem deutschen Gelehrten richtet, selbst wenn derselbe ein Dümmler ist, den das politische Unglück der ungarischen Nation in den fünfziger Jahren dazu aneiferte, selbst als Historiker von unserer Nation nur mit dem grössten Hasse zu sprechen. Warum sollten wir nicht auch von unseren Feinden lernen? Besonders in der Wissenschaft dürfen wir die Wahrheit dem nicht versagen, was wirklich wahr ist. Doch kann andererseits der Umstand, dass die Deutschen für die Geschichte des IX. Jahrhunderts gerade den genannten Gelehrten als erste Autorität betrachten, absolut nicht bewirken, dass wir auf sein Wort mehr geben, als auf das irgend eines Anderen.[1]

Untersuchen wir Dümmler's Ansicht so unbefangen, als wäre der Verfasser ein anonymer und ganz indifferenter Mensch.

Dieser Vielwisser behauptet als bestimmt, dass der Krieg, den die, damals noch in Etelköz wohnhaften Ungarn mit den Bulgaren führten, im Jahre 893 ausgefochten wurde, dass die Ungarn, nachdem sie 894 auf einen Kriegszug nach Pannonien gekommen waren, in ihre frühere Heimat nicht mehr zurückkehren konnten, wegen der Angriffe von Seiten der Bissynier. Sie waren also gezwungen, in ihrer jetzigen Heimat zu verbleiben.

In der Wissenschaft können nicht Autoritäten, sondern nur Argumente entscheiden. Und woher nimmt Dümmler sein Argument? Aus Pagi's Chronologie! Herr Dümmler ist also eine grosse Autorität, die sich auf eine andere beruft. Wir müssen aber auch zugeben, dass er nicht nur durch diese Autorität die Einwürfe zum Schweigen bringen will, sondern auch von Pagi's *Berechnung* spricht, der den bulgarischen Krieg mit voller Bestimmtheit und Sicherheit auf 893 setzt.[2]

Wenn nun auch dieser genau berechnende Herr seine betreffende Arbeit 1727 herausgegeben hat, warum sollte ein wissenschaftlicher Beweis schwach sein darum, dass er alt ist?

[1] Dümmler. »De Arnulpho Francorum rege« Berol. 1852. Inaug. Diss. von 204 Seiten. — Derselbe: »Ueber die südöstlichen Marken des fränkischen Reiches unter den Karolingern« (795—907). Sep.-Abdruck aus dem Archiv X. 85 Seiten.

[2] »Das Jahr 893 *steht fest*, nach Pagi's Berechnung. Dümmler, a. a. O. p. 54.

Zu Pagi's Zeit kannte man nicht um eine einzige Quelle mehr, als heut zu Tage. Untersuchen wir, woher er seine Behauptungen schöpft.

Ausschliesslich aus Byzantinern. Ueber den bulgarischen Krieg schrieben ausführlich ausser Konstantinus noch die unbekannten Fortsetzer des Georgius Monachus und Theophanes, dann Leo Grammaticus und endlich Symeon Magister. — Auf diese beruft sich Pagi, und diese nimmt Dümmler als Beweise.

Und sie sind wahrhaftig ihrer so viele, dass sie im Stande waren, auch den zeitgenössischen Schriftsteller zu überstimmen, wiewohl man sie selbst doch nie für zeitgenössisch gehalten hat, sondern immer der Meinung war, dass sie vielleicht um ein halbes Jahrhundert nach dem fraglichen Ereignisse gelebt haben.

Pagi machte die Entdeckung, dass die genannten Schriftsteller gerade dort, wo sie den Tod des Patriarchen Stephan erwähnen, unmittelbar darauf den bulgarischen Krieg erzählen. Der Gelehrte des vorigen Jahrhunderts folgert daraus, dass der bulgarische Krieg unmittelbar, noch im selben Jahre, diesem Todesfalle gefolgt sei. Da nach seiner Meinung der Patriarch Stephan im Mai des Jahres 893 gestorben ist, muss sich der bulgarische Krieg noch in demselben Jahre zugetragen haben.[1]

Nichtsdestoweniger wäre es ein Irrtum zu glauben, dass Pagi trotz der Sicherheit seiner Berechnung nicht mehr und nicht weniger als 893 zugegeben habe, nur Dümmler sagt nicht ganz die Wahrheit, wenn er jener Autorität in dieser Beziehung eine feste Ueberzeugung zuschreibt. Denn wenn er einige Seiten in Pagi's Werk weiter blättert, muss er wahrnehmen, dass derselbe Verfasser zum Jahre 896 genau nach der, von uns bereits mitgeteilten Darstellung der Fuldaer Chronik genau denselben bulgarischen Krieg erzählt, ja sogar — ohne sich wegen dieser Inconsequenz zu entschuldigen. Doch war Pagi kaum inconsequent. Er kritisirt nur seine Vorgänger, die den bulgarischen Krieg auf 889 gesetzt hatten, und will ihnen nur vorhalten, dass sich derselbe nicht vor 893, eher später, zugetragen haben konnte.

Sich auf Pagi zu berufen, war um so weniger empfehlenswert,

[1] Critica Historico-Chronologica in universos Annales Baronii. Antwerpen 1727 (Folio) III. (die betreff. Jahreszahl).

als ja sämmtliche Quellen, die er citirt, Gemeingut sind, und die Angabe, auf welche er sich stützt, durchaus nicht in einem versteckten Winkel zu finden ist.

Dümmler hat 1852 die Frage nicht weiter vorwärts, sondern weiter zurück gebracht, als wo sie um hundert fünf und zwanzig Jahre früher gestanden war. Denn er behauptet bereits etwas mit vollkommener Sicherheit, was überhaupt kein sicheres Datum ist, und was selbst 1727 nicht für eine genaue Berechnung gehalten wurde. Er gibt sich nicht einmal damit zufrieden, den bulgarischen Krieg 893 beginnen zu lassen, sondern führt ihn gleich in einem Tempo zu Ende.

Andere, mit vollem Rechte berühmte und in der Zusammenstellung der Daten höchst gewissenhafte deutsche Gelehrte, die in der Geschichte des betreffenden Zeitraumes wohlbewandert sind, haben Dümmler's Behauptung ohne weitere Ueberprüfung angenommen, weil sie Pagi's *Berechnungen* als entscheidendes Argument betrachten. So auch Hergenröther in seinem wertvollen Werke über Photius.

Untersuchen wir nun, was sowohl Pagi, als auch Dümmler irregeführt haben kann. Der Letztere kannte die Quellen, welche Pagi benützte, sozusagen auswendig, und beruft sich auch auf die Originalquellen, wie Symeon Magister, Theophanes Continuatus, Leo Grammaticus und den bereits behandelten Georgius. So scheinen es genug viele zu sein, die in der fraglichen Angelegenheit Zeugenschaft ablegen sollen. Und doch ist dies ein Irrtum. Unter allen den genannten Quellen ist für die Regierungszeit Leo's nur eine einzige wirkliche Quelle. Der Text des Georgios Monachus ist der Grundtext und alle übrigen sind Varianten.[1] Karl Szabó hat schon im Jahre 1851 mit richtigem Gefühl die Hauptquelle herausgefunden, indem er den

[1] Die Einheit der erwähnten Texte ist gleich der, die ich zwischen der Tactica des Leo, Maurikios und Konstantinus schon vor Jahren nachgewiesen habe. (Vgl. des Verfassers Abhandlung *Zur ältesten Kriegsgeschichte Ungarns* im 1883 Jahrgange der *Ungarischen Revue*). Nur dass aus den Quellen unseres jetzigen Gegenstandes noch viel deutlicher ersichtlich ist, dass alle knechtisch den Text des Fortsetzers von Georgios nachgeschrieben haben. Mit Original-Belegen hat dies Ferdinand Hirsch so schlagend nachgewiesen, dass da keinerlei Zweifel möglich ist. Byzantinische Studien, Leipzig, 1878. — Das ganze Buch ist gewissermassen nur der klare Beweis dieses Hauptsatzes.

bulgarischen Krieg nach dem Texte des Georgius darstellte und ausführte, dass alle genannten byzantinischen Quellen in dieser Sache als eine einzige betrachtet werden können.

Nur in Bezug auf Symeon Magister hat sich Szabó und fast jeder bis in die neueste Zeit geirrt, und zwar insofern, als man in Sachen der Jahreszahlen ihn als grösste Autorität betrachtet hat, während er gerade darin überhaupt nicht verlässlich ist. Es musste freilich gefallen, dass — während alle Byzantiner Jahreszahlen so spärlich anführen, — eben dieser sogenannte Symeon Magister diese mit solcher Freigebigkeit verzeichnet.

Dass in seinen Jahreszahlen Fehler vorkommen, hat jeder bemerkt, der ihn benützt hat. Nun kann aber auch nachgewiesen werden, dass seine ganze Zeitrechnung jeder Grundlage entbehrt: man braucht nur die auf diese Ereignisse bezüglichen Jahreszahlen, welche aus anderen verlässlichen Quellen mit voller Glaubwürdigkeit festgestellt werden können, in eine Liste zusammenzustellen.

Es ist merkwürdig, dass Jahrhunderte hindurch, so lange man diese Quelle kennt und citirt, Niemand diese elementare Arbeit unternommen hat, bis 1876. Hirsch gebührt das Verdienst dieses Columbus-Eies. Wir müssen in seinen Zusammenstellungen nicht seinen Scharfsinn, sondern die Nachlässigkeit seiner Vorfahren bewundern, dass kein einziger diese angeblich so grosse Autorität in dieser einzigen Weise auf die Probe gestellt hat.

Es ist ja genügend, nur die Jahreszahlen der Tronbesteigungen im IX. Jahrhundert der Reihe nach zu nehmen, die doch aus anderen Quellen glaubwürdig bekannt sind. Die Tronbesteigungen Leo's V., Michael's II. und des Kaisers Theophil setzt Symeon consequent um sechs Jahre früher an, als die glaubwürdigen Daten. Aber nicht nur unrichtig, sondern auch unconsequent setzt er die Tronbesteigung Michael's III. um 7 Jahre, die des Basileus um 5 Jahre früher, Leo's VI. aber um 2 Jahre später an, als es wirklich sein müsste. Dies entspricht nicht nur keiner bekannten Aera-Berechnung, sondern stimmt nicht einmal mit der von Symeon selbst gebrauchten zusammen.

Seine gewöhnliche chronologische Grundlage war, dass er für die Erschaffung der Welt das Jahr 5500 v. Chr. annimmt. Dies ist auch die Aera des Fortsetzers von Georgios Monachus, während doch die regelmässige byzantinische Aera 5508 wäre. Dies würde aber bei kei-

nem etwa Verwirrung verursachen, weil bei jeder Tronbesteigung auch das betreffende Jahr n. Chr. bezeichnet wird. So sagt Georgios: Leo VI. bestieg den Tron im Jahre 5508 nach Erschaffung der Welt, 886 nach Chr. Bei Symeon aber ist es, wie schon bemerkt, ein Fehler, dass er sich nach seiner eigenen Zeitrechnung irrt. Nach seiner Aufzeichnung bestieg Leo den Tron im Jahre 6388 der Erschaffung der W., d. h. im Jahre 888, was eine Differenz von zwei Jahren ergibt.

Und dies ist ein Cardinal-Fehler, aus dem sich weitere grössere ergeben, weil er die Zeit aller späteren Ereignisse nach den Regierungsjahren Leo's bestimmt, — und ist es denn vorauszusetzen, dass er in seinen weiteren Berechnungen consequent bleiben wird, wenn er schon bei der Bestimmung seines Ausgangspunktes, dem Jahre der Tronbesteigung, so unconsequent war?

Weil nun der Verfasser in der Angabe der Jahreszahlen von seiner Quelle, von Georgios abweicht, nach welchem er die Hauptereignisse im Auszuge erzählt, und weil keine andere Quelle bekannt ist, welche eine Spur zeugen würde davon, woher Symeon seine Jahreszahlen genommen hat, können wir mit Hirsch annehmen, dass diese Jahreszahlen eigene, aber unglückliche Combinationen des Verfassers sind.

Unter 95 Daten des Verfassers können 36 nach verlässlichen Daten controlirt werden; von diesen 36 Daten irrt er sich in 26, und nur in 10 Fällen sagt er die Wahrheit.[1]

Unseren Gegenstand betreffend, kann eine griechische Expedition nach Süditalien controlirt werden, die im Juni 888 ausgeführt wurde.

Ausser diesem Datum giebt es bis 902, was bereits ausser dem Rahmen dieser Untersuchung liegt, keine einzige verlässlich controlirbare Angabe, mit Ausnahme des bulgarischen Krieges, der unseren Hauptgegenstand bildet, von dem schon wiederholt die Rede war, und noch weiter sein wird. Das Ereigniss von 888 verlegt Symeon klar in das zweite Regierungsjahr. Da nun aber nach seiner Angabe Leo im Jahre 888 den Tron bestieg, konnte dieses Jahr auf keinen Fall das zweite der Regierung sein. Mit dem wirklichen Regierungsjahr würde es stimmen, aber nicht mit seinem. So trifft er selbst in

[1] A. a. O. p. 352.

den besten Fällen nur vereinzelt das richtige Datum. Es ist ein grosses Verdienst HIRSCH's, dass er die Wissenschaft von den Jahreszahlen dieses Schriftstellers hoffentlich erlöst hat, und dass er zugleich nachgewiesen hat, für welche Perioden die übrigen Quellen — mit Ausnahme des Georgios — ohne allen historischen Wert sind. Auch für die Regierungszeit Leo's hat er dies getan.

SYMEON Magister, der vor der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts nicht geschrieben haben konnte, wollte die an Jahreszahlen arme Chronik des Fortsetzers von Georgios ergänzen, was — wäre es ihm gelungen — ein grosses Verdienst gewesen wäre; denn die unter dem Namen eines Fortsetzers des Georgios, wie des Leo und Theophanes bekannten Texte weisen wohl anders geartete, aber nicht minder monströse Fehler in der Zeitrechnung auf.

Ein Mensch muss — wenn er nicht Humorist ist — höchst einfältig erscheinen, wenn er seinem Briefe als Datum einfach anfügt «am Donnerstag», und weder Jahr noch Monat dazu nennt; wie viel mehr noch ein Chronist, der hunderterlei Ereignisse zusammenfügt, die Geschichte von zwanzig bis dreissig Jahren durchgeht, ohne eine Jahreszahl aufzuzeichnen, und dabei hie und da einen Tag benennt.

Einige, nur im Stegreif gewählte Beispiele mögen genügen: Von jeder Jahreszahl entfernt lesen wir unter der Regierung Michael's plötzlich: «Am Feste Mariæ Verkündigung» wurde eine Prozession abgehalten.

Wenige Zeilen später: «Nach Ostern ging der Kaiser mit ungeheurer Heeresmacht in die Provinz Thrakesion,» Oder: «In der dritten Stunde des Tages kehrten der Kaiser und Basilius in die Stadt zurück.» Aber weder Tag, noch Monat oder Jahr! Und später: Spät, am Sonnabend vor Pfingsten, tut der Kaiser dem Patriarchen Photius zu wissen.[1] Aus der Regierung des Basilius wird im dritten Capitel erzählt, dass Stephan, der Sohn des Kaisers, zu Weihnachten getauft wurde.

Nach mehreren Kriegen und den Ereignissen mehrerer Jahre lesen wir ganz unvermittelt: Am 1. Mai weiht der Patriarch Photius die neue Kirche ein.

[1] Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae. Bonner Ausgabe. Joann. Contin. Symeon Magister. Georg. Monn. pp. 828—831.

Zu den Ereignissen von neunzehn Jahren, der ganzen Zeit der Alleinherrschaft des Basilius, ist nur eine einzige Jahreszahl angegeben, die der Tronbesteigung des Kaisers: 867. Ausserdem sind die obigen Tage — ohne Jahreszahlen — verzeichnet.

Die spärliche Verzeichnung der Jahreszahlen wäre in einer pragmatischen Darstellung verständlicher, wo die Tatsachen dem Gegenstande nach gruppirt werden, und wo es nötig ist, die Ereignisse mehrerer Jahre zusammenzufassen. Die Classiker führen wenig Jahreszahlen an. Hier ist es unglaublich, dass der genannte Byzantiner auch nur im entferntesten die Classiker nachahmen wollte. Denn seine Darstellung ist im Stile der buntesten Chroniken gehalten. Ohne Uebergang, ohne Vermittlung sind die heterogensten Ereignisse zusammengewürfelt. Der Form nach also durchaus Chronik. Es ist anzunehmen, dass die Reihenfolge im Grossen und Ganzen eingehalten ist. Doch können wir auch als sicher voraussetzen, dass der Schriftsteller die Jahreszahlen gekannt hat. Denn ist es sonst möglich, dass Jemand mit solcher Genauigkeit das Jahr der Tronbesteigungen, die Regierungsdauer bis auf die Zahl der Monate anzugeben im Stande sei, ja dass er den Tag der Prozessionen, Kirchenweihen u. dgl. angeben könne, und dabei das Jahr nicht auch zu wissen? — All dies ist unwahrscheinlich. Das merkwürdige Rätsel kann nur gelöst werden, wenn wir irgend einen Zufall beim Copiren annehmen. Wer vermöchte zu sagen, was mit dem Werke geschehen ist, welches doch selbst beweist, dass es in seiner Originalfassung alle Jahreszahlen regelmässig enthalten hat? Ich glaube, es ist unmöglich etwas Bestimmtes über alle Zufälligkeiten zu sagen, welche das Werk durchlebt haben mag, bis es den grössten Teil seiner Jahreszahlen eingebüsst hat. Wir können höchstens eine Ahnung davon haben. Eine solche wäre, dass der sog. Fortsetzer des Georgios Monachus, der sein Werk nach 961 zusammenstellte, ausser den Tagen auch die Jahreszahlen zu den betreffenden Ereignissen gewissenhaft angesetzt hat. Der Abschreiber, aus dessen Exemplar die uns bekannten Codices copirt wurden, wollte die Jahreszahlen vielleicht nachträglich am Rande der Blätter oder zwischen den Zeilen als Titel der Abschnitte eintragen, was aber in Folge eines eingetretenen Hindernisses unterblieben ist, so dass die Chronik für immer eine der wesentlichsten Leuchten historischer Forschung — die Chronologie — entbehren muss. Wie dem immer gewesen sein mag, ist

die Voraussetzung unmöglich anzunehmen, dass in dem uns unbekannten Original die Jahreszahlen nicht entweder nach den Regierungsjahren, oder wenigstens nach den Indictionen an den meisten Stellen zur Regierung Leo's angesetzt gewesen sein sollen, wo doch Monate und Tage, ja sogar Stunden aufgezeichnet sind, um so mehr, als derselbe Chronist später bei der Regierung des Romanus genau und häufig neben dem Tage auch den Monat und das Jahr ansetzt, was doch zur Genüge beweist, dass er das Datum nicht für unwesentlich hielt.

So wertvoll, mit einem Worte, die genannte byzantinische Chronik auch ist, lässt sie uns doch in Bezug auf Chronologie vollständig im Dunkeln, ausgenommen die Jahre der Tronbesteigungen, und eine sonst hie und da eingestreute Jahreszahl. — Wir können darum nie wissen, ob die auf zwei Seiten bunt vermengten Ereignisse das Ereigniss eines einzigen Jahres sind, oder ob wir uns nicht zwischen zwei benachbarte Sätze einen Zeitraum von 3—4 Jahren hineinzudenken haben? ja ob die Participial-Constructionen eines und desselben Satzes nicht mehrere Jahre repräsentiren müssten, wenn uns eine andere, verlässliche Quelle zur Controlle dienen würde?

So ist das Schriftstück beschaffen, aus dessen aneinandergereihten Erzählungen Pagi Jahreszahlen herausgelesen hat, und dieses unverlässliche Herauslesen erhebt Dümmler zu dem Rang der «Berechnung».

Betrachten wir jetzt den Ausgangspunkt der fraglichen Berechnung. Die Regierung des Kaisers Leo beginnt unsere Chronik gewohntermassen mit der Jahreszahl. «Vom Jahre 6386 der Erschaffung der Welt, 886 n. Chr. angefangen, regierte Kaiser Leo 25 Jahre und 8 Monate.» Danach wird erzählt, dass Stephan, der jüngere Bruder des Kaisers beim Patriarchen Photius als Clericus erzogen wurde. Es wird erzählt, dass Leo, nach der Uebernahme der Macht, die Leiche des Kaisers Michael mit grosser Prachtentfaltung in einem anderen Grabe bestatten liess. Dann entsetzte der Kaiser den Photius in feierlicher Weise der Patriarchen-Würde; erhebt den Stylianus Zautza zu hoher Würde, führt seinen jüngeren Bruder Stephanus in den Palast des Patriarchen zurück, und weiht ihn selbst *vor Weihnachten* zum Patriarchen. Die höchste Priesterwürde der Hauptstadt bekleidete er 6 Jahre und 5 Monate lang, worauf er starb, und im Kloster Sykeon bestattet wurde.

Daran hätten wir nun eine neue chronologische Angabe, nämlich 6 Jahre und 5 Monate, die wir von einem Weihnachtsfeste weiterrechnen können. Doch fragt es sich, ob wir da das Weihnachtsfest des Jahres 886, resp. des mit September beginnenden Jahres 887 anzunehmen haben?

Und zwar ist dies noch immer eine Frage, trotzdem so viele und hervorragende Gelehrte das Jahr für unzweifelhaft nahmen, weil es eben ihrer Aufmerksamkeit entgangen ist, dass die einander folgenden Sätze in den Texten des Georgius und der Uebrigen nicht mit einander im Zusammenhange stehen, sondern mit irgend einer Jahreszahl, die aus dem uns bekannten Texte zufällig ausgeblieben ist. Die Betreffenden haben vergessen, dass jede Quelle nach ihrer eigenen Weise gelesen werden muss, und dass man doch von einer Chronik nicht die feste Geschlossenheit eines Classikers erwarten kann.

Wenn unsere Chronik Feste, Erdbeben oder dgl. erwähnt, ist daraus nicht zu folgern, dass sie dieselben auf ein Jahr verlegt, das aus einem vorhergehenden Satze bestimmt werden kann, sondern sicherlich auf eines, das sie selbst angesetzt hat, das aber von den späteren Copisten einfach weggelassen wurde.

Im Obigen wäre die Erwähnung des Weihnachtsfestes bei vielen anderen ernsten Schriftstellern auf das Jahr der Tronbesteigung zu beziehen. Es ist nicht unmöglich, dass auch hier das Jahr 886 unserer Zeitrechnung das richtige Datum wäre, — doch ist dies nicht eine bestimmte Behauptung der sonst verlässlichen Quelle, auf die man bauen könnte, ja sie ist gar nicht wahrscheinlich, da die grössere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass der jüngere Bruder des Kaisers nicht gleich — drei und ein halb Monate — nach der Tronbesteigung Leo's Patriarch geworden ist.

Es wird angenommen, dass es die erste Sorge des Kaisers gewesen sein sollte, seinen früheren Erzieher Photius der Patriarchen-Würde zu berauben. — Woher nimmt man diese Voraussetzung? — Gegen Photius musste doch erst eine grosse Anklageschrift abgefasst, und wer weiss, wie viel Formalitäten vorbereitet werden! — Denn je hässlicher die Undankbarkeit Leo's erscheinen musste, umso mehr musste man den rechtlichen Anstrich des Vorgehens wahren.

Wie dem übrigens gewesen sein mag, — der Kaiser musste zur Anerkennung seines Bruders ein Concil einberufen. Und auch dies genügte nicht. Damals war die orientalische Kirche von der römischen

formell noch nicht getrennt, und Kaiser Leo selbst hat in kirchlichen Angelegenheiten den römischen Papst auch für die orientalische Kirche anerkannt. Es war aber vorherzusehen, dass der Papst nicht ohne weiteres einen Concilbeschluss bestätigen würde, der den Stephanus zum Oberhirten macht. Zweimal war es notwendig, an den Papst eine Gesandtschaft zu schicken, die ihn um Nachsicht des Umstandes bitten sollte, dass Stephanus das für diese Würde erforderliche Alter noch nicht erreicht habe, und dass ihn der vom Papste als Ketzer verdammte Photius zum Diakonus geweiht hätte. So musste erst erwirkt werden, dass die von Photius, — trotzdem er nicht gesetzlicher Patriarch war — geweihten Priester, soweit sie daran unschuldig waren, dennoch Anerkennung fänden. — Die Gesandtschaft machte sich tatsächlich auf den Weg, und zwar mit einem, heute nicht bekannten Schreiben Leo's. Dagegen ist der Brief des Bischofs Stylianus bekannt, wo die erwähnte Bitte nur in allgemeinen Ausdrücken vorgebracht ist; doch sind die von Photius Geweihten, selbst Leo's Bruder Stephanus nicht genannt, was ein beachtenswerter Umstand ist, da es den gegründeten Verdacht erweckt, dass das erwähnte Concil vielleicht gar nicht abgehalten wurde, und man nur im Geheimen die Absicht hegte, den erst sechzehnjährigen Kaisersohn mit der Patriarchen-Würde zu bekleiden. Wie ein neuerer Historiker, der diese Ereignisse getren erzählt, richtig bemerkt, konnte die Gesandtschaft und der Brief Leo's nicht vor 887 in Rom angekommen sein.[1]

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, dass die Angelegenheit 888 mit dem Papste noch lange nicht ausgetragen war, und dass erst 892 aus Rom die formelle Antwort erfolgte, nach welcher alle Jene, die Photius geweiht hatte, nur dann Priester verbleiben konnten, wenn sie noch einmal die Priesterweihe nehmen würden.[2]

Dass das Patriarchat des Stephanus bis 892 verschoben worden wäre, lässt sich nicht annehmen, doch kann angenommen werden, dass Kaiser Leo wenigstens die Antwort der ersten Botschaft abgewartet habe: denn die Notwendigkeit des Dispenses hatte er ja sowohl in Bezug auf das Alter des Canditaten, als auch auf die Provenienz seiner Priesterwürde anerkannt. Doch hat er Stephan wohl

[1] Hergenröther, Leben des Photius, II. p. 686. u. ff.

[2] Jaffé Regest. Nro 2671.

schon nach der ersten, für denselben vielleicht nicht ganz ungünstigen Antwort wählen lassen, so dass nur die Bestätigung länger ausgeblieben sein mochte.

Nach alledem frage ich: *ist es gewiss,* dass Georgius Monachus das, was er geschrieben hat, auf Weihnachten des Jahres 886 verlegt? ja ich getraue mich zu fragen: ist es wahrscheinlicher, dass Stephanus kurz vor Weihnachten im Jahre 886 oder im Jahre 887 zum Patriarchen gewählt wurde?

Darum sind die 6 Jahre und 5 Monate, die uns Georgius bietet, mit mehr Recht dem Jahre 887, als 886 zuzurechnen, und wir können eher behaupten, dass sie im Mai 894, als 893 verstrichen sind, — während die Berechnungen des Pagi. sowie Dümmlers schon in ihrem Ausgangspunkte nicht gründlich sind. Sie hätten nichts für sich, als die Verkettung der Sätze, welche aber fehlt. Sie verkannten die Natur der Quelle, die doch die Lückenhaftigkeit der chronologischen Folge handgreiflich verrät.

Ich für meinen Teil halte mich an die grössere Wahrscheinlichkeit und glaube, dass wir besser tun, jenen Todesfall auf das Jahr 894 zu verlegen.

Es muss aber bemerkt werden, dass sowohl die eine, als auch die andere Jahreszahl nur unter der Voraussetzung richtig sind, dass die einzige Quelle, die Angabe des Georgius, kein Schreibfehler ist. Denn sowohl ältere, als neuere Historiker haben solches behauptet. Nach Einigen wäre an der angezogenen Stelle nicht 6 Jahre, sondern 2, nach anderen 3 Jahre zu lesen. Und tatsächlich führt das Patriarchen-Register im byzantinischen Corpus iuris statt 6 Jahre 3 an, wobei aber bemerkt werden muss, dass die Jahreszahlen dieses Registers in den Codices fast unleserlich, und mehr annäherungsweise übernommen sind.[1] Nehmen wir darum lieber die Aufzeichnung des Georgius als verlässlich an.

Was erzählt nun unsere Quelle von der Zeit des Patriarchen Stephanus?

[1] Krug nimmt (Chronologie der Byzantiner p. 22.) statt 6 Jahren und 5 Monaten 2 Jahre und 5 Monate an. Die genannten Quellen meinen zwar 3 Jahre, da jedoch Monate nicht miterwähnt sind, ist die Berechnung nur eine sehr allgemeine, und kann Krug kein Vorwurf treffen, wenn er 7 Monate weniger annimmt. Nach einer anderen Lesart hat jenes Register 7 Jahre statt 6 Jahre und 5 Monate.

Wie wir gesehen haben, erzählt sie, dass der Patriarch 6 Jahre und 5 Monate nach den gewissen Weihnachten gestorben ist.

Gleich nach jenem Satze steht das folgende chronologische Curiosum: «Unter der Regierung Leo's nahmen die Araber Hypsele durch Verrat ein.»

Nur wenige Zeilen vorher steht die Ueberschrift: «Die Regierung des Kaiser's Leo» und wird von der Tronbesteigung desselben berichtet. Wozu war es notwendig, die Regierung des Kaisers Leo als Capitel-Anfang anzuführen? Es ist doch klar, dass das ursprüngliche Concept an dieser Stelle mehr gesagt hat, wahrscheinlich:

«Im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Leo.»

Dies der Anfang des vierten Abschnittes. Dasselbe wiederholt sich am Anfange des achten Abschnittes und offenbar muss man sich auch dort das Regierungsjahr hinzudenken.[1]

Unter dem Patriarchate des Stephanus sind in unserer Chronik folgende grössere Ereignisse erzählt:

§. 4. Der Verlust von Hypsele und der Brand Konstantinopels.

§. 5., 6., 7. Die Verurteilung des Santabarenus zur Verbannung. Ausführlich erzählt.

§. 8. Der Feldzug in Süditalien.

§. 9. Sonnenfinsterniss, die Sterne Mittags sichtbar.

§. 10. Verlust von Samos. Zautzas zum Vater des Kaisers adoptirt. Der Tod des Patriarchen Stephanus.

§. 11. Beginn des bulgarischen Krieges.

Den Verlust von Hypsele erwähnte auch die arabische Chronik, doch ungenau genug. *Weil* setzt dies Ereigniss auf 887 nach christlicher Zeitrechnung;[2] doch nicht mit genügender Bestimmtheit, da die arabische Quelle 274. hat. Dies letztere aber begann nach unserer Zeitrechnung erst am 27. Mai 887, verstrich aber wohl am 15. Mai 888, woher denn 136 Tage in das Jahr 888 fielen.

Geschah das Ereigniss noch vor Ende August 887, so fällt es

[1] Im §. 4.: Ἐφ' οὗ Λέοντος, im 8. Abschnitte: Ἐπὶ τῆς βασιλείας οὖν Λέοντος, d. h. nach der Tronbesteigung Leo's. (Bonner Ausg. p. 849 und 852). Symeon Magister hatte geschrieben: Τῷ β' Λέοντος ἔτει oder Τῷ γ' αὐτοῦ ἔτει. Bei Georgius mag das β' und γ', das Zeichen für die Jahreszahlen vorangestanden sein. (H. p. 701.)

[2] Gesch. d. Chalifen. II. p. 475. Nach einer späteren arab. Quelle bemerkt Weil, dass für diese Jahre die betreffende Quelle nicht genau genug sei.

in das erste Regierungsjahr Leo's, geschah es aber im Zeitraum von September 887 bis Mai 888 so war es das zweite Regierungsjahr.

Wahrscheinlich geschah es nach Weihnachten, da vorher das Patriarchat des Stephanus erzählt ist, was wir auf Dezember 887 ansetzen können.

So geschah es mit grosser Wahrscheinlichkeit im Jahre 888 unserer Zeitrechnung.

In dasselbe Jahr muss auch die Affaire Santabarens fallen; denn das folgende Ereigniss, der Feldzug in Süd-Italien fällt mit historischer Gewissheit in das Jahr 888, was uns italienische Quellen beweisen.[1] Aus diesen Chroniken wissen wir auch, dass das fragliche Treffen im Juni war. So fällt das Ereigniss auch in das zweite Regierungsjahr Leo's, welches mit letztem August zu Ende ging.

Wir haben also wieder um eine verlässliche Jahreszahl mehr, bis zu welcher — nach meiner Berechnung — nur ein halbes Jahr, nach Anderen auch nur anderthalb Jahre vom Patriarchate des Stephanus verstrichen sind. Es bleiben noch 6, resp. 6 Jahre (weniger 1 Monat) übrig.

Nun folgt eine grossartige Sonnenfinsterniss so unmittelbar nach dem vorigen Ereignisse, dass man bei der Art und Weise, wie Pagi oder Dümmler solche Texte zu lesen pflegen, annehmen könnte, dass diese unheilverkündende Erscheinung am selben Tage der angeblichen Niederlage sichtbar war.

Unter den in Rede stehenden Jahren wird zweimal eine Sonnenfinsterniss erwähnt; in beiden Fällen war sie gross, und sowohl in Griechenland, als auch im südlichen Italien sichtbar. Die eine erfolgte 887, die andere 891.[2] Die erste kann hier nicht angenommen

[1] Indictione 6. post dies 11 capitur Barealis (Bari) a donno Atenolfo. Eadem hebdomada princeps cum quodam patricio Cpolitano ex utraque parte certatim pugnantes, ad postremum ille patricius victor effectus est. Chronicon S. Benedicti Pertr. Mon. III. 206. Denselben Ajo erwähnt auch Georgius und nennt den Gesandten des Kaisers Konstantin. Doch schreibt er den Sieg dem Ajo zu. Die *VI.* Indictio fällt aber auf 888, denn dividirt man diese Zahl mit 15, und addirt man dem Resultate 3, erhält man 6.

[2] L'Art de verifier des Dates in der Rubrik Eclypses. — Ich muss bemerken, dass die Sonnenfinsternisse mit Rücksicht auf Konstantinopels Lage nicht nach den neueren genaueren astronomischen Tabellen berechnet sind. Herr Prof. Lakics am Budapester Polytechnikum beschäftigt sich mit dergleichen Berechnungen; er hatte die Güte, mir mit Bezug auf Konstantinopel die fol-

werden, weil unser Chronist in seiner Reihenfolge erst zwei andere Ereignisse des Jahres 888 anführt.

Es bleibt uns also nur die Sonnenfinsterniss vom 8. August 891. Danach überspringt unsere Chronik zwischen der Niederlage in Süd-Italien und der zeitlich benachbarten Sonnenfinsterniss einen Zeitraum von 3 Jahren und 1 Monat.

Nun bleiben uns die Jahre: 892, 893.

Wir haben aber noch zwei Aufzeichnungen: Die Einnahme von Samos und die Adoptirung des Zautzas. Für die letzten fünf Monate des Jahres 894 finden wir den Tod des Stephanus verzeichnet.

Wer würde sich getrauen, den Zeitpunkt der beiden ersten Ereignisse zu fixiren? — Die Einnahme von Samos folgt im Texte so unmittelbar auf die Sonnenfinsterniss, dass man die beiden Ereignisse, falls unsere Quelle, wie bisher, nach Art eines Romanes gelesen wird, ebenfalls auf ein Jahr, ja selbst auf einen und denselben Tag verlegen könnte, also auf 891. Auch die Angelegenheit des Zautzas kann beliebig auf eines der Jahre 891—893, sogar bis Mai 894 angesetzt werden.

Und doch bauen manche auf eine Chronologie, die so sehr im Finstern tappt.

Wie immer man die Jahre anordnen mag, wird doch stets ein Jahr bleiben, von welchem gar nichts verzeichnet ist.

Selbst diejenigen, die das Patriarchat des Stephanus von 886 an rechnen, gelangen bei dem einzigen sicheren Datum, dem Juni 888, nur bis zum Feldzuge in Süd-Italien. Für die übrigen 5 Jahre bleiben dann nur mehr *drei* Aufzeichnungen. Rechnet man aber, was wahrscheinlicher ist, von 887 an, dann verteilen sich die drei Aufzeichnungen auf 6 Jahre. Nachdem nun von diesen drei Aufzeichnungen doch auch zwei auf ein Jahr fallen können, ist von einem

genden ungefähren Daten mitzuteilen (wobei ich die partiellen Finsternisse und die in die frühe oder späte Dämmerung fallenden weglasse): Im Jahre 890 fand Sonntag den 9. August Mittags 1 Uhr 55 Minuten eine Sonnenfinsterniss statt, aber nur eine unbedeutende, so dass die Sterne keinesfalls sichtbar wurden. — Im Jahre 891 war am Sonntag den 8. Aug. um 12 Uhr 53·7 Minuten eine Finsterniss (von 1 Zoll), und 892 Dienstag den 12. Febr. 10 Uhr 21 Minuten Vormittags eine totale Sonnenfinsterniss. Hr. Prof. Lakics ersucht mich jedoch, bezüglich dieser Daten zu betonen, dass er die vollständigen Berechnungen dieser Finsternisse noch nicht abgeschlossen hat.

Ereigniss bis zu dem unmittelbar darauffolgenden ein Sprung von mehreren Jahren möglich.

Wenn nun innerhalb eines Zeitraumes von 6 Jahren und 5 Monaten, von dem hier die Rede ist, eine Differenz von 2—3 Jahren zwischen zwei unmittelbar aufeinander folgenden Ereignissen möglich ist, so fragt es sich, aus welcher Ursache angenommen wird, dass der Tod des Patriarchen Stephanus und der Beginn des bulgarischen Krieges in einem Jahre erfolgt seien? Ausschliesslich darum, weil unsere Chronik, nachdem sie den Tod des Patriarchen Stephanus und die Nachfolge des Antonius Cauleas in dieser Würde erzählt hat, allsogleich fortfährt:

«Vom Statthalter von Macedonien kam ein Bote zum Kaiser (Leo) und meldete ihm die kriegerischen Absichten des bulgarischen Fürsten» . . . wonach der ganze Verlauf des bulgarischen Krieges des Ausführlichen erzählt wird.

Wer aber unsere Quelle wirklich kennt, wird daraus gewiss nicht mehr folgern, als dass der bulgarische Krieg entweder im Sterbejahre des Stephanus, oder in einem der darauf folgenden Jahre ausgebrochen ist. Selbst wenn wir keine andere, verlässliche Quelle hätten, wäre die Behauptung, dass der Beginn des bulgarischen Krieges und das Ende jenes Patriarchates unbedingt in einem Jahr zusammen fallen, durchaus unbegründet.

Ich habe bereits nachgewiesen, dass in der Chronik des Georgios bei den bedeutenden Ereignissen die Jahreszahlen angesetzt gewesen sein mussten, denn man kann dem Verfasser unmöglich die Einfältigkeit zumuten, dass er von Monaten und bestimmten Tagen spreche, ohne des Jahres zu gedenken. — Darum ist es sicher, dass der Beginn: «Vom Statthalter von Macedonien kam ein Bote . . .» nicht mit dem Tode des Patriarchen in logischem Zusammenhange steht, — da dies ja unmöglich eine der Ursachen des Krieges gewesen sein kann, — sondern ganz klar und viel wahrscheinlicher mit einer, nachträglich weggelassenen Jahreszahl.

So kann Georgios Monachus für die Regierungszeit seines Patriarchen nicht nur als sicherer chronologischer Ausgangspunkt nicht dienen, sondern er bedarf selbst zu seiner Restituirung der kräftigen Stütze anderer verlässlicher Quellen. Besonders ist zu beklagen, dass nicht einmal das Jahr der Sonnenfinsterniss mit einiger Bestimmtheit angegeben werden kann, da ja zwei gleiche Him-

melserscheinungen während der fraglichen Jahre beobachtet wurden. Unter sämmtlichen Jahreszahlen der byzantinischen Chroniken von 888, dem Jahre des süditalischen Feldzuges an, bis 902, dem Jahre einer ähnlichen Expedition nach Sicilien, hat nur eine einzige, eine verlässliche Controle, und die ist das Jahr 896 der Fuldaer Chronik für den bulgarischen Krieg,[1] welcher denn auch das positive Datum des Georgios vom Patriarchate Stephan's nicht widerspricht.

Denn zwischen den Ereignissen der Cap. 10 und 11 unseres Verfassers konnten ja nicht nur ein, sondern zwei bis drei Jahre liegen.

Hat man denn einen Beweis dafür, dass so viele Jahre nicht dazwischen liegen, wo wir doch Beispiele dafür gesehen haben, dass in der Erzählung nicht nur so auffallende Sprünge vorkommen, sondern auch Ereignisse auseinander gehalten werden, die in einem Jahre geschehen sind?

Hätten wir nur diese eine Quelle, so wäre der eine Fall eben so gut annehmbar, wie der andere, oder besser gesagt, wir könnten dann überhaupt nichts mit Bestimmtheit behaupten. Und vielleicht hätte dies auch nicht leicht Jemand getan, wenn unsere Chroniken nicht auch ein anderes Datum bieten würden.

Georgius erwähnt, dass nach dem Tode Stephanus' Antonius Cauleas mit der Patriarchen-Würde bekleidet wurde. Wie lange derselbe aber diese Würde bekleidet hat, wird nicht gesagt. Wir sehen nur, dass dieser Punkt nach der Erzählung des bulgarischen Krieges verzeichnet ist, also späteren Datums sein muss, kurz, dass der ganze Krieg während des Patriarchates des Cauleas geschehen sein muss, d. h. derselbe Krieg, den alle, die sich an Pagi halten, auf 893 verlegen, in der ganz grundlosen Ueberzeugung, dass der Krieg unmittelbar nach dem Tode jenes frommen Priesters begonnen haben müsse.

Ausserdem haben wir auch gesehen, dass der Tod des Patriar-

[1] Dass es für diese Zeit sonst keine controlirbare Jahreszahl gibt, beweist am besten das Jahreszahlen-Register in Ferdinand Hirsch's angezogenem Werke, p. 351. — Er hält hier zwar die Jahreszahlen des Symeon Magister vor Augen, da aber diese an unverlässlichen Jahreszahlen überreiche Chronik die Tatsachen aus der Chronik des Georgios nimmt, stellt Hirsch die Jahreszahlen der Fuldaer Chronik controlirend und widerlegend denen des Symeon gegenüber.

chen mit grösserer Bestimmtheit auf das Jahr 894 als 893 zu setzen ist, so dass die Hypothese auch darin nicht stichhaltig sein kann.

Antonius war nach Pagi zwei Jahre lang Patriarch. Diese Folgerung ist aber nicht nur sehr schwach begründet, sondern auch inconsequent. Sie beruft sich auf Quellen, die durchaus nicht authentisch sind, ja deren eine sie selbst gerade in dieser Sache als unverlässlich bezeichnet. Sie beruft sich auf Symeon Magister, der den Tod des Patriarchen Antonius in das 10. Regierungsjahr Leo's verlegt und auf die, dem byzantinischen Corpus iuris beigefügte Liste der Patriarchen.

Die Jahreszahlen der ersteren Quelle sind, wie wir gesehen haben, unverlässlich. Wir wissen ja besonders, dass die Berechnung in der Hauptsache, dem Ausgangspunkte, falsch ist. Bei der Tronbesteigung Leo's irrt sie um ganze zwei Jahre.

Und gerade an die Jahre der Tronbesteigung hält sich seine ganze Chronologie. Das 10. Regierungsjahr Leo's würde tatsächlich von August 895 bis August 896 gedauert haben und der Tod des Cauleas würde demnach auf den Februar 896 fallen (sein Kalendertag ist der 12. Februar). Symeon setzt als Jahr von Leo's Tronbesteigung 888 an. Rechnet man die Jahre von diesem an, so würde der Tod des Antonius auf 897—898, resp. auf den Februar 898 fallen.

Ganz ähnlich erweist sich auch die andere Quelle, das Patriarchen-Register, als unverlässlich. Denn sie räumt — wie Pagi selbst bemerkt — dem Patriarchate des Stephanus nur drei Jahre ein, während dieses doch, wie wir oben gesehen haben, nach sicheren Quellen und wie auch Pagi selbst glaubt, mehr als sechs Jahre umfasste. Dasselbe Register nimmt für das Patriarchat des Cauleas zwei Jahre an.[1] So würden beide Patriarchate zusammengenommen 5 Jahre ausgemacht und im Ganzen bis 891 oder 892 gedauert haben. Diese zwei Jahre können auch darum nicht correct sein, weil das Patriarchat des Antonius im Mai begonnen und in einem Februar geendet hat, also wenn es beiläufig zwei Jahre gedauert haben soll, entweder 1 Jahr und 9 Monate oder 2 Jahre und 9 Monate umfasst haben muss.

Ja es könnte noch ein grösserer Zeitraum sein, denn unter dem Patriarchate des Antonius sind mehr Ereignisse erzählt, als unter dem

[1] Abschnitt 11—22. Bonner Ausgabe p. 853—860.

des Stephanus.[1] Nach einem Texte des Patriarchen-Registers hat Antonius sogar 8 Jahre lang diese Würde bekleidet.

Auf alle Fälle ist es klar, dass diejenigen, die das Jahr 894 empfehlen, den bulgarischen Krieg nur darum als schon vor 896 beendet annehmen müssen, damit Antonius Cauleas, dessen Tod in den Februar 896 fällt, noch Zeuge dieses denkwürdigen Ereignisses gewesen sein könne.

Für eine der erbärmlichsten Hypothesen, welche nur auf der verkehrten Erklärung der Quelle beruht, opfert man die ganz positiven Daten der verlässlichsten, gleichzeitigen Quelle, vielleicht darum, weil die geistreiche Klügelei interessanter ist, als die Einfachheit der Lösung.

Wir haben hier 6 Jahre und 5 Monate, deren Anfang — und daher auch ebensowenig deren Ende — genau bestimmt werden kann. Dies ist aber interessanter, als wenn eine um vieles verlässlichere Quelle besagt, dass der bulgarische Krieg im Jahre 896 war, und dass daher alles Herumraten nicht nur überflüssig, sondern nach jeder gesunden Kritik einfach ausgeschlossen ist.

Auf die Jahreszahl 896 gestützt, können wir in Beziehung auf das Patriarchat sagen: Stephanus ist vermutlich im Mai 894 gestorben und Antonius ist ihm gefolgt. Im Jahre 895 sind die Ungarn aus unbekannten Gründen zu einem Kriegszug von minderer Bedeutung an die bulgarische Grenze gezogen. Im Jahre 896 wurde dieser Kriegszug zu einem grossen Kriege, nachdem die Bulgaren Krieg gegen den griechischen Kaiser geführt haben etc. Antonius Cauleas hat dies alles erlebt, doch ist die Zeit seines Todes unbekannt; wenn er aber die Patriarchen-Würde 2 Jahre und 9 Monate hindurch bekleidet hat, muss sein Tod im Februar 897 erfolgt sein.

So kann man auch bei dem Datirungsjahr des betreffenden Abschnittes bei Constantinus Porphyrogenneta die positive Angabe des Fuldaer Jahrbuches benützen. Nachdem unter den neun Jahren, die für die Niederlassung der Bissenen angenommen werden können, das Jahr 896 oder 897 die grösste Wahrscheinlichkeit besitzt, muss Constantinus den betreffenden Abschnitt entweder 951 oder 952 geschrieben haben.

[1] Corpus Byzantinae Historiae. Venedig, Ausgabe von 1729, I. p. 19. Dasselbe Register bestimmt für das Patriarchat des Stephanus 7 Jahre, statt $6^1/_2$ Jahren.

Kurz, als Angelpunkt für die ganze Frage kann nur die positive Angabe der Fuldaer Chronik gelten, nicht aber wankende Combinationen, die selbst noch der Stütze bedürfen.

Ich will damit nicht das Combiniren im Allgemeinen verurteilen, da doch keine Wissenschaft desselben ganz entbehren kann, sondern nur die Art und Weise, nach welcher viele gerade in dieser Frage vorgegangen sind.

Nachdem weder für die definitive Niederlassung der Ungarn noch für die Gründung einer bleibenden Heimat eine directe, positive Angabe vorhanden ist, kann das wirkliche Jahr durch das grössere oder geringere Maass der Wahrscheinlichkeit, d. h. durch Combination, annäherungsweise bestimmt werden.

Ferner können die abweichenden Combinationen weder gleichmässig begründet, noch gleichmässig unbegründet sein. Unbedingt muss der einen der Vorrang vor der anderen eingeräumt werden. Für die Entscheidung gibt es ein sicheres Kriterium. Die Combination ist die begründetere, welche

1. auf den glaubwürdigeren Angaben der verlässlicheren Quelle beruht;

2. aus diesen Angaben nicht mehr schöpfen will, als daraus unmittelbar gefolgert werden kann.

Wenn Jemand schon gegen den ersten Punkt verstösst, ist es überflüssig, gegen seine Argumente den zweiten Punkt zu untersuchen — doch ist der erste Schritt immer der wesentlichste in jeder wissenschaftlichen Untersuchung.

Wenn es nun irgend möglich ist, muss ein fest bestimmbarer, fixer Punkt gesucht werden, der allem Uebrigen, weniger bestimmbaren oder minder wesentlichen als Ausgangspunkt diene. So tut auch der Ingenieur, der Astronom u. A.

In der vorliegenden, wie auch in anderen historischen Fragen stammt das Dunkel daher, dass die Historiker fast sämmtliche Daten der, in der einen oder andern Hinsicht ganz verlässlichen Quellen gleich hoch schätzen, und so mussten die fixen Punkte fehlen, von welchen aus ein bestimmtes Resultat, klares Licht zu erreichen wäre.

Für das Obige habe ich den fixen Punkt in der Fuldaer Chronik gefunden, die den bulgarischen Krieg auf 896 verlegt. Dies ist eine ganz klare positive Angabe, welche keiner Erläuterung bedurft hätte, wenn Andere sie durch minder verlässliche Quellen nicht verwickelt hätten.

Doch habe ich mich nicht ausschliesslich auf die betreffende Jahreszahl der genannten Chronik gestützt. Ich suchte und fand eine andere verlässliche Quelle, durch welche ich jene controlirt, resp. gerade in Bezug auf diesen Gegenstand die Verlässlichkeit der Fuldaer Chronik nachgewiesen habe, die so bedeutend ist, als ob der betreffende contemporäre Chronist selbst ein Byzantiner gewesen wäre.

896 ist also ein sicherer Ausgangspunkt für den bulgarischen Krieg. Der andere fixe Punkt, der sich — ebenfalls aus dem Fuldaer Jahrbuch stammend — auf andere verlässliche Quellen des italienischen Feldzuges stützt, ist das Jahr des italienischen Feldzuges, nämlich 899, *vor welchem* die Einnahme Ungarns abgeschlossen gewesen sein musste.

Im Uebrigen ist nach alledem meine Combination eine arithmetische Aufgabe, und zwar der einfachsten Qualität.

Die Jahreszahl für die Einwanderung und Einnahme ist also grösser, als 896 und kleiner, als 899. Darnach bliebe für die beiden Ereignisse nur 897 und 898, letzteres zweifellos für die Einnahme.

Bei historischen Fragen des IX. und X. Jahrhunderts kann man einen grösseren Grad der Wahrscheinlichkeit unmöglich wünschen. Auch Julius Pauler erkennt dieselben Quellen als die verlässlichsten an, wie ich, doch macht er unter ihnen keinen Unterschied in Bezug auf den Wert ihrer Angaben, und combinirt auch dort, wo die authentische Quelle ganz klar und bestimmt spricht — er gründet seine Combinationen eben nur auf Combinationen.

Und worauf beruht die Theorie der Majorität, nach welcher für die definitive Niederlassung das Jahr 894 empfohlen wird?

Auf positiven Daten nicht! Denn wir haben gesehen, dass es für die Jahre der Patriarchen aus der Zeit Leo's keine positiven Daten gibt, — und dass der Umstand, dass in der byzantinischen Quelle der eine Paragraph von demselben Jahre spricht, wie der vorhergehende, eher alles andere, als ein positives Datum ist. Die Dauer des Patriarchates des Antonius war nach den schwankenden Posten unverlässlicher Quellen bestimmt.

Hier ist also der erste Fehler, dass eine Combination als Grundlage für eine andere genommen wurde, was — wie ja auch numerisch bald einleuchtet — einen etwaigen Irrtum nur noch vergrössern musste. Wenn es sich hier nur um die Jahreszahlen des Auf- und Abtretens einzelner Patriarchen handeln würde, so wäre in Bezug auf

Stephan der Fehler mit einem einzigen Jahre nicht von Belang; wenn aber dann auch die Zeitpunkte für Antonius nicht gesichert sind und sich der Fehler hier wiederholt, so beträgt die Abweichung beim folgenden schon zwei Jahre u. s. f.

In Bezug auf die Niederlassung der Ungarn besteht zwischen der Combination DÜMMLER's und derjenigen, die sich auf die Fuldaer Chronik stützt, eine Differenz von drei Jahren. Eine mehrfache Combination ist durchaus keine Annäherung zur Wirklichkeit. Denn nehmen wir an, jede hypothetische Annahme hätte nur um ein Jahr gefehlt, so könnte die Sache leicht so stehen, dass man den Amtsantritt des Patriarchen Stephan um ein Jahr weiter vorgerückt hat, als es wahrscheinlich nötig gewesen wäre. Um ein Jahr hat man auch zwischen dem Tode Stephan's und dem Beginn des bulgarischen Krieges gefehlt, und ebenso um ein Jahr zwischen diesem Kriege und der Niederlassung der Ungarn.

Oder beruht die Jahreszahl 894 nach der Auffassung der Majorität vielleicht auf der Fuldaer Chronik? Wiewohl dies nicht wahrscheinlich ist, wollen wir die betreffende Stelle — da doch die Möglichkeit wenigstens nicht bestritten werden kann — über das Jahr 894 in der Fuldaer Chronik betrachten:

> Die Ungarn haben *in dieser Zeit* die Gegend jenseits der Donau durchstreift und viele Grausamkeiten verübt. Erwachsenen Männern und Frauen schenkten sie keine Gnade, nur die Jünglinge liessen sie am Leben, um sie als Sklaven mit sich zu schleppen. Ganz Pannonien haben sie entvölkert. Der Frieden zwischen den Baiern (Deutschen) und Mährern (Slaven) wurde im Herbst geschlossen. Vom griechischen Kaiser kam ein Bote, Namens Anastasius zum König (Arnulf) mit Geschenken, den der König empfangen und noch denselben Tag entlassen hat.[1]

Bei der obigen Entwickelung meiner Meinung hatte ich es nicht nötig, besonderes Gewicht auf die Ereignisse dieses Jahres zu legen; und ich wollte jeden Streit vermeiden über eine Frage, welche ich damals für sehr nebensächlich hielt. Nachdem aber jetzt das Jahr 894 in den Vordergrund gestellt wird, muss ich bemerken, dass jene

[1] »894. Avari, qui dicuntur Ungari, in his temporibus ultra Danubium peragrantes, multa miserabilia perpetravere. Nam homines et vetulas matronas penitus occidendo, juvenculas tantum et (ut?) jumenta pro libidine exercenda secum trahentes, totam Pannoniam usque ad internecionem deleverunt.« Pertz. Mon. Germ. Script. I. 410.

Verwüstungen nicht einmal auf slavischem Gebiete, sondern auf deutschem geschehen sind, wie aus meiner früheren Darstellung Pannoniens ersichtlich ist.

Denn aus den authentischen Quellen geht hervor, dass die Deutschen auch mit den Mährern Krieg führten. Warum hätten sie sonst zu Ende dieses Jahres mit ihnen Frieden geschlossen? — Fasst man das so auf, so wird auch die Hildesheimer Chronik verständlich, welche sagt: «Es entstand ein grosser Krieg zwischen den Baiern und Ungarn.»[1]

Diesen setzt die Hildesheimer Chronik auf das Jahr 993. — Dümmler, der in diesem Jahre die Ungarn in Bulgarien Krieg führen lässt, wäre dadurch vollständig widerlegt. Doch bringt ihn eine solche Kleinigkeit nicht leicht in Verlegenheit. Wie jemand, der den Zeiger seiner Uhr nach seinem Belieben vor- oder zurückrichtet, corrigirt er «*Baiern*» einfach auf «*Bulgaren*» und so dient ihm dasselbe als Beweis, was sonst ein lauter Protest gegen seine Behauptung wäre. — Und ein deutscher Chronist hätte doch gewiss eher jeden andern Fehler begangen, als dass er die Baiern mit welch immer für einem Volksstamme — und nun gar mit den Bulgaren — verwechselt hätte.

Die verlässlichste Quelle, die Fuldaer Chronik steht ja mit der Hildesheimer auch gar nicht in so directem Widerspruche. Denn es ist auffallend, dass jene gerade hier keine bestimmte Jahreszahl anführt. Sie sagt nur: «*zu dieser Zeit*», wiewohl im Capitel 894. — Interessant ist, dass Dümmler und Andere der Jahreszahl der Fuldaer Chronik hier vollständig Glauben schenken, wo dieselbe nur im Allgemeinen spricht, während sie sich um 896 gar nicht kümmern, wo doch die Chronik es besonders hervorhebt, dass die von diesem Jahr erzählten Ereignisse in keinem andern geschehen sind.

Es ist möglich, dass der Krieg im Winter von 893 auf 894 gewährt hat, und dass sich die Ungarn bei der schweren Aufgabe, mit einem ganzen Heere die Donau zu übersetzen, — was in kriegerischer Zeit nur in grosser Masse und sehr rasch geschehen konnte — der Eisdecke bedient haben, was sie übrigens — da sie mit den Mährern verbündet waren — auch mit den Schiffen und der Unterstützung der letzteren getan haben konnten.

Dass die Ungarn im Jahre 894 nicht im Gebiete ihrer jetzigen

[1] Factum est bellum magnum inter Bawarios et Hungaros.

Heimat gegen die Mährer, sondern in Oesterreich oder Kärnthen gegen die deutschen Ansiedelungen gekämpft haben, zeigt sich aus dem Texte der Fuldaer Chronik auch in anderer Weise. Hätten die Ungarn das ihnen zur Last Gelegte an den Slaven begangen, so wäre es gewiss nicht mit solchem Pathos vorgetragen, und die mährischen Frauen würden daselbst nicht »*Matronen*« genannt sein, und ausserdem wäre statt Pannonien Mähren genannt. Aus der Klage, welche die bairischen Bischöfe im Jahre 900 an den Papst gerichtet haben, geht hervor, dass sich mit den Ungarn zuweilen die Deutschen und zuweilen die Slaven verbündet haben, und das mag sich auf den Fall von vor sechs Jahren beziehen. Nebenbei will ich noch einen Umstand erwähnen. Auch im Jahre 894 war ein Gesandter bei König Arnulf erschienen, der noch am selben Tag empfangen und entlassen ward. Derselbe wurde nicht mit derselben Auszeichnung empfangen, wie später der Bischof Lazar. Kann da nicht angenommen werden, dass Arnulf wegen des damaligen Gebahrens der Ungarn auch den Kaiser Leo beschuldigte? Wie dem auch sei, ist es ja auch sonst zur Genüge bewiesen, dass die Ungarn 893—94 gegen die Baiern, beziehungsweise gegen König Arnulf gekämpft haben. Sie haben eben getan, was andere erobernde Völker getan haben, — bald haben sie den einen, bald den andern Nachbar unterstützt.

Das Ereigniss von 894 überzeugt uns davon, dass sich die Ungarn in ihrer jetzigen Heimat noch nicht niedergelassen hatten. Denn aus dem Werke des Kaisers Porphyrogenneta ist es bekannt, dass die Niederlassung der Ungarn mit dem durch sie verursachten Verfall des bulgarischen Reiches erfolgt ist, der unmöglich in diese Zeit fallen kann. Betrachtet man die Fuldaer Chronik bezüglich des ungarischen Krieges von 894 für verlässlich, so hat man keine Ursache ihre Glaubwürdigkeit anzuzweifeln, wenn sie auf dasselbe Jahr auch den Tod Svatopluk's verlegt, nach welchem noch eine geraume Zeit bis zur endgiltigen Niederlassung der Ungarn verstrichen ist.

Daher können wir die definitive Niederlassung der Ungarn nicht auf das Jahr 894 ansetzen, auch nach der Fuldaer Chronik nicht.

Nur soviel ist gewiss, dass die Ungarn um 894 durch ihr heutiges Land durchgezogen sind, und westlich über seine Grenzen hinaus Krieg geführt haben.

Ich habe es gelesen und gehört, dass die Ungarn 894 nicht mehr in Etelköz, d. h. jenseits der siebenbürgischen Gebirge gewohnt ha-

ben konnten. Denn von so weit her hätten sie nicht so leicht umherstreifen können, um sich in fremde Händel zu mischen. Und doch verstösst dieser Einwurf gegen mehrfache bedeutende historische Tatsachen. Eine lange Reihe wohlbekannter Ereignisse beweist, dass dieselbe ungarische Generation, welche sich 894 in Pannonien aufhielt, später während ihres ganzen Lebens und ihres dortigen Aufenthaltes eben so grosse und noch weitläufigere Kriegsabenteuer unternommen hat, nach der Rückkehr wieder und wieder ausgezogen ist und überhaupt nichts anderes getan hat. Die Ungarn von 914—924 haben sich nicht gar sehr von diesen unterschieden. — Es wäre den Ungarn von damals zuzumuten, dass sie nicht aus der Moldau, sondern sogar aus der Krim-Gegend in das heutige Ungarn gekommen und wieder zurückgekehrt wären, wie auch Julius Pauler bemerkt hat.

Leichter zu verstehen und auch zu motiviren wäre es, wenn das Gutachten der Majorität das Jahr 892 zur Feier des Millenarium empfohlen hätte.

Denn im Jahre 892 kamen die Ungarn auf Einladung des Königs Arnulf ins Land, und schlossen sich den deutschen Reichsheeren gegen die Mährer an, — an sich ein politisch bedeutendes Ereigniss. Es war dies der Anfang vom Untergang des mährischen Reiches. Uebrigens ist dies die erste positive Angabe dafür, dass die Ungarn in ihre jetzige Heimat oder wenigstens in einen Teil derselben kamen, und wieder nach Etelköz zurückkehrten.

Da sich aber die Jahre 892 und 894 nur auf einen vorübergehenden Aufenthalt der Ungarn in diesem Lande beziehen, erscheint das Jahr 897 viel vorteilhafter, da es mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit das Jahr der Niederlassung ist, und noch mehr 898, welches fast mit Bestimmtheit als solches angenommen werden kann. Und im Uebrigen ist ja doch hier, ebenso wie in allem Anderen, der Abschluss des Werkes von viel grösserer Bedeutung, als der Beginn desselben — und wie lange immer auch die Ungarn schon hier gewohnt haben mögen, kann doch Ungarn als Reich nicht gegründet gewesen sein, solange der Teil jenseits der Donau nicht dazu gehört hat. Die Niederlassung in diesem letztgenannten Teile ist auch vom Gesichtspunkte der Civilisation ein bedeutendes und welthistorisches Moment. — Wären die Ungarn östlich von der Donau geblieben, so hätte sie die orientalische Kirche und die griechisch-slavische Cultur dazu gemacht, was heute die Bulgaren sind. Der Besitz des einstigen Panno-

nien hat für die Ungarn entschieden, sich der westlichen Cultur anzuschliessen, ja er hat noch in der Heidenzeit verhindert, dass die griechische Kirche über das gesammte Slaventhum die Oberhand gewinne.

So wie in der Römerzeit hätte Ofen noch Westen und europäisch sein können, während auf der Ebene bei Pest der Orient und so zu sagen Asien angefangen hätte.

Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer Gesammtsitzung am 26. Februar 1883 ein Gutachten über folgende Frage gewünscht:

«In welchem Jahre wäre sowohl die Einwanderung der Ungarn, als auch die Besitzergreifung des Landes mit der grössten Wahrscheinlichkeit zu feiern? und ist die tausendste Jahreswende der Niederlassung oder die der definitiven Besitznahme zu feiern?»

In Bezug auf die erste Frage muss meines Erachtens ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Aufenthalte der Ungarn im Lande und der definitiven Niederlassung.

Vor der definitiven Niederlassung hatten sich die Ungarn nach verlässlichen Quellen zweimal im Lande aufgehalten: in den Jahren 892 und 894.

892 verdiente einen Vorzug, weil es chronologisch das erstere und zugleich ein wichtiger historischer Moment ist, welcher den Untergang des mährischen Reiches, mithin auch die definitive Besitznahme des Landes vorbereitet — es ist dies ein im Verein mit den Deutschen gegen die Slaven geführter Krieg, eine wichtige politische Einleitung zur definitiven Ansiedelung.

Das Auftreten im Jahre 894 geschieht bereits im Vereine mit den Slaven. Auch dies bereitet wohl die Niederlassung vor, da jedoch die verlässlichste Quelle von diesem Jahre gerade die Verwüstungen der Ungarn verzeichnet, eignet es sich viel weniger zur Feier einer tausendsten Jahreswende.

Uebrigens war weder 892, noch 894 das Jahr der definitiven Niederlassung oder Besitznahme.

Dies Ereigniss hat sich später, als der bulgarische Krieg, und früher als der italienische Krieg zugetragen, d. h. später als 896 und früher als 899.

So können für die beiden Ereignisse zwei Jahre mit der gröss-

ten historischen Wahrscheinlichkeit bestimmt werden, nämlich die Jahre 897 und 898. Letzteres kann mit grosser Sicherheit als das Jahr des Abschlusses der Besitznahme des Landes angenommen werden.

Somit kann der erste Aufenthalt der Ungarn im Lande, der die spätere Besitznahme vorbereitet hat, auf 892, die definitive Niederlassung auf 897, die Besitznahme aber auf 898 gesetzt werden.

Die letzte Jahreszahl ist nicht nur die sicherste, sondern — da sie ja zugleich den Abschluss des Werkes bezeichnet, das bedeutendste historische Moment.

Indem ich eines der angeführten Jahre zur Feier des tausendjährigen Festes empfehle, bemerke ich noch, dass ich allen Einwürfen auf Grund der verlässlichsten Quellen zu begegnen vermag.

Wollten wir aber von diesen abweichen, so würden die positiven Daten jener verlässlichen Quelle als widerlegende Beweise gegen uns auftreten.

Am 30. April 1883.

Franz Salamon.

DANIEL ABSOLONS AUSLÄNDISCHE MISSIONEN,

1677—1680.

«Auf Teleki's ... Rat wurden seitens des Fürsten (Apafi) Balthasar Macskássy, seitens der ungarischen Malcontenten aber Wolfgang Fábián, Daniel Absolon und Peter Fajgel nach Warschau geschickt, welche sodann (1677) am 27. Mai mit dem Grafen Bethune einen Vertrag schlossen.»

Soviel lesen wir bei Michael Horváth über die seit 1677 entfaltete diplomatische Tätigkeit Daniel Absolons und nur ebensoviel wusste auch Szalay. Von dessen früherer 1674-er Mission sagt er zwar etwas mehr: die späteren aber sind gar nicht erwähnt. Ueberhaupt hatte unsere Geschichtschreibung blos eine dunkle Ahnung von der zwischen Ludwig XIV., den Emigranten und Siebenbürgen bestehenden Allianz, von der Rolle, welche darin Bethune, Reverend und der Marseiller Bischof, andererseits Polen spielten: ob von ungarischer Seite ein Vermittler und *wer* dieser gewesen sei? habe ich nirgends, weder in Memoiren, noch in Briefen erwähnt gefunden.

Es ist aber ein solcher dagewesen und dieser war kein Anderer als Absolon, derselbe Absolon, der zehn Jahre später Munkács in die

Hände Capraras spielte. Dichter besangen, Geschichtschreiber beschrieben die Geschichte seiner «Verräterei» und sein Andenken wurde blos durch diese seine gebrandmarkte Tat aufrecht erhalten. Dieselbe unterdrückte vollständig seine der nationalen Sache geleisteten nützlichen und ausdauernden Dienste — der spätere Schatten verdeckte gänzlich den früheren Glanz. Zwei Jahrhunderte lang sprach Niemand davon, mit welcher Hingabe, mit welcher Ausdauer er in schweren und trüben Tagen der Sache der Freiheit gedient, wie viel er für sie gestritten und gelitten hat. Es wurde vollständig Alles vergessen, was der ausdauernde Kampf dem Diplomaten der Emigranten zu verdanken hatte und dass auch er an den Erfolgen desselben seinen Anteil hatte. Auch er hat schwere Kämpfe bestanden, wenn auch nicht, wie diese, auf dem Schlachtfelde, aber am Versailler Hofe, wo Tact und Geschick ein ebenso wichtiger Factor war, wie persönlicher Mut und Feldherrntaktik den Labanzen gegenüber.

Uns aber soll die an seinen Namen geheftete Anklage nicht voreingenommen machen. Untersuchen wir seine Gesandtschaftsberichte vorurteilsfrei und versuchen wird auf Grund derselben ein Bild der drangsalreichen aber dennoch sonnigen Tage seiner diplomatischen Wirksamkeit zusammenzustellen.[1]

I.

So oft Ungarn für seine bedrohte Religionsfreiheit oder confiscirte Verfassung die Waffen ergriff, war Siebenbürgen sein natürlicher Verbündeter. Hand in Hand damit ging der türkische Beistand und wenn es die europäischen Constellationen mit sich brachten, auch die Unterstützung irgend einer auswärtigen Macht. Aber in dem nach der Niederwerfung der Zrinyi'schen Conspiration entstandenen Kampfe waren die Emigranten lange Zeit hindurch beinahe nur auf ihre eigene Kraft angewiesen, hauptsächlich wegen des türkisch-polnischen Krieges, welcher die Hände der Pforte gebunden hielt.

Und doch machten in einem anderen grossen europäischen

[1] Im «Történelmi Tár» (Historisches Magazin) 1883. Heft I. sind die Berichte und Briefe Absolons aus dem M.-Vásárhelyer Graf Teleki'schen Archiv mitgeteilt. Ebendaselbst befindet sich auch die Correspondenz der französischen Geschäftsträger mit Michael Teleki und teilweise den Emigranten, und im Folgenden wird auch auf diese Bezug genommen werden.

Kriege, in dem, welchen Ludwig XIV. behufs Arrondirung seiner Grenzen gegen Deutschland führte, die Interessen Frankreichs seine Allianz mit den Emigranten beinahe begehrenswert. Dessenungeachtet zog sich selbst die Anknüpfung der Unterhandlungen sehr in die Länge: hauptsächlich aus dem Grunde, weil die beiden durch eine weite Ferne von einander getrennten Parteien keinen Vermittlerstaat fanden. Erst als Sobiesky, der Held von Chozim, zum Könige Polens gewählt wurde, nahm die Sache eine günstigere Wendung, denn der neue König, erst kurz zuvor Mitwerber eines österreichischen Erzherzogs um die polnische Krone, war für die traditionelle polnisch-österreichische Allianz noch nicht eingenommen. So wurde es denn möglich, dass die Emigranten und der Fürst von Siebenbürgen, als deren verbündeter Protector, durch den französischen Gesandten mit dem König der Franzosen in Verkehr treten konnten. Der Gesandte, den die Emigranten an den neuen König sandten, war Absolon, und der ausserordentliche Bevollmächtigte, der den Auftrag hatte den neuen König im Namen Ludwig XIV. zu begrüssen, Marquis Bethune, Sobiesky's Schwager.

Die beiden Männer gelangten bald zu einem Einverständniss. Desto schwerer aber ging es mit der Gewinnung der beiden Könige und Bethune konnte mit allem Eifer bei König Johann nichts weiter erlangen, als dass dieser den Emigranten die Werbung in seinen Landen gestattete, bei Ludwig aber nur soviel, dass er nichts dagegen hatte, dass ein französischer Agent, um die Verhältnisse zu studieren, zu den Emigranten und nach Siebenbürgen gehe. Er glaubte nicht, dass der Krieg, wenn die Leitung in den Händen der Emigranten bliebe, mit Erfolg geführt werden könnte, und wollte nicht mehr Geld riskiren, als dazu genügte, dass diese nicht ihre Lust verlieren. Sodann waren auch von ihren Plänen abenteuerliche Gerüchte in Umlauf: dass sie Lubomirsky zum König wählen wollen.

Der französische Chargé d'Affaires, der im Herbst 1674 mit Absolon nach Siebenbürgen ging, war Nicolaus Beaumont, und dieser sandte an Bethune schon am 10. November einen Bericht.[1] Seine Berichte hatten sodann die Folge, dass im Frühjahr 1675 Dufresne, ein neuer Agent, nach Siebenbürgen kam — und zwar als Fürspre-

[1] Acta historica res gestas Poloniae illustrantia. T. V.

cher der Emigranten am Fürstenhof.[1] Er brachte nicht blos ein Einvernehmen zwischen den Emigranten und Siebenbürgen zu Stande, sondern schloss auch einen Vertrag, und eilte noch denselben Frühling nach Polen zurück, von wo der Marseiller Bischof, der ständige französische Gesandte, an Teleki schon am 4. Juni schrieb, dass er beim Franzosenkönig die zu leistende Subvention urgirt habe. Auch seine späteren Briefe enthielten ohne Ausnahme nur Vertröstungen und am 28. August wurde Absolon neuerdings nach Polen gesendet, um die Sache zu betreiben.[2] Im Anfang des Herbstes kehrte auch dieser blos mit Vertröstungen nachhause, denn das bischen Geld, das die Emigranten derzeit erhielten, reichte nicht hin, die Sache der Emigranten in guten Stand zu setzen. Um sie der Entmutigung zu entreissen, sandte der Polenkönig einen seiner Günstlinge, Giza, an Apafi's Hof und noch während dessen Dortsein im Februar 1676 ging Absolon neuerdings nach Polen.

Die Sache hatte endlich eine günstigere Wendung genommen. Der Marseiller Bischof wurde zurückberufen und der Einfluss des mit den Emigranten entschieden sympathisirenden Marquis Bethune wuchs, der sich, als Schwager des Polenkönigs, in der Hoffnung wiegte, dass er die ungarische Krone erlangen könnte. Dann erhielt auch König Johann durch den türkischen Frieden freiere Hände und dachte schon daran, einen Teil seiner Truppen beschäftigungshalber nach Ungarn zu schicken.

Auch Ludwig selbst begann die ungarischen Angelegenheiten ernster zu erwägen: er begann einzusehen, dass er mit seiner bisherigen Politik das Vertrauen der Emigranten verscherze und dass sich diese schliesslich mit dem Kaiser vertragen würden. Als daher Absolon aus Polen nach Paris ging, wies der König den Emigranten zehntausend Dukaten an und, was eine gewichtigere Bürgschaft als dies schien, liess mittelst eines Handschreibens vom 7. Januar 1677 Teleki wissen, dass ihm Marquis Bethune seine Absichten mitteilen würde, dass er ihre Angelegenheit gerne nach Kräften zu fördern bereit sei. Zugleich

[1] S. seine Briefe an Teleki vom 4. und 21. April im M.-Vásárhelyer Familienarchiv.

[2] S. Briefe des Marseiller Bischofs aus dieser Zeit im M.-Vásárhelyer Archiv.

stellte er für Bethune die Vollmacht aus, mit den Herren von der Emigration eine Uebereinkunft zu treffen.[1]

Absolon kehrte von Paris nach Polen zurück und die factische Folge des königlichen Versprechens war der Warschauer Vertrag vom 27. Mai 1677, welchen einerseits Bethune, anderseits Macskásy, Fajgel, Absolon und Farkas unterfertigten und welcher den Emigranten monatliche 15,000 Taler Subvention und die Ausrüstung einer 6000 Mann starken Truppe verhiess. Aber Bethune war durch seine Instruction gebunden: er konnte über diesen Vertrag nicht hinausgehen, während Teleki, ebenso wie die Emigranten, denselben blos als Ausgangpunkt betrachteten, von welchem aus sie weiterkommen wollten. Dies war der Grund, dass Apafi den Mai-Vertrag nicht ratificirte und dass Absolon behufs Fortsetzung der begonnenen Unterhandlungen wieder nach Paris gesandt wurde, wohin er sich über Polen auch wirklich auf den Weg machte.

Mittlerweile begannen die Verheissungen mindestens teilweise in Erfüllung zu gehen. Abbé Dominik Reverend kam als französischer Agent an den Weissenburger Hof, Marquis Christoph Boham unternahm in Polen Werbung und führte eine aus mehreren tausend Mann bestehende Heerschaar in das Lager der Emigranten, Oberst Forval aber engagirte in Siebenbürgen für französischen Sold Truppen,[2] welche mit vereinten Kräften gegen die Labanzen angriffsweise vorgingen und diesen auch eine Schlappe beibrachten.

Aber die Ergebnisse des glücklichen Anfangs wurden leider durch die Unverträglichkeit der Parteiführer auf das Spiel gesetzt: die Herren von der Emigration mochten sich ungern dem Commando des Fürsten unterwerfen und Bethune fand, dass Absolon den vom Fürsten nicht ratificirten Vertrag nicht mit sich nehmen könne. Er wollte überhaupt der Sache eine neue Wendung geben und sah dies nur auf dem einen Wege erreichbar, wenn die oberste Führung in Teleki's Hände gelegt wird. Für diese Idee mussten die hartnäckigen Emigranten mürbe gemacht werden. Er macht ihnen in seinem Briefe vom 1. Dec. heftige Vorwürfe: «wahrhaftig, ein wunderliches Volk das, welchem nach soviel Elend, nach so vieljähriger Verbannung, nach

[1] Original im Teleki'schen Archiv.

[2] Briefe Reverends vom 11. und 20. September, Forvals vom 5. Okt. im Teleki'schen Archiv zu M.-Vásárhely.

so vielen ohne Vaterland und Freiheit verbrachten Jahren, die Hilfe des mächtigsten Kön igs angeboten wird, — und welches den Weg der Rettung nicht kennt oder nicht kennen will, sondern, sich in eitlen und gefährlichen Zwistigkeiten verrennend, das Ungewisse dem Gewissen vorzieht.» Und zum Schluss erklärt er ihnen entschieden, dass Absolon dort so lange warten werde, bis sein Gesandter die Entschliessung des Fürsten nicht mit sich bringe.[1]

Absolon mochte um diese Zeit von Paris zurückgekehrt sein. Zwei vom 18. Oct. datirte Handnoten Ludwigs XIV. heben hervor, dass er die durch ihn mitgebrachten Briefe übernommen habe. In diesen Handschreiben spricht der Franzosenkönig mit grosser Wärme von den Angelegenheiten der Emigranten und giebt dem Vertrauen Ausdruck, dass deren Leitung in Teleki's Händen gut aufgehoben sei, verweist aber die weiteren Unterhandlungen wieder an Bethune, als welcher in seine Ansichten eingeweiht sei.

Der Rügebrief des Marquis an die Emigranten, des Königs sympathische Zeilen an Teleki konnten die unruhigen Elemente überzeugen, dass sie ohne Teleki auf keinen grünen Zweig kommen: dass sie nur mit ihm und durch ihn zum Ziele gelangen, gegen ihn nichts tun könnten. Es stellte sich die unumgängliche Notwendigkeit heraus, über die Punkte eines Nachtragvertrags einig zu werden, welcher dem vorjährigen angehängt werden sollte und sich in der Hauptsache um drei Dinge drehte:

a) dass die Emigranten Teleki in einer Weise als Oberfeldherrn anerkennen, welche jeder hieraus etwa entstehenden Uneinigkeit vorbeugt;

b) dass ein modus vivendi gefunden werde, welcher daneben die Interessen der französischen und kurutzischen Führer im Commando schütze, und dass aus den Führern der Emigranten ein zehngliedriger Kriegsrat gebildet werde;

c) dass Teleki's persönliche Interessen befriedigt werden.

Der Bevollmächtigte des Marquis war Forval und die Beratung wurde Mitte Februar in Kővár gepflogen. Die Instruction welche Forval hier vorwies, enthielt noch stärkere Rügen als der Decemberbrief: wahrhaftig, wenn er die gegen die Warschauer Punkte begangenen Fehler und Verstösse in Betracht gezogen hätte, würde auch

[1] Original-Brief im M.-Vásárhelyer Archiv.

er genug Ursache gehabt haben, dieselben nicht einzuhalten.[1] Die Emigranten mochten murren soviel ihnen beliebte, das Zustandekommen des Ausgleichs war schliesslich zur Existenzfrage geworden und derselbe erfolgte am 17. Februar factisch. Teleki wurde als Oberfeldherr anerkannt, doch behielt Boham neben ihm ein entscheidendes Votum. Auch die persönliche Frage wurde erledigt: Teleki wurde eine jährliche Pension votirt und seine und seiner Familie Zukunft für alle Eventualitäten sichergestellt. Für diesen Vertrag wurde, nicht ohne alle Schwierigkeiten, auch die Ratification Apafi's erwirkt und nun wurde derselbe an Bethune nach Polen gesandt (im Mai).[2]

II.

Absolon wartete unterdessen in Warschau voll Ungeduld, wann er behufs Fortsetzung der Unterhandlungen nach Frankreich zurückkehren könne. Am 20. Jänner meinte er schon seinen letzten Brief von polnischem Boden geschrieben zu haben, bat auch Teleki, ihn, falls ihn unterwegs der Tod ereilen sollte, in gutem Andenken zu behalten; doch er hatte sich getäuscht. Er war bereits in Danzig, als er Bethune's Befehl, zurückzukehren, erhielt: er scheint bei der Entscheidung der Angelegenheit des Nachtragsvertrages notwendig gewesen zu sein.

Er traf Bethune in Lublin, wo ihn eine wichtige Angelegenheit erwartete. Teleki's Wünsche, die Kővárer Punkte befanden sich bereits in Bethune's Händen und er hatte dieselben auch am 20. April mit einigen Abänderungen angenommen. Sodann beauftragte er Absolon, das Geld und die Truppen nach Ungarn zu schicken, selbst aber nach Javorova zu eilen, wo ihn König Johann zur Audienz empfangen werde.

Dies ging indessen nicht ohne alle Schwierigkeiten.

Bethune und König Johann befanden sich in der Tat in einer eigentümlichen Situation.

Ganz Polen, mit Ausnahme von ein paar Leuten, war der unga-

[1] Die Punctationen der Instruction, ferner Teleki's Wünsche im M.-Vásárhelyer Archiv.

[2] Abbé Reverends bezügliche Briefe vom März ebendaselbst. Der am 16. Februar von Teleki ausgestellte Vertrag befindet sich im M.-Vásárhelyer Familienarchiv.

rischen Angelegenheit feind. Fast jeder Pole war ein Spion des deutschen Kaisers», «der gesammte Senatorenstand, der Clerus insbesondere». Der «verdammte Krakauer Bischof, der Bannerträger der österreichischen Faction» trat dem König Johann offen entgegen, wie er es wage, für Ketzer Werbungen zu gestatten? Auch die Königin, bisher eine Gönnerin der ungarischen Sache, wandte sich jetzt gegen dieselbe: der «Genius» des Marseiller Bischofs war in sie gefahren. Dass der päpstliche Nuntius die Senatoren ermunterte, durfte nicht Wunder nehmen, aber auch der Churfürst von Brandenburg arbeitete gegen Bethune, jener «gut lutherische» Dänenkönig aber schrieb geradezu, dass er, wenn der König die Werbung noch weiter dulde, den Handel Danzigs sperren werde. Dazu kam Paul Wesselényi's Ambition, sein «Trachten nach der Königschaft», was schon an und für sich die Sache der Emigranten zu compromittiren vermocht hätte. Dessenungeachtet erhielt Giza Ordre, fünftausend Mann zu werben und am 28. April unterfertigte auch Bethune den Kővárer Vertrag und die dort hinzugefügten Punkte,[1] trotzdem dass Apafi's Ratification noch nicht angekommen war. Das alles brachte den deutschen Residenten so aus Rand und Band, dass er Hals über Kopf nach Wien reiste.

Teleki war mit den Punkten nicht zufrieden, weil sie seine Forderungen devalvirten, und ebensowenig damit, dass Absolon seine Pariser Reise noch immer nicht beschleunigte. Aber was hätte der arme Schelm machen sollen, da er doch ganz vom guten Willen des Herrn Bethune abhing? Endlich kam die Ratification des Kővárer Vertrags, wie Forval sie concipirt hatte,[2] denn doch an. König Johann empfing in Hahanov am 7. Juni Bethune, Absolon und Nemessányi zur Audienz und machte ihnen die besten Hoffnungen.

Und nun konnte sich Absolon endlich auf den Weg machen. Er war beauftragt bei Ludwig die Ratification des Kővárer Vertrags zu erwirken, den veränderten Verhältnissen entsprechend ihm neue Punkte zu unterbreiten, worunter sich auf die Person Teleki's bezügliche befanden. Aber auch sein letztes Wort war eine Mahnung an Teleki: «nunmehr hängt der gute Success meiner Gesandtschaft so-

[1] Sie besteht aus acht Haupt- und zwei Nebenpunkten. Original im M.-Vásárhelyer Archiv. Bethune schreibt an Teleki am 30. April und 7. Mai von Javorowa. Ebend.

[2] Reverends Brief. Ebd.

wohl für das Gemeinwohl als für Eure Person von der erfolgreichen Fortsetzung meines dortigen Werkes ab. Damit ich daher der ungarischen Nation und Euch nützlich dienen könne, ist es überaus notwendig, dass Jemand mit grossem Pomp und grossen Augmenten Novellen schreibe: wie ich sehe, ist das Haus Oesterreich ein Meister darin.» [1]

Absolon reiste in der Tat ab, mit verlangenden und hoffenden Blicken nach den das Ergebniss seiner Reise bedingenden Erfolgen in der Heimat auslugend, wo die Action nunmehr bereits begonnen hatte.

Teleki war denn nun Oberfeldherr. Die Genesis seiner Erhebung war unserer Geschichtschreibung bisher anders bekannt: die Ratification der Kövárer Punkte und nicht sein Zwist mit Forval stürzte den ambitiösen Wesselényi mit seinem eitlen Verlangen nach der Königskrone. Dies geschah direct unter dem Drucke französischer Pression, hauptsächlich durch Bethune's Einfluss, welcher der einzige Repräsentant der französischen Hilfe war und in seinen Mussestunden selbst von der Erlangung der ungarischen Krone träumte. Er war ganz ausser sich vor Freude, als er die Nachricht erhielt, dass Teleki das Commando des Heeres angetreten habe.[2] Er bestimmte auch schon Skolya als Ort der Zusammenkunft mit Teleki [3] — die Zusammenkunft kam indessen doch nicht zu Stande.

Die Emigranten teilten Bethune's Begeisterung nicht. Teleki war bei ihnen nicht beliebt. Er erliess (am 4. Juli) vergebens ein Rundschreiben an die Comitate: Soldaten eilten durchaus nicht unter seine Fahnen; auch das Commando liess sich, wo nicht Fehler, so doch Versäumnisse zu Schulden kommen; schliesslich entsprachen auch die Novellen nicht den Erwartungen und es bestätigte sich, dass der Wiener Hof sich auf deren Fabrikation besser verstehe. Was aber alles dies an Wichtigkeit überwog, war, dass die Kriegsoperationen Ludwigs XIV. im Reich und den spanischen Provinzen eine Wendung nahmen, welche das nahe Bevorstehen des Friedens vermuten liess.

Unter solchen Constellationen langte Absolon in Frankreich an.

[1] Hahanover Brief von 8. Juni.

[2] Sein Brief von 17. März an Teleki im Familien-Archiv.

[3] Sein Brief an Dens. vom 30. April. Ebend. Ausserdem sind sieben ganze Serien höchst interessanter Briefe von ihm ebendort.

Unter den Ministern war die Fortsetzung der Unterhandlungen mit ihm Pomponne übertragen worden. Er drang auf eine Audienz beim König und auf die Antwort: der Minister aber schob beides systematisch auf, wiewohl er ihn beinahe täglich traf. Gelegentlich der Begegnung am 22. September zeigte er einen Haufen üble Nachrichten enthaltender österreichischer Novellen vor: die Ungarn und Franzosen hätten sich entzweit; die letzteren hätten kämpfen wollen, die Ungarn nicht; «pusilla nimis ex fæce et colluvie, sind die formalen Worte der Lügenseele» sagt Absolon voll Indignation, und dann hätten sie sich von einander getrennt. Der Gesandte bewies umsonst, dass es nicht möglich sei die Ungarn binnen einer Woche aus ihren Stellungen von Eperies und Fülek zu vertreiben — am 28. Sept. tischte ihm Pomponne neuerdings einen Haufen übler Nachrichten auf und überdies auch noch die, dass der Kaiser den Ungarn eine allgemeine Amnestie geben wolle, zu deren Annahme diese auch geneigt seien.

Alles dies war nun blosser Vorwand für den Aufschub. Dies begriff auch Absolon selbst, der bei seinem häufigen Verkehr mit den Ministern Gelegenheit fand, in die europäischen Verhältnisse tiefere Einblicke zu tun. Obwohl ihn der Separatfriede mit dem König von Spanien verstimmte — erweckte der heftigere Sturm auf Strassburg in ihm die Hoffnung, dass sich der definitive Friedensschluss denn doch verziehen werde, und er begann zu glauben, dass, «wenn Gott den ungarischen Angelegenheiten hold sei, durch dieselben vielleicht auch der Generalfriede einen Aufschub erfahren könne.» Hierauf setzte er seine Hoffnung, hievon erwartete er Alles.

Endlich am 27. October hatte er Audienz beim König. Vorher hatte er mit Pomponne gesprochen und gefordert, dass auf jeden Punkt eine besondere Resolution gegeben werde. Er konnte das nicht erlangen. Man warf ihm im Gegenteil die Uneinigkeit der Ungarn vor, ihren Abzug von Eperies, die Unghvárer Sache und vor Allem, was am übelsten aufgenommen wurde, Teleki's Rückzug nach Kővár. «Dadurch ist der Glanz der gut begonnenen Action sehr verdunkelt worden.» Es trat indessen doch eine günstige Stimmung ein, als unmittelbar vor der Audienz bessere Nachrichten einliefen, und Pomponne machte ihm Hoffnung, «dass die ungarische Nation eine besonders gute Contentation erhalten werde.»

Der Empfang fand statt. Der König äusserte sich huldreich und trug ihm auf, die Nation seines Beistandes zu versichern.

Uebrigens wurde, wie es auch vordem schon zu zweien Malen geschehen war, die Angelegenheit, d. h. die Antwort auf die Punkte, die Befriedigung des Fürsten, Teleki's und der Emigranten, dem Marquis Bethune übertragen. Was Absolon mitbrachte, war die «Declaration des Königs betreffs seiner Protection in genere, auch für den Fall, dass er mit dem deutschen Kaiser Frieden mache.» (Schluss folgt.)

ALEX. SZILÁGYI.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe am 7. Jänner las Ignaz Goldziher über die *Entstehung des mohamedanischen Rechtes.* Renan hat in seiner Schilderung des geistigen Lebens der Araber unter Anderem die unter den Mohamedanern zu hoher Entwicklung gelangte Rechtswissenschaft (Fikh) als ureigenes Product des arabischen Genius aufgefasst, an dessen Schöpfung kein fremder Einfluss beteiligt ist. Goldziher hat sich in diesem Vortrage die Aufgabe gesetzt, die Haltlosigkeit dieser These und die Wahrheit des geraden Gegenteils derselben zu erweisen: dass nämlich nicht nur auf die spätere Entwicklung des mohamedanischen Rechtes fremde Einflüsse gestaltend einwirkten, sondern dass der erste Anstoss zur Gestaltung eines mohamedanischen Rechtssystems von fremden Kreisen ausging und dass die Hauptprincipien der mohamedanischen Gesetzwissenschaft eine Anwendung der Lehren des römischen Rechtes von den Gesetzesquellen auf das mohamedanische Material darstellen. Zuvörderst werden die negativen Beweise aufgezählt, vornehmlich der völlige Mangel von rechtsgeschichtlichen Voraussetzungen bei den vormohamedanischen Arabern, die Mangelhaftigkeit der ersten wirklichen Versuche mohamedanischer Gesetzgebung, die Ausbildung des mohamedanischen Rechtes auf nichtarabischem Boden u. s. w. Der Vortragende übergeht dann auf die vielfach nachgewiesenen Entlehnungen der positiven Gesetzgebung des Islam aus dem römischen Recht und charakterisirt die glänzende Leistung A. v. Kremer's auf diesem Gebiete und die Versuche der französischen Schule, das in Nordafrika giltige mohamedanische Recht aus dem römischen abzuleiten. Der Vortragende will diese Untersuchung um einen Schritt weiterführen, indem er Gewicht darauf legt, dass nicht nur, wie die Vorgänger nachgewiesen, viele positive Gesetze des Islam, sondern auch die ganze Methode der mohamedanischen Gesetzdeduction ihre Quelle in der Methodologie des römischen Rechtes hat. Vortragender geht nun auf die Hauptprincipien der Methodik des mohamedanischen Rechtes ein und weist nach, dass von einer Rechtswissenschaft bei den Mohamedanern erst mit dem Augenblicke die

Rede sein kann, als neben dem jus scriptum (Koran und Sunna) die Anerkennung eines jus non scriptum zum Durchbruch kam. Die Idee des jus non scriptum ist aus der römischen Rechtsmethode entlehnt. Desgleichen sind die einzelnen methodischen Momente aus dem jus non scriptum Gesetze zu deduciren. In Betracht kommen hier besonders die sogenannte Meinung (opinio), die Analogie und der Consensus. Auch die Mohamedaner nannten ihre Rechtsgelehrten prudentes und die Rechtsgelehrsamkeit prudentia und definiren sie ähnlich dem »humanarum ac divinarum rerum cognitio«, gegen welche Definition erst im fünften Jahrhundert des Islam der berühmte Theolog Al-Gazâli seine Stimme erhob. Es wird dann der Kampf der conservativen Theologie gegen die Geltung des jus non scriptum geschildert, welche Kämpfe jedoch mit dem Siege des letzteren endigten. Durch diesen Sieg war erst die Begründung einer mohamedanischen Rechtswissenschaft möglich geworden. Ihre Begründung gehört der syrischen und mesopotamischen Schule der mohamedanischen Gelehrsamkeit an, Ländern also, in welchen die römischen Rechtsstudien zur Zeit der mohamedanischen Eroberung in christlichen Kirchenkreisen blühten und wo auch eine häufige Berührung dieser Kreise mit den Vertretern mohamedanischer Wissenschaft nachgewiesen ist.

2. In der Sitzung der zweiten (historischen) Classe am 14. Jänner las Gustav Wenzel *kritische Studien zur Geschichte der Frangepan in Ungarn.* Die Familie der Frangepan nimmt einerseits durch ihre auf ungeheurem Grundbesitz ruhende Machtstellung, andererseits durch ihre in die Geschicke Ungarns eingreifenden bedeutenden Persönlichkeiten, angefangen von Friedrich und Bartholomäus II. Frangepan, welche dem vor den Tataren fliehenden König Béla IV. ein Asyl boten, bis zu dem 1671 in Wiener-Neustadt enthaupteten Franz Frangepan, in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Historikers in Anspruch. Dessenungeachtet wurde ihre Geschichte bisher ebenso sehr von den ungarischen Geschichtschreibern, wie von denen der Kroaten, welche die Frangepane als die ihrigen betrachten, sehr stark vernachlässigt. Dadurch bewogen, arbeitete der bewährte Geschichtsforscher Professor Wenzel einen die Hauptmomente ihrer Geschichte wie in einem Kaleidoskop vereinigenden, mit kritischen Digressionen durchwobenen Ueberblick in sechs Abschnitten aus.

Der erste derselben behandelt den Ursprung der Familie, deren Stammsitz die Insel Veglia ist. Es galt früher als unbestritten, dass sie den römischen Amici entsprungen sei, von denen ein Zweig sich in Venedig, ein anderer in Veglia ansiedelte. In neuerer Zeit bemühten sich kroatische Historiker mit sehr hinfälligen, auch vom Vortragenden widerlegten Argumenten den kroatischen Ursprung der Familie darzutun. Der zweite Abschnitt behandelt das erste Auftreten der Familie in Ungarn. Dies fällt in das XII. Jahrhundert,

wo sie von König Koloman, Béla III., Andreas II. auf ungarischem Krongebiete Donationen erhielt. Der dritte Abschnitt spricht von dem Emporgang der Frangepanischen Macht in Ungarn. Dieser datirt von der Aufnahme, welche König Béla IV. während der zweijährigen Tatarenverwüstung bei den Frangepans mit seiner Familie fand und welche grosse Schenkungen in Kroatien zur Folge hatte, durch welche Friedrich und Bartholomäus II. Frangepan die Machtbegründer der Familie Frangepan wurden. Der vierte Abschnitt spricht nun von dem ausgedehnten Grundbesitz, welcher die Frangepan in die Reihe der mächtigsten Dynasten erhob, und verweilt länger bei der Teilung der acht Söhne Nikolaus Frangepan's im Jahre 1449. Unsere Kunde vom ungarischen Güterbesitze der Frangepan ist eine sehr lückenhafte. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit den kirchlichen Stiftungen der Familie, welche, mit dem Bistum und mehreren Klöstern in Veglia beginnend, zahlreiche Bistümer und Klöster, besonders der Pauliner und Franziskaner, in den verschiedenen Gegenden des Frangepan'schen Besitzes umfassen. Der sechste Abschnitt behandelt die Verdienste der Frangepan um Wissenschaft und Literatur, kam jedoch wegen vorgerückter Stunde nicht mehr zur Verlesung.

Es folgte nun der Vortrag des Professors Theodor Ortvay *über eine angebliche römische Mediterranstrasse in Pannonien.* Nach der Combination des scharfsinnigen ungarischen Geschichtschreibers Franz Salamon führte die grosse internationale Reichsstrasse zur Zeit der Römer nicht das Ufer der Donau entlang, sondern durch die Täler der Karazicza, den Sárviz-Kanal und das Vaáler Tal entlang. Doch lässt sich diese Combination nach der Ansicht des Vortragenden historisch nicht rechtfertigen. Sie steht in Widerspruch mit dem römischen Itinerarium, dem Geographen Ptolemäus, den römischen Meilensteinen, der tabula Peutingeriana. Auch lässt sich diese Strasse archäologisch nicht nachweisen, da keine Spuren einer solchen vorhanden sind. Die Strasse ging vielmehr die Donau entlang, da sie nur als Uferstrasse den kommerziellen, strategischen und verkehrlichen Interessen der Römer entsprach. — Zum Schlusse erklärt Franz Salamon, dass er seine bisherige Ansicht aufrecht erhalte und Karl Torma schloss sich ihm an.

3. In der Plenarsitzung am 28. Jänner las Gedeon Tanárky eine *Denkrede auf Aladár Molnár*, welche wir ausführlich besprechen werden, sobald sie im Druck vorliegt.

Hierauf folgte der Bericht des Generalsecretärs über den *Vermögensstand der Akademie Ende 1883* und über das *Budget für 1884*, welchen wir im Folgenden zusammenfassen:

1. Die von der ungarischen Bodencredit-Anstalt am 31. Decemb. 1883 abgeschlossene Bilanz des Akademie-Vermögens weist eine so bedeutende Zunahme des letzteren aus, wie sie die Akademie seit ihrer Gründung ähn-

lich nur der in den Jahren 1860 und 1861 sich kundgebenden nationalen Begeisterung zu verdanken hatte. Das Vermögen der Akademie hat im Jahre 1883 einen Zuwachs von 152,432.33 fl. erfahren. Und zwar: 1. Durch Vermächtnisse und Schenkungen, worunter wir hervorheben: das Johann Hamernyik'sche Vermächtniss: 15 Actien der Pester Vaterländischen Sparcasse, welche am 31. December auf 4600 fl. standen, jedoch in die Bilanz nur mit 4000 fl., also zusammen 60,000 fl. aufgenommen wurden; die Franz Roman'sche Stiftung: Munkácser Haus und Beregher Grundbesitzteile, welche seit dem Tode des Stifters (1868) das grundbücherlich gesicherte Eigentum der Akademie bildeten, jedoch erst seit dem Tode der lebenslänglichen Nutzniesserin (1883) der Akademie Nutzen tragen und einen Schätzungswert von 20,000 fl. haben: die Stiftung August Stummer's de Tavarnok: 10,000 fl.; die Ladislaus Bük'sche Stiftung: Waldbesitz im Werte von 6000 fl.; das Johann Arany'sche Vermächtniss 1000 fl.: das Johann Dessewffy'sche Vermächtniss: 1017.50 fl. und mehrere kleinere Vermächtnisse von 600 fl. abwärts (Zákány'sches, Nemeshegyi'sches, Boronkay'sches, Hupka'sches) nebst der Kaan'schen Stiftung von 225 fl., Alles in Allem: 99,679 fl. 93 kr. Das bei der Verlassenschafts-Abhandlung auf 37,000 fl. geschätzte, jedoch weit höher zu bewertende Pacsérer Besitztum, welches als Vermächtniss des Ludwig Szucsics de Pacsér ein Eigentum der Akademie bildet, jedoch der Witwe des Erblassers zu lebenslänglicher Nutzniessung verblieb, wurde wegen erst demnächst erfolgender grundbücherlicher Ueberschreibung noch nicht in die Vermögens-Bilanz der Akademie aufgenommen. — 2. Die bisher in die Vermögens-Bilanz der Akademie nicht aufgenommen gewesenen sichergestellten Vermächtnisse früheren Datums bewerten sich auf 48,187 fl. 33 kr. — 3. Die Ersparnisse vom Jahre 1883 vermehren das Vermögen der Akademie um 4565 fl. 7 kr. — 4. Das Vermögen der Akademie übersteigt nun bereits zwei Millionen. Es betrug am 1. Jänner 1883 1,886,797 fl. 14 kr., am 1. Jänner 1884 2,039,229 fl. 47 kr. — 5. Zu den von der Akademie besonders verwalteten Stiftungen kamen 1883 zwei neue hinzu: der Fond des commerciellen Kunstwörterbuches aus Schenkungen vaterländischer Geldinstitute, wovon 2658 fl. einliefen, und die Jubilar-Stiftung Johann Cserna's de Udvard 214 fl. 75 kr. Die zur Kazinczy-Stiftung gehörigen Immobilien (Besitzanteile in Kis-Bányácska und Felső-Regovecz) wurden erst jetzt im Werte von 24,000 fl. in die Bilanz aufgenommen. Dieser Fond hatte Ende 1883 beim Ungarischen Bodencredit-Institut in Baarem 5232 fl. 33 kr. Der Arany-Monument-Fond beträgt 70,177 fl. 88 kr.; der Székler Auswanderungsfond 6123 fl. 94 kr.; die Czartorisky-Preisstiftung 2006 fl. 82 kr.; der Reguly-Fond 1366 fl. 45 kr.; der Fond für Ausmalung des Prunksaales der Akademie 16,564 fl. 42 kr., wovon im laufenden Jahre 3—4000 fl. verwendet werden dürften, da Jul. Benczur das erste

historische Gemälde in Angriff nehmen wird: der Fond der Ingenieur-Stiftung 989 fl. 64 kr. — 6. Die Wertpapiere der Akademie bewerteten sich nach ihrem Nominalwert Ende 1882 auf 627,550 fl., Ende 1883 auf 780,100 fl. — 7. Die auswärts befindlichen Stiftungen der Akademie betrugen Ende 1882 295,415 fl., Ende 1883 390,702 fl.

II. 1. Die regelmässigen Einnahmen der Akademie überstiegen den Voranschlag um 2684 fl. 61 kr. Es waren veranschlagt 120,000 fl. und liefen 122,684 fl. 61 kr. ein. 2. Die regelmässigen Ausgaben der Akademie weisen dem Voranschlag gegenüber ein Ersparniss von 330 fl. 46 kr. auf. Es waren veranschlagt 118,400 fl. und wurden verausgabt 118,069 fl. 54 kr. 3. Das Bücherverlags-Unternehmen der Akademie hatte 1883 Einnahmen 12,485 fl. 79 kr.; Ausgaben 14,238 fl. 30 kr. 4. Zu rein wissenschaftlichen Zwecken hat die Akademie 1883 verausgabt 76,508 fl.

III. Der Directionsrat der Akademie hat in seiner am 27. Jänner 1884 abgehaltenen Sitzung das Budget der Akademie für 1884 folgendermassen festgestellt: *A*. Einnahmen: 1. Zinsen der Stiftungen 15,000 fl., 2. Ertrag der Wertpapiere 36,700 fl., 3. Hauszins 37,000 fl., 4. Ertrag anderer Immobilien 2000 fl., 5. Aus Bücherverkauf 7000 fl., zusammen 97,700 fl. 6. Landesdotation: *a)* zu historischen und literarhistorischen Zwecken 15,000 fl., *b)* zur Bekanntmachung von Kunstdenkmälern fl. 5000, *c)* zu naturwissenschaftlichen Forschungen 5000 fl., *d)* zur Vermehrung der Bibliothek 5000 fl., *e)* für die electrische Commission 1500 fl., *f)* für die classisch-philologische Commission 1000 fl., zusammen 32,500 fl., Totale 131,700 fl. Anmerkung: Für 1882 waren 116,500 fl., für 1883 120,000 fl. veranschlagt. — *B*. Ausgaben: 1. Zu Personal-Dotationen (Akademiker, Beamte, Diener) 24,690 fl. 2. Für Herausgabs des Jahrbuchs, Anzeigers und Almanachs 2000 fl. 3. für die Arbeiten der I. Classe und ihrer Commissionen 18,426 fl., 4. für die Arbeiten der II. Classe und ihrer Commission 27,350 fl., 5. für die Arbeiten der III. Classe und ihrer Commission 16,834 fl., 6. für die Bücherverlags-Commission 4000 fl., 7. für die Herausgabe der Werke des Gr. Stephan Széchenyi fl. 500, 8. auf Preise 7000 fl., 6. Subvention der «Budapesti Szemle» 2200 fl., 10—12. Subvention der «Ungarischen Revue», der «Revue Hongroise» und der «Fremdsprachlichen naturwissenschaftlichen Zeitschrift» 3500 fl., 13. für die Bibliothek 5000 fl., 14. für Erhaltung des Palastes und Zinshauses der Akademie 7000 fl., 15. Steuern 3500 fl., 16. Zinsen nach den von der Akademie verwalteten Separatfonds 4000 fl., 17. Rechtsanwalt, Kanzlei und Vermischtes 3000 fl., 18. Grabmäler und Porträts 1000 fl., zusammen 130,000 fl.

Anmerkung: Für 1882 waren veranschlagt 115,000 fl. und für 1883 118,400 fl.

VERMISCHTES.

— **Ungarische Journalistik im Jahre 1884.** Die Zahl der ungarischen Zeitungen und Zeitschriften beträgt gegenwärtig 482, gegen 427 des Vorjahres. Von diesen sind:

	1884	1883	Gegen das Vorjahr
1. Politische Tagesblätter	25	20	+ 5
2. Politische Wochenblätter	38	36	+ 2
3. Illustrirte Blätter	5	4	+ 1
4. Kirchen- u. Schulblätter	31	28	+ 3
5. Belletristische Blätter	22	15	+ 7
6. Humoristische Blätter	10	7	+ 3
7. Fachzeitschriften	87	81	+ 6
8. Nicht-politische Provinzblätter	109	104	+ 5
9. Inseraten-Blätter	4	5	— 1
10. Wochen- u. Monatschriften	115	106	+ 9
11. Vermischte Beilagen	36	21	+15
Zusammen	482	427	+55

Von diesen Journalen erscheinen 222 in der Hauptstadt Budapest, eines in Wien, die übrigen 259 in 106 Provinzstädten. — im Vorjahre erschienen 183 in Budapest, zwei im Auslande und 244 in 103 Provinzstädten.

Ausserdem erscheinen in Ungarn in fremden Sprachen 237 Zeitungen und Zeitschriften, und zwar:

	1884	1883	Gegen das Vorjahr
1. in deutscher Sprache	151	136	+ 15
2. in slavischer Sprache	53	53	—
3. in rumänischer Sprache	23	21	+ 2
4. in italienischer Sprache	5	4	+ 1
5. in hebräischer Sprache	2	2	—
6. in französischer Sprache	3	3	—
Zusammen	237	219	+18

Von den ungarischen Blättern entfällt auf 12,704 ungarisch sprechende Einwohner je ein Blatt; je ein deutsches Blatt auf 13,711 Deutsche, je ein slavisches Blatt auf 33,782 Slaven und je ein rumänisches Blatt auf 101,034 Rumänen.

In Ungarn erscheinen demnach gegenwärtig insgesammt 719 Zeitungen und Zeitschriften, von denen auf 19,034 Seelen je ein Blatt entfällt.

Das erste ungarische Blatt erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg, — das zweite ungarische Blatt am 2. Juli 1806 in Pest.

Seit 1780 erschienen in ungarischer Sprache zusammen 2041 Zeitungen u. Zeitschriften in 6915 Jahrgängen, u. zwar:

	in Budapest	in der Provinz	zusammen
1. Politische Tagesblätter	86	26	112
2. Politische Wochenblätter	64	105	169
3. Illustrirte Blätter	30	8	38
4. Kirchen- u. Schulblätter	79	52	131
5. Belletristische Blätter	136	37	173
6. Humoristische Blätter	54	45	99
7. Fachzeitschriften	236	88	324
8. Nicht-politische Provinzblätter ...	—	360	360
9. Inseratenblätter	16	25	41
10. Wochen- u. Monatsschriften ...	302	179	481
11. Vermischte Beilagen	88	25	113
Zusammen	1091	950	2041

(Aus dem vorzüglichen statistischen Ausweis von Josef Szinnyei in Nr. 4 des ausgezeichneten illustrirten Wochenblattes *Vasárnapi Ujság* d. h. Sonntags-Zeitung.)

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Ballagi Aladar, Wallenstein's Kroatische Arkebusiere, 1623—1626. Aus unbenützten archivalischen Quellen, mit mehreren Illustrationen. Budapest, 1884. Kilian, 42 S.

Brody Sandor, Nyomor. (Elend. Novellen und Erzählungen nach der Natur von Alexander Bródy). Budapest, 1884. Révai, 209 S.

Dallos József, Az ó-héber lyrai s tanköltészet (Die alt-hebräische Lyrik und Didaktik von Dr. Josef Dallos). Steinamanger, 1884. 153 S.

Győrffy J., Ujabb költemenyek (Neuere Gedichte von Josef Győrffy). Torda, 1883. Selbstverlag, 153 S.

Holitscher Philipp, Erzählungen. Budapest, 1884. Grill, 352 S.

Q. Horatius Flaccus satirái (Zwei Bücher Satiren von Q. Horatius Flaccus, in's Ungarische übersetzt und erläutert von Dr. Ignaz Barna. Mit gegenüberstehendem Text). Budapest, 1884. Athenaeum, 149 S.

Hunfalvy Janos, Egyetemes földrajz I. (Allgemeine Geographie, I. Band. Süd-Europa mit besonderer Berücksichtigung der ethnographischen Verhältnisse). Budapest 1884. Athenaeum, 767 S.

Kele Antal, Uj magyar gyorsiras (Lehrbuch einer neuen ungarischen Stenographie, nach dem Charakter der magyarischen Sprache, von Anton Kele). Gross-Kanizsa, 1884. Verfasser, 150 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DIE STAATLICHE SELBSTÄNDIGKEIT KROATIENS.

Die Idee der staatlichen Selbständigkeit scheint bei den kroatischen Brüdern bereits zur fixen Idee geworden zu sein, nicht nur die «Wilden», sondern auch die gemässigteren Mitglieder des kroatischen Landtags reden und handeln so, als ob zwischen Kroatien und Ungarn seit je ein bilateraler Vertrag, ein internationales Verhältniss bestanden hätte. Und nicht blos die Politiker des Agramer Landtags sprechen fortwährend von der staatlichen Selbständigkeit des dreieinigen Königreichs, sondern auch die kroatischen Gelehrten und Schriftsteller scheuen sich nicht, die Geschichte zu fälschen und die landesübliche Auffassung der Gegenwart in die längstvergangenen Zeiten zu übertragen. Herr Josef Staré schreibt in seinem Buche über die Kroaten:[1]

«Nachdem mit König Stefan II. die nationale Dynastie ausgestorben war, wurde nach längeren Parteiungen der ungarische König Koloman auf den kroatischen Tron *berufen* (1102), *jedoch nur unter der Bedingung, dass er die staatliche Selbständigkeit Kroatiens auch fernerhin anerkannte.* In Folge *dieser Personal-Union* mit Ungarn kam das nördliche Kroatien zu immer grösserer Bedeutung und Agram wurde der gewöhnliche Sitz der königlichen Stellvertreter oder Bane... Obwohl Sigmund (im J. 1397) vor seiner beschleunigten Abreise aus Kreuz die *staatliche Selbständigkeit Kroatiens* neuerdings anerkannte, so scheute er sich doch nicht, ganz Zagorien an den Grafen von Cilli zu verpfänden... Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács (1526) hatten die Kroaten *in Folge ihres staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn das Recht, unabhängig von diesem die Wahl eines neuen Königs vorzunehmen...* Ihre Anhänglichkeit an

[1] Die Völker Oesterreich-Ungarns. X. Band 2. Hälfte. Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska.

Oesterreich bewiesen die Kroaten vorzüglich auf dem Landtage zu Agram, wo sie am 9. März 1712 das weibliche Erbfolgerecht des Hauses Habsburg feierlich anerkannten, weshalb die später erlassene pragmatische Sanction in Kroatien gar nicht zur Verhandlung kam.»

Herr Bojničić, Herausgeber der Kroatischen Revue, macht dem ungarischen Akademiker Pesty den Vorwurf, dass er aus der Geschichte nur eine ungarisch gewürzte und nach eigenem Modell zugeschnitzte — Historie mache. Könnte er diesen Vorwurf nicht mit viel mehr Grund seinem Landsmann Josef Staré und allenfalls auch sich selber machen? Oder kann wohl Derjenige als nüchterner und objectiver Historiker gelten, der da behauptet, dass man im Anfang des XII. Jahrhunderts irgendwo in Europa von einer Personal-Union träumte?

Im zweiten Hefte der Kroatischen Revue lesen wir Folgendes: «Das Land von der Adria bis zur Drau kam unter dem ungarischen König Koloman, der zum König von Kroatien und Dalmatien *gewählt* wurde, in eine Union mit Ungarn. Koloman wurde im küstenländischen Belgrad (heute Zaravecchia) zum kroatisch- dalmatinischen Könige gekrönt. Wie man aus deutlichen Aussprüchen in den Urkunden von Koloman's Nachfolgern, seinem Sohne König Stefan II., König Géza II. u. A. ersieht, mussten die ungarischen Könige besonders nach Kroatien kommen, um hier als kroatisch-dalmatinische Könige gekrönt zu werden. Damit diese Autonomie Kroatiens und Dalmatiens noch klarer anerkannt werde, wurden diesen Ländern die ungarischen Prinzen mit königlicher Macht an die Spitze gestellt, und wenn der Herzogsstuhl unbesetzt blieb, so übten diese Macht die kroatischen Bane aus... Die königlichen Prinzen wurden auf diese Weise einigermassen die unmittelbaren Nachfolger Kriesimirs und Svinimirs und ersetzten durch ihre Macht und den Glanz ihrer Hofhaltung den Verlust der nationalen kroatischen Dynastie»...

So kann nur Derjenige schreiben, der «historische Wahrheit fälschen will.» Das Land zwischen der Drave und Adria gehörte nach dem Verfall des weströmischen Reiches zum Landesgebiet der byzantinischen Kaiser. Im VI. Jahrhundert wurde es von den Avaren überschwemmt und verwüstet; teils im Gefolge der Avaren, teils nach ihnen kamen die Kroaten und Serben in die Saveländer und erhielten von den byzantinischen Kaisern die Erlaubniss, sich daselbst anzusiedeln. Sowohl die Serben, als auch die Kroaten waren ursprüng-

lich Untertanen der byzantinischen Kaiser, obgleich sie von eigenen Zsupanen regiert wurden. Ein «kroatisches Reich», wie es Staré nennt, gab es niemals. Anfangs gab es so viele Zsupane als es Stammeshäupter gab, jeder Klan hatte sein Oberhaupt und hiess Zsupan. Später vereinigten einige mächtigere Zsupane mehrere Klane und nahmen auch den Königstitel an. Doch haben weder Kriesimir, noch Svinimir das ganze Land von der Adria bis zur Drave beherrscht. Staré selbst gesteht es, dass die Bewohner des Save- und Drau-Tales einen besondern *Staat* (?) unter den Pürsten in Sissek bildeten. Dieser «staatliche» Dualismus — meint Staré — schwächte die Kraft der kroatischen Nation, und beim ersten feindlichen Zusammenstosse mit einer fremden Macht, nämlich mit Karl dem Grossen, wurde das nördliche Kroatien gezwungen, sich an das fränkische Reich anzuschliessen. Folgendes ist die historische Wahrheit: Karl der Grosse vereinigte, nachdem er die Avaren besiegt hatte, ganz Pannonien, folglich auch das heutige Kroatien mit der fränkischen Monarchie, in Dalmatien aber herrschten zur selben Zeit die byzantinischen Kaiser. Folglich gab es damals weder ein kroatisches Reich, noch eine kroatische Nation im politischen Sinne. Zwar mochten die serbischen und kroatischen Stammeshäupter ziemlich unabhängig ihre Angehörigen regieren, denn Byzanz und Aachen waren weit entfernt von der Adria und von der Save. Aber eine kroatische Nation, einen kroatischen Staat im modernen Sinne gab es weder zu Karls des Grossen und Nikephorus' Zeit, noch auch später, als sich Kriesimir zum Könige krönen liess.

Die Magyaren besetzten am Ende des IX. Jahrhunderts das ehemalige Pannonien, und es ist wohl sehr wahrscheinlich, dass sie bald darauf ihre Heereszüge bis zur Adria ausdehnten, wie es der Anonymus erzählt. Pič, der böhmische Historiker, bricht nicht nur eine, sondern mehrere Lanzen für die Glaubwürdigkeit dieses ungarischen Chronisten, weil er darauf die Grossmacht des mährischen Reiches zu begründen meint. Bojničič dagegen erklärt den Anonymus für einen «Fabelmann», der nicht nur keine historische Kenntniss besass, sondern auch ohne Menschenverstand war; und warum fällt Bojničič über den guten Anonymus ein so hartes Urteil? weil er die arpadianischen Führer bis zum Meere vordringen lässt. Nun ist es aber doch Tatsache, dass die Magyaren in Italien und in das byzantinische Reich Einfälle machten, folglich ist es an und für sich

gar keine Unmöglichkeit, dass sie auch bis in's «kroatische Reich» vordrangen. Jedenfalls hat aber Ladislaus I. (1077—1095) das heutige Civil-Kroatien seinem Scepter unterworfen, denn er hat das Agramer Bistum gestiftet. Bojničić selbst muss es gestehen, dass der ungar. König Ladislaus im J. 1091 bis zum Berge Gvozd, d. i. der heutigen Kapela, vordrang und das Agramer Bistum stiftete, und dass Koloman den kroatischen Häuptling Peter auf dem Berge Petrov gvozd (Petrova gora) zwischen der Korana, Glina und Kulpa besiegte und sich im J. 1203 in Biograd krönen liess. Das Schreiben vom J. 1035, wonach der Herzog von Kärnthen Adalbert in seinem Aufstande gegen die deutsche Königsmacht sich auf die Hilfe der Kroaten stützte, beweist durchaus nicht die Existenz eines grossen kroatischen Reiches, wie man auch aus der Tatsache, dass Arnulf die Magyaren zu Hilfe gegen die Mähren rief, nicht folgern kann, dass damals das ungarische Reich schon an Deutschland grenzte.

Doch sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiss, dass seit Koloman das heutige Kroatien und ein Teil Dalmatiens zum Gebiete der ungarischen Krone gehörte; ferner ist es Tatsache, dass Kroatien nimmermehr einen eigenen König hatte, und dass kein einziger Nachfolger Koloman's nach Kroatien ging, um sich daselbst besonders als kroatisch dalmatinischen König krönen zu lassen. Von einer eigenen kroatisch-dalmatinischen Königskrone war niemals die Rede, und weder Staré noch Bojničić sind im Stande, diese Königskrone an's Tageslicht zu bringen.

Tatsache ist es, dass Slavonien, Kroatien und Dalmatien in den älteren Zeiten häufig von Prinzen des königlichen Hauses regiert wurden. Daraus folgt aber keineswegs, dass diese Länder eine staatliche Selbständigkeit hatten, dass sie einen besondern Staat bildeten. Finden wir denn nicht dasselbe im Mittelalter in allen europäischen Ländern, in Deutschland, Frankreich u. s. w.? Freilich gab es im Mittelalter keinen centralisirten Staat im modernen Sinne, aber dennoch bildeten die Herzogtümer und Markgrafschaften Deutschlands keine besonderen Staaten, auch dann nicht, wenn sie von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses regiert wurden.

Slavonien, Kroatien und Dalmatien wurden von Herzogen oder Banen verwaltet, Siebenbürgen stand unter Wojewoden und hatte ausserdem noch einen Grafen der Székler u. einen Grafen der Sachsen. Aber vor der Schlacht bei Mohács bildeten weder Siebenbürgen als

Ganzes, noch das Land der Székler und Sachsen einen besondern Staat. Der Bestand des Banates von Slavonien ist daher durchaus kein Beweis für die staatliche Selbständigkeit Slavoniens, eben so wenig wie die von der Kroatischen Revue angeführte Urkunde Karl Robert's vom Jahre 1325, wonach von jenseits der Drau Niemand vor das Gericht des Palatins oder des Judex Curiæ gezogen werden durfte. Auch die Sachsen und Székler in Siebenbürgen hatten ihre eigenen Gerichtshöfe. Die Zsupanien in dem Zwischenlande der Drau und Save waren in der Tat nichts anderes als die ungarischen Comitate oder die Stühle der Sachsen und Székler in Siebenbürgen, und Slavonien, Kroatien und Dalmatien hatten nach der Schlacht bei Mohács eben so wenig das Recht einen eigenen König zu wählen, wie Siebenbürgen. In Ungarn gab es eine österreichische und eine nationale Partei; diese krönte am 10. November 1526 Zápolya, jene wählte fünfzehn Tage später den Erzherzog Ferdinand zum König, hierauf erklärten sich die Stände Kroatiens am 1. Januar 1527 für Ferdinand, die slavonischen Stände aber am 6. Januar für Zápolya. Aber weder Zápolya noch Ferdinand liessen sich zum kroatischen oder slavonischen König krönen. Das ist denn doch kein Beweis für die staatliche Selbständigkeit Slavoniens und Kroatiens. Aber auch in der von der Kroatischen Revue angeführten Adresse der in Agram versammelten Stände vom 15. März 1712 an König Karl III. können wir keinen Beweis für die staatliche Selbständigkeit finden. Karl unterhandelte mit allen Provinzen seines Reiches, um die Annahme der weiblichen Tronfolge zu sichern, aber für das ungarische Staatsrecht und auch für Slavonien und Kroatien war nicht jene Adresse entscheidend, sondern der 2. G.-A. von 1723. Der 11. § dieses Gesetzartikels lautet also: «Et nonnisi post omnimodum prædicti sexus defectum avitam et veterem, approbatamque et receptam consvetudinem, prærogativamque statuum et ordinum in electione et coronatione Regum locum habiturum, reservant intelligendam.» Und im 6. § des von Maria Theresia erlassenen Krönungsdiploms vom J. 1741 heisst es: «Prærogativa regiæ electionis coronationisque antefatorum statuum et ordinum in pristinum vigorem statumque redibit et penes hoc Regnum Hungariæ et prædictas partes, ejusdemque antiquam consvetudinem illibate remanebit.»

Das heisst, die «Status und Ordines Regni Hungariæ partiumque eidem annexarum» behalten sich das Recht vor, nach dem etwai-

gen Aussterben der weiblichen Descendenten Karls III., Josefs I. und Leopolds I. einen König frei zu wählen und zu krönen. Dass aber die slavonischen und kroatischen Stände unabhängig von Ungarn einen König zu wählen das Recht hätten, davon ist keine Rede. Die kroatischen Stände hatten wohl die Befugniss, eine Adresse an den König zu richten, das konnte jedes Comitat und jede Jurisdiction tun, aber gesetzliche Verfügungen in betreff der Erbfolge zu bestimmen, dazu war der kroatische Landtag nicht berechtigt, darum wurde auch die pragmatische Sanction auf demselben nicht verhandelt.

Die staatsrechtliche Stellung Slavoniens und Kroatiens ist einzig und allein aus den ungarischen Reichsgesetzen ersichtlich. Für die Zeiten vor der Mohácser Schlacht ist eigentlich schon das «Tripartitum jurium et consvetudinum inclyti Regni Hungariæ» von Verbőczy entscheidend. Dieses Rechtscompendium des gelehrtesten Juristen seiner Zeit hatte Gesetzeskraft und wurde bis in die jüngst vergangene Zeit als Rechtsquelle betrachtet. Nun, Verbőczy beginnt den III-ten Teil seines Werkes mit folgenden Worten: «Absolutis judiciariis processibus... in hac tertia parte hujus opusculi superest tractare de litium et causarum in ipsam Curiam regiam per viam appellationis deducendarum atque transmittendarum seriebus ; et consequenter Regnorum Dalmatiæ, Croatiæ et Sclavoinæ atque Transylvaniæ, Sacræ videlicet Regni hujus Hungariæ *dudum subjectorum et incorporatorum* consvetudinibus...» Dann antwortet er auf die Frage, wer das Recht habe, eigene Gebräuche und Statuten zu kreiren, und sagt hierauf bezüglich Folgendes: «Unde licet Dalmatini, Croatienses, Sclavonienses et Transylvanienses in Homagiorum et Birsagiorum solutionibus, aliisque certis causarum processibus et terminorum observationibus alia et alia consvetudine, a nostra longe discrepante utantur utendique et fruendi habeant authoritatem, et inter se modo quoque illis simile aliquid de consensu Principis statuere et ordinare possint: *contra tamen Generalia statuta et decreta Regni* hujus Hungariæ et contra judicia, judiciariasque deliberationes... in Curia Regia per judices ordinarios administrari solita, celebrarique et pronunciari consvetas nil quidpiam constituere possunt, nullamque statuendi habent facultatem»... Daher müssen die Rechtsprozesse an die königl. Curia appellirt werden, «ubi quidquid deliberatum et conclusum fuerit, ratum semper erit atque firmum, Banali et Wajvodali deliberatione non obstante.»

Im 8. Gesetzartikel von 1492 lesen wir Folgendes: «Wajvodatum Transylvaniensem et Comitatum siculorum ac Temesiensem, præterea Banatum Sclavoniæ, Dalmatiæ et Croatiæ ... non aliis præterquam Hungaris pro officiolatu Regia Majestas dare et conferre valeat. bene tamen meritis.»

Die Kroatische Revue behauptet, dass der Banus von Slavonien, Kroatien und Dalmatien niemals den höchsten Würdenträgern Ungarns untergeben war und beruft sich auf ein von Karl Robert im J. 1325 erlassenes Document, welches also lautet: «Quod universi et singuli homines tam nobiles quam alii cuiuscunque præeminentiæ, conditionis et status existant, ultra fluvium Drava in tota terra banatus constituti judicio et jurisdictioni bani, pro tempore constituti, subjaceant, et nullus possit aliquem de terra banatus coram palatino vel judice curie regie aut coram quovis alio judicio aut extra judicium convenire.» Nun, der Banus war dem Range nach der dritte hohe Würdenträger des ungarischen Reiches, er folgte nämlich nach dem Palatin und dem Judex Curiæ, er hatte Sitz und Stimme am ung. Reichstag, auch bei der königl. Statthalterei, doch führte er weder hier noch dort je das Präsidium. Folglich war er den höchsten Würdenträgern Ungarns in der Tat untergeben, sowie auch gewisse Processe von der Banaltafel stets an die königliche Curia appellirt werden mussten.

Die Kroatische Revue und die kroatischen Historiker berufen sich auf eine Unzahl von Documenten, aus welchen hervorgeht, dass die Herzoge und Bane von Kroatien und Dalmatien verschiedene Privilegien erteilten, ja selbst Münzen auf ihren Namen prägen liessen. Nach Staré's Darstellung (Die Kroaten etc. pagina 33—41) hätte Kroatien wirklich eine ganz selbständige Staatsverfassung gehabt, der Banus wäre ein wirklicher Vicekönig gewesen, der kroatische Landtag hätte ganz unabhängig das Recht der Gesetzgebung, der Steuer-Bewilligung, Truppen-Aushebung, Beamtenwahl etc. ausgeübt. «Trotz der strengsten Personal-Union mit Ungarn — so fährt Staré fort — gab es doch von jeher auch gemeinsame Interessen, über welche im Einverständnisse zwischen dem ungarischen und kroatischen Landtage verhandelt werden musste.» — Das ungarisècke Staatsrecht, wie es bis zur Schlacht bei Mohács bestand, — kennt eine solche Selbständigkeit Dalmatiens, Kroatiens und Slavoniens nicht. In diesen «längst unterworfenen und incorporirten Ländern» galt das-

selbe Staatsrecht, wie in Ungarn, auch das Privatrecht und die Justizpflege waren dieselben, mit Ausnahme einiger geringfügigen Unterschiede, wie sie auch in Siebenbürgen und in andern mit Municipalrecht ausgestatteten Landesteilen vorkamen. Der hohe Clerus, der hohe und niedere Adel genossen hier und dort dieselben Privilegien und Immunitäten, sie bildeten die politische Nation, den Staat, sie waren die «Status et Ordines Regni Hungariæ et partium annexarum», sie waren gleichmässig die «membra sacræ Regni Hungariæ coronæ».

Der Graf der Sachsen und der Graf der Székler in Siebenbürgen, so wie auch der Wojvode von Siebenbürgen konnten ebenfalls die «Stände nach ihrem eigenen Gutdünken versammeln, sie waren auch die Befehlshaber der betreffenden Truppen; ja auch die einzelnen Comitate, die privilegirten Districte und königlichen Freistädte übten in gewissem Sinne das Recht der Gesetzgebung, der Beamtenwahl, der Steuerausschreibung und Rekrutenaushebung aus. Die kroatischen Landtage waren nichts anders als Provinzialversammlungen, ihre Beschlüsse hatten nur Giltigkeit, wenn sie den allgemeinen Reichsgesetzen nicht widersprachen.

Die türkischen Einfälle und Eroberungen haben seit 1526 sowohl in Slavonien, Kroatien und Dalmatien, als auch in Ungarn grosse Veränderungen hervorgebracht. Ein grosser Teil des Landes war über anderthalb hundert Jahre unter türkischer Herrschaft. Die östlichen Comitate des Zwischenlandes der Drave und Save, Syrmien, Verőcze und Pozsega, ferner der grösste Teil des ehemaligen Kroatiens gingen an die Türken verloren. Das Volk wanderte aus den von ihnen besetzten Gebieten massenhaft aus, um sich in sichereren Gegenden diesseits der Save und Drave anzusiedeln. Kopreinitz, Ivanics und Sziszek, ferner Szluin, Ogulin, Brinj, Otocsacz und Zeng waren jetzt die wichtigsten Grenzfestungen, in welchen die Besatzung zum Teil aus fremden Söldlingen bestand. Das Grenzland wurde nach und nach ganz militärisch organisirt und direct den obersten Kriegsbehörden zu Wien untergeordnet. Die seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts entstandene Militärgrenze wurde nicht nur Ungarn, sondern auch dem engern Mutterlande entfremdet. In Folge der im XVI., XVII. Jahrhundert und auch noch später stattgefundenen Einwanderungen von jenseits der Una und Kulpa entstanden ganze Territorialverschiebungen und Namenverwechselungen. Die magyarische Bevölkerung verschwand in dem Zwischenlande der Save und

Drave fast gänzlich, die Stelle derselben nahmen in den östlichen Landstrichen die Serben, in den westlichen die Kroaten ein. Schon früher waren die Benennungen Slavonien, Kroatien und Dalmatien ziemlich schwankend, bald war der eine, bald der andere Name überwiegend. Es ist in jüngster Zeit viel darüber gestritten worden, was eigentlich unter Slavonien und Kroatien in verschiedenen Zeiten zu verstehen sei, und welches die Grenzen des einen und des anderen Landes waren. So viel ist gewiss, dass in den ungarischen Reichsgesetzen der Name Kroatien weder vor der türkischen Occupation, noch nach den Friedensschlüssen von Karlovitz und Passarovitz auf den Landstrich zwischen der Drave und Save bezogen wurde. Auch der 59. Gesetzartikel von 1790 lautet noch also: «Accedente quoque benigno Suæ Majestatis sacratissimæ assensu conclusum est, ut deinceps contributio Regni Croatiæ, et trium *superioris Sclavoniae* Comitatum, Zagrabiensis utpote, Crisiensis et Varasdiensis, semper in diæta Regni Hungariæ, separatim tamen a contributione Regni Hungariæ pertractetur, neque in posterum eztra diætam Regni Hungariæ augeri possit.» Folglich wurden die erwähnten drei Comitate, welche gegenwärtig nebst Belovar und Fiume Civilkroatien bilden, auch im genannten Jahre noch nicht zu Kroatien gezählt. Dennoch bürgerte sich nach und nach der Name Kroatien für den Landstrich ein, welcher ehemals Slavonien hiess, und so gingen die Municipalrechte, welche einst dem eigentlichen Kroatien zukamen, auf das jetzige Kroatien über, während die Comitate Syrmien, Verőcze und Pozsega nach ihrer Wiedereinverleibung im J. 1751 den ungarischen Comitaten gleichgestellt wurden. Der 23. Gesetzartikel des genannten Jahres verordnet, das «Comitatus Syrmiensis, Verőcze et Pozsega posthac ad diætales Regni Conventus evocandi inter reliquos Regni hujus Comitatus sessione et voto postliminio gaudere possint.» Dagegen lautet der 61. Gesetzartikel vom J. 1625 also: «Status et Ordines unanimiter concludunt, ut imposterum futuris semper temporibus præpositus Zagrabiensis peculiaribus literis regalibus vocetur ad Comitia et inter Magnates locum et vocem habeat; similiter unus ex ablegatis Regni Slavoniæ inter Magnates vocem habeat, reliquis ablegatis inter regnicolas solitum locum et suffragium retinentibus.»

An dem staatsrechtlichen Verhältnisse Kroatiens und Ungarns haben die türkischen Eroberungen im Grunde genommen nichts geändert. Das ungarische Staatsrecht, das Privatrecht, die Verwal-

tung und Rechtspflege blieben dieselben in Ungarn und Kroatien. Wenn Rechtsverletzungen vorkamen, so erhob der ungarische Reichstag Beschwerden und urgirte die Aufhebung derselben. Maria Theresia errichtete im J. 1767 eine besondere königliche Statthalterei für Kroatien, sie wurde jedoch schon 1779 wieder aufgelöst und der ungarischen einverleibt, in welcher der Banus Sitz und Stimme hatte. Alle staatlichen Angelegenheiten Slavoniens und Kroatiens wurden auf den ungarischen Reichstagen verhandelt, unzählige Gesetzartikel handeln von der Banalwürde und bestimmen den Wirkungskreis des Banus, eben so wird in den Gesetzartikeln fortwährend die Wiedereinverleibung der zurückeroberten Gebiete und die Unterstellung der Militärgrenze unter die constitutionelle Regierung urgirt. Die kroatischen Magnaten hatten Sitz und Stimme am ung. Reichstage, ebenso wie der hohe Clerus; der Adel Kroatiens hatte das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit dem Adel Ungarns. Nicht als kroatischen, sondern als christlichen Helden und ungarischen Patrioten feierte Zrinyi der Dichter seinen Oheim, Nikolaus Zrinyi, den tapfern Verteidiger von Szigetvár. Die Kroatische Revue ereifert sich gegen Suman, weil er die Zrinyis kurzweg für die Slovenen reclamirt und erklärt eine solche Anmassung für ein wahres Unicum. Aber ein solches Unicum ist auch die Anmassung der Kroaten, die die Frangepans oder wie sie fälschlich schreiben «Frankopans» und die «Zrinjkis» für die Kroaten allein reclamiren. Zrinyi, der vom ungarischen Patriotismus erglühte Dichter, würde vor Scham vergehen, wenn er noch am Leben wäre und es erführe, dass er an die Seite der Starcsevicse gestellt wird! «Ne bántsd a magyart!» würde er ihnen auch heute zurufen.

Der 61. Gesetzartikel vom J. 1741 lautet also: «Accedente benigna Sacræ Regiæ Majestatis resolutione communi Statuum et Ordinum voto ultro compertum et statutum est: ut præfatorum Regnorum Dalmatiæ, Croatiæ et Sclavoniæ Regno Hungariæ annexorum filii nativi *sub denominatione Hungarorum* quoad officia et beneficia ecclesiastica et secularia etiam comprehendi intelligantur.» Im vorigen Jahrhundert wollten also die Kroaten selbst noch als Ungarn betrachtet werden. Es gab damals nur einen einzigen Umstand des Zwiespaltes zwischen den kroatischen und ungarischen Ständen, nämlich die Frage der Glaubensfreiheit.

Anfangs hatte die Reformation auch in Kroatien Eingang gefun-

den, der Banus Peter Erdődi und Georg Zrinyi förderten die Ausbreitung derselben, auch unter den fremden Soldaten der Grenzfestungen gab es viele Protestanten. Es trat jedoch daselbst bald eine Reaction ein, die Jesuiten in Agram eiferten für die Glaubenseinheit, und die kroatischen Stände erklärten sich entschieden gegen die Zulassung der Protestanten. Der 23. Gesetzartikel von 1687 lautet also: «Ad conservandam porro animorum concordiam, publicam Regni tranquillitatem, quæ in unitate Religionis potissimum consistere, et eaque in modo fatis Regnis Dalmatiæ, Croatiæ et Sclavoniæ stabilita fuisse dignoscitur: Ex benigna Suæ Majestatis annuentia conclusum est, ut in iisdem Dalmatiæ, Croatiæ et Sclavoniæ Regnis secundum *Municipales* eorumdem *leges, hoc loci Confirmatas,* tam in partibus sub jurisdictione eorumdem ad præsens existentibus, quam in futurum ad candem legitime reapplicandis, soli Catholici possessionis bonorum, uti hactenus, ita imposterum sint capaces.» Dieser Gesetzartikel wurde im J. 1715, 1723 und 1741 erneuert und erweitert. Beiläufig bemerken wir hier, dass der Gesetzartikel, welcher den Wünschen der Kroaten willfährt, die Beschlüsse ihres Provinciallandtages ausdrücklich für «leges municipales» erklärt, die am ung. Reichstage bestätigt werden.

Der Fanatismus der Kroaten gegen die Protestanten war so gross, dass der Banus Thomas Erdődi erklärte, er wolle eher Kroatien gänzlich von Ungarn losreissen, als gestatten, dass sich unter seiner Amtsführung «die protestantische Pest» im Lande verbreite. Auch gegen die Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche eiferten die Kroaten, man machte grosse Anstrengungen, um sie in den Schoss der röm.-kath. Kirche zu führen; allein Maria Theresia tat, wie Staré behauptet, aus Rücksicht für Russland, allen weiteren Vereinigungsversuchen Einhalt, und gründete für die bereits unirten Bewohner ein eigenes Bistum in Kreuz (1777).

Den zweiten Stein des Anstosses bildete später die Staatssprache. Bekanntlich galt während des Mittelalters und bis in die neuere Zeit sowohl in Ungarn als auch in Kroatien die lateinische Sprache als Staats- und Cultur-Sprache. Die gewaltsame Einführung der deutschen Sprache unter Josef II. rief eine Reaction hervor, sie erweckte in Ungarn die Liebe zur Muttersprache, und durch die französische Revolution wurde überhaupt die Idee der Nationalität wachgerufen. Man war nun bestrebt, die Fesseln der todten lateinischen Sprache

nach und nach abzuschütteln. Wenn aber eine lebende Landessprache zur Staatssprache erhoben werden sollte, so konnte es natürlich keine andere sein, als die Sprache desjenigen Volkstammes, welcher den ungarischen Staat begründet und erhalten, und welcher allen anderen Volksstämmen gegenüber das politische, sociale und numerische Uebergewicht hatte. Auch in Betreff der Ausbildung und Literatur konnte sich, mit Ausnahme der deutschen, keine andere Landessprache mit der ungarischen messen.

Nach Josefs II. Hinscheiden wurde zwar die lateinische Sprache wieder eingeführt, aber seit 1792 kamen verschiedene Gesetze zu Stande, welche die allmälige Erhebung des Ungarischen zur Staatssprache vorbereiteten. In Siebenbürgen war unter der Regierung der nationalen Fürsten fortwährend ungarisch die Amtssprache. In den Comitatsversammlungen wurde auch später häufig in ung. Sprache debattirt. Seit 1825 führte man die Verhandlungen auch an der unteren Tafel des Landtages in ung. Sprache, auch an der oberen Tafel bedienten sich schon einige Magnaten, besonders aber Graf Stefan Széchenyi des Ungarischen. An diesem Landtage wurde der Antrag gestellt, die Gesetze auch in ungarischer Sprache zu veröffentlichen. Hierauf machte der damalige Ban, Graf Ignatius Gyulai die Bemerkung, dass wenn man das Corpus Juris in's Ungarische übersetzt, es auch in's Kroatische übersetzt werden müsse, und der Obergespan von Pozsega, Graf Michael Szécsen stellte die Bitte, dass es auch in's Serbische übersetzt werde. Paul Nagy und seine Gesinnungsgenossen erwiderten hierauf, dass man den Kroaten diese Bitte nicht gewähren könne, sie mögen als Mitglieder der heiligen ungarischen Krone ungarisch lernen.

In der Tat machten die kroatischen Ablegaten anfangs keine besonderen Einwendungen gegen die Einführung der ungarischen Sprache, erst später eiferten sie dagegen, nachdem der Illyrimus in Kroatien in Schwung gekommen war. Einige kroatische Studenten hatten bereits im J. 1813 in Wien einen Freundschaftsbund geschlossen; ein ähnlicher Verein Studirender der verschiedenen südslavischen Stämme entstand in Graz.

Diese Vereine hatten aber noch wenig Bedeutung. Im J. 1838 entstand in Agram ein Leseverein, dem Graf Johann Draskovics präsidirte, und im J. 1842 legte Ludwig Gaj den Grund zu dem literarischen Verein «Ilirska matica». Dieser Verein wurde von Wien aus

unterstützt, um ein Gegengewicht gegen die unbequeme magyarische Opposition zu haben. Unter dem Deckmantel der literarischen Bestrebungen betrieb man Politik und schürte den Hass gegen die Magyaren. Zwischen der ungarischen und der nationalen Partei kam es schon im J. 1845 in Agram zu blutigem Kampfe. «Er war es, nämlich Ludwig Gaj, so schreibt Staré, der die Kroaten und Serben verbrüderte und um diesen Bund zu bekräftigen, den serbischen Patriarchen Rajacsics bewog, die Installation des neuen Banus Jellacsics vorzunehmen (1848)... Wie der misslungene bosnische Aufstand in den dreissiger Jahren eine Folge der Bestrebungen Gaj's war, so war auch der herannahende kroatisch-ungarische Krieg sein Werk.»

Die Ereignisse, die nun folgten, sind allgemein bekannt. Die Kroaten erwarteten im J. 1848 all ihr Heil vom Banus Jellacsics, ihre Hoffnungen gingen aber nicht in Erfüllung, das absolutistische Regierungssystem trat den nationalen Bestrebungen hemmend in den Weg, so klagt Staré. Anstatt des lebensfrischen Illyrismus, fährt er fort, tauchte nun eine südslavische Idee auf, die in der Gründung (1850) eines «Vereines für südslavische Geschichte» zuerst zum Ausdrucke kam. Präsident desselben war Johann von Kukuljevics.

Jellacsics wurde besonders von dem damaligen Kriegsminister Grafen Latour unterstützt; sein feindlicher Einfall in Ungarn war für beide Länder im höchsten Grade verhängnissvoll. Wäre dieser Kriegszug nicht erfolgt, so hätte vielleicht die gemässigte Partei des ungarischen Parlaments eine Verständigung und einen Ausgleich mit Oesterreich zu Stande gebracht; es wäre vielleicht gelungen, ohne die ungeheuren Opfer der Revolution und des Freiheitskampfes das Ziel zu erreichen, zu welchem man schliesslich im J. 1867 gelangte. Der Verband Kroatiens mit Ungarn war zerrissen, Ungarn hatte mehr ein ideelles Interesse, nämlich die Idee der Territorialintegrität der Stefanskrone, um das Bündniss mit Kroatien zu erneuern. Das einzige materielle Interesse für Ungarn lag darin, dass es einen Seehafen wünschen musste, es konnte demnach Fiume nicht entbehren. Um in den Besitz dieses Seehafens zu gelangen, scheute es keine Opfer. So kam im J. 1868 ein Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien zu Stande, mit welchem im Grunde genommen keine Partei recht zufrieden war; auch der im J. 1873 revidirte Ausgleich, in welchem Ungarn neue Opfer brachte, konnte die sich immer mehr steigernden Ansprüche eines grossen Teils der Kroaten nicht befriedigen. Nament-

lich ist in Betreff Fiume's noch immer kein Einverständniss zu Stande gekommen.

Bekanntlich besitzt Kroatien, mit welchem seit 1848 die drei slavonischen Comitate, die früher in Ungarn einverleibt waren, und nun auch die ehemalige Militärgrenze vereinigt sind, für innere Angelegenheiten, für Cultus und Unterricht, so wie für die Rechtspflege vollkommene Autonomie. Nur die übrigen Angelegenheiten, nämlich Industrie, Handel, Communication, Finanz und Landwehr sind mit Ungarn gemeinschaftlich und unterstehen den betreffenden ungarischen Ministerien, bei denen besondere kroatische Sectionen eingeführt sind. Wegen der gemeinsamen Interessen schickt der kroatische Landtag aus seiner Mitte 34 Abgeordnete in das ungarische Unterhaus und zwei in das Oberhaus, während der Banus, die Bischöfe und die kroatischen Magnaten, wie vor 1848 so auch jetzt, Sitz und Stimme im ungarischen Oberhause haben. In der Delegation, welche im Ganzen aus 60 Mitgliedern besteht, haben fünf Kroaten Sitz und Stimmen. Zur Deckung der Kosten der verschiedenen Zweige der autonomen Verwaltung sind 45% der Gesammteinnahmen des Landes bestimmt. An der Spitze der Landes-Regierung in Agram steht der Banus, der auf Vorschlag und mit Gegenzeichnung des ung. Ministerpräsidenten von Seiner Majestät ernannt wird; der Vermittler zwischen der kroatischen Landesregierung und dem Monarchen ist der kroatische Minister in Budapest. Besonders merkwürdig sind die Bestimmungen, welche sich auf das Wappenschild und auf die Amtssprache beziehen. Der 56. § lautet also: Auf dem Gebiete Kroatiens-Slavoniens ist sowohl bei der Gesetzgebung als auch in der Verwaltung und Rechtspflege die kroatische die Amtssprache. 57. §: Innerhalb der Grenzen Kroatiens-Slavoniens wird auch für die Organe der gemeinsamen Regierung die kroatische als Amtssprache bestimmt. 58. §: Das gemeinsame Ministerium muss auch in kroatischer Sprache abgefasste Eingaben und Unterbreitungen aus Kroatien-Slavonien annehmen und dieselben in kroatischer Sprache erledigen. 59. §: Die kroatischen Abgeordneten können am gemeinsamen Reichstage und im Schosse der Delegation sich auch der kroatischen Sprache bedienen. Die von der gemeinsamen Legislative kreirten Gesetze müssen auch in kroatischem Originaltext und von seiner Majestät unterschrieben herausgegeben werden. 61. §: Kroatien-Slavonien-Dalmatien können innerhalb der Landesgrenzen

in den internen Angelegenheiten ihre eigenen vereinigten Landesfarben und Wappenschilder benützen, jedoch sollen die letzteren mit der Stefanskrone bedeckt sein. 62. §: Das Symbol der gemeinsamen Angelegenheiten der Länder der ungarischen Krone sind die vereinigten Wappen Ungarns, Kroatiens, Slavoniens und Dalmatiens. 63. §: Wenn gemeinsame Angelegenheiten verhandelt werden, so soll am Gebäude, in welchem der gemeinsame Reichstag der Länder der ungarischen Krone abgehalten wird, neben der ungarischen auch die kroatisch-slavonisch-dalmatische Fahne ausgesteckt werden.

Wir haben diese Punkte des Ausgleichs wörtlich angeführt, weil sie gewiss höchst merkwürdig sind. Ungarn, welches in Bezug auf die Steuerkraft, wie es in demselben Ausgleiche ausdrücklich heisst, im Verhältniss zu Kroatien-Slavonien so steht wie 93.5 : 6.5, hat diese Punkte acceptirt, in welchen die ungarische Amtssprache und das ungarische Landeswappen der kroatischen Sprache und dem kroatischen Landeswappen untergeordnet werden! Am kroatischen Landtage darf kein magyarisches Wort gesprochen werden; hätte jemand die Kühnheit es zu tun, er würde gewiss mit seinem Leben dafür büssen, nicht nur die Starcsevics, sondern auch die Kukuljevics würden ihn in Stücke zerhauen. Am ungarischen Reichstag und in den Delegationssitzungen aber kann jeder Kroate, wenn er dazu Lust hat, kroatisch reden. Das gemeinsame Ministerium zu Budapest muss kroatische Acten annehmen und in kroatischer Sprache erledigen, seine Organe in Kroatien aber sollen sich ausschliesslich der kroatischen Sprache bedienen. Am Gebäude des kroatischen Landtages weht niemals die ungarische Fahne, in Budapest aber muss man die kroatische Fahne ausstecken, so oft gemeinsame Angelegenheiten verhandelt werden. An den Amtsgebäuden der kroatischen Behörden sind in ganz Kroatien und Slavonien die Landeswappen mit kroatischer Inschrift versehen; es ist zwar in den angeführten Punkten keine Bestimmung in Bezug auf die Aufschrift der Wappenschilder enthalten; man nahm es als selbstverständlich an, dass die kroatischen Wappenschilder mit kroatischer Inschrift zu versehen seien. Auch am Amtsgebäude des kroatischen Ministeriums zu Budapest ist ein Wappenschild mit kroatischer Aufschrift angebracht. Als aber das gemeinsame Finanzministerium an einigen Amtsgebäuden seiner Organe in Essegg und Agram Wappenschilder mit kroatischer und ungarischer Inschrift anbringen liess, da wurden die Schilder gewalt-

sam hinabgerissen und vernichtet, es entstand ein Aufruhr, den die Landesregierung in Agram zu unterdrücken weder die Lust, noch die Macht hatte! Wenn die kroatischen Behörden ihre Wappenschilder mit kroatischer Inschrift versahen, obgleich darüber in dem betreffenden § keine ausdrückliche Bestimmung enthalten ist, so sollte man meinen, dass es sich von selbst versteht, dass auf den gemeinsamen Wappenschildern beide Amtssprachen figuriren müssen. An den Militärgebäuden der gemeinsamen Armee tragen die Schilder in ganz Ungarn, und wahrscheinlich auch in Kroatien, eine deutsche Inschrift, trotzdem ist es noch Niemandem eingefallen deshalb einen Volksaufstand zu insceniren. Ein Fehler war es, dass man nicht gleich von allem Anfang in ganz Kroatien an den Amtsgebäuden der Organe der gemeinsamen Regierung zum Zeichen der Zusammengehörigkeit aller Länder der ung. Krone die ungarischen Aufschriften eingeführt hat, und dass man, wenn man nachträglich diesen Fehler gut machen wollte, nicht mit ganzer Oeffentlichkeit und Entschiedenheit aufgetreten ist.

Dass aber die Affichirung der Schilder mit zweisprachigen Aufschriften nur der äussere Vorwand des Kravalls war, das haben die spätern Ereignisse und namentlich das Gebahren des nunmehr vertagten Agramer Landtages klar und deutlich erwiesen. Wenn selbst ernste Staatsmänner und wissenschaftlich gebildete Schriftsteller die Ueberzeugung hegen und verkünden, dass Kroatien seit je eine staatliche Selbständigkeit besass, dass zwischen Ungarn und Kroatien vor 1848 nur eine Personal Union bestand: so ist es kein Wunder, dass man den im J. 1868 mit Ungarn geschlossenen Ausgleich zu untergraben strebt, dass man die ungarische Staatsidee perhorrescirt und einen völlig unabhängigen und selbständigen kroatischen Staat begründen will. Nachdem man mit Hilfe der Ungarn die Militärgrenze erhalten hat, strebt man jetzt nach der Einverleibung Dalmatiens, hätte man einmal dieses Land annectirt, so würde man Bosnien und die Herzegovina verlangen, man hätte dann statt des jetzigen dreieinigen, ein viereiniges Königreich. Mit der Zeit könnte man die Hände auch auf Kärnthen, Istrien und Steiermark ausstrecken; das Königreich Serbien würde sich dann von selbst in die Arme der Kroaten werfen. So wäre das grosskroatische Reich fertig, und Ungarn müsste sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben!

Die Realisirung dieses Zukunftstraumes ist ja in den Augen der kroatischen Patrioten nur ein Kinderspiel. Man soll ihnen nur stets 45 % der gesammten Einkünfte gewähren, und wenn das nicht hinreicht, so gebe man ihnen 50, oder 60 Percent, das Uebrige werden sie schon selbst besorgen. Sie werden die Widerspenstigkeit, die sich etwa zeigen sollte, mit ganz anderen Mitteln zu unterdrücken verstehen, als es der ung. Ministerpräsident getan hat!

Die «Wilden» wollen jede Gemeinschaft mit Ungarn auflösen, und auch die gemässigte kroatische Opposition acceptirt blos die im Ausgleiche vom J. 1867 festgestellten, zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen Ländern Seiner Majestät gemeinsamen Angelegenheiten und die bestehenden Modalitäten der Behandlung derselben durch die Delegationen und die gemeinsamen Ministerien für Auswärtiges, Kriegswesen und Finanzen, sonst aber fordert sie für Kroatien-Slavonien vollständige Autonomie. Finanzen, Handel und Gewerbe, Communikazionen, Landesverteidigung u. s. w. sollen nicht mehr zwischen Ungarn und Kroatien-Slavonien gemeinsame Angelegenheiten bilden, sondern in den Wirkungskreis des Agramer Landtages fallen und in derselben Weise verwaltet werden, wie gegenwärtig die Kroatien-Slavonien vorbehaltenen autonomen Angelegenheiten, nämlich Cultus und Unterricht, innere Administration und Justiz. Die finanzielle Selbständigkeit Kroatiens wurde schon im J. 1868 von einem Teil der damaligen kroatisch-slavonischen Regnikolar-Deputation gefordert, im J. 1872 kam diese Frage neuerdings zur Sprache, und gegenwärtig ist die Selbständigmachung des kroatischen Finanzwesens ein Schlagwort, mit welchem man gegen Ungarn wirksam agitirt. Wie man einst alles Heil vom Banus Jellacsics erwartete, so erwartet man jetzt alles Heil von der finanziellen Selbständigkei. Herr Béla Lukács hat jüngst in den Tagesblättern die finanzielle Selbständigkeit aus finanziellem Gesichtspunkte beleuchtet. Wir wollen hier die wichtigsten Daten mitteilen, um nachzuweisen, welchen Vorteil Kroatien aus der Selbständigkeit der Finanzen zu erwarten hat. Im J. 1884 betragen die gesammten Einnahmen Kroatiens-Slavoniens und der Militärgrenze 16.375,247 Gulden, davon entfallen auf die directen Steuern 6.161,023, auf die Gebühren und Taxen 979,761, auf die Stempel 639,080, auf das Tabakgefälle 2.958,930, auf das Salzgefälle 1.674,477, auf die Staatsforste 1.099,677, auf die Staatsbahnen 1.210,900 Gulden. Die

Gestehungskosten betragen 5.981,829 Gulden, folglich bleiben als Netto-Einnahme 10.393,418 Gulden.

Zum Vergleiche führen wir hier an, dass die Communal-Einnahmen der ungarischen Hauptstadt Budapest beiläufig die Hälfte der gesammten kroatisch-slavonischen Einnahmen betragen, sie belaufen sich nämlich, nach dem Voranschlag von 1884, auf 7.349,019 Gulden. Im J. 1882 wurden in Budapest an direkten Steuern factisch eingezahlt für die Staatscasse 6.358,025, für die Communalcasse 2.270,904 Gulden.

Setzen wir den Fall, der finanzielle Verband zwischen Ungarn und Kroatien-Slavonien habe aufgehört, dann würde es speciell ungarisch-kroatische gemeinsame Angelegenheiten nicht mehr geben; die Kroaten müssten aber dann in Folge des österreichisch-ungarischen Ausgleiches vom J. 1867 zu den gemeinsamen Ausgaben der Monarchie im Verhältniss ihrer Steuerfähigkeit, auf Grund desselben Schlüssels und derselben Modalitäten beitragen, welche für die Aufteilung der Lasten zwischen den Ländern der ungarischen Krone und den übrigen Ländern Seiner Majestät massgebend sind. Sie müssten also, nach dem Kostenvoranschlag für 1884, wie Herr Béla Lukács ziffermässig nachgewiesen hat, für die gemeinsamen Ausgaben der Monarchie folgende Beiträge leisten:

Für die Hofhaltungskosten	444,858 fl.
Für die gemeinsamen Ausgaben	3.113,191 «
Zur österreichischen Staatsschuld	3.139,611 «
Für österreichische und kroat. Pensionen	467,560 «
Für den Mobilisirten-Fond	78,048 «
Zusammen	7.243,248 fl.

Es verbleibt also nach Abschlag der Kosten für die Beschaffung der Einnahmen und der österreichisch-ungarischen gemeinsamen Angelegenheiten zur Verfügung Kroatiens ein Ueberschuss von 3.150,170 fl.

Nun aber werden von der ungarischen Finanzverwaltung factisch folgende Ausgaben ausschliesslich in Kroatien geleistet, an kroatische Individuen gezahlt, oder für kroatische Arbeiten verwendet:

Die Quote zur Bestreitung der Kosten der inneren Verwaltung beträgt nach dem 1884-er Budget[1]	5.875,521 fl.
Die auf kroatischem Gebiete amtirenden Staatsbau- und Stromingenieur-Aemter ...	68,847 «
Bau und Erhaltung der Staatsstrassen ...	545,322 «
Erhaltung und Verwaltung der Wasserstrassen	115,010 «
Ankaufspreis der Eisenbahn Agram-Karlstadt	285,600 «
Kroatische Honvédschaft	1.084,217 «
Kontumaz-Anstalten	9,000 «
Berghauptmannschaft in Agram	7,660 «
Subventionirung der Schiffahrt in Kroatien	10,000 «
Kosten der Rekrutirung in Kroatien ...	15,000 «
Zusammen	8.016,177 fl.

Schon diese Ausgaben überschreiten den Ueberschuss der Einnahmen um nahezu fünf Millionen Gulden. Und dabei ist für die Kosten der Centralleitung bei den verschiedenen Centralstellen gar nichts veranschlagt.

Hiezu kommt aber auch noch die gemeinsame Staatsschuld der Länder der ungarischen Krone, der jährliche Beitrag zur Verzinsung derselben würde wenigstens 3.780,430 Gulden ausmachen müssen.

Das Bild des selbständigen Kroatiens stellt sich demnach in Zahlen ausgedrückt in folgender Weise zusammen:

Die Brutto-Einnahmen betragen	16.375,247 fl.
Die Beschaffungskosten dieses Erträgnisses machen aus	5.981,829 «
Die obligate Beitragsquote zu den gemeinsamen Ausgaben der Monarchie beträgt	7.243,248 «
Die Summe der in Kroatien derzeit gemachten Auslagen beträgt	8.016,177 «

[1] Für Civil-Kroatien 45% des Einkommens mit 3.725,521 Gulden und für die nun einverleibte Militärgrenze 2.099,501 Gulden, also zusammen 5.875,521 Gulden.

Die Summa der gesammten Ausgaben beträgt demnach 21.241,251 Gulden und diesen Ausgaben steht eine Einnahme von 16.375,247 Gulden gegenüber. Es stellt sich demnach ein jährliches Deficit von 4.866,004 Gulden heraus. Das sich selbst überlassene, und in seinen finanziellen Angelegenheiten selbständige Kroatien würde also, selbst in dem Falle, wenn es zur Centralverwaltung der Länder der ungarischen Krone und zu den auch in seinem Interesse aufgenommenen Schulden gar nichts beitragen sollte, einem Deficit von fast fünf Millionen gegenüber stehen! Und dieses ist in der Tat beiläufig die Summe, die Ungarn aus eigenen Mitteln für Kroatien aufbringen muss, dies ist der Liebesdienst, den Ungarn für die Freundschaft Kroatiens leistet.

Kroatien ist in der Lage, für die Angelegenheiten seiner autonomen Verwaltung 45, und wenn man die Dotation, welche auf Rechnung der ehemaligen Militärgrenze zu seiner Verfügung steht, mit einrechnet, noch bedeutend mehr als 45 Percent seines Einkommens zu verwenden, während Ungarn für dieselben Verwaltungszweige kaum 17 Percent verwenden kann. Es gibt in der Tat kein Land in Europa, welches in der Lage wäre, eine so beträchtliche Quote seiner öffentlichen Einkünfte für Administration, Justizpflege und Unterricht zu verwenden. Die Länge der Staatseisenbahnen und der Staatsstrassen ist in Kroatien verhältnissmässig viel grösser, als in Ungarn. Trotz alledem beschweren sich die Kroaten, dass ihre wirtschaftlichen Interessen vernachlässigt werden, und behaupten, dass das Land zu Gunsten Ungarns ausgebeutet wird. Ungarn bringt im Interesse der guten Beziehungen, im Interesse der Einheit der Länder der Stefanskrone enorme Opfer, und dennoch wird in Kroatien Alles, was an Ungarn, an die ungarische Staatsidee erinnert, Alles, was magyarisch ist, mit wahrer Berserkerwut verfolgt; die geringste Sympathie für Ungarn wird als Vaterlandsverrat gebrandmarkt und mit Hohn und Verachtung belegt; der Umstand, dass einzelne allgemeine Angelegenheiten in Kroatien von der ungarischen Regierung verwaltet und besorgt werden, wird in gehässigster Weise dazu benützt, um jeden Uebelstand, jedes Gebrechen in der autonomen Verwaltung, Ungarn und der ungarischen Regierung in die Schuhe zu schieben, und um die dortigen Organe der gemeinsamen ungarischen Regierung ungestraft zu insultiren.

Unter solchen Verhältnissen könnte es leicht geschehen, dass

Ungarn aufhört, die Freundlichkeiten der Kroaten mit grossmütigen Liebesdiensten zu erwiedern und auch fernerhin die von Rechtswegen auf Kroatien entfallenden Lasten aus Eigenem zu tragen. Es dürfte früher oder später die Epoche der finanziellen Selbständigkeit für Kroatien factisch eintreten. Materiell würde Ungarn dabei nur gewinnen. Den Seehafen Fiume aber kann Ungarn nicht entbehren und nimmer wird es denselben an Kroatien abtreten. Und sollten sich die Verhältnisse jemals so gestalten, dass es die Linie Zákány-Agram-Karlstadt-Fiume nicht nach Belieben benützen kann, so wird es die Linie Kanizsa-Pragerhof-Laibach-St. Peter benützen. Nachdem die Wutausbrüche eines Starcsevics, Kamenar, Pilenpics, Ivics u. s. w. am Agramer Landtag erfolgt sind, wäre es endlich Zeit, die schwebende Frage in Betreff Fiume's in definitiver Weise zu lösen. Auch sollte man endlich in Betreff Dalmatiens den Kroaten frei und offen erklären, dass Ungarn durchaus keine Lust verspüre, auch noch das Deficit Dalmatiens grossmütig zu übernehmen!

Dr. Johann Hunfalvy.

DENKREDE AUF JOHANN ARANY.

(Schluss.)

Nehmen wir seine verschiedenen, kleineren und grösseren poetischen Erzählungen und Balladen zur Hand, so finden wir auch in diesen überall die Spuren einer Volkssage, eines Märchens, oder einer Anekdote. Mit einem Blicke entdeckt er auf dem vasten Gebiete unserer Chroniken jedes Moment, jeden Zug, welcher ein Rudiment von Volksdichtung ist, oder doch mindestens einen poetischen Kern birgt; aus den volkstümlichen Ueberlieferungen fühlt er sofort heraus, was darin gestaltungsfähig ist; er bildet die zu Grunde liegende Idee weiter aus, oder haucht dem Ueberkommenen eine neue Idee ein; er restaurirt in seiner Phantasie die verschwommenen Details, die abgeblassten Züge, reconstruirt die verwitterten Trümmer und flösst dem entseelten Stoffe neues Leben ein. Wenn wir seine Werke mit dem Materiale vergleichen, aus welchem er dieselben gestaltet hat, so bewundern wir unwillkürlich seine dichterische Begabung, wie seine künstlerische Kraft. Welch ein unorganisches Conglomerat von

Daten und Taten ist selbst die Toldi-Sage; wie geringfügig sind die Spuren gestaltender Phantasie, welche sie aufzuweisen hat; und doch welch eine meisterhafte Trilogie hat Arany daraus gestaltet! Er fasste wie mit Zauberhand die zerstreuten, formlosen Bruchstücke zu einem künstlerischen Ganzen zusammen; er weiss nichtssagende Geschehnisse zu poetischen Handlungen, rohe, zuweilen selbst niedrige Taten zu herrlichen psychologischen Motiven zu gestalten; wo der Fluss der Sage versiegt, spinnt er mit nimmer versiegender Erfindungsgabe neue Fäden an, bald aus der Geschichte, bald aus der eigenen, durch das Studium des Altertumes befruchteten Phantasie. In Arany quoll die schöpferische Kraft mächtig empor, aber nur dann, wenn er mindestens ein kleines Fleckchen des Bodens vaterländischer Tradition unter seinen Füssen fühlte. In die leeren Lüfte hätte er sich vergeblich aufzuschwingen versucht und er machte den Versuch überhaupt nicht. Gleich Antæus fand auch er seine Kraft nur im heimischen Boden.

Gleichwie er das Gerippe, die Handlung seiner Werke aus der Tradition schöpfte, so folgte er auch in der Charakterzeichnung nicht einzig und allein seiner Phantasie. Er suchte aus der Gegenwart alles auf, was nur immer mit der Vergangenheit in Zusammenhang zu bringen war. Er war der Ueberzeugung, dass die Charakterzüge des alten Magyarentums am unversehrtesten und lebendigsten im Volke wieder aufgefunden werden können, welches die Eigentümlichkeiten, die Gewohnheiten, ja selbst das Temperament seines Stammes am längsten bewahrt. Was er in Volkskreisen, in einem und dem anderen altertümlichen Edelhofe oder Schlosse sah, hörte, erfuhr oder beobachtete, das übertrug er geläutert, ausgestaltet, in den Schmelz der Jahrhunderte getaucht, in altersgraue Zeiten. Was ist sein Etele anderes, als der Sohn unserer Puszten, zum Heerführer, zum Fürsten ausgestaltet und erhöht? Und gleicht Etellak nicht manch einer Stadt des Alföld, deren Gassen und Häuser nichts anderes sind, als Stein gewordene Zeltreihen? Etels Gelage gemahnt uns trotz des königlichen Prunkes an die Fest- und Hochzeitsmahle des ungarischen Volkes und Czerkó's Spässe gleichen ganz und gar dem Treiben des Lustigmachers bei unseren Bauernhochzeiten. Und die Jagd in der Mátra, die als Geschenk gesandte Pferdekoppel, die Bewegung des erregten Hunnenvolkes, sie alle wecken und erneuen verblasste Erinnerungen in uns. Es ist alles grossartiger, veredelt zwar, aber im

Wesentlichen doch dasselbe, was wir auch selber schon gesehen und erfahren haben. Was ist Toldi anders, als der ungeschlachte Junge aus einem unserer Edelhöfe, der verbauerte Bursche wie er leibt und lebt, der den Beruf zu Höherem in seiner Brust fühlt, plötzlich aus seinem Heimatsdorfe verschwindet und nachmals mit Ehren wieder heimkehrt? Sein Streit mit dem älteren Bruder, seine Flucht, der Abschied von der Mutter und der alten Magd, das Zechgelage in der Schänke, erneuern sich nicht alle diese Scenen in unseren Dörfern unzählige Male? Kennt nicht schier jede Gegend Ungarns eine Frau Toldi, eine Edelfrau von altväterischem Zuschnitte, deren liebevolles Mutterherz die Geschicke des Sohnes unablässig mit Beben und Bangen verfolgt, des Sohnes, den sie voll mütterlicher Eitelkeit in die Arme schliesst, als sein Schicksal sich zum Besseren wendet, gegen den sie aber mit aller Strenge auftritt, wenn sie ihn im Kreise leichtlebiger Cumpane trifft? Und der alte und der junge Bencze — treten sie uns nicht in vielen Dorfschaften entgegen? Seid ihr niemals an des greisen Rozgonyi gastlichem Tische gesessen, hat nicht auch euch die liebliche Piroska die Speise geboten und den Trunk kredenzt, dieses gefühlstiefe, aber durchaus nicht in Empfindelei befangene, dieses leidende, aber auch in ihrer Entsagung starke Mädchen, die der Typus der Ungarmaid ist, wie Goethe's Gretchen jener der deutschen? Wer hat niemals eine um ihr Erbgut verkürzte Witwe gesehen? Sie kann nicht anders reden, als Ritter Both's Witwe. Die vom Schmerz erpressten Wutausbrüche des alten Bárczy hat sicher Jedermann schon oft im Leben vernommen; nur hat Arany dieselben weit wirkungsvoller zum Ausdruck gebracht.

Ist nicht der Heldenmut unseres Honvéd wiedergespiegelt in Szondi's Tod, der noch kämpft, nachdem ihm der Kanonenball Sehnen und Knochen des Knies zerschmettert hat? Gibt Valentin Török nicht der dreihundertjährigen Politik Ungarns Ausdruck?

Dieses lebhafte Gefühl für die Ueberlieferung, dieses lebendige Verschmelzen der Vergangenheit und der Gegenwart mussten Arany notwendiger Weise zu einem gewissen Realismus hinleiten im Gegensatze zu dem Idealismus unserer älteren epischen Poesie. Doch dieser Realismus hat nichts gemein mit jenem, welcher neuestens in der französischen Literatur verherrlicht zu werden pflegt und der nachgerade auch bei uns Anhänger findet. Der Kampf zwischen Idealis-

mus und Realismus in der Poesie ist nicht eben eine neue Erscheinung: der alternde, erschöpfte Idealismus ruft immer den Realismus hervor und die Ausschreitungen des Realismus erwecken immer wieder von Neuem den Idealismus. Beide haben seit jeher wechselseitig einander moderirt; ein harmonisches in einander Verschmelzen beider hat mehr denn einmal die herrlichsten Werke zu Tage gefördert, das Uebermass ihrer einseitigen Reaction hat jederzeit jene Extreme hervorgerufen, welche durch die Natur dieser literarischen Kämpfe zwar erklärlich werden, vom ästhetischen Gesichtspunkte aber nun und nimmer zu rechtfertigen sind. Arany befolgte nicht ein streng unantastbares System, aber ein belebendes Princip schwebte ihm stets vor Augen. Dichten und dabei doch wahr bleiben, das war sein Wahlspruch und das ist die Aufgabe, von deren Lösung der dichterische Erfolg abhängig ist. Ohne wahre Begeisterung, ohne wahrhaftiges Erfassen des menschlichen Herzens und der Aussenwelt ist keine Wahrscheinlichkeit zu erzielen. Die künstlerische Gestaltung ist ja nichts anderes, als die Verarbeitung der Wirklichkeit je nach den Anforderungen der zum Ausdrucke zu bringenden Idee. Nach dieser Wahrheit, nach dem je wirkungsvolleren Ausdrucke derselben strebte Arany, insoferne war er Realist; eigentlich aber tat er nichts anderes, als dass er bestrebt war, das Ideale und das Reale in engere Wechselverbindung zu bringen, als irgend ein anderer ungarischer Dichter. Und wenn er vielleicht hie und da kräftigere Zuge gebraucht, so war das eben nur Reaction gegen den hohlen Idealismus unserer Poesie. Dazu kam noch, dass in seinen Augen die Poesie ein Product des nationalen Geistes war, nicht aber das privilegirte Eigentum einzelner Gebildeterer. Die Fortentwicklung des volkstümlich nationalen Elementes barg schon an und für sich einen gewissen Realismus in sich, nicht nur hinsichtlich des Gegenstandes und der Charakterzeichnung, sondern auch der Kunstform. Arany fühlte sich nicht durch das Kunst-, sondern durch das naive Epos angezogen; er fühlte, dass in den Gebilden, welche das Volk Jahrhunderte hindurch schafft, mehr Realismus und wahrhaftigerer Idealismus liege, als in denjenigen, welche die blos individuelle Phantasie der Dichter zeugt. Er studirte die grossen Epen der Weltliteratur und erhob seinen Instinkt zu klarem Bewusstsein.

Er war ganz und gar zum Epiker geboren und wollte auch nichts anderes sein. Die Saite der Jugend, diese volltönendste Saite

der Lyrik, fehlte seiner Leier; er trug durchaus kein Verlangen, um Petőfi's Lorbern zu buhlen. Seinen Neigungen, seiner ganzen Richtung, all seinem Arbeitstriebe völlig entgegen wurde er auch auf den Pfad der Lyrik mit fortgerissen. Er trat in dieser Richtung einige Jahre vor der Revolution auf; das Tosen des Freiheitskampfes war der ruhigen Tätigkeit der Epik nicht hold, die nationale Katastrophe noch weniger. Er selber irrte einem Landflüchtigen gleich unter den Ruinen umher. Der Schmerz der Nation und sein eigenes Weh quollen über in seinem Busen und wollten ausgegossen sein. Sein Sang war wie jene Elegie, welche an dem Strande der «Gewässer Babylons» ertönte, wie ein heimlicher Klagelaut, schmerzlich fortvibrirend durch das ganze Land von einer Grenzmarke bis zur anderen. Wer gedenkt nicht der Gedichte «Öszszel» (Im Herbste), «Leteszem a lantot» (Nun lage ich die Laute hin). «Fiamnak» (An meinen Sohn), «Silvester-éjen» (In der Sylvesternacht), «Rachel», «Dalnok buja» (Des Sängers Gram)? Niemals wirkte bei uns die Poesie des patriotischen Gefühles mit weniger Getöse, niemals so sehr durch ihre ureigensten, edleren Mittel, als in jenen düsteren Jahren durch Arany. Der Schleier, in welchen der Dichter seine eigentliche Tendenz vor dem spähenden Auge des Censors verhüllte, hob seine Gedanken nur noch schöner hervor und die Ferne, aus welcher notgedrungen sein Lied ertönte, verlieh den ersterbenden Klängen nur noch mehr Zauber. Arany begeisterte seine ringende Nation auch in der Zeit des Freiheitskampfes, doch blieb er weit zurück hinter den Revolutions-Dithyramben Petőfi's, genau so, wie Petőfi's Elegien weit hinter jenen Arany's zurückgeblieben wären, wenn er unter gleichen Verhältnissen hätte schreiben müssen, wie Arany. Ossian's Laute taugt nicht in die Hand eines Tyrtæus, sowenig wie Tyrtæus' Saitenspiel in Ossian's Hände. Indessen wurde Arany häufig durch den Humor der Verzweiflung aus seiner elegischen Stimmung gerissen. Schon in seinem Bolond Istók wollte er nicht mehr blos seine subjectiven Empfindungen und Erlebnisse zum Ausdruck bringen, sondern auch den Humor der allgemeinen Stimmung. Allein das Werk war zu gross angelegt und er fühlte, dass er seinen Humor desto mehr zügeln müsste, je näher er der Bewegung von 1848 käme. Deshalb legte er denn auch das Gedicht nach dem ersten Gesange bei Seite. Und die Revolution liess doch viel Bitterkeit in seiner Seele zurück. Seine Liebe zum Vaterlande war stärker, als sein Hass

gegen dessen Feinde: er sah an den Führern dieses grossen Kampfes nicht nur deren Licht-, sondern auch deren Schattenseiten; er bewunderte den Heldenmut seiner Nation, bedauerte aber auch deren Schwächen. Aus trügerischen Träumen erwacht, erfasste ihn unsäglicher Schmerz. Er suchte Linderung für seine tiefverwundete Seele. Er erklomm die heiligen Ruinen und erhob von deren Höhe aus Anklage gegen das Geschick, gegen seine Nation, gegen sich selber. Er flüchtete in die ferne Vergangenheit und schüttete in einem komischen Epos frei, durch nichts beengt, alle Bitterkeit seines Humors aus. Die «Nagyidaer Zigeuner» sind doch in der Tat nichts anderes, als ein verzweiflungsvolles Hohngelächter über die Revolution, die subjectivste Empfindung in objectiver Form, die Wahrheit in Carricatur dargestellt, lachendes Weinen, Liebe in der Maske von Spott und Hohn.

Als sich diese Convulsionen wieder gelegt hatten, nahm er grössere epische Werke in Angriff, schrieb aber fortwährend auch lyrische Gedichte. Der Grundton der Lyrik Arany's blieb immer die Elegie, welche sich zuweilen zur Ode erhebt, zuweilen in Humor überschlägt. Und wie wahr, wie reich ist diese Poesie des Schmerzes und des Trostes! Der Schmerz tritt bei ihm stets geläutert zu Tage und der Trost erscheint niemals gesucht, ist niemals blos ein Ausfluss der Reflexion, sendern bricht ebenso aus des Herzens Tiefen hervor, wie der Schmerz selber. Seine melancholisch gestimmte Seele strahlt die Erinnerungen an die Vergangenheit in zauberischem Lichte wider, gleichwie die Fläche der Gewässer das Abendglühen widerspiegelt und selbst wenn das Dunkel der Nacht hereingebrochen ist, den Sternenschein auf ihren leise spielenden Wellen wiegt. Wie der Chor in der griechischen Tragödie, so begleitet er die Kämpfe, das Ringen des Lebens, bangend, sinnend, zuweilen auch hoffend, immer aber tröstend und wenn des Geschickes unerbittliches Verhängniss nimmer zu ändern ist, ergibt er sich darein tränenden Auges. Befällt ihn in seiner Einsamkeit Zweifel und Trübsinn, so sucht er Zuflucht im Kreise seiner Familie, an der er so innig hängt, oder er flüchtet in den Schooss der Natur, deren Schönheiten er eben so aus tiefster Seele zu geniessen, als meisterhaft zu schildern weiss. Arany's Lyrik ist in ihrem innersten Wesen nichts anderes, als Kampf gegen das Elend des Menschenlebens, gegen den Pessimissmus, gegen die Verzweiflung. Seine nach Harmonie ringende

Seele bebt zurück vor der Hochflut der Schismen, von welcher sie sich umtost sieht; er kämpft mit der Poesie der Religion, der Philophie, des grossen Gefühles der Liebe gegen diese Hochflut an, um einen Stützpunkt zu finden. Er schildert uns nicht so sehr die Kämpfe, als vielmehr bereits die Resignation, zu der er sich aufgeschwungen, aber die Spuren der verwischten Tränen sind noch sichtbar, der Schatten des schwindenden Zweifels düstert noch immer nach. Er verkündet: Nicht der Einzelne ist der Mittelpunkt der Schöpfung, sondern die gesammte Menschheit; die Gottheit waltet in der Totalität, ihre Fürsorge ist dem Ganzen zugewendet; jeder Gute sieht Unzählige, die besser sind denn er, leiden; die Jugend ist sich selber Lohn und Vergeltung; des Menschen Beruf ist: im Frieden wie im Kampfe Mensch zu sein und hier wie dort das bessere Teil zu erwählen; der Schmerz ist ein Bestandteil der Glückseligkeit; der Mensch findet mit Wenigem ein Auslangen, wenn er es versteht, sich zu bescheiden; die Liebe bleibt immerdar der vornehmste Trost des Menschenherzens; inmitten der Stürme des Lebens ist der Glaube, dass derjenige, der unser Aller Vater ist, die Seinigen nicht verlässt, mehr wert, als alle Weisheit. Als er sich erst selber vom Zweifel losgerungen hatte, tröstete er auch seine Nation, an deren Zukunft ihm der Glaube schier wankend geworden war. In jener, aus der Elegie hervorragenden Ode, welche er dem Andenken Széchenyi's widmet, erklingt Satz für Satz der in tiefster Seele wurzelnde Glaube, das feste Vertrauen auf das Recht und die Zukunft der Nation. Und als die Nation freier aufzuatmen beginnt, warnt er sie eben so eindringlich vor Tollkühnheit wie vor Kleinmut und mahnt sie, treu, unentwegt treu zu bleiben sich selber.

Diese Elegien und Oden waren auch in Hinsicht auf die Sprache und die innere Gestaltung von Einfluss auf unsere Poesie, in welcher seit Petőfi zumeist das Lied in Uebung war und die Eigentümlichkeiten des Liedes auch auf die übrigen Gattungen der Lyrik so zu sagen übertragen wurden. Arany gab das Beispiel dazu, sich aus dieser Flut von Liedern emporzuheben, indem er immer und immer wieder den wehmutsvollen Reiz der Elegie, die Erhabenheit, die gedrungene Gestaltung, die ernste Philosophie der Ode, jenen concentrirten Fluss und jene Energie der dichterischen Sprache aufsprühen liess, welche diesen Kunstgattungen eigentümlich sind und welche gleichsam als lebende Factoren in seine eigene Gefühlswelt

hineinragten. Indessen, so schön auch immer diese Gedichte Arany's sind, die hauptsächlichste Kraft seiner Lyrik spricht sich nicht in ihnen aus, sondern in seinen Balladen, in dieser halb lyrischen, halb erzählenden Kunstgattung, welche auch von der Eigenart des Dramas manches Moment in sich aufnimmt. In dieser Gattung ist Arany eben so stark, wie Petőfi im Liede. Wir dürfen in unserer neueren lyrischen Poesie zumeist nur auf zwei Erscheinungen in Wahrheit stolz sein: Auf Petőfi's Lieder und auf Arany's Balladen. Beide sind unmittelbare Emanationen unseres nationalen Geistes und beide dürfen wir getrost den analogen Erzeugnissen der grossen Dichter des Auslandes gegenüber stellen.

Die Ballade war im classischen Zeitalter, welches den gemischten Kunstgattungen nicht günstig war, nicht bekannt, oder wurde mindestens nicht gepflegt. Sie ist ein völlig modernes Genre, welches die Kunstpoesie allenthalben vom Volke überkam. Auch bei uns hatte das Volk seine eigenen Balladen, allein unsere Dichter schöpften nicht aus diesen Stoffen, sondern aus der deutschen Kunstpoesie. Arany war der Erste, der sich der ungarischen Volksballade zuneigte, ihren Ton, die Geheimnisse ihrer Structur ihr ablauschte und ihr künstlerischer Regenerator wurde. Den Antrieb hiezu empfing er von dem Zauber der volkstümlichen Ueberlieferungen ebenso, wie von seinem eigenen Gemütszustande. Da er nicht ununterbrochen an seinen grossen epischen Werken arbeiten konnte, den lyrischen Ergiessungen aber sich nicht ganz und gar überlassen mochte, musste er sich unwillkürlich zu einer Kunstgattung hingezogen fühlen, welche epische Bruchstücke in lyrische Töne kleidet. Seine melancholische Stimmung klang mit dem düsteren Inhalte dieser Balladen wundervoll zusammen. Die wechselvolle Vielgestaltigkeit der ungarischen volkstümlichen Melodie bringt die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes und der Stimmung zu vollendetem Ausdruck. Einfachheit, Unmittelbarkeit und Plasticität charakterisiren die Balladen Arany's gleichwie jene Göthe's; wir dürfen ohne jede nationale Eitelkeit Arany dem grossen deutschen Balladendichter an die Seite stellen. Zwar überragt ihn Göthe an Anmut, an geheimnissvollem Zauber, in der Vermittlung philosophischer Ideen, in der feinschattirten Schilderung der Liebe; an tragischer Kraft aber bleibt er hinter Arany zurück. Wenn wir eine kühne Bezeichnung wagen dürften, so möchten wir Arany den Shakespeare der Ballade

nennen. Manche seiner Balladen sind von gewaltiger tragischer Wirkung. In wenigen Strophen führt er uns eine ganze Tragödie vor und mit welcher Kraft weiss er den Dämonismus, die Monomanie der Leidenschaft, die Visionen der von Gewissensbissen gepeinigten Seele zu schildern. An die Seelen dieser Männer und Frauen, welche von ihrer Leidenschaft zur Sünde hingerissen worden sind, klammern sich Skorpionen fest, deren Stiche sie wahnsinnig machen. Frau Agnes hat unablässig die Blutflecken auf ihrem Linnen vor Augen, wie in jener Nacht, da ihr Buhle ihren Gatten erschlug; vergebens spült sie das Laken im rinnenden Bache; das Gewebe ist rein, sie aber sieht gleichwohl immer und immer die Blutspur daran, die eine Ewigkeit nicht mehr zu tilgen vermag aus ihrer Seele. Ein anderes junges Weib vergnügt sich, gleich Hamlets Mutter, nach ihres Gatten Tode fröhlich mit ihrem Buhlen und schliesst ihr armes verwaistes Kind aus dem Gemache aus. Das hungernde, misshandelte Kind wimmert und fleht vergebens; im Dunkel überkommt es die Furcht; es gedenkt des verstorbenen Vaters, es sieht ihn aus dem Grabe emporsteigen, es sieht ihn herannahen. Auf den Aufschrei des zu Tode erschreckten Kindes tritt die Frau aus der Stube, den armen Wurm zu züchtigen; allein die Vision des Kindes pflanzt sich auf die Mutter fort; sie sieht gleichfalls das vorwurfsvolle Antlitz des Gatten vor sich, hört seine drohenden, strafenden Worte und verfällt in Raserei. Noch finsterer, gewalttätiger sind die Hallucinationen, der Wahnwitz der Männer. Der Ritter Bende fällt im Zweikampfe meuchlerisch seinen Nebenbuhler und gewinnt so dessen Braut; in der Brautnacht erscheint ihm der gefallene Ritter und fordert ihn zu neuerlichem Kampfe, weil er ihn hinterlistiger Weise überwunden; so lange er ihm nicht ehrlich obsiege, dürfe er an der Seite des Weibes nicht ruhen. Und Ritter Bende kämpft drei Nächte hindurch mit dem Schatten, dem Phantom seines Gewissens, bis man den Tobsüchtigen schliesslich in Bande legt und die Neuvermählte sich in's Kloster zurückzieht. König Edward ist stärkeren Herzens, als Ritter Bende, wird aber gleichwohl erschüttert; er besucht die überwundene Provinz Wales und hält ein grosses Gelage zu Montgomery. Er wird mit Prunk und Glanz empfangen, reich bewirtet, aber die Herzen huldigen ihm nicht und kein Hoch erschallt zu seiner Begrüssung. Da bricht des Königs Grimm in leidenschaftliche Vorwürfe aus und er fordert, dass die Barden ihn im Gesange ver-

herrlichen. Die Barden treten vor, aber anstatt des Königs Ruhm und Preis, singen sie den Schmerz des Vaterlandes und fluchen dem Tyrannen. Der König überantwortet sie dem Scheiterhaufen und kehrt heim in seinen Palast zu London. Die Nacht ist ruhig, aber ihn flieht der Schlaf, — er hört unausgesetzt die Gesänge der Barden; er lässt Musik kommen, allein das Geschmetter der Hörner und Drommeten übertönt der Sang der Märtyrer. — Abigel Kund fällt keine Schuld, sondern nur Laune zur Last; allein das ist eben das Eigentümliche das Mysticismus im Tragischen, dass der Irrtum oft mehr Leid im Gefolge hat, als selbst die böse Tat. Bárczy's Sohn wird im Walde erschlagen aufgefunden, den Dolch im Herzen. Der gramgebeugte Vater lässt den Leichnam ins Schloss schaffen, in seinem Blute, so wie er gefunden wurde. Um den Mörder zu entdecken, beruft er Jedermann an die Bahre, auf den nur irgend welcher Verdacht fallen kann. Es treten Feinde und Freunde, Mutter und Schwester des Verstorbenen, es tritt alles Volk der ganzen Dorfschaft heran, aber die Wunde will nicht bluten, um den Täter anzuzeigen. Endlich nahet Abigel Kund, die Geliebte, die heimlich Verlobte des Todten und — der Wunde entströmt das rote Blut. Die Jungfrau erstarrt und bekennt alsbald stammelnd: Sie habe den Jüngling nicht ermordet, wohl aber sei sie es, die ihm den Dolch gereicht. Sie hatten einander geliebt; der Jüngling musste ihre Liebe längst erkannt haben, er musste überzeugt sein von derselben; gleichwohl drang er in sie, ihm auch mit Worten das Geständniss zu tun; weigere sie ihm das Wort, so wolle er Hand an sich legen; da reichte ihm die Maid übermütig scherzend den Dolch hin und meinte: Nun denn, lass' sehen! Und nun reisst sie den mörderischen Stahl aus der Todeswunde, lacht und weint und stürmt sinnlos von dannen, tanzt die Zeile der Dorfstrasse entlang und singt': «Es war einmal eine Magd, die spielte mit ihrem Herzliebsten wie die Katze spielt mit dem Mäuschen.» — Aber nicht nur aus dem Halbdunkel der Vergangenheit, der Ueberlieferung malt uns Arany solche Bilder, sondern auch aus den völlig klar vor uns liegenden Tagen der Gegenwart. Die Verbrechensstatistik der Hauptstadt gestaltet sich in seiner Phantasie zu einem tragischen Bilde. In dunkler Nacht der massige Bau der Margarethenbrücke; von der Höhe des Bogens weht noch die Fahne, am selben Tage war die Brücke feierlich inaugurirt worden. Am Geländer steht ein junger Mann, der am Spieltische Habe, Ehre, Alles

verloren hat. Die Verzweiflung jagt, der Strom zieht den Unglückseligen in die Tiefe. Und aus den Wogen tauchen gespenstige Schatten auf: Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Selbstmörder alle, die Repräsentanten der Verbrechen der grossen Stadt; sie erzählen einander in geisterhaftem Geflüster ihre Lebensgeschichten. Der Jüngling aber steht auf der Höhe der Brücke, den Kopf wirr und wüst, das Auge geblendet: das Wogen der Wasser und der Gespenster dort unter ihm reisst ihn mit sich fort; nach Mitternacht ist die Brücke leer und verödet und Todtenstille herrscht allenthalben. . .

Diese tragischen Bilder sind nicht blosses Spiel der Phantasie. Arany empfindet und leidet mit den Gestalten, die er schafft, seine Phantasie ist ganz und gar durchdrungen von seinem Gefühle und manch eine seiner Balladen ist fast genau derselben Vision entsprossen, welche die Personen des Gedichtes bewegt. Daher die leidenschaftliche Beweglichkeit des Rythmus, die kühnen Sprünge in den Uebergängen, der bruchstückweise Charakter der Diction im Affekte, das düstere Dunkel des Hintergrundes, von welchem sich die Seelenkämpfe nur desto schärfer abheben. Der Dichter leidet beim Schaffen solcher Balladen selber mit und wendet sich daher mehr als einmal einem anderen Gegenstande und anderer Stimmung zu. «Klara Zách», «Ladislaus V.», «Ritter Bór» sind zwar auch hochtragischen Inhaltes, aber doch vernehmen wir in diesen Gedichten mehr nur den Widerhall des Kampfes der Leidenschaften; die Stimmung ist ruhiger, obgleich tief elegisch, die Zeichnung ist weniger scharf, der dämmernde Hintergrund lässt die Conturen nicht sowohl bestimmt hervortreten, als vielmehr nur ahnen. Die ermüdete Seele des Dichters sucht gleichsam Ruhe und zuweilen schlägt er sogar einen heiteren Ton an. Ueber die «Romanze von der Biene» ist der Ton naiver Empfindsamkeit ausgegossen: «Mathias' Mutter» ist eine ergreifende Schilderung mütterlicher Liebe; «Frau Rozgonyi» ist ein helles, heiteres Gemälde; wir sehen nicht ein Heldenweib, sondern eine liebende Gattin vor uns, die ihren Gemahl selbst in Kampf und Streit begleitet, um im Leben und Sterben in seiner Nähe weilen zu können und die den König Sigismund, der sie umwirbt, durch ihre heitere Unbefangenheit nicht minder beschämt, als durch ihre unwillkürliche Heldentat. Auch das komische Moment fehlt nicht in der Reihe der Bilder. «Ritter Pázmán» ist ein rein komisches Gedicht ohne einen einzigen karrikirenden Zug; der zweite Abschnitt, wo

sich der eifersüchtige Gatte, durch die fortwährenden Unterbrechungen des die Stelle des Königs vertretenden Hofnarren verwirrt, in dem Vortrage seiner Klage immer mehr und mehr verwickelt, ist ein völliges Lustspiel. — Noch vermehrt wird diese Mannigfaltigkeit auch durch die Ritterballaden, welche gleichfalls einer tragischen Stimmung entspringen. Das hervorragendste dieser Gattung ist wohl das Gedicht «Die beiden Knappen Szondi's», ein wahrhaftes Meisterwerk; ein Gesang von Treue und Heldenmut, der zwei Scenen aneinanderreiht, die sich wechselseitig heben und erhöhen, zwei Seelenzustände, die einer den anderen schaffen und erklären. Die Burg Drégel liegt in Trümmern, Szondi ist gefallen und nun haben sich seine zwei Knappen auf seinen Grabeshügel hingestürzt, beweinen in Klagegesängen seinen Fall und verherrlichen seinen Heldentod. Ali, der Sieger, hört die Trauer- und Heldenlieder und beruft die Sänger vor sich. Doch die Knappen fahren in ihrem Gesange fort und mit einigen meisterhaften Strichen gezeichnet steht der Held vor uns, der für Glauben und Vaterland kämpfend die Ergebung in des Siegers Gnade von sich weist und kämpfend aufrecht steht bis zum letzten Blutstropfen. Der Zauber solchen Heldenmutes reisst Ali selbst mit sich fort, einen Augenblick lang preist auch er den gefallenen Helden; alsbald aber zürnt er darob, dass die Jünglinge auf sein Geheiss nicht innehalten im Gesange, nicht zu ihm treten und er beginnt sie zu bedrohen. Da heben die Beiden mit noch grösserer Begeisterung an, den letzten Strauss ihres Helden zu verherrlichen und erwidern die Drohungen des Siegers mit Flüchen. Der verherrlichte Held, die Knappen in trauernder Begeisterung, der Sieger in seinem Grimme treten wundervoll in die Erscheinung und die Harmonie der wechselnden Stimmen findet in dem Grollen des Fluches kraftvollen Abschluss. Szondi's Treue für Glauben und Vaterland entflammt seine Mannen zu gleicher Anhänglichkeit an den geliebten Herrn, sein Tod entzündet in ihnen Missachtung des Lebens und begeistert sie zum Trutz gegen den Ueberwinder. Dieses psychologische Problem ist so charakteristisch, so natürlich gelöst, als ob es eben nur hingehaucht wäre. Und wie schön das Heldenbild mit den Bildern der Natur verschmilzt. Die eben zur Rüste sinkende Sonne, die noch ein letztesmal zurückblinkt auf die in dunkles Gewölk getauchten Trümmer der Burg, der in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends emporsteigende Mond, der die singenden Knappen und das

im Talgrunde sich tummelnde Heer bescheint, sie sind nicht blosse Staffage, sondern sie gehören mit zur Atmosphäre des Gesammtbildes. Arany malt die Landschaft und die Natur in seinen Balladen mit demselben feinen Gefühle, wie in seinen Epen. Hier wie dort harmoniren diese Bilder mit der Stimmung der Personen und der Handlung, ja sie spielen auch selber mit in die Handlung hinein. Der Unterschied ist nur der, dass er dort seine Bilder mit epischer Ruhe ausführt, während er hier mit der Nervosität der Ballade skizzirt; überall aber schildert er auch in der Natur das menschliche Herz.

Der Erfolg seiner Balladen machte Arany den epischen Arbeiten nicht abwendig. An dem Mittelstücke der Toldi-Trilogie arbeitete er unausgesetzt; indessen, wenn er auch einzelne Partien gelungen fand, war er doch von dem Fortgange des Ganzen nicht befriedigt und entwarf immer wieder neue Pläne. Weiters nahm er die Trilogie der Hunno-Magyaren-Sage in Angriff, nicht den ersten Teil, sondern die Csaba-Sage. Aber auch diese Arbeit gab er wieder auf, bis er endlich zu Beginn der Sechzigerjahre den ersten Teil, «Buda's Tod» zu schreiben begann, den er auch vollendete. Dieses Schwanken und Intermittiren hatte teils in körperlichen und seelischen Leiden, teils in den Schwierigkeiten des Gegenstandes seinen Grund. Die Theorie, welche auswärtige und einheimische Kritiker immer wieder betonten: dass die Zeiten des Epos vorüber, dass an dessen Stelle der Roman als die moderne Epopoe getreten sei und dass die Kunsttätigkeit der Epiker unserer Tage nicht mehr auf wahre Teilnahme zählen könne, diese Theorie verstimmte oder entmutigte ihn ganz und gar nicht. Die Behauptung enthält wohl auch mit etwas Wahres, aber sie drückt nicht die Wahrheit aus. Es ist unzweifelhaft, dass das wahre Epos vom Volke gestaltet, so zu sagen von den Jahrhunderten geboren wird. Epen wie das «Maha-Bharata», «Schah-Namé», die «Iliade», das «Nibelungen- und das Rolandlied,» welche fort und fort weiter entwickelt wurden bis sie zu einer bestimmten Epoche endlich ausgestaltet waren und welche sonach Geist, Glauben, Tradition, Cultur einer Nation zu vollständigem Gesammtausdrucke bringen, solche Epen vermag ein Dichter der Neuzeit nicht mehr zu schreiben und die moderne Gesellschaft ist für ein solches Unternehmen auch nicht sehr geeignet, schon jener Culturunterschiede wegen nicht, welche die verschiedenen Classen von einander trennen.

Es ist ferner richtig, dass die Epopoe, so wie Virgil sie uns hinterlassen hat, mit ihrer ganzen Maschinerie, mit ihren Göttern und Wundern, heute nicht mehr zeitgemäss ist. Allein hat denn das Epos nicht auch andere Formen, oder kann es deren nicht haben? Vermag der Roman dasselbe und in derselben Weise zu bieten, wie das Epos es vermag? Sind in neuerer Zeit, als das Volk keine Epen mehr gestaltete, nicht auch Heldengedichte geschrieben worden, welche ihre Zeit sowohl zum Ansdruck brachten, als hinrissen? Hatten das XV., XVI. und XVII. Jahrhundert nicht auch ihre epischen Dichtungen? Ariost vereint die Abenteuer des Altertums mit neuer Weltanschauung, die Begeisterung mit Ironie. Selbst Tasso, der sich Virgil zum Vorbilde genommen, wandelt nicht völlig die Wege der Alten, er hebt das Epos aus dem engen nationalen Kreise heraus, er erhebt es zu einer Epopoe der christlichen Menschheit. Camoens bescheidet sich zwar im Bannkreise der Nationalität, aber er ist befähigt, den Ruhm, die letzte Kraftanstrengung, den ganzen Geist seiner im Niedergange begriffenen Nation gleichsam verewigt der Nachwelt zu hinterlassen. Milton schreibt nach einer religiösen und politischen Revolution das Epos des Protestantismus, gleichsam wie Dante inmitten der Streitigkeiten zwischen Papsttum und Kaisertum die Welt mit dem Epos des Katholizismus beschenkt. Und so geringschätzig wir auch die Epik des XVIII. Jahrhunderts betrachten, wie wenig Wert wir auch der Henriade Voltaires zuerkennen mögen, soviel ist dennoch gewiss, dass sie den Geist ihrer Epoche zum Ausdruck gebracht und auf ihre Zeit gewirkt hat. Und sehen wir nicht auch in unserem Jahrhunderte einen englischen und einen französischen Dichter sich alten, verblassten Sagen zuwenden, um in ihnen die Ideen der Neuzeit zum Ausdruck zu bringen? Sind nicht Tennyson's «Königs-Idyllen» und Victor Hugo's «Legenden der Jahrhunderte» vom Publikum mit demselben Anteil aufgenommen worden, wie je ein gelungener Roman?

Alles das glaubte auch Arany; ja noch mehr als das. Er glaubte, dass die leitende Idee unserer Zeit, die Nationalitätsidee, auf das Epos viel befruchtender wirken müsse, als auf irgend eine andere Kunstgattung. Er glaubte, dass die ungarische Nation, welche für ihre Nationalität und ihren Bestand kämpft, und aus der Vergangenheit Kraft schöpft für die Kämpfe der Gegenwart und der Zukunft, für das Epos empfänglicher sei, als irgend eine andere Nation Europas. Aber andererseits war er auch überzeugt, dass das ungarische Epos auf an-

derem Wege fortschreiten müsse, als ihn seine Vorfahren zu Beginn dieses Jahrhunderts einzuschlagen versucht haben. Vor Allem mussten seiner Ueberzeugung nach die äusserlichen Schnörkel des classischen Epos über Bord geworfen werden. Der nationale Inhalt muss in nationale Versform gekleidet werden, welche nicht nur eine einzelne Classe, sondern die ganze Nation zu geniessen vermag. Wir müssen uns vor Virgil's und Tasso's Kunstepen einigermassen abwenden und weit mehr als bisher aus der Ilias und dem Nibelungen-Liede lernen; wir müssen dieselbe Naivetät des Tones und der Auffassung, dieselbe Manier der künstlerischen Gestaltung in den Ueberlieferungen unserer Volkspoesie, in unseren Sagenfragmenten suchen. So werden wir Idee und Gefühl der Nationalität, welche unser soziales und politisches Leben so ganz und gar durchdringen und zu deren Vermittlung das Epos geeigneter ist, als irgend eine andere Kunstgattung, weit lebendiger und poetischer zum Ausdruck zu bringen vermögen. Nicht Diction und lyrischer Erguss bewirken diesen Ausdruck, sondern das Zusammenwirken der Handlung und der Charakterzeichnung in der Weise, dass sich die Nation in dem Gedichte selber erkenne, dass sie ihren eigenen Geist aus demselben widerstrahlen sehe, ihren eigenen Herzschlag in demselben pulsiren fühle. Das ungarische Epos kann nicht anders neubelebt werden, denn als die Verkörperung unserer nationalen Individualität. Der Dämmerschein der Sagenhaftigkeit mag vergrössern, aber nur an sich wahre Züge; die Phantasie mag frei gestalten, aber immer nur auf der Spur der Ueberlieferung, welche die Eindrücke des Lebens wecken muss. Das Moment des Wunderbaren darf nur in geringem Masse und nur in so ferne gebraucht werden, als es mit der lebendigen Tradition, oder mit dem Seelenzustande der betreffenden Person in Zusammenhang gebracht werden kann. Betreffs des Ganges der Handlung muss nach Art des modernen Romanes etwas von der Beweglichkeit des Dramas entlehnt werden. Durch interessante Complication muss die grosse Menge, durch die in der Handlung liegende Idee, durch die psychologische Kraft der Charakteristik der tiefer Denkende, durch den gesammten Geist die ganze Nation gewonnen werden. In dieser Weise strebte Arany das ungarische Epos zu erneuen und hiezu fand er keinen Stoff geeigneter, als die hunno-magyarische Sage; nicht allein, weil sie die reichste und poetischeste unserer Sagen ist, sondern auch wegen ihrer Berührungspunkte mit der Gegenwart. In der

Hunno-Magyarensage erblickte Arany alle Not und Widerwärtigkeit, die ganze Tragik des Geschickes, allen Trost und alle Hoffnung seiner Nation gleichsam symbolisirt. Die Macht und Herrlichkeit des Hunnenreiches ist im Niedergange, schwindet dahin; aber der Enkelsohn des landflüchtigen Csaba, Árpád, auf dessen Erscheinen die, in die Berge Siebenbürgens geflüchteten Trümmer des Hunnenvolkes Jahrhunderte hindurch harren, stellt später den alten Glanz des Reiches wieder her. Begann nicht auch das ungarische Reich zu sinken vor dreihundert Jahren und kämpfen und begeistern wir uns nicht seit drei Jahrhunderten in der Hoffnung, dereinst unsere Stelle in der grossen europäischen Völkerfamilie wieder zu erringen? In Arany's Geist stand die grosse Trilogie der Tragödie unserer sagenhaften Ahnen fertig ausgestaltet da; auszuarbeiten vermochte er leider nur das Vorspiel, den ersten Theil: Buda's Tod.

Indessen hat Arany auch schon in diesem ersten Theile Vieles von derjenigen Gestaltung verwirklicht, welche er als das erneute ungarische Epos träumte. Der ruhevolle epische Ton, der die lyrische Erregung meidet und von allem rhetorischen Schmucke Umgang nimmt; die einfache, aber kraftvolle Handlung; die scharfe, lebendige Charakterzeichnung gemahnen an das naive Epos; aber die fortschreitend erstarkende Dramatik der Wendungen, die wirkungsvolle, erschöpfende und präcise Schilderung der Entwicklung der Leidenschaften bekunden den Künstler der Neuzeit. Ueberall schreitet unser Dichter auf den Spuren der Sage; aus der Geschichte recipirt er wenig, aus der ungarischen Tradition, aus dem Volksleben und dem Volkscharakter verwebt und verschmelzt er in sein Gedicht alles, was sich darein verschmelzen lässst. An den Ufern der Donau, am Strande der Theiss erheben sich Budaszállás und Etellak und auf den Haiden des Flachlandes tummeln sich flüchtige Reiterschaaren, die Ahnen unserer Huszáren. Hörnerschall widerhallt in den stillen Schluchten der Mátra und grimmiges Gebrülle der Büffel und Bären beim Einschlagen der Pfeile und der Wurfspiesse. Bei Etele's Gastmal wird der Ton des ungarischen Gelages laut mit seinem fröhlichen Getümmel, seinen heiteren Scherzen. Auf üppiger Trift weidet die Rinderherde; der Lieblingsfarren des Hirtenknaben blutet am Fusse: eine aus dem Boden ragende Eisenspitze hat das Thier verletzt und siehe: es ist eine Schwertspitze — Gottes Schwert, und sie beginnt empor zu wachsen und Feuer schlägt aus dem Eisen, genau so, wie

unsere Volksmärchen es erzählen. Das Schwert ist ein Geschenk Gottes an Etele, ein Symbol der Weltherrschaft; allein Etele befleckt es, kaum er es zum ersten Male gezückt, mit seines Bruders Blute, und das vergossene Blut kommt als ein Fluch über seine Söhne und die ganze Nation der Hunnen und stürzt sie ins Verderben. Das ganze Volk gerät in Bewegung wie die empörte Hochflut des Meeres und am Fusse der eben im Aufbau begriffenen Burg Buda's wütet der Bruderkrieg, um sich im Laufe der Jahrhunderte noch mehrmals zu wiederholen. Buda, Etele und ihr Gefolge sind durchweg ungarische Typen, desgleichen die beiden Königinen. Im Hintergrunde liegt Detre auf der Lauer, der Repräsentant der unterjochten Völker, heuchelnd und intriguirend, auf das Verderben der Sieger, als die einzige Hoffnung der Ueberwundenen, harrend. Menschliche und nationale Züge sind in dem ganzen Epos innig verschmolzen, in Etele aber sind alle Verhältnisse durchweg erhöht. Er ist ein Gemisch offenen, einfachen magyarischen Heldentumes und stolzer Leidenschaftlichkeit, und diese Charakterzüge treten noch schärfer hervor angesichts des Gegensatzes: der klügelnden Tatlosigkeit, der misstrauischen Eitelkeit, der schwankenden Unentschlossenheit des alternden Buda. Die gefährliche Institution der Teilung der Macht könnte nur durch grosse Mässigung der beiden Parteien aufrecht erhalten werden und beide Parteien drängen einander dem Abgrunde zu. Meisterhaft ist die Entwicklung des mälig immer unheilbarer werdenden Zerwürfnisses geschildert. Die Familienverhältnisse: die vertraulichen Einflüsterungen Detre's, die Eifersucht der beiden Königinen; die politischen Verhältnisse: die griechische Gesandtschaft, die Stimmung im Volke, — alles trägt dazu bei, die beiden Helden gegen einander zu erbosen und thut sich der Eine einmal Gewalt an, so reisst den Anderen in demselben Augenblicke die Erregung mit sich fort. Buda fühlt sich durch Etele's stetig zunehmende Popularität und dessen offene, männliche Geradheit gedemütigt; Etele hinwider ist verletzt durch Buda's Misstrauen und sein Tatendrang siecht dahin in der Fessel der Geduld. Etele bezähmt sich, widersteht den Verlockungen Ármány's und gelangt, gleichsam zum Lohne hiefür, in den Besitz des Gottesschwertes; allein nunmehr macht ihn sein Glück ebenso trunken, wie seine Wut über die Unbill, die er von Buda und dessen Königin zu erdulden hat. Die Umstände wie die eigene Leidenschaft reissen ihn mit gleicher Gewalt zum Bruder-

morde hin, durch den er das Geschick gegen die Zukunft seiner Nation herausfordert. Arany's grosse Epopoe wäre eine epische Tragödie geworden; sie würde nicht dem gewohnten Kunstepos geglichen haben, in welchem der vom Schicksal erkorene Held seine Nation erhebt. Zwar ist auch Etele ein Schicksalsheld, berufen zur Erhebung und Erhöhung seiner Nation; er erhebt sie auch in der Tat, aber nur für einen Augenblick; sein Vergehen wiederholt sich in seinen Söhnen und bringt seine Nation zu Falle. In der Tragödie fällt nur der Held allein, hier fällt die ganze Nation um des Fehltrittes des Führers willen, dem sie blind gefolgt war; und das Geschick zu versöhnen, erübrigt nur sehr entfernte Hoffnung. Da stellt sich uns denn die Tragödie mit dem Epos innig, organisch verbunden dar; das Geschick einer Nation an das Geschick eines Individuums geknüpft, eines Individuums, welches ganz und gar der Repräsentant seiner Nation geworden; hohe Tugenden und schwere Vergehen, hoher Ruhm und schweres Leid in einem erhabenen Bilde.

Welch' ein Verlust, dass es Arany nicht vergönnt war, diese Trilogie zu vollenden! Wird wol jemals wieder ein ungarischer Dichter erstehen, dem es gegeben ist, mit solcher Gestaltungskraft, mit so wahrhaftigem Cultus der Traditionen und mit solchem Reichtum ungarischen Geistes und ungarischer Sprache diesen Sagen Leben einzuflössen, wie er? Was uns trösten mag, ist nur das Eine: dass er wenigstens sein zweites Hauptwerk, die Toldi-Trilogie uns vollendet hinterlassen hat. Dieses Werk ist zwar keine Epopoe, aber es ist mehr als eine poetische Erzählung oder ein versifizirter Roman, wie es der Dichter selber nennt. Wie immer wir es aber auch nennen, es bleibt eine ewige Zierde unserer Dichtkunst. Der erste Teil ist eine Reihe romantisch-idyllischer Bilder; eifersüchtiger Wettstreit der Brüder-, Mutter- und Sohnesliebe, Dienertreue, die Ruhelosigkeit überschäumender Jugendkraft, die das Joch der Verhältnisse abschüttelt, auf und immer aufwärts strebt und die erste Verzückung des Triumphes geniesst: dies sind die Hauptmotive. Morgenschein und Sonnenglanz der Jugend, der die Wolken durchbricht und die lockenden Conturen ferner Gegenden beleuchtet, sind über das Gedicht ausgegossen. Der zweite Teil schildert die Kämpfe des Mannes, seine Tapferkeit, seine Verirrungen und die Sühne derselben, die Convulsionen der Liebe, inmitten der Wirrsale des Lebens und der Conflicte der gesellschaftlichen Verhältnisse. Heisser Mittagsschein und

Sturm am Himmel, die Blumen am Anger im Abblühen, der Anhauch des nahenden Herbstes im Laube der Bäume. Der dritte Teil endlich zeichnet die Stagnation des Greisenalters, die langweilige Ruhe, die nagende Unzufriedenheit desselben, das letzte Aufflackern der körperlichen und der seelischen Kraft am Rande des Grabes. Durch die düsteren Herbstnebel bricht sich nur mit Mühe ab und zu ein Sonnenstrahl Bahn, der Tau ist zum Reif erstarrt und brausende Windstösse fegen das vergilbte Laub von den Zweigen der Bäume. — Alle drei Teile sind getreue und lebendige Zeitgemälde, in denen Sage und Geschichte wundervoll in einander spielen. Das ganze ungarische Mittelalter tritt lebendig vor unser Auge. Der König mit dem Heere seiner Vasallen im Kampfe gegen die Anforderungen des deutschen Reiches; im Feldlager in Italien als Rächer und Eroberer; im Rate mit weltlichen und geistlichen Magnaten; im heiteren Kampfspiele inmitten seiner Ritter; hinabsteigend unter das Volk, die Klagen des armen Mannes gütig zu hören und ihnen mit Kraft abzuhelfen. Die mächtige Kirche mit ihrem Gnadenschatze und ihren Donnerkeilen, mit der bussfertigen Ruhe ihrer Klöster, ihrem Kreuzzugsfanatismus und allen ihren Ausschreitungen. Die Abenteuer der Ritter und der Sänger, ihre Zweikämpfe, Fehdezüge und Gelage; das Weh und Leid der Frauen, die gebrochenen Herzens im Kloster Zuflucht suchen; die Tatkraft ruheloser Jungfrauen, die ihr Geschick, ihr Verhängniss in Männerkleidern in die weite Welt, in das Getümmel des Krieges hinaustreibt. Und Toldi, der Typus des ungarischen Ritters im Mittelalter, der starken Armes und starken Herzens seinen König verteidigt und nachdem er dessen Gnade verwirkt hat, verbannt und flüchtig in drei Reichen herumirrt; er büsst im Kloster als der niedersten Diener einer seine Schuld; doch der Bannfluch der Kirche vertreibt ihn auch aus diesem Asyle. Er liebt; liebt mit der vollen Leidenschaftlichkeit seines starken Herzens; allein ein Augenblick der Irrung schleudert ihn in ein ganzes Labyrinth der schrecklichsten Verwirrungen; er wütet und möchte gleichzeitig seinen Schmerz in ausgelassener Lustigkeit ersticken; er kämpft und betet, er ringt mit der Welt und mit sich selber, er windet sich unter der Pein der Verfolgung und der Selbstanklage; aber bei all dem bleibt seine Seele unverderbt und alle Leiden vermögen sie nur zu veredeln. In dem ganzen Werke findet sich auch nicht eine Spur von der Empfindelei der Romantiker, die inmitten der Uebelstände der Gegenwart die

mehr als zweifelhafte Glückseligkeit des Mittelalters zurückersehnen; nichts auch von jener einseitigen philosophischen Auffassung, welche das Mittelalter ganz und gar vom Gesichtspunkte der Gegenwart aus beurteilt. Arany's dichterische Phantasie gesellt sich mit lebendigem Gefühle für historische Wahrheit; er ist vollständig Herr seines Gegenstandes und verfällt nirgends in Einseitigkeit. Idylle und Kampfesgetümmel, der Sturm der Leidenschaft und die Seufzer des Leidens, die heitere und die düstere Seite des Lebens, Anmut und Erhabenheit, Pathos und Humor stehen allüberall wechselvoll neben einander. Und welcher Reichtum der Gestalten erschliesst sich unserem Auge! Rozgonyi, der reiche, gastfreundliche Landedelmann; seine Tochter, die gefühlstiefe und seelenstarke Piroska; Frau Toldi, die Mutter mit dem liebevollen Herzen und der strengsten Moralität; Georg Toldi, der herzlose Bruder, der schaale Höfling; Lorenz Tar, der Günstling von zweifelhafter Position; der langmütige und gemütreiche Zách; die heitere, flügge und doch so energische Anikó; der grausame und sinnliche Jodovna; der alte und der junge Bencze, Vater und Sohn als wechselseitige Ebenbilder und doch jeder in anderer Ausgabe. Wie charakteristisch sind in der Gestalt König Ludwig's das italienische und das magyarische Naturell in einander verschmolzen, jenes als originales Element, dieses als Angewöhnung. Seine Mutter, die bigotte und stolze Königin Elisabet; Örzse, die lebhafte, in ruheloser, heimlicher Liebe sich verzehrende Tochter des Bans von Bosnien; die kokette, heissblütige Maria; die Fürsten aus Wälschland; die ungarischen geistlichen und weltlichen Herren; die italienischen und czechischen Ritter, — welch' gelungene Gestalten allesammt! Welch' scharf gezeichneten und lebhaft colorirten Bildern begegnen wir in jedem Teile der Triologie, sei es nun eine adelige Curie oder der Königspalast, ein Kampfspiel oder eine Liebesscene, die ruhevolle reizende Natur oder der leidenschaftliche Kampf des Herzens, das Jauchzen überströmender Fröhlichkeit oder der letzte Seufzer eines Sterbenden. Wie so ganz natürlich gestaltet sich das sagenhaft überschwängliche Prager Abenteuer unter der Hand des Dichters; welch poetischer Schwung ist nicht der trockenen Heraldik verliehen; ja wie wechselvoll und erfindungsreich gestaltet ist selbst der italienische Feldzug, diese sonst mindest starke Partie der ganzen Trilogie!

Im zweiten Teile hat Arany mit seltenem Tacte einen scharfen,

tragischen Conflict gelöst, ohne zu der gewöhnlichen Art der Lösung seine Zuflucht zu nehmen. Toldi, im hellen Verdrusse darüber, dass man ihm ein Mädchen vermählen will, das er gar nicht kennt, streitet, mit Lorenz Tar's Rüstung und Wappenschild angetan, im Turnier, erkämpft sich das Fräulein, sieht es und lernt es lieben; allein es ist bereits alles zu spät. Er verletzt die ritterlichen Satzungen, macht die Jungfrau unglücklich, die er liebt, ein Missgriff zieht den andern nach sich und er steht am Rande der Verzweiflung. Und die Lösung ist dennoch weder der Tod, noch die völlige moralische Vernichtung Toldi's. Piroska flüchtet nach dem Tode ihres Gatten ins Kloster und welkt daselbst dahin; Toldi leidet und büsst, kämpft mit seinem Missgeschicke, sucht Trost in Heldentaten, wird geläutert, erringt seine ehemalige Geltung wieder und bequemt sich endlich zur Ruhe, aber ohne das Glück zu finden. Piroska's mäliges Hinwelken und Toldi's Läuterung, sein bis an das Grab währendes stilles Herzeleid gestalten die Lösung naturwahr und versöhnend. Auch das ist ja ein tragisches Geschick und fügt sich so ganz zu der elegischen Stimmung der Erzählung und bildet gleichsam den natürlichen Uebergang zum Lebensschlusse des im Niedergange begriffenen Helden. Aber die Trilogie hat noch eine andere Schönheit, deren sich selten ein Werk rühmen mag. Der Dichter hat darin die wahren, dauernden, tiefen Eindrücke eines ganzen Lebens ausgedrückt. Sein Wort klingt Jedermann zum Herzen, dem Jüngling, dem Manne wie dem Greise. Wer hat in seiner Jugend nicht jenes Gefühl der Ruhelosigkeit, jenes Auftosen des Herzens empfunden, welches ihn aus dem engen Familienkreise hinaustreibt in die grosse Welt, ihn mit der überwältigenden Sehnsucht erfüllt, sich zu irgend etwas empor zu ringen? Wer rühmt sich nicht einer Mutter, die um ihn zitterte und bangte und vor solcher Freude erfüllt ward im Momente seines ersten Erfolges? Jeder wird im ersten Teile der Trilogie so gar Vieles finden, was ihm die Erinnerungen an sein Kindes- und Jünglingsalter erweckt. Wer ist an der Schwelle des Mannesalters durch Missmut, durch Laune nicht in geringere oder ärgere Verwirrungen hineingeschleudert worden; wer hat, ob auch ohne seinen Willen, nicht schon Anderen grosses Leid verursacht, so dass sich selbst dann noch, wenn der Arm des Glückes ihn umfängt, der Schmerz der einen und der anderen Wunde, ob auch gemildert, zuweilen erneut? Gewiss — Niemand wird ohne tiefe Bewegung den zweiten Teil der Trilogie zu lesen

vermögen, Und ist dann das Alter herangekommen, die Zeit, da unsere Hoffnungen zu Erinnerungen geworden, die Glut unserer Wünsche zu Asche ausgebrannt ist, unsere Lieben von unserer Seite hinweg heimgegangen sind, die Zeit, da wir uns immer mehr und mehr abgenützt fühlen, da die Welt uns vergisst oder die jüngere Generation uns wohl gar mit spöttischem Lächeln betrachtet, — gleichen wir da nicht dem greisen Toldi und überkommt unsere Seele nicht jene trübselig ernste und humorvolle Stimmung, welcher über den dritten Teil der Trilogie ausgegossen ist? Es ist das der Zauber der immerwährenden Stimmungen des menschlichen Herzens, den die Schwankungen des Geschmackes nicht zu schwächen vermögen.

Arany hat sein ganzes Leben hindurch an diesem Werke geschrieben, er hat seine ganze Seele in dasselbe ausgehaucht. Die hochstrebende, sich selbst verzehrende Seele, das warme, gefühlstiefe Herz, es ist sein Herz und seine Seele; das Kind, das mit so viel Liebe an der Mutter hängt, der zum Bewusstsein seiner Kraft erwachte Jüngling, der mit dem Leben und dessen Leiden, aber stets für den Ruhm seiner Nation kämpfende Mann, der düster ernste, in Tatlosigkeit versunkene Greis — ist er. Selbst in äusserlichen Umständen ist die Aehnlichkeit uns erkennbar. Toldi kommt aus Nagyfalu im Biharer Comitat nach Ofen und ringt sich mit einem Schlage zum Helden empor; Arany kommt gleichfalls aus dem benachbarten Szalonta nach Pest und gewinnt gleich mit seinen ersten Werken den Kranz. Toldi wandelt eine Heldenlaufbahn unter immer neuen Triumphen, Arany's Dichterlaufbahn bezeichnen ähnliche Erfolge. Eine Zeit lang hört die Welt nur wenig von dem Helden, aber dann tritt er, schon alternd, neuerdings auf den Plan, das gefährdete Reichswappen zu schirmen; auch der alternde Dichter schweigt, dann aber erhebt er gleichfalls noch einmal seine Stimme, die Ehre der ungarischen Dichtkunst zu retten. Das ist das letzte Aufflammen Beider und dann scheiden Beide alsbald von hinnen und Beider Sarg geleitet der wehmütig düstere Abendschein der Herbstsonne und die huldigende Trauer von Tausenden und aber Tausenden des Volkes zu Grabe, welches «die Natur zum Zeichen ihrer Wehmut, mit fallendem, fahlem Laube bestreut.» Allein Toldi war der Held einer im Niedergange begriffenen Zeit, des Mittelalters, Arany aber ist der Dichter einer neuen, aufstrebenden Zeit, in welchem gleichsam das halbhundertjährige Ringen unserer Poesie und deren höchste Errun-

genschaft gipfelt: die vollkommene Verschmelzung der nationalen mit der künstlerischen Richtung. Das Denkmal, welches die Nation seinem Gedächtnisse errichtet, es kann so dauernd nicht sein, wie es seine Werke sein werden, in denen er den Geist seiner Nation zum Ausdrucke gebracht hat. Im Namen dieses Geistes mögen unsere Kränze sein Grab schmücken und unsere Lippen sein Andenken preisen für und für. PAUL GYULAI.

DANIEL ABSOLONS AUSLÄNDISCHE MISSIONEN,

1677—1680.

III.

Absolon machte sich mit der Antwort des Königs auf den Heimweg, konnte jedoch nur langsam vorwärtskommen. Er musste wider Verhoffen längere Zeit in Hamburg verweilen, da er per Post nicht kommen konnte. Mittlerweile ging daheim eine grosse Veränderung vor sich; nachdem Teleki mit seinem Heerhauf unter Kővár zurückgekehrt war, schaarten sich die Emigranten um Thököly's Fahne — was indessen keineswegs einen Bruch bedeutete, aber dennoch ein Beweis der Unbeliebtheit Teleki's unter den Emigranten war, und ein um so gewichtigerer, da der junge Heerführer die Kurutzen von Siege zu Siege führte. Dies bewog denn den kaiserlichen Hof, Thököly den Abschluss eines Waffenstillstandes anzubieten, auf Grund dessen mit Teleki's Wissen und Zustimmung die Unterhandlungen auch begannen. (Durch Szalay.)

In Polen hatte man keinen Zweifel darüber, dass dies der Anfang einer Friedensunterhandlung sei. Mitte November ging Nemessányi, von Teleki entsendet, zu Bethune. Er fand in Warschau Jurikovics (den Abgesandten der Emigranten und Reverends), welcher den Auftrag hatte Geld und Truppen mitzubringen. Er wurde mit blossen Vertröstungen abgefertigt, da die mit dem Kaiser begonnenen Unterhandlungen hier bereits Argwohn geweckt hatten. Die erste Begegnung mit Bethune überzeugte Nemessányi, das derselbe nur auf eine Weise zerstreut werden könnte, wenn nämlich Teleki selbst an der Spitze einer Deputation in den eben beisammen sitzenden polnischen Landtag käme; er müsste jedoch selbst kommen, nicht aber der Ablegat der Emigranten, weil diese «tamquam rebelles, vor den Landtag gar nicht

vorgelassen werden.» «Umsonst allegirt Jurikovics das III. u. IV. Buch Mosis; wenn er selbst alle Propheten citiren würde, würde es doch vergeblich sein, bis sie nicht Teleki's Resolution hinsichtlich seines Erscheinens im Lande erhalten.» Die Sache verhielt sich in der Tat so; Jurikovics war mit leeren Verheissungen heimgeschickt worden. Nemessányi blieb auch hernach noch dort, Absolon's Rückkehr abzuwarten, von dem aus Hamburg Nachricht gekommen war, dass er unterwegs sei.

Er konnte seine Ankunft nicht abwarten, denn Absolon traf erst am 24. December in Warschau ein. Was Nemessányi erfahren hatte, erfuhr auch er, ja noch mehr: Bethune erklärte, dass er ihm das ratificirte Vertragsexemplar trotz Versprechens Pomponne's nicht einhändige, da sie, ihrer Verpflichtung entgegen, nicht allein, ohne sein — Bethune's — Wissen, einen Waffenstillstand geschlossen, sondern geradezu Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft haben. Dies wäre ja schon an und für sich Grund genug für den Franzosenkönig aus der Allianz auszutreten, da es ihnen nur unter Vermittlung des Königs erlaubt gewesen wäre sich in Unterhandlungen einzulassen. Und zugleich spielte er darauf an, dass er ihn — bis er aus Siebenbürgen in dieser Angelegenheit die erwarteten Nachrichten erhalte — gar nicht zurückkehren lasse.

So musste denn der arme Absolon die Wahrnehmung machen, dass ihm die «Novellen» in Warschau ebensoviel Unannehmlichkeit bereiten, wie in Paris, und dass er die Vorwürfe Pomponne's in neuer Auflage von Bethune's Lippen vernahm. Nur waren diese Novellen wahr, und wie er die Sache immer drehen und wenden wollte, verdrehen konnte er sie doch nicht und so blieb ihm nichts Anderes zu thun übrig, als um Instructionen zu bitten.

So verging der Winter, verfloss auch der Frühling. Absolon erklärte noch immer in Polen die Novellen und durchschweifte das Land nach rechts und links, wo der König und der Marquis sich eben befanden. Einmal kam auch Fajgel nach Warschau und er durfte doch nicht zurückkehren. Die Herausgabe des ratificirten Vertrages schob Bethune fort und fort auf. Auch der Friede wurde zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. schon geschlossen (am 5. Februar 1679 zu Nymwegen) und er war durchaus nicht nach Absolon's Geschmack. Damals erfuhr er ganz unerwartet durch einen Brief Teleki's, warum man ihn nicht nach Hause lasse.

Reverend war ein Abbé von hervorragenden Fähigkeiten, seltener Bescheidenheit und hoher Bildung — von der besten Sorte der französischen Aebte. In der letzten Zeit war er mehr mit den Emigranten zusammen, im Winter aber ging er an den Weissenburger Hof zurück. So wie hier die Friedensunterhandlungen ein ernsteres Aussehen annahmen, fand er seine Situation immer unerträglicher. Er hatte sich schon im December 1678 darüber beklagt,[1] und da er sich auch seitdem in einer falschen Lage fühlte, drang er auf seine Entlassung. So wie Absolon durch Bethune, wurde Reverend durch Teleki unter allerlei Vorwänden festgehalten — den wirklichen Grund sagte keiner von beiden heraus. Denn Teleki hielt Reverend als Pfand für seine Verträge und Forderungen fest, Bethune aber Absolon für Reverend. Teleki sandte ihm eine Mahnung nach Hause zu eilen nach der andern — bis er derselben überdrüssig ihm in der Mitte Sommers 1679 den strengen Befehl zusandte, augenblicklich heimzukehren. Er machte ihm harte Vorwürfe, dass er gegen seine Instruction gehandelt habe. Es sei nicht gut, wenn der Diener klüger sei, als der Herr. Er staune, dass er nicht sehe, dass man ihn mit Hinsicht auf Reverend festhalte, «nicht als Residenten, sondern als Pfand.» Dieser werde aber so lange nicht gehen, bis man seine Forderung erfüllt habe und entweder den ratificirten Vertrag oder das Exemplar des Fürsten zurückgebe. Die Friedensübereinkunft mit dem Kaiser stehe in Aussicht — und wenn die Assecuration der hinaufzusendenden Gesandten ankomme und er noch immer dort sei, werde an den König, an die Republik geschrieben werden, dass er, Absolon, nicht der Vertreter des Fürsten, der Ungarn sei. Und zum Schluss schreibt er auch noch, dass nach Wien er, Teleki, hinaufgehen werde.

Als Absolon diesen Brief empfing, war bereits eine bessere Wendung eingetreten.

Am 12. Juli benachrichtigte Bethune Absolon,[2] dass Apafi, richtiger Siebenbürgen, seitens des Franzosenkönigs in den allgemeinen Frieden einbegriffen worden sei: das ungarische Emigrantentum oder die ungarische Nation aber konnte in denselben nicht einbegriffen werden. Das Inclusions-Instrument, in der Form, in

[1] S. Brief vom 4. December im M.-Vásárhelyer Archiv.
[2] Am 13. Juli schrieb er dies auch schon dem Fürsten. Ebend.

welcher es dem Polenkönig gegeben worden sei, befinde sich in Bethune's Händen — und er versprach, ihm dasselbe zugleich mit der Ratification übergeben zu wollen. Er verhiess auch die Befriedigung Teleki's und Absolon machte auf Grund dessen Teleki aufmerksam, dass es gut wäre, wenn er abwartete, bis Bethune dazu Geld haben werde. Wahrhaftig, schreibt er zwei Wochen nachher, er bleibe nicht gerne dort, er tue es jedoch dem allgemeinen Besten zu liebe, damit die Sache ein Ende nehme. Er hatte sich das Gedulden bereits angewöhnt.

Als er Teleki's Rügebrief Ende August empfing, hatte er bereits beide Instrumente in den Händen. Jetzt könne er aus diesem glücklichen Lande, schreibt er, schon heimkehren, und werde es auch tun, sobald er Befehl erhalte. Der Marquis möchte noch immer gerne eine Begegnung mit ihm haben, aber jetzt rate er ihm dazu nicht mehr. Jener Punkt des Briefes Teleki's aber, wo dieser schreibt, dass *er* an der Spitze der Gesandtschaft nach Wien komme: hatte ihn ganz erschreckt. Er schreibt unverholen seine Meinung. Es wäre für die Zukunft besser, wenn er nicht nach Wien ginge. «Eure Person hatte in Wien und in der ganzen Welt eine grosse Consideration, Ihr wurdet als ein dux belli ästimirt. Dass Ihr nun mit grauem Haupte, nach dem Herrn Wolfgang Bethlen, in Wien auftretet, tamquam in publico theatro, convenirt vielleicht doch nicht mit der Reputation.» Der Zustand Siebenbürgens sei wandelbar ; wenn er einmal hinausgehe, könnte er es bereuen. «Ausserdem wisst Ihr, mein Herr, besser als ich, dass das Haus Oesterreich die gegen dasselbe begangenen Sünden zu strafen pflege; ich fürchte, dass Euch ein Becher kredenzt werden möchte, der die extrema nuctio enthielte.» Gewiss nicht diese Gespensterseherei, wohl aber die Besorgniss, dass er bei dieser Gelegenheit seines Einflusses verlustig gehen könnte, hielt Teleki zurück. Die Unterhandlung führte ohnedem zu keinem Ziele.

Indessen vergingen Tage und Wochen und der Marquis gab die Schriftstücke doch nicht aus seinen Händen. Jetzt indessen hat er einen andern Grund. Früher hatte Bethune gewollt, dass dieselben an Apafi und Teleki zugleich mit den Geschenken eingehändigt werden. Diese wurden aber, wegen Ministerwechsel-Confusion, von Frankreich aus hingeschickt. Bethune fand es mit dem Friedensschluss unverträglich, dass Frankreich Siebenbürgen mit Truppen

und Geld unterstütze,[1] dass es dort einen ständigen Gesandten halte, und beschloss die Rückberufung Reverend's. Absolon, der an die Beständigkeit des Friedens ohnehin nicht glaubte, bot Alles auf, den Marquis zur Abänderung seines Vorhabens zu bewegen. Er erreichte jedoch seinen Zweck nur zur Hälfte. Bethune wollte mit Reverend jedenfalls Rücksprache nehmen, bevor er in diesem Punkte endgiltig entscheide, und verlangte geradezu, dass dieser zu ihm herauskomme. Teleki widersprach auch nicht, und so machte sich der Abbé, nachdem er am 22. September die Briefe des Fürsten und Teleki's an Ludwig XIV. in Empfang genommen, auf den Weg.[2]

Bethune erhielt Anfang October aus Frankreich vom König die Nachricht, dass die Geschenke und die Garantie des Gnadengehaltes für Teleki bereits fertig seien, und er teilte diesen Brief auch Absolon mit, der auch schon Anstalten zu seiner Abreise machte. Das Fatum des guten Mannes wollte es aber, dass er sein Heim doch noch nicht wiedersehen sollte. Der Marquis gab, nachdem er sich mit Reverend beraten hatte, seine Einwilligung dazu, dass dieser nach Siebenbürgen zurückkehren könne und Herr Daniel musste auf ihn warten.[3] Seine Vorschläge erwarteten nämlich die königliche Genehmigung und diese war auch Anfangs December noch nicht erteilt, nachdem Reverend, wiewol er noch einmal nach Siebenbürgen zurückzukehren beabsichtigte, um die Ernennung eines neuen ständigen Gesandten angesucht hatte.

Hiezu war Roger Akakia designirt, ein energischer, aber schon bejahrter Mann, dessen Person auch vorher schon in Frage gekommen war. Teleki stellte das Ansuchen, dass Reverend wenigstens bis zu dessen Ankunft auf den Residentenposten in Siebenbürgen zurückkehren möge. Dem widersetzte sich Akakia, der ohne die Geschenke und Schriftstücke die Reise durchaus nicht antreten wollte: «ohne dieselben habe er nicht die mindeste Lust zum Reisen».

Endlich kam es Anfangs Februar 1680 zum Ausgleich. Die Geschenke und Schriftstücke sollte eine Post Bethune's überbringen, und Reverend und Absolon sollten sich getrennt auf den Weg

[1] S. Bethune's Declaration vom Ende dieses Jahres ohne Tagesdatum. Ebend.

[2] S. beide Briefe im Teleki'schen Archiv.

[3] S. seine Briefe an Teleki vom 6. Nov. und 7. Dec. Ebend.

machen.[1] Akakia blieb noch — er fürchtete, «dass der Himmel einstürze» : denn die schreckliche Ueberschwemmung hatte die Strassen unfahrbar gemacht und taten Absolon auch vielen Schaden; einer und der andere der von ihm gemachten Einkäufe ward eine Beute der Wellen: auch sein teurer Thuanus «trank zwar tüchtig — er blieb ihm aber doch erhalten».

Am 27. März befanden sie sich bereits auf ungarischem Boden, in Mármaros-Sziget. «Ich kann es kaum erwarten — schrieb Reverend an Apafi — Eurer Hoheit Hof zu sehen, doch wegen der Schlechtigkeit der Strassen konnte dieser mein Wunsch nicht früher in Erfüllung gehen.»

Endlich erreichte er den Hof des Fürsten und auch Absolon konnte nach so vielem Umhertreiben und Wandern den Boden seines Vaterlandes und seine teure Heimat wiedersehen.

Sein Schicksal brachte es aber mit sich, dass er sich seiner Ruhe auch jetzt nicht lange erfreuen sollte.

IV.

«Wie ich vorhergesagt habe, hat Ew. Hochwolgeboren Entfernung viele Wirren veranlasst; möchte Ihre Wiederkehr dieselben doch schlichten!» Mit diesen Worten antwortete Teleki auf Reverend's Szigeter Schreiben, und die Wirren, auf die er anspielte, waren nichts Anderes, als die Veruneinigung Thököly's und Wesselényi's untereinander und ausserdem auch mit ihm. Der Mangel eines kräftigen Führerarms hatte sich an der Bewegung auch bisher schon stark gerächt — denn Teleki wollten die Ungarländer nie als Führer anerkennen und der junge Thököly hatte sich dazu noch nicht ausgewachsen. Und das war wahrhaftig eine falsche Situation: Frankreich betrachtete die Emigranten als Empörer und trat mit ihnen nur mittelbar durch Siebenbürgen in Berührung — diese aber verschmähten die Bevormundung durch Siebenbürgen. Dessenungeachtet vermieden sie den directen Bruch, um dadurch der Franzosen Hilfe nicht ganz verlustig zu gehen, und verschwendeten ihre Kraft in kleinlichen Reibungen. So konnten sie denn nicht vorwärts kommen.

Wieviel Teleki davon auch erwarten mochte, die Wiederkehr

[1] S. Akakia's Brief vom 16. März. Ebend.

des sanftmütigen Reverend änderte an der Sache nicht viel. Da langte Bethune's Brief vom 30. Juni mit der Meldung an, dass Akakia abreise, um Reverend abzulösen,[1] und reiche Geschenke für Apafi, dessen Gemahlin und Teleki mitbringe. Reverend trat bereits Mitte August seine Rückreise an.[2] Mit ihm reiste auch Absolon behufs Führung der aus der neuen Lage sich ergebenden Unterhandlungen, mit der Instruction, die fernere Aufrechthaltung der Allianz in Paris zu erwirken.

Am 2. September befanden sie sich in Stry, von wo sie mittelst Post berufen zum Könige eilten, der sie auf Reverend's Veranlassung zur Audienz empfing: wiewohl Absolon gewünscht hätte, dass dieser bittere Kelch an ihm vorüber gegangen wäre, da er wusste, dass an ihn delicate Fragen gerichtet werden würden.

So war es auch. Der König fragte ihn, wo der Fürst sei? ob er sich mit Thököly ausgesöhnt habe? ob es wahr sei, dass die Güter des Letzteren confiscirt worden seien? was sie mit dem Kaiser für Absichten haben? ob die Pforte rüste? Die heiklichste war die zweite Frage. Thököly, sagte Absolon, habe den Fürsten ersucht, er möchte einige seiner Räte, Teleki, Rhédey und Barcsay, behufs Begleichung der aufgetauchten Schwierigkeiten nach Somlyó schicken. Der Fürst habe dareingewilligt. Die Ungarn aber, sagte er auf die vierte Frage, wünschen vom Kaiser die Wiederherstellung ihrer Religion und ihrer Freiheiten.

König Johann war übrigens freundlich. «Wahrhaftig — sagte er zu Reverend — wenn doch der König von Frankreich den Ungarn Hilfe leistete, bevor die viehische Macht — er spielte auf die Türken an — herankäme.» Absolon bemerkte, dass der König gerne die Rolle des Friedensvermittlers zwischen dem Kaiser und den Ungarn übernähme.

Von hier abreisend, traf er unterwegs mit jenem «humanen und vollkommenen Bethune» zusammen. Er wäre ihm gerne ausgewichen, fürchtete aber, dass dies Verdacht erregen würde. Er ging also zu ihm. Dieselbe Zweideutigkeit, wie in letzterer Zeit, verbreitete sich auch jetzt über seine Worte. Von ihm erfuhr er, dass der Marseiller Bischof jetzt blos vorübergehend, der Königin zu liebe gekommen sei, nicht als Gesandter, aber mit der vertraulichen Mission,

[1] Im M.-Vásárhelyer Archiv.

[2] S. Reverend's Brief aus Stry vom 2. Sept. Ebend.

zu erwirken, dass der König sich definitiv erkläre: ob er auch fernerhin mit dem Hause Oesterreich oder mit ihm halten wolle?

Bethune wurde damals von seinem König bereits aus Polen zurückberufen. Die Nachricht erweckte in Absolon, der seine Reise auch weiter mit Reverend fortsetzte, Besorgnisse. Auch in Paris sah er sich neuen Factoren gegenüber. Pomponne war gefallen, seine Stelle hatte Colbert eingenommen, ein Hofmann und desto «generoser», aber mit weniger Einsicht und Urteilskraft begabt. Absolon, der am 29. October anlangte, wurde von ihm bereits am 31. October — mit grosser Herzlichkeit — empfangen, und am 4. November gewährte ihm der König eine geheime Audienz.

Auch der König — obgleich durch die Informationen des Marseiller Bischofs bestochen — empfing ihn freundlich. Die Ungarn wurden beschuldigt, dass sie, unbekümmert um die französische Hilfe, aus blosser Furcht vor den Türken mit dem Kaiser nicht ernstlich unterhandelt hätten und dieses Vorgehen auch fernerhin befolgen wollten.

Diese Annahme, meinte Absolon, sei gegen die Würde des Franzosenkönigs und ruhe auch ausserdem auf einer fehlerhaften Grundlage. Der Franzosenkönig habe sich mit dem siebenbürgischen Fürsten und mit den Ungarn conföderirt, demzufolge ist es nicht annehmbar, dass sie gegen seine Hilfe etwas einzuwenden hätten. Die Ungarn verlangen blos was billig ist. Zum Schluss — sagt er — «habe ich den Bischof cum omni moderamine, jedoch mit den gebührenden Farben ausgemalt.»

Der König hörte seinen Vortrag mit grosser Aufmerksamkeit an und machte sich auch Notizen. Nach Beendigung seines Vortrages aber entliess er ihn.

Der Hof entfernte sich bald darauf nach Versailles und Absolon ging gleichfalls dort hinaus. Hier sagte ihm Colbert bereits soviel, dass die Minister-Conferenz über die ungarische Angelegenheit entschieden habe: der König werde die Ungarn künftig nur im Geheimen unterstützen. Und vertraulich teilte er ihm zugleich mit: der Polenkönig neige sich dem Kaiser zu, der ihn bereits zum Abschluss eines Schutzbündnisses gegen den Türken aufgefordert habe. Ludwig werde die Ungarn auch im Falle seines definitiven Uebertritts nicht ohne Hilfe lassen, für Mittel und Wege aber, wie ihnen die Hilfsgelder zukommen sollen, mögen sie selber sorgen.

Absolon war damit nicht zufriedengestellt und ging Colbert fast einen Monat lang nach, um einen andern Bescheid zu erwirken. Lange Zeit hindurch konnte er nichts ausrichten: es müsse das Ergebniss der Mission des Marseiller Bischofs abgewartet werden, d. h. die Aeusserung des Polenkönigs, denn wenn dieser zu den Deutschen übertrete, könnten sie auf keine Weise Geld schicken. Endlich sprach und unterhandelte er so lange, dass er bereits am Ziele zu sein wähnte, als Akakia's Berichte, die neue «Tracta», die Tokajer Correspondenz Alles durcheinanderwarfen.

Am 29. November empfing der König Absolon. Die wohlwollende Gesinnung des Fürsten für ihn, den König, und für die ungarische Sache sei ihm sehr angenehm; auch er versichere Seine Durchlaucht seinerseits seiner wohlwollenden Gesinnung und auch dessen, dass er die ungarischen Emigranten unter seinem Schutz behalten werde. Bezüglich der Details — schloss er seine Worte — werde ihm Colbert Auskunft erteilen.

Nach dieser kurzen Audienz begab sich Absolon direct zu Colbert, den er jetzt sehr zugeknöpft fand. Er sagte, es hänge Alles vom Polenkönig ab, denn Geld könne nur durch dessen Land befördert werden. Dann sprach er wieder von den «Tracten» der ungarischen Emigranten. Nun denn, antwortete Absolon, mit blossem guten Willen kann ein Heer nicht erhalten werden. Die Ungarn «credunt quod vident, promissa rident.» Ihr habt nach der Tracta ein paar hundert Soldaten besoldet, dann habt ihr zwei Jahre lang keinen Heller gegeben. Und doch hätten im ersten Jahre 120,000, sodann jährlich 100,000 Taler gegeben werden sollen. Die Ungarn haben den Soldaten des Franzosen-Königs mehr herausgegeben, als sie empfangen haben. Wenn es euch beliebt hat mit dem Fürsten zu conföderiren, so seid auch der Erfüllung der Punkte nicht abgeneigt.

Aber, sagte Colbert, ihr hattet keine 15,000 Mann.

Es waren ihrer, antwortete Absolon, anfangs auch mehr, und wären es immer gewesen, wenn auch nachher Geld gewesen wäre. Nun waren aber doch immer 7—8000 und für diese kann der Fürst vom König wenigstens 16,000 Taler fordern. Dann sei es freilich nicht zu verwundern, wenn die Emigranten nicht glauben, und sie werden noch weniger glauben, wenn ich auch jetzt mit leeren Worten heimgehe. Ich bin blos Absolon, sie würden mir aber selbst dann nicht glauben, wenn ich Salomon wäre.

Am andern Tag ging er wieder zu Colbert. Ich habe, sagte dieser, Ihre Beschwerden dem König mitgeteilt. Se. Majestät hat beschlossen, die Emigranten zu unterstützen, und ich versichere Sie, dass das Geld geschickt werden wird. Der König hat seinen Bruder auch bereits beauftragt, einen Wechsel nach Danzig zu schicken.

Absolon aber drang mündlich und schriftlich darauf, man möge ihm jetzt Geld geben, erreichte aber nicht mehr als die Versicherung, dass das Geld im Februar in Siebenbürgen sein werde.

Absolon machte auch hierauf noch einen letzten Versuch. Er schrieb an Bethune einen «ostensiven» Brief mit dem Absehen, dass dieser ihn Colbert zeige, in welchem er schrieb, dass er ohne Geld nicht zurück gehe. «Er sei nicht um eine neue Protection bitten gekommen, sondern blos um die zugesagte.» Endlich nach vielen Laufereien erfuhr er, was es mit der Sache für ein Bewandtniss habe: den Truppen wird kein Geld gegeben, blos den Offizieren und Leuten von Rang (?). Und schliesslich erübrigte ihm kein anderer Trost, als der, dass er es Colbert unter die Nase rieb, «dass die Leute des Franzosen-Königs in Siebenbürgen nicht so tractiren.»

Es ward ihm aber doch auch noch ein anderer. Ein paar Tage darauf, nachdem er die Resolutionen entgegengenommen und am 26. December seine Abreise angetreten hatte, erliess der König sein, St. Germain am 2. Jänner 1682 datirtes Handschreiben, welches den in Siebenbürgen durchaus nicht beliebten Akakia wegen Kränklichkeit seines Agentenpostens enthob, und an seine Stelle Boucauld du Vernay ernannte.[1]

An der Sache wurde auch dadurch nichts geändert. Jene schwankende, unverlässliche, keines grösseren Entschlusses fähige Politik, welche die französische Regierung in diesem Punkte auch weiterhin befolgte, gereichte ihr nach wie vor nicht zum Vorteile. Sie war vorher erfolglos gewesen, sie blieb auch nachher resultatlos.

* * *

Und nun, welchen Vorteil hat die ungarische Geschichtschreibung davon, wenn sie von diesen erfolglosen Bemühungen Notiz nimmt? Wäre es nicht etwa besser, wenn sie wie bisher im Staube der Archive begraben blieben? Das Gebäude der Geschichte Ungarns

[1] Die Urkunden s. im Teleki'schen Archiv in M.-Vásárhely.

ist ja auch ohne dieselben bereits fertig. Künstlerhände haben es geschaffen — die Aufzählung dieser vielen vergeblichen Bemühungen schlägt in dasselbe keine Bresche.

Das Gebäude ist in der Tat fertig. Es ist ein prächtiger Palast, auch wohnlich, und wenn man es als Ganzes betrachtet, scheint es auch vollendet. Sieht man es aber mit kunstverständigem Auge näher an, so bemerkt man, dass dort der Mörtel fehle, der Flügelbau noch gar nicht begonnen sei, die Zimmer an genügendem Ameublement Mangel leiden und selbst der Giebelbau noch des Werkmeisters warte: Mängel, die von Ferne gar nicht wahrgenommen werden.

In der Tat, dem Gebäude unserer ungarischen Geschichte fehlt der Giebel — die Geschichte der Diplomatie. Ohne diese aber ist dieselbe einseitig, in vielen Partien entweder gar nicht verständlich oder blos missverstehbar.

Was ich hier vorlege, ist gewiss nur ein kleiner Ziegel zu dem Dache dieses Gebäudes. Es ist aber doch ein Ziegel dazu — doch ein Beitrag, jenem Archive entnommen, dem wir bereits so viele Schätze verdanken: dem Maros-Vásárhelyer Archive der gräflich Telekischen Familie, ohne dessen vollständige Ausbeutung die Geschichte der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts immer unvollständig bleiben wird.

ALEXANDER SZILÁGYI.

EINE NEUE KNOCHENHÖHLE IM SIEBENBÜRGISCHEN ERZGEBIRGE.

Im Jahre 1880 ist es mir unweit von Toroczko-Szt.-György (bei der Gemeinde Bedellő), in der am rechten Ufer des Aranyos-Flusses sich dahinziehenden Kalkbergkette gelungen, eine neue Knochenhöhle zu entdecken. Diese Entdeckung ist für den Fachmann umso interessanter, da die an Höhlen ziemlich reiche Gegend bis heute ähnliche Funde noch nicht geliefert hat, obwohl in dem benachbarten Bihargebirge (z. B. bei Esküllö die «Pestere», dann die berühmte «Oncsasza» oder «Vuncsasza») zahlreiche Knochenhöhlen sich befinden.

Die niedere und durch Gebüsch verdeckte Oeffnung dieser Knochenhöhle ragt über dem Aranyos-Flusse 500 m/ hoch hervor, und nur in gebückter Stellung kann man durch dieselbe eindringen.

Im Eingange treffen wir gleich eine kürzere und längere, aber sehr enge Nebenverzweigung, und dann folgt die Haupthalle, welche sich

gegen Süd und Nord ausbreitet. Später erhebt sich die Decke domförmig, um sich weiter bis 4—3 $^m/$ zu senken. Der Boden ist mit Kalksinter bedeckt, dass man auf Parquetten zu gehen glaubt; und hie und da liegen einige, von der Decke herabgefallene Steinblöcke. Das Wasser sickert durch zahlreiche Spalten hinein; an den Wänden zeigen sich mehrere Tropfsteinbildungen, so eine schneeweisse Cascade, eine traubenförmige Draperie und dergleichen. Auch einige kräftige Stalagnite erheben sich vor uns, deren einer bei dem Schimmer unserer Kerze altarförmig erscheint. Je weiter wir zum Ende der Halle vorschreiten, umso zahlreicher sind die Spuren von Wassertropfen und grossen Steinklötzen. Die ganze Länge der Höhle beträgt 105 $^m/$; die Atmosphäre ist 8° C. und die Luft nicht unangenehm.

Der jetzige Eingang konnte bei der Bildung dieser Höhle als Mündung nicht gedient haben, da er bedeutend höher liegt, als die Sohle. In dem diluvialischen Zeitalter, in welchem diese Höhle sich gebildet hat, mag die Mündung etliche Meter weiter gegen links gewesen sein, wo man auf der Aussenseite die kräftige Wölbung der früheren Vorhalle noch jetzt constatiren kann.

Oben auf dem Kalkplateau sah ich zahlreiche Dolinen, welche als natürliche Reservoire des hinein sickernden Wassers dienten und noch heute dienen und durch feine Spalten mit unserer Knochenhöhle communiciren.

Nach der topographischen Aufnahme begann ich die Ausgrabungen am tiefsten Punkte der Höhle. Unter der 1—3 $^d/_m$ dicken Tropfsteinschichte drangen unsere Hauen in einen gelblichen Lehmboden, in dem aber die Arbeit durch die in demselben zahlreich vorhandenen ganz rund abgewetzten Gerölle und Kalksteinblöcke ziemlich erschwert wurde. In einer Tiefe vom 3 $^d/_m$ erfreuten uns die ersten Thierknochen, welche ich schon auf den ersten Blick als diejenigen des Ursus spelaeus erkannte und von denen nach kurzer Zeit auf dem Sammelplatze schon ein ganz ansehnlicher Haufen lag.

Von unserem Beispiele ermuntert, liess auch der Grundherr Alexander von Thoroczkay an verschiedenen Stellen schleunigst die Ausgrabungen fortsetzen; er fand noch 38 Stück Augenzähne, mehrere Wirbelknochen, Rippen, Oberarmknochen, Schienbeine und Schulterbeinfragmente.

Diese Knochen lagen alle gerade so, wie das Wasser einst dieselben nivellirte, in grösster Unordnung in dem gelblichen Höhlenlehm eingebettet. Am zahlreichsten fanden wir Rippen, dann Wirbelknochen, Extremitätknochen wie os humeri, radius, ulna, femur, tibia, fibula, Zähne, Schulter- und Beckenknochen. Kieferknochen und Schädelfragmente fanden sich nur in geringer Anzahl; manche Knochen aber fehlen vollständig.

Von den Zähnen kommen am häufigsten die Eckzähne vor, indem wir von diesen 44 Stück erbeuteten. Fast alle Knochen waren beschädigt und gehören allen Alterstufen und beiden Geschlechtern an. Sie liegen aber

zerstreut von einander, wie das Wasser sie zusammen spülte, daher konnte ich im Interesse der anatomischen Vergleichung auch keine absolut richtige Messung der Knochenteile einzelner Individuen vornehmen. Indem aber auch die einzelnen Knochen für den Fachmann von Interesse sind, hielt ich es für nicht überflüssig, die Maasse einzelner Exemplare richtigzustellen, mit Bezug und zum Vergleiche mit den in der Oncsaszaer Höhle vorgefundenen einzelnen Exemplaren der Knochen des Ursus spelæus, welche letzteren Johann Klir in der Zeitschrift des siebenbürgischen Museumvereins 1877 Nro IV ausführlich beschrieben hat.

	Länge	Höhe	Breite
Das in unserer Höhle vorgefundene Schädelskelet hat	0·39 M.	0·18 M.	0·25 M.
Ursus spelaeus Blumb. aus der Oncsaszaer Höhle, welches jetzt im Klausenburger Universitäts-Museum sich befindet	0·424 M.	0·19 M.	0·26 M.
Ursus arctos L. ebendaselbst	0·33 M.	0·17 M.	0·22 M.

Unser Ursus spelæus ist dem Oncsaszaer ziemlich ähnlich, die Zähne sind herausgefallen und der Schädel abgewetzt. Von den bei mir befindlichen Kinnladen hat die grössere (rechts) bis zu den darinstehenden Eckzähnen eine Länge von 0·35 M., eine Höhe am Suspensorio 0·17 M. und bei dem letzten Backenzahne, der nur allein in der Kinnlande steckt, 0·09 M. Die Krone dieser Eckzähne ist 0·007 M. hoch, 0·028 M. lang und 0·02 M. breit. Der Eckzahn hebt seine schief liegende und sichelförmig gekrümmte stumpfe Krone 0·045 M. hoch, während am Stocke (Wurzel) der Umfang 0·08 M. beträgt. Die sehr starken Höckerzähne, zwei jederseits in jedem Kiefer, sind länglich rund mit zwei regelmässigen Längsreihen von Höckern auf der Kaufläche versehen. Jene lange Lücke, welche durch das frühe volle Verschwinden der Lückenzähne entstanden ist, und den Höhlenbären charakterisirt, bleibt auch hier nicht aus. Der Ursus arctos hat einen beständigen oberen Lückenzahn, während dieser dem Ursus spelaeus fehlt. Die Länge der zweiten Kinnlade bis zum äussersten Saume des Eckzahns beträgt 0.30 M., die Länge 0·10 M., bis zum äussersten Ende des letzten Backenzahnes aber 0·07 M.

Machen wir einen kleinen Vergleich mit den in der Oncsaszaer Höhle vorgefundenen Extremitäten.

Das Femur unseres Höhlen-Bären hat Länge	0·45 M.
Femur des Ursus spelaeus Blumb. von Oncsasza	0·47 M.
Femur des Ursus arctos L.	0·37 M.
Die Oberarmknochen (Ossa humeris) waren bei meinen Ausgrabungsfunden	0·30 M.
bei den Oncsaszaer aber	0·41 M.
und beim Ursus arctos L.	0·33 M.

Da die Knochen teilweise abgewetzt, gebrochen und zusammengescharrt vorkommen, so müssen sie von einem fremden Orte dahin geschwemmt worden sein. Die Haupthalle der Höhle wurde jedenfalls im diluvialischen Zeitalter durch Wasser überschwemmt, und die oberen Nischen und Grotten haben den hieher geflüchteten, oder hier domicilirenden Bären als Zufluchtsort gedient und die zu Grunde gegangenen wurden in den Schlamm hineingescharrt. Aus der grossen Zahl der Knochen zu schliessen, ist es nicht unwahrscheinlich, dass das Wasser auch von anderen Orten Bären-Cadaver in diese Höhle mit sich riss und hier begrub.

Menschliche Ueberreste fand ich nicht; doch habe ich nur die vor der Tropfsteingruppe liegende Partie und auch diese nicht ganz durchsucht; auch habe ich, da die Lehmschichte sogar bei 1·5 M. noch nicht aufhörte, den Felsboden noch nicht erreicht. Die Fortsetzung dieser Ausgrabung lässt mich noch ein schönes Resultat hoffen; übrigens ist auch das bis jetzt erzielte Resultat von grossem Werte, insofern die in der Toroczkoer Kalkkette befindlichen zahlreichen Höhlen hier zuerst die Spuren des Ursus spelæus Blumb. mit voller Gewissheit aufweisen.

Déva. GABRIEL TÉGLÁS.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 4. Februar besprach Ferdinand Barna das Werk eines am Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden ungarischen Sprachforschers, welches in dem ersten und einzigen von der siebenbürgischen sprachbildenden Gesellschaft 1796 herausgegebenen Bande erschienen ist. Den Namen des Verfassers kann Vortragender mit Gewissheit nicht angeben, doch vermutet er, dass derselbe der Secretär der Gesellschaft, Georg Aranka, gewesen sei. Das Werk befasst sich nur mit den obersten Principien der Sprache; es gibt blos einen Umriss der ungarischen Sprache, doch sind die Ansichten desselben durchwegs so wichtige, dass es zur Lösung gar mancher Frage, welche noch in neuester Zeit unseren Sprachforschern Kopfzerbrechen machte, einen sicheren Schlüssel bietet. Der Vortragende führt zur Unterstützung dieser seiner Meinung eine Reihe von Einzelheiten aus dem Werke an, welche von grossem Interesse sind.

Sodann hielt Sigmund Simonyi einen kurzen Vortrag über *das geschichtliche Wörterbuch der ungarischen Sprache,* mit dessen Redaction er seitens der I. Classe der Akademie betraut ist. Es sind bereits nahezu drei Fünftel desselben ausgearbeitet und das Ganze geht rasch der Vollendung entgegen. Darum scheint es Vortragendem an der Zeit zu sein, dass dasselbe wenigstens durch kleinere Mitteilungen von Zeit zu Zeit ein Lebens-

zeichen von sich gebe, vor Allem aber, dass ein Rückblick auf die Geschichte der ganzen Angelegenheit geworfen und auf die Hindernisse hingewiesen werde, welche sich der raschen Vollendung des Werkes entgegenstellten. Es sind fast elf Jahre verstrichen, erzählt er, seit wir als Privatleute in Betreff des sprachgeschichtlichen Wörterbuchs einen Aufruf an die ungar. Sprachforscher und Sprachfreunde erliessen, sie zur Mitwirkung an der Sammlung des Sprachschatzes und der Redeweisen unserer älteren Schriftsteller ohne Entgelt auffordernd, und wir konnten trotzdem bereits nach fünf Monaten 45 alte Werke registriren, für welche sich Bearbeiter meldeten. Bald nahm die Akademie die Angelegenheit unter ihren Schutz, ernannte eine Redaction und sicherte auch den Mitarbeitern entsprechende Honorare zu. Nach Verlauf eines Jahres schmolz aber die Zahl der Mitarbeiter auf zwei herab. Diese an sich betrübende Tatsache hatte das Gute, dass die übriggebliebenen Arbeiter sich besser in die Sache einarbeiten konnten, weniger überflüssige Arbeit verrichteten und weniger Irrtümern ausgesetzt waren. Vortragender erörtert hierauf vor Allem die dem raschen Vorwärtsschreiten der redactionellen Arbeit sich in den Weg legenden Hindernisse, welche hauptsächlich in der häufig fehlerhaften Abfassung jener Zettelchen liegen, auf welche die aus den älteren Sprachquellen geschöpften Wörter und Redeweisen als Grundmaterial für die Zusammenstellung des geschichtlichen Wörterbuches niedergeschrieben wurden. Trotz dieser, vielfache zeitraubende Berichtigungen veranlassenden Fehler schreitet die 1881 begonnene Redaction genug rasch vorwärts und dürfte das Werk 1886, also in der verhältnissmässig kurzen Redactionszeit von fünf Jahren, vollendet sein. Dasselbe wird sowohl der theoretischen Sprachforschung, als auch dem practischen Sprachgebrauch mannigfache Förderung bringen. Es wird manches ausser Gebrauch geratene gut ungarische Wort wieder in Curs bringen; es wird, die Geschichte der Wörter in Hinsicht auf Laut- und Bedeutungs-Wandlung Schritt für Schritt verfolgend, manches bisher für ungarisch gehaltene Wort als Entlehnung dartun und auch sonst durch Aufhellung des Ursprunges der Wörter manche bisher auf dem Holzwege befindliche etymologische Pfadfinderei auf die richtige Fährte leiten. Nach alldem können wir das Werk als eine der verdienstlichsten Unternehmungen unserer Akademie willkommen heissen und sehen den vom Vortragenden verheissenen ferneren periodischen Mitteilungen über den Fortschritt desselben mit Interesse entgegen.

2. In der Sitzung der zweiten Classe am 11. Februar las Franz Salamon ein Capitel aus dem demnächst erscheinenden zweiten, das Mittelalter behandelnden Teile seiner Geschichte von Budapest. Dieses Werk enthält ausser dem eigentlichen Text eine die benützten Quellen kritisch analysirende Beigabe. Er teilt in seinem Vortrage eine dieser Quellen-Kritiken im Auszuge mit. Die Geschichtschreiber Ofens und Pests haben sämmtlich der

sogenannten *Goldenen Bulle der Stadt* den ersten Platz unter den Urkunden derselben eingeräumt. Dieselbe trägt das Datum des Jahres 1244 aus der Zeit Béla's IV., ist jedoch blos aus einer Copie des XV. und einem Auszuge des XVI. Jahrhunderts bekannt. Vortragender übergeht die formellen Einwände gegen die Authenticität der Urkunde und weist blos einige der sachlichen Anachromismen und Widersprüche auf. Der bemerkenswerteste derselben ist, dass die Urkunde von 1244 ausdrücklich von der Stadt am linken Ufer spricht, welche auch heute Pest heisst, und keineswegs von der rechtsufrigen, welche nach der Tatareninvasion bis in die neueste Zeit Ofen (Buda) hiess. Doch wie deutlich die Urkunde auch für die Stadt Pest am linken Donauufer ausgestellt ist, ebenso gewiss ist es, dass diese Stadt auch noch im darauffolgenden XIV. Jahrhundert nicht im Besitze jener Freiheiten war, welche ihr angeblich von Béla IV. erteilt wurden. Demnach liegt uns eine Urkunde vor, die nach den klaren Worten des Textes nicht auf Ofen, sondern auf Pest lautet, die aber nach dem Zeugniss der Geschichte auch auf Pest nicht lauten konnte. Ofen erhielt zwar von Béla IV. einen heute bereits unbekannten Freiheitsbrief, dieser war jedoch nicht unsere Bulle. Die Punkte, die Textirung desselben wichen von dieser ab. Die namhaftesten Punkte der Pester Bulle sind aber von Wort zu Wort in einem Transcript vom Jahre 1347 enthalten, womit Ludwig der Grosse das Privilegium der Stadt Ofen auf die Stadt Kaschau überschreibt. Und die Punkte dieses Privilegiums sind, mit Auslassung einiger, wörtlich in Uebereinstimmung mit der Pester Bulle, daher ist das Wahrscheinlichste, dass die Gesammtheit der Privilegien Ofens aus dem Anfange der Regierungszeit Ludwig's des Grossen stammt. Es lässt sich aus Mangel an historischen Anhaltspunkten nicht angeben, warum und wie die königliche Kanzlei Ludwig's I. eine Urkunde bestätigen konnte, die Béla IV. weder für Pest noch für Ofen ausgestellt haben konnte. Doch andererseits kann die Urkunde nur so verstanden und den sonstigen historischen Daten eingefügt werden, wenn wir annehmen, dass diese Kanzlei einen Freiheitsbrief als authentisch bestätigte, dessen Datum falsch war, der aber in vielen Punkten die seit lange zu Recht bestehende Freiheit Ofens enthielt und in anderen Punkten Freiheiten, welche Ludwig derzeit als Gegenleistung zu gewähren geneigt war. Wie konnte sich aber Ofen eine auf Pest lautende goldene Bulle anfertigen lassen? Dies war eben der Meisterkniff. Dadurch deckte es sowohl vor der Mit-, als vor der Nachwelt das falsche Datum und machte die Lösung des Rätsels schwierig, welche erst der gründlichen Durchforschung der nahezu dreihundertjährigen Geschichte der Stadt (von 1244 bis 1538) gelingen konnte.

Nach Salamon las Friedrich Pesty den Anfang der Abhandlung von K. Kandra über *die Entstehungsgeschichte des Comitats Szabolcs*. Da dieses

keine slavischen Ortsnamen zeigt, scheint es zur Zeit der ungarischen Occupation ein unbewohnter Wald gewesen zu sein, der nachmals mit Bissenen besiedelt wurde und königliches Eigentum blieb. Diese waren Grenzwächter und spielen hier nach den Urkunden noch lange eine hervorragende Rolle, bis sie mit der überhandnehmenden magyarischen Bevölkerung verschmolzen.

Sodann fand eine geschlossene Sitzung statt, in welcher die Angelegenheit des *Millenniums* verhandelt wurde. Es wurde das Gutachten des Ausschusses angenommen, demzufolge die tausendjährige Jahreswende der Einwanderung auf das Jahr 1894 fällt. Gegenüber diesem Gutachten blieb Franz Salamon auch weiterhin bei seiner früheren Ansicht, wonach die tausendjährige Jahreswende 1898 sein werde.

Jahresversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft.

Am 10. Feber hielt die Kisfaludy-Gesellschaft, die älteste und bedeutendste unserer schönwissenschaftlichen Gesellschaften. im grossen Prunksaale der Akademie, in Gegenwart eines überaus zahlreichen Publikums, ihre XXXVII. Jahresversammlung.

Der Vicepräsident der Gesellschaft, Karl Szász, eröffnete die Sitzung mit einer Eröffnungsrede, welche gegen die dichterischen Modegattungen gerichtet war. Die Kisfaludy-Gesellschaft, dies der Gedankengang des Vortrages, hat als die Wächterin des literarischen Geschmacks allezeit die herrschenden Geschmacksrichtungen, die zur Herrschaft gelangenden literarischen Moden mit Aufmerksamkeit verfolgt. Sie hat es stets für ihre hehre Aufgabe gehalten, sich die harmonische Entfaltung der schönen Literatur der ungarischen Nation angelegen sein zu lassen und es ebensowenig zu gestatten, dass irgend einer seiner Zweige je verkümmere, als dass irgendeiner derselben je überwuchere. Schönliterarische Genies, grosse Talente führen neue literarische Moden herbei; der glänzende Erfolg derselben verlockt andere Talente, nachahmend diesen Moden zu huldigen und darüber andere Gebiete, auf denen sie selbstständig vielleicht Bedeutendes schaffen könnten, zu vernachlässigen. Solche zur Nachahmung reizende Modegattungen sind gegenwärtig: die (novellistische) Skizze und das neufranzösische Drama. Die Werke der schöpferischen Meister dieser beiden Gattungen sind ausgezeichnet in Handlung, Characteristik und Formenstrenge; ein grosser Teil ihrer Nachfolger lässt diese Vorzüge vermissen. Vernachlässigte schönliterarische Gattungen dagegen sind gegenwärtig: die wirkliche Novelle und das historische Drama. Die Pflege dieser den jüngeren Talenten zu empfehlen, hält die Kisfaludy-Gesellschaft für ihre Pflicht und sie hat dem entsprechend auch eine ihrer diesjährigen Preisausschreibungen — gewünscht wird eine

grössere historische Novelle oder ein kleiner historischer Roman — formulirt.

Nachdem der Vice-Präsident die feierliche Siizung für eröffnet erklärt hatte, las der zweite Secretär der Gesellschaft, Gregor Csiky, einen kurzen Bericht über das abgeflossene Vereinsjahr. Er gedachte darin der Gedächtnissfeier für den gewesenen vieljährigen Director der Gesellschaft, den grössten Dichter der Nation, Johann Arany, und der Todtenfeier für ihr verdienstvolles Verwaltungs-Mitglied, den Judex Curiæ Georg v. Mailáth; er gedachte der Teilname der Gesellschaft an der feierlichen Eröffnung des neuen Theaters in Szegedin, sowie n den Gedenkfeiern für Bessenyei und Katona; er gedachte der vollendeten Herausgabe der ungarischen Molière- und der geförderten Racine-Uebersetzung, sowie des dritten Bandes der Sammlung ungarischer Volksdichtungen; er gedachte der vom Verlags-Unternehmeu der Gesellschaft für ihre unterstützenden Mitglieder publicirten Arbeiten; der im Laufe des Jahres gehaltenen Sitzungsvorträge, der neu eingeflossenen Gründerbeiträge, Vermächtnisse und Stiftungen.

Hierauf hielt der erste Secretär Zoltán Beőthy seine ebenso warme, wie gediegene *Denkrede auf* August Greguss, den hingeschiedenen Vice-Präsidenten der Gesellschaft, welcher er den besten Teil seines Lebens und Wirkens geweiht hatte. Wir resumiren den mehr als anderthalbstündigen Vortrag seinen Hauptzügen nach in nachstehender Skizze.

Wir verehren in Greguss die Einheit des Dichters und Gelehrten, des fühlenden Herzens und denkenden Kopfes; den Gelehrten, der zugleich Dichter, den Dichter, der zugleich Gelehrter, die Harmonie des Wahren, Schönen und Guten sucht und in dichterischen, wie gelehrten Werken verkörpert. Er trat mit hohen Ideen in das Leben und hielt an ihnen mit festem Wirken bis an sein Ende. Eingepflanzt wurden dieselben seinem Geiste zuerst am Eperieser Collegium, welches zugleich sein Geburtshaus war. Er wurde hier 1825 als der erste Sohn des Professors der Philosophie, Michael Greguss, geboren, der eben damals an seiner Aesthetik arbeitete und den Knaben von Kindheit an zur Schönheit erzog. Früh, im 13. Lebensjahre, verlor er den Vater, der drei Jahre vorher an das Pressburger Lyceum übersiedelt war. Die vom Vater gesäeten Keime pflegte die an Vorzügen des Herzens und Geistes reiche Mutter weiter, welche sich 1836 zu ihrer Mutter nach Rosenau zurückgezogen hatte. Hier entwickelte sich in August Greguss das väterlich-freundschaftliche Verhältniss zu seinem frühverstorbenen talentvollen jüngeren Bruder Julius, mit dem er den umfassenden Plan einer ungarischen Kunstübersetzung der Meisterwerke aller Nationen entwarf. Nachdem er darauf die Mittelschule am Eperieser Collegium absolvirt hatte, bezog er 1843 die Wiener Universität, um daselbst Medizin zu studiren. Die Medizin behagte ihm jedoch nicht und er kam nach Pest, wo ihn ein Oheim zum Inge-

nieur ausbilden lassen wollte, was ihm bei seiner heimlichen Neigung für die literarische Laufbahn ebensowenig zusagte. Er betrat diese mit Gedichten, welche Garay in seinem «Regélő» veröffentlichte, und blieb der Muse bis an sein Lebensende treu. Doch nur seine Feierstunden widmete er der Schöpfung von Dichtungen, welche harmonische Manifestationen eines fühlenden Herzens und denkenden Geistes in dichterischer Form waren. Seine Arbeitsstunden waren der Philosophie geweiht, zu welcher ihn des Vaters Vorbild und die eigene Herzensneigung hindrängten. Er ging 1845 nach Halle, wo Erdmann die Lehren Hegels erläuterte und auf Greguss grossen Eindruck machte. Hier schon entwarf er in Gedanken ein neues philosophisches System, dessen Bruchstücke in seinen kleineren Arbeiten zu Tage treten, zu dessen vollständiger Ausarbeitung er aber nie gelangte.

Den 21jährig Heimkehrenden erwartete die durch den Tod erledigte Professur Peter Vajda's am Szarvaser Gymnasium. Glücklich, ein Heim und einen entsprechenden Wirkungskreis gefunden zu haben, arbeitete Greguss mit Feuereifer seine Hefte für Anthropologie, Stylistik, Aesthetik etc. Hier fand er alsbald auch das Ideal des Familienglücks in dem Bunde mit der an Vorzügen des Herzens und Geistes gleich reichen Frau, die er seinen ethischen Leitstern nannte. Der bald darauf anbrechende Befreiungskampf fand auch ihn mit den Waffen in der Hand. Die Katastrophe führte ihn in die Gefangenschaft zu Grosswardein, aus der er nach Jahresfrist befreit, nach Pest kam, wo die Kisfaludy-Gesellschaft bereits seine «Grundzüge der Aesthetik» veröffentlicht hatte und Franz Toldy ihm eine bescheidene Existenz verschaffte. Seit 1853 war er Mitarbeiter des «Pesti Napló». Er wurde ein eifriger Bundesgenosse Jener, welche in jener traurigen Zeit der Unterdrückung die Kräftigung des nationalen Geistes durch die Förderung der nationalen Cultur anstrebten. Als sich die politischen Verhältnisse zum Besseren wendeten, wurde er mit anderen Trefflichen Mitglied der wiedereröffneten Akademie und Kisfaludy-Gesellschaft, bald darauf Secretär und vier Jahre vor seinem Tode zweiter Präsident der letzteren. Er war in diesen Eigenschaften unermüdet für die Interessen der Gesellschaft tätig und wollte auch nach seinem Tode in ihrem Kreise bleiben, indem er sein Vermögen ihr vermachte. Doch nicht nur als Functionär und Stifter, auch als Schriftsteller wirkte er in ihrem Schosse Bedeutendes. Seine Schrift «Ueber die Ballade», welche er durch seine «Erläuterung der Arany'schen Balladen» ergänzte, ist ein Werk von bleibendem Werte. Ebenso kann sich sein Werk: «Shakespeare's Laufbahn», dessen zweiten Teil er nicht mehr vollenden konnte, kühn den ähnlichen Werken des Auslandes an die Seite stellen. Die Gesellschaft betraute ihn auch mit der Ausarbeitung einer systematischen Aesthetik, doch war es ihm nicht vergönnt, diesem Auftrage zu genügen.

Sein höchster Wunsch ward erfüllt, als er 1870 zum Professor der

Aesthetik an der Landes-Universität berufen wurde. Er war das Muster eines Professors, der die Schüler durch seine Gedanken seinem Herzen und durch sein Herz seinen Gedanken gewann. Er strebte im Leben wie in der Wissenschaft den Einklang des Wahren, Schönen und Guten an, er suchte sein Leben selbst zum Kunstwerk zu gestalten. Sein letztes Gedicht «Im Garten», diesen Schlussseufzer seines leidensreichen letzten Lebensabschnittes, durchweht erhebend der Glaube an Gott, an die Menschen, an die Nation; in diesem Glauben lebte und starb er.

Hierauf trug Béla Szász sein längeres Gedicht: «Todtengericht. Eine altegyptische Geschichte» vor, dessen Grundidee die Verdammung des Selbstmordes ist. Osiris mit seinen 42 göttlichen Richtercollegen sitzt im hohen Gerichtssaale. Vor ihnen steht die Waage des Gerichtes. Auf die eine Schale derselben wird die Seele des zu richtenden Todten gelegt, auf die andere eine reine weisse Straussfeder. Die zu leicht befundene Seele muss zu vieljähriger Wanderung zur Erde zurückkehren. Vor Gericht erscheint die Seele des jungen Kriegers Amosis. Er hat noch nicht gekämpft, denn er hat keine Kriegszeit erlebt. Er hat nie Uebles und stets Gutes getan und hofft deshalb als rein befunden zu werden. Aber er hat aus Verzweiflung über die Untreue seiner Geliebten seinem Leben in den Fluten des Nil selbstmörderisch ein Ende gemacht. Demzufolge lautet das Urteil der Götter: Du bist zum Selbstmörder geworden und hast die Pflicht gegen dein Vaterland vergessen, für welches zu kämpfen du berufen warst; du bist zum Selbstmörder geworden und hast die Pflicht gegen deine Eltern vergessen, welchen du Trost im Alter schuldetest und tödtlichen Schmerz bereitetest: du bist zum Selbstmörder geworden und hast die Pflicht gegen die Götter vergessen, deren heilige Lebensgabe du hinwarfst, deren Ebenbild du zertrümmertest; du hast dich feig dem Lebenskampfe entzogen; du hast dein Vaterland und deine Eltern beraubt; vor dir graut es Lebendigen und Todten; dir mag kein Grab eine Ruhestätte gewähren; diese leichte Strauss-Flaumfeder drückt ihre Waagschale tief hinab, während deine Seele mit der anderen hoch emporschwingt; deine Hände sind unrein, dein Blut klebt daran; kehre zur Erde zurück und führe dein Leben, zur Sühne deiner Untat, als sturmgepeitschte, sonnenbrandgedörrte Distel in der Wüste fort!

Es folgte Wilhelm Győri, der ein reizendes Lebensbild Koloman Mikszáth's unter dem Titel: «Vor dem Ehrengericht» vortrug. Es ist vor den Abgeordnetenwahlen. Gegen den zur Zeit in Wien kränkelnden gewesenen Abgeordneten eines oberungarischen Wahlbezirkes, Grafen Páli, tritt kein Gegencandidat auf. Von der letzten Wahl her lastet aber auf dem Komitat noch eine Schuld von 15,000 fl. Der Vicegespan Thomas Nagy hält die Abzahlung derselben für notwendig und ersinnt dazu ein geeignetes Mittel. Er citirt seinen talentirten Honorär-Vicenotär zu einer Besprechung. Bei

seinem Erscheinen befindet sich im Empfangssalon des Vicegespans dessen Tochter Anna, welche von Liebe für den jungen Mann entflammt wird, in welchem die gleiche Flamme auflodert. Er erhält vom Vicegespan nebst dem nötigen Geld den Auftrag, eine Wahlagitation zu arrangiren und dem Grafen Páli einen beliebigen Gegencandidaten entgegenzustellen. Der Gegencandidat, für den geworben und getrunken wird, ist ein obskurer Bürger Peter Tóth, der sich von dieser Ehre gar nicht träumen und sich aus Scham darüber für abwesend erklären lässt. Der von einem kurzen Tendenz-Ausfluge heimkehrende Vicegespan telegraphirt dem Grafen Páli, welcher, den Gegencandidaten aus dem Felde zu schlagen, bereitwillig die von der vorigen Wahl auf dem Komitat lastenden 15,000 fl. und weitere 5000 fl. zu Agitationszwecken sendet, ja, als ihm der Rücktritt des Gegencandidaten gemeldet wird, dies als Korteskniff beargwöhnt und für den Wahltag unbedingt die Einbringung der Wähler an den Wahlort anordnet. Mit der Bewerkstelligung derselben wird vom Vicegespan wieder der Honorär-Vicenotär betraut, welcher seinerseits den Professions-Kortesführer Michael Terepetye von Kis-Libercse für die Ausführung engagirt, diesem jedoch vorläufig den Namen des zu Wählenden verschweigt.

Beim Anzuge der Wähler gegen den Wahlort bringt der den Liebenden stets günstige Zufall den Vicenotär mit des Vicegespans Tochter Anna zusammen und in eine Situation, welche zur gegenseitigen Liebeserklärung führt. Auf die bange Frage des Liebenden, wie er, der unbedeutende Honorär-Vicenotär, zur Hand der Tochter des Vicegespans zu gelangen hoffen dürfe, antwortete diese: Trachten Sie, Etwas zu werden! Nach kurzem Besinnen nennt er nun dem Kortesführer, anstatt des Grafen Páli, sich selbst als den zu wählenden Candidaten und wird mit Acclamation gewählt. Er hat sich, um das Ziel seiner Liebeswünsche zu erreichen, einer unehrenhaften Handlung gegen den Grafen Páli schuldig gemacht, welche Sühne verlangt. Vor dem zu diesem Zwecke berufenen Ehrengerichte erzählt er den ganzen Hergang der Sache. Das Ehrengericht lässt ihn, um seine Entscheidung zu treffen, abtreten. Wie die Entscheidung ausgefallen, soll eine spätere Novelle erzählen.

Zum Schlusse las Paul Gyulai sein reizendes kurzes Gedicht: «Im Obstgarten». Der Dichter pflanzt in seinem Obstgarten zu Leányfalu an einem schön geschilderten Frühlingsmorgen ein zartes Obstbaumstämmchen. Seine Phantasie lässt es zum stattlichen Obstbaume erwachsen und seines Schattens, seiner Blütenpracht, seines Fruchtsegens Liebende, Gatten, Kinder sich erfreuen. Wenn dies geschieht, wird der Dichter vielleicht schon im Grabe modern, aber die Geniessenden werden dankbar segnend der freudeschaffenden Hand des Baumpflanzers gedenken.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Bartók Lajos, Kendi Margit (Margarethe Kendi, Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Bartók). Budapest, 1884, Grill, 162 S.

Koncz Sándor. Rajzok és elbeszélések (Skizzen und Erzählungen von Alexander Koncz). Szegedin, 1884. Verfasser, 160 S.

Kováts Gyula, A házassági törvényjavaslat (Der Ehegesetz-Entwurf vor der Legislative, von Dr. Julius Kováts). Budapest, 1884. Eggenberger, 29 S.

Lukács Béla, Államháztartás és adózás Angliában (Staatshaushalt und Steuerwesen in England, von Béla Lukács). Budapest, 1884. Kilian, 317 S.

— — *Ugyanaz Francziaországban* (Dasselbe in Frankreich, von demselben). Das. 630 S.

Molière vigjátékai (Die Lustspiele des Molière, in ungarischer Uebersetzung herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft). XII. Band. Budapest, 1883, Athenaeum, 150 S. — Inhalt: Herr von Pourceaugnac. Der betrogene Eifersüchtige. Der fliegende Arzt. Vermischte Gedichte. Uebersetzt von Karl Szász, Ladislaus Toldy und Wilhelm Győry. — Mit diesem Bande ist diese vorzügliche Uebertragung von Molière's sämmtlichen Dichtungen vollständig.

Rákosi Jenő, A szerelem iskolája (Die Schule der Liebe. Schauspiel in fünf Aufzügen von Eugen Rákosi). Budapest, 1883. Selbstverlag, 62 S.

— — *Ida* (Ida. Lustspiel in vier Aufzügen von demselben). Das. 90 S.

— — *Szélháziak* (Leichtes Volk. Posse mit Gesang und Tanz in drei Aufzügen von demselben). Das. 85 S.

Salamon F., A honfoglalás éve (In welchem Jahre haben die Magyaren ihr heutiges Vaterland erobert? Von Prof. Franz Salamon). Budapest, 1883. Athenaeum, 48 S.

Steuergesetze, sämmtliche — welche in den Ländern der ungarischen Krone in Giltigkeit sind. — Heft 6: XLIII. G.-A. v. Jahre 1883, betreffend die Errichtung des Finanz-Verwaltungsgerichtes. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. Aus dem Ungarischen des Jur. Dr. Tibor Moder. — XLIV. G.-A. v. J. 1883 über die Manipulation der öffentlichen Steuern. Mit Erläuterungen etc. Aus dem Ungarischen des Jur. Dr. Ludwig Gruber,. Budapest, 1884. Ráth, 48 S.

— Heft 7: XLVI. G.-A. v. J. 1883, betreffend die Aenderung der Gesetze über Grundsteuer, Haussteuer, Capitalszinsen- und Rentensteuer, sowie über die allgemeine Einkommen-Ergänzungssteuer. Mit Anmerkungen, Erläuterungen und Parallelstellen, Budapest, 1884. Ráth, 9 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

JOSEF BUDENZ.

Am 16. März 1884 war die Aula der Universität Budapest der Schauplatz einer in ihrer Einfachheit erhebenden Feier. Ein Vierteljahrhundert ist verstrichen, seitdem Josef Budenz aus Deutschland einwanderte und sich dem Studium der ungarischen Sprache und der mit ihr verwandten Idiome widmete. Und nun, am oben erwähnten Tage fanden sich seine zahlreichen Schüler und Verehrer ein, um ihrem Danke Ausdruck zu geben und ihm Glück zu wünschen zum fernern segensreichen Wirken. Um aber die Erfolge seiner Lehrtätigkeit zu bekunden und die Feier durch ein bleibendes Denkmal zu verewigen, hatten sich seine gewesenen Schüler zur Herausgabe des *Budenz-Album* zusammengetan, das — ausser dem Bildnisse und der Biographie des Gefeierten — linguistische und literarische Arbeiten aus dem Bereiche der ungarischen und der übrigen altaischen Sprachen enthält. — Da die Leser der *Ungarischen Revue* sonst selten Gelegenheit haben von Budenz und seinen Werken zu hören, scheint es uns zeitgemäss, auch hier einen kurzen Bericht über sein Leben und sein wissenschaftliches Wirken zu geben, wobei wir in betreff des biographischen Details im Budenz-Album selbst einen verlässlichen Führer haben.

Josef Budenz ist der Sohn eines einfachen Dorflehrers und wurde am 13. Juni 1836 in Rasdorf bei Fulda geboren. Der sorgsame Vater erkannte sein Talent und beschloss ihn studieren zu lassen. Beim Pfarrer lernte der Knabe Latein und Griechisch und bezog in seinem zwölften Jahre die dritte Classe des Gymnasiums zu Fulda. Im Jahre 1854 ging er auf die Universität nach Marburg und ein Jahr. nachher nach Göttingen, wo er drei Jahre hindurch classisch-philologischen, archæologischen und sprachvergleichenden Studien oblag. Am meisten fühlte er sich von Theodor Benfey angezogen, dessen Lieblingsschüler er war und dessen Freundschaft er sich auch später-

hin dauernd zu erhalten wusste. Eine seiner wichtigsten neuen Arbeiten, *Ueber die Verzweigung der ugrischen Sprachen*, knüpft sich an den Namen Benfey's; sie erschien in dem Festbande der Bezzenberger'schen Beiträge, der zu Benfey's Ehren von seinen gewesenen Schülern herausgegeben wurde. — An der Universität Göttingen waren ausserdem Karl Friedrich Hermann und der Archælog Wieseler von grösserem Einfluss auf des Jünglings Entwicklung. Im Seminar arbeitete er unter der Leitung Schneidewin's, Sauppe's und Ernst Curtius'; bei Ewald lernte er die persische, bei Wüstefeld die arabische Sprache. Im Jahre 1858 wurde er zum Doctor promovirt, seine Dissertation hatte *das Suffix κός im Griechischen* zum Gegenstande (angezeigt von Leo Meyer in Kuhn's Zeitschrift VII.). Obwohl aber Budenz ein so gründliches Studium der Philologie und der indogermanischen Sprachforschung hinter sich hatte, war er vom Schicksal doch nicht dazu bestimmt, sein Leben der Pflege dieses Zweiges der Sprachwissenschaft zu widmen. Nur in vereinzelten Aufsätzen kehrte er dahin zurück,[1] um nach und nach seine ganze Tatkraft auf einem andern Gebiete zubetätigen.

Im Jahre 1856 machte er die Bekanntschaft Ludwig Nagy's, jetzigen Professors der ungarischen und griechischen Sprache am unitarischen Gymnasium zu Klausenburg, der zu jener Zeit an der Universität Göttingen Theologie studierte. Sie wohnten in demselben Hause. Aus Neugierde erkundigte sich Budenz ab und zu über die Eigentümlichkeiten der ungarischen Sprache, «und nichts zu suchen, das war sein Sinn.» Doch bald hatte sein Interesse dafür so sehr zugenommen, dass er in kurzer Zeit die ungarische Formenlehre erlernte und an das Lesen grösserer Werke ging. Seine erste Lectüre war das classische Werk der neueren ungarischen Dichtung, Johann Arany's *Toldi*. Ludwig Nagy half ihm über die Hindernisse hinweg, und bald bewegte sich Budenz mit Leichtigkeit in den verschiedenartigsten ungarischen Texten. In den Jahren 1857/8 kamen noch mehrere Ungarn nach Göttingen, mit denen Budenz freundschaft-

[1] Lateinische Etymologien: 1. *facetus*; 2. *provincia* und got. *frauja*, in Kuhn's Zeitschr. VIII. — In ungarischen Zeitschriften schrieb er noch über das Suffix δανο, über die Wurzel *indh* (*andh*) in griechischen Eigennamen, über den mythologischen Charakter des Tithonos, über die Tempora des Sanskrit im Vergleich zu den ungarischen; überdies einzelne Anzeigen und Kritiken.

lichen Umgang pflog, so dass er sich auch in der ungarischen Umgangssprache zu üben begann. Zur selben Zeit waren seine ungarischen Studien auch der Wissenschaft von Nutzen. Benfey war eben mit der Herausgabe der sanskritischen Märchensammlung Pantschatantra beschäftigt, die er mit einer vergleichenden sagwissenschaftlichen Einleitung versah. Diese erstreckt sich auf die verschiedensten Völker und zieht auch die ungarischen Volksmärchen in ihren Bereich. Budenz las eben die ungarische Märchensammlung Johann Erdélyi's, und als Benfey davon hörte, forderte er ihn auf, Excerpte zu machen, die er dann in seiner Einleitung benützen konnte.

Während dieser Zeit fielen ihm die sprachvergleichenden Abhandlungen in die Hände, die Boller in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie über die altaischen Sprachen veröffentlichte. Aus denselben gewann er die Ueberzeugung, dass die altaischen Sprachen von einem verwandtschaftlichen Band umfasst werden, und es reifte in ihm der Entschluss, sein Leben ähnlichen Forschungen zu widmen. Er begann mit einem eingehenden Studium des Türkischen. Doch kam er bald zu der Einsicht, dass es eine wichtige Bedingung für sein Vorhaben sei, wenigstens eine dieser Sprachen sich vollkommen anzueignen. Zu diesem Behufe wünschte er nach Ungarn zu kommen, und seinen ungarischen Freunden gegenüber äusserte er wiederholt den Wunsch, in Ungarn eine bescheidene Stellung zu erlangen, in der er ungestört seine Ziele verfolgen könnte. Ludwig Nagy kam im Beginn des Jahres 1858 zurück in die Heimat und unterrichtete Paul Hunfalvy von den Absichten und Wünschen des jungen Gelehrten.

Paul Hunfalvy war zu jener Zeit der Führer unserer vergleichenden Sprachforschung. Wir dürfen es uns hier füglich ersparen, auf die ältere Geschichte der ungarischen Sprachwissenschaft einzugehen, um so mehr, da wir diesbezüglich eben auf Hunfalvy's orientirenden Rückblick im ersten Hefte der *Literarischen Berichte aus Ungarn* verweisen können.[1] Wir wollen also blos die besten Namen nennen. Sajnovics war der erste, der über einzelne Wortvergleichun-

[1] Vergl. ausserdem O. Donner's »*Öfversikt af den Finsk Ugriska sprakforskninges Historia*« Helsingfors 1872. Eine ausgezeichnete Geschichte der ugrischen Sprachwissenschaft in Ungarn befindet sich in der ungarischen Zeitschrift »*Magyar Nyelvör*« 1882/3 von Bernhard Munkácsi.

gen hinausgehend, in seiner *Demonstratio Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse 1770* eine in methodischer Hinsicht seine Zeit weit überflügelnde planmässige Vergleichung zweier ugrischer Hauptsprachen unternahm. Mit Verwunderung stossen wir bei ihm auf die gesundesten Ansichten über die Sprachverwandtschaft im Allgemeinen, über die allmählige Differenzirung mehrerer Sprachen, die in grauer Vorzeit identisch waren, über die relative Wichtigkeit verschiedener Wortkategorieen für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft, über die Kriterien der Lehnwörter u. dgl. mehr. Auch die Vergleichung des grammatischen Baues ging bei ihm nicht leer aus, und diese Seite der Sprachvergleichung fand bald eine eingehendere Bearbeitung in Gyarmathi's Werk *Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammatice demonstrata, Göttingae, 1799.* Gyarmathi fügte manches neue Detail zu Sajnovics' grammatischen Erörterungen, und erstreckte die Untersuchung ausser der finnischen und esthnischen Sprache, die schon sein Vorgänger zur Vergleichung herangezogen hatte, auch auf die weiter ostwärts gesprochenen ugrischen Idiome, das Vogulische, Votjakische etc. Gleichzeitig wirkte Nikolaus Révai, der grosse Begründer der eigentlichen ungarischen wissenschaftlichen Grammatik, der 1803 seine *Antiquitates Literaturae Hungaricae* und 1806 seine *Elaboratior Grammatica Hungarica, ad genuinam patrii sermonis indolem fideliter exacta, affiniumque linguarum adminiculis locupletius illustrata* herausgab. Zwar ist Révai's Verdienst nicht so sehr auf der Seite der Sprachvergleichung zu suchen, als vielmehr in seiner exacten sprachhistorischen Methode — anderthalb Jahrzehnte vor Grimm! Während aber in Deutschland bald darauf Bopp, Grimm, Humboldt und Pott die moderne Sprachwissenschaft begründeten, geriet die unsrige nach Révai's Tod in Verfall, um erst ein halbes Jahrhundert später aufzuerstehen. In den vierziger Jahren reiste unser Landsmann Anton Reguly nach Finnland, Lappland, dann weiter nach Osten, um das Vogulische und Ostjakische und andere verwandte Sprachen in ihrer Heimat zu erforschen. Er brachte wahre Schäze von Texten und grammatischen Skizzen mit sich, deren Veröffentlichung ihm aber nicht beschieden war, da er krank zurückkehrte und hier bis zu seinem Tode (1858) mit gebrochener Tatkraft dahinsiechte. Sein kostbarer Nachlass wurde durch Hunfalvy und Budenz der Wissenschaft zugänglich gemacht, harrt aber zum Teil noch heute der vollständigen Enträtselung und

Veröffentlichung.— Im Jahre 1851 eröffnete Paul Hunfalvy— angeregt durch W. Schott's Werk *Ueber das altaische oder finnisch-tatarische Sprachengeschlecht* und J. Grimm's Aufsatz über *das finnische Volksepos Kalevala* — die lange Reihe seiner vergleichenden sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, denen wir die breite Basis und die reiche Entfaltung unserer neuern Sprachwissenschaft verdanken. Er ist es, der das denkwürdige Wort ausgesprochen, dass es der ungarischen Wissenschaft obliege, die Führerrolle auf dem Gebiete der altaischen Forschung zu übernehmen, umsomehr da dies das beste Mittel ist, uns der europäischen Wissenschaft unentbehrlich zu machen. Er betonte es sofort: «Wir müssen zu der Ueberzeugung kommen, dass Niemand ungarischer Sprachgelehrter sein könne, der in den verwandten Sprachen nicht bewandert ist.» — Er begann mit der Vergleichung einer Menge ungarischer, finnischer und türkischer Wörter, befasste sich dann mit andern ugrischen Sprachen und kam schliesslich zu der Ueberzeugung, dass das Ungarische — in Verbindung mit einigen ostugrischen Sprachen — eine Mittelstellung zwischen dem Finnischen und dem Türkischen einnehme. Zur Verbreitung seiner Ansichten schuf er sich in der Zeitschrift *Magyar nyelvészet* (Ungarische Sprachwissenschaft)ein eigenes Organ, um das sich bald eine Schaar von eifrigen Hilfsgenossen sammelte.

In diesem Zustande befand sich die heimische Sprachforschung, als Hunfalvy von Budenz' Wunsche hieherzukommen Kenntniss erhielt. Was war natürlicher, als dass ihn die Nachricht mit freudiger Hoffnung erfüllte? Hatte er doch in Budenz den Genossen gefunden, den er sich immer wünschte: einen Mann, der in der indogermanischen Sprachvergleichung bewandert, die fruchtbare Methode derselben auf unsere Sprachen anwenden und somit unserer Wissenschaft einen festeren Grundbau verleihen konnte. — Nach einem kurzen Briefwechsel finden wir J. Budenz Mitte Mai 1858 bereits in Ungarn, wo er in Pest von Hunfalvy und in Debreczen — wohin er sich behufs practischen Sprachstudiums begibt — vom Sprachforscher Lugosi mit offenen Armen empfangen wird. Schon in Debreczen schrieb er auf Lugosi's Wunsch seinen ersten ungarischen Aufsatz (*über das griech. Suffix* δανο), welchen Lugosi mit einem begeisterten Begleitschreiben an Hunfalvy einsandte. — Im Herbste desselben Jahres erhielt Budenz eine Professur der griechischen und deutschen Sprache am Gymnasium zu Stuhlweissenburg, wo er zwei Jahre verblieb.

Hier verfasste er eine Reihe von Aufsätzen für Hunfalvy's Zeitschrift; so schrieb er unter andern über das Verhältniss des türkischen anlautenden *j* zum Anlaut ungarischer Wörter, zur Erklärung ungarischer Zahlwörter, über das ungarische *meg* und seine Verwandtschaft; ausserdem veröffentlichte er eine Beschreibung des Székler-Dialekts, das Ergebniss einer Studienreise in den Sommerferien 1859. Grosses und gerechtes Aufsehen machte in allen diesen Arbeiten die bei uns zu jener Zeit unbekannte methodische Durcharbeitung des Details. Und schon im Jahre 1860 wählte die Ungarische Akademie der Wissenschaften den jungen deutschen Gelehrten zum Mitgliede. Diese Ehre kam nicht blos von der ungarischen Wissenschaft, sondern von der ungarischen Nationalität, der er — wie Paul Gyulai in seinem Trinkspruche am Abend des Jubeltages hervorhob — seine Dienste in den Tagen ihrer tiefsten Erniedrigung angeboten hatte.

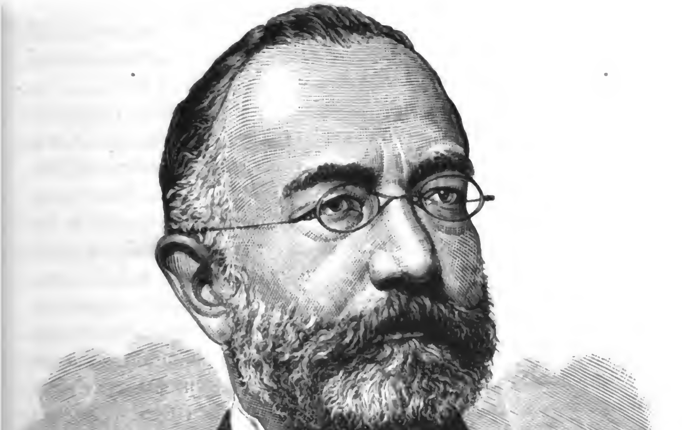
Obwohl Budenz in Stuhlweissenburg ein angenehmes Leben im Kreise vieler Freunde und Collegen führte, kam er doch im Jahre 1860 in die Hauptstadt, um hier im Mittelpunkte des geistigen Lebens, in unmittelbarer Nähe der wissenschaftlichen Hilfsmittel seine Arbeiten rascher fortzuführen. In den darauf folgenden zehn Jahren lebte er hier in den bescheidensten Verhältnissen, — er unterrichte in einer Privatlehranstalt und wurde Ammanuensis in der Akademie-Bibliothek, — entfaltete aber eine um so erspriesslichere literarische Tätigkeit. Zwar schloss er sich anfangs Hunfalvy's Meinung von der Mittelstellung des Ungarischen an, ja er ging noch weiter, indem er in seiner akademischen Antrittsvorlesung (1862) das Ungarische sich mehr dem Türkischen hinneigend darstellte. Jedoch bald wandte er sich zum speciellen Studium einzelner altaischer Sprachen und explorirte mit grösstem Eifer die hinterlassenen Aufzeichnungen Reguly's. Während Hunfalvy Reguly's vogulische Texte bearbeitete, fand Budenz in dessen übriger Hinterlassenschaft reichlichen Stoff, um zuerst einen türkischen Dialect, das Tschuwaschische, dann zwei ugrische Sprachen, das Tscheremissische und Mordwinische, der Reihe nach mit sorgfältiger philologischer Pünktlichkeit zu behandeln. Ausserdem benutzte er den von Vámbéry mitgebrachten und hier akklimatisirten Kongrater Tataren, Mollah Iszhak, um mit seiner Hilfe khiva-tatarische Texte aufzuzeichnen. Seine kleinern Aufsätze während dieser Periode (1860—1866) befassen sich teils mit speciell ungarischen, teils mit türkisch-tatarischen Gegen-

ständen. Von den erstern sind hervorzuheben: die Bedeutungsgeschichte der Verbalpräfixe *meg* und *el*, die ungarischen und die arischen Verbalpräfixe; von den letztern: onomatopoëtische Verba im Türkischen, scheinbar absurde Lautveränderungen im Tschuwaschischen. Mit den finnisch-ugrischen Sprachen beschäftigte er sich weniger. Trotzdem kam er, während er die obengenannten türkischen und ugrischen Einzelsprachen mit philologischer Akribie bearbeitete, nach und nach zu der Einsicht, dass man sich von den im Ungarischen und Türkischen übereinstimmenden Culturwörtern und syntaktischen Eigenheiten nicht bestechen lassen dürfe; dass vielmehr die verlässlichsten Schichten des Wortvorrats, — die Zahlwörter, die Namen der Körperteile, die Verba etc. — zu Grunde zu legen seien, und die ungarische Sprache durch diese Uebereinstimmungen unbedingt von der nähern türkischen Verwandtschaft ausgesondert und unter die finnischen Sprachen eingereiht werde. Von dieser Einsicht geleitet, wendete er sich nun beinahe ausschliesslich den letzteren zu, und nachdem er die finnischen Nomina instrumenta in mustergiltiger Weise behandelt hatte, veröffentlichte er in den Jahren 1867/8 die *Wortübereinstimmungen im Ungarischen und in den finnisch-ugrischen Sprachen*, und unterzog die bald darauf von Vámbéry herausgegebenen «ungarisch-türkischen Wortübereinstimmungen» einer gründlichen und grossenteils vernichtenden Kritik: von Vámbéry's 740 Nummern konnten blos 268 die Kritik bestehen, und selbst von diesen erwiesen sich 146 als Lehnwörter und nur 122 Wörter konnten mit einiger Sicherheit dem Wortvorrat der gemeinsamen altaischen Grundsprache zugeschrieben werden. Durch diese Arbeiten wies er unserer Sprachforschung den sichern Pfad, den sie fortan wandeln sollte: sie durfte das Magyarische nicht mehr unmittelbar mit einem der türkischen oder sonstigen altaischen Dialekte vergleichen, sondern musste sich an die finnisch-ugrischen Sprachen halten, und vor allem die Grundsprache dieser engern Familie zu erschliessen suchen, um sie dann mit den ebenso erschlossenen Grundformen der übrigen altaischen Sprachgruppen vergleichen zu können. Dieses Programm entwickelte er in der Einleitung seiner *Wortübereinstimmungen*, so wie später in einem Vortrage auf der Versammlung deutscher Philologen zu Innsbruck 1873. Er befand sich darin in vollkommener Uebereinstimmung mit Böhtlingk, der in der Einleitung seines grossen Werkes «Ueber die Sprache der Jakuten» der altaischen Sprach-

forschung denselben Weg vorzeichnete. Budenz schritt rasch zu eingehenderen grammatischen Studien auf dem Gebiete der finnisch-ugrischen oder — wie er sie von nun an nannte — «ugrischen« Sprachgruppe: in den deutsch geschriebenen *Ugrischen Sprachstudien* (zwei Hefte, Pest, Aigner, 1869—1870) und in der Abhandlung über die *Verba denominativa der ugrischen Sprachen* (in der Zeitschrift «Nyelvtudományi Közlemények» 1871) schuf er wahre Muster sprachvergleichender Methode.

Nun schien auch die Zeit gekommen, um dieser methodisch fest begründeten Wissenschaft geschulte Jünger zu erziehen. Budenz liess sich im Jahre 1868 an der Universität als Privatdocent habilitiren und wurde bald darauf, im Jahre 1872, auf den neu creirten Lehrstuhl für vergleichende altaische Sprachforschung berufen. Die segensreiche Tätigkeit, die er in dieser Stellung entfaltet hat, wird nun von seinen Jüngern ebenso gepriesen, wie von seinen Collegen neidlos anerkannt. «Meine Schüler sind meine Lehrer geworden», so sprach er an seinem Jubeltage, und dies Wort characterisirt den innigen, freundschaftlichen und geistigen Verkehr, der sich zwischen Lehrer und Jünger entwickelte. Seine Wissenschaft und sein humanes Wesen, seine Bibliothek und seine Gastfreundschaft — all dies wurde seinen Schülern zu Teil, all dies wirkte erwärmend und begeisternd auf sie. Als er uns im Jahre 1872 ein Collegium über vergleichende Lautlehre vortrug, dabei seine eigenen Wortvergleichungen einer lehrreichen Kritik unterzog und sie mittels der in ihnen selbst enthaltenen Kriterien berichtigte: da fühlten wir den Hauch der rechten, vorurteilsfreien Wissenschaft. Und als er uns in seiner eigenen Wohnung Privatissima gab, als er uns zu durchreisenden Lappen- und Samojedenfamilien führte, oder mit uns Ausflüge in die Ofner Berge machte: da offenbarte sich ein aufrichtiges Herz in seinem leutseligen Umgang, ein hoher Sinn in seiner Liebe zur Natur und in seinem anregenden Gedankenaustausch über alles, was die Menschheit bewegt. Homo est, nihil humani a se alienum putat.

Während des Wirkens auf der Hochschule, wo die bisherigen Resultate eine schärfere Fassung und eine fasslichere Begründung erheischten, entwickelte sich die Methode immer genauer in allen Einzelfragen. Und es entstanden zwei monumentale Werke zu gleicher Zeit: *das vergleichende magyarisch-ugrische Wörterbuch* (so genannt, weil es vorläufig die im Magyarischen erhaltenen ugrischen



JOSEF BUDENZ.

Elemente enthält), welches bereits in einem stattlichen Band von fast 1000 Seiten fertig vorliegt; und *die vergleichende ugrische Formenlehre,* welche seit zehn Jahren in einer nach des Verfassers eigener Handschrift angefertigten Lithographie unter seinen Hörern cursirt, jetzt aber in einzelnen Details umgearbeitet sich unter der Presse befindet. Diese epochemachenden Werke bilden von nun an die Grundlage, auf der die ugrische, und weiterhin auch die altaische Sprachvergleichung weiterzubauen hat, und selbst in der speziell ungarischen Sprachwissenschaft ist in neuester Zeit kaum ein Werk erschienen, in welchem wir nicht auf Schritt und Tritt der Wirkung jener beiden Werke begegneten. Es ist hier nicht der Ort, die Ergebnisse dieser beiden Arbeiten zu erörtern, darum wollen wir blos ihre grosse Bedeutung für die ungarische und altaische Sprachforschung hervorheben. Im Wörterbuch ist die ursprünglichste, also wichtigste Schichte des ungarischen Wortschatzes gesichtet und gedeutet, indem zugleich in den Commentaren der einzelnen Artikel unzählige Details der ugrischen Lautlehre und Stammbildung ihre Erörterung und Erledigung finden. In der Formenlehre sind die stammbildenden und syntaktischen Wortteile aller ugrischen Einzelsprachen zergliedert und auf die einfacheren Elemente der ugrischen Grundsprache zurückgeführt. Hiemit ist nicht blos für die Urgeschichte der ugrischen Sprachfamilie das Wichtigste getan, sondern beinahe eben so viel zur Anbahnung der allgemeinen altaischen Sprachvergleichung. Denn es steht fest, dass die Glieder der übrigen vier altaischen Sprachfamilien (der samojedischen, türkischen, mongolischen und mandschuischen), in kaum erheblicheren als dialektischen Graden unter einander verschieden sind, — so dass z. B. die einzelnen samojedischen oder die einzelnen türkischen Sprachen der gegenseitigen Vergleichung viel weniger Schwierigkeiten bereiten, als die zu scharf abgegrenzten Individuen entwickelten Glieder der ugrischen Sippe.

Von Budenz' sonstigen Arbeiten seit dem Jahre 1873 erwähnen wir nur die in zwei Auflagen erschienene *Finnische Sprachlehre,* die vorzüglich den practischen Zweck verfolgt, die finnische Literatursprache den Anfängern zugänglich zu machen; sodann die dialektvergleichende *Mokscha- und Ersa-Mordvinische Grammatik,* die für Leute unseres Faches ein anregendes Muster ist zu ähnlichen Arbeiten, da die meisten ugrischen Sprachen ziemlich scharf geschiedene Dialekte haben. — Im Jahre 1878 übernahm er von P. Hunfalvy die

Redaction der Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen (*Nyelvtudományi Közlemények*), die er speciell der altaischen Sprachforschung dienstbar machte, und deren neuere Bände ausser seinen eigenen Aufsätzen beinahe ausschliesslich die Bestrebungen seiner Schule zum Ausdruck bringen.

Ich wünsche, es wäre mir gelungen, in diesen blassen Umrissen die Bedeutung von Budenz' Wirksamkeit erkennen zu lassen und darzutun, in wie vollem Maasse er sich der Ehre von Seiten der Mitforschenden und des Dankes seiner Schüler verdient gemacht hat. Mit Befriedigung mag es ihn erfüllen, dass seine Tätigkeit immer und überall Anerkennung gefunden; alle gelehrten Gesellschaften, welche altaische Studien cultiviren, wählten ihn eine nach der andern zu ihrem Mitglied: die Petersburger Akademie der Wissenschaften, die Finnische Literaturgesellschaft, die esthnische Gelehrten-Gesellschaft wählten ihn zum correspondirenden, und die esthnische Literaturgesellschaft und die Pariser Société Philologique zum Ehrenmitgliede. Doch die grösste Freude muss es ihm gewähren, zu sehen, mit welcher Hingebung und Begeisterung sich seine Schule um ihn schaart, mit welch edlem Streben sie auf seinen Bahnen vorzudringen sucht. Diese Schule ist es, die in Reih und Glied erschien, um ihrem Meister im *Budenz-Album* ihre Huldigung in derjenigen Weise darzubringen, die einem solchen Manne gegenüber die geeignetste ist.

Da das Album żugleich bestimmt ist, als literarisches Andenken an die Feier zu dienen, so sei es mir erlaubt, die darin enthaltenen Arbeiten aufzuzählen. Das wohl getroffene Bildniss und eine mit Wärme geschriebene Lebensskizze des Gefeierten eröffnet den schön ausgestatteten Band. Dann folgt das einleitende Lied des esthnischen Volksepos Kalevipoëg, übersetzt von Sigmund Simonyi, und der erste Gesang desselben Epos, meisterhaft übertragen von Béla Vikár. Josef Szinnyei beschreibt in populärer Weise die einzelnen ugrischen Völker. Derselbe behandelt mit Benützung dialektischer Angaben zwei Frequentativsuffixe und die Consonantenschwächung im Finnischen, gibt sodann eine Auslese semasiologischer Veränderungen aus Budenz' Wörterbuch und stellt schliesslich die verschiedenen Verwendungen des finnischen Wortes *pää* (Kopf) zusammen. Es folgt eine grössere Abhandlung von Sigmund Simonyi über einen interessanten Gegenstand aus der Bedeutungslehre, über «selbstständig gewordene Adverbia», d. h. über Adverbia, die zu Adjectiven oder

Substantiven und auch zu Themen für weitere Stammbildungen geworden sind. Ladislaus Négyessy entwirft in einem anregend geschriebenen Artikel eine Art Programm der vergleichenden ugrischenMetrik. Josef Balassa gibt eine kurze, aber klar gefasste Analyse der ungarischen Sprachlaute, gestützt auf die neuere englische Phonetik. Ignaz Halász entwickelt in kurzen, aber bestimmten Zügen die Sprachgeschichte der lappischen Dialekte. Alexander Kőrösi handelt über den Einfluss des Rhythmus auf die Wortbildung. Georg Wolf gibt eine detaillirte Geschichte des «Debreczener Codex». Adolf Hahn analysirt den «Ungarischen Sprachmeister» des oben erwähnten Gyarmathi. Julius Tömlő gibt uns eine treffliche Erklärung der sonderbaren Pronominal-Accusative «bennünket, benneteket» (uns, euch) aus der Partikel «ben» (in.) Albert Kardos beschreibt und erläutert die Formenlehre des Göcsejer Dialekts. Géza Kasztner gibt eine grammatische und stilistische Blumenlese aus den Werken des sprachgewandten Schriftstellers Faludi. Ferdinand Könnye liefert Beiträge zur mannigfachen Verwendung des Part. Præs. in der ältern ung. Literatur. Ignaz Kunos widmet dem Gebrauch des Verbalpräfixes *ki* eine sehr eingehende Darstellung. Die letzte wissenschaftliche Abhandlung ist diejenige Bernhard Munkácsi's über die Bildung der Numeri in den altaischen Sprachen, welche nicht blos dem Umfange nach (sie allein füllt den vierten Teil des Buches), sondern auch vermöge des behandelten Gegenstandes der bedeutendste Beitrag zum Budenz-Album ist; es ist nämlich in neuerer Zeit der erste, und zwar gelungene und ergebnissreiche Versuch, ein allgemein altaisches grammatisches Problem zu lösen. Dann folgen noch lappische Volkslieder, übersetzt von Ignaz Halász. Den Beschluss bildet ein Anhang, der sich wieder unmittelbar auf den gefeierten Meister bezieht: eine bibliographische Aufzählung von Budenz' Werken, sowohl der selbstständig, als auch der in Zeitschriften erschienenen.

Josef Budenz steht im kräftigsten Mannesalter; er ist nicht dazu angelegt, sich von seinen Lorbern zum Ausruhen verlocken zu lassen, sondern wird hoffentlich noch recht lange an seinen grossen Werken weiterbauen. Ad multos annos!

Dr. S. Simonyi.

ZUR VOLKSKUNDE DER TRANSSILVANISCHEN ZIGEUNER.

Alles Wunderbare, Unmögliche oder Scheussliche wird den Zigeunern in die Schuhe geschoben, weil die Unkenntniss von diesen «Ueberall und nirgends», von ihren Gebräuchen und Sitten so gross ist, dass man hierin ungestraft sündigen zu dürfen glaubt, — hingegen aber ist freilich auch nicht zu vergessen, dass ja grade die Zigeuner so viele Zuchthäusler, leichtsinnige und verlotterte Menschen in die Schule des Kerkers geschickt haben. Der Charakter der Zigeuner ist keineswegs ein erfreulicher, selbst wenn man von der Verbrecherwelt absieht. Die Pfeife mit übelriechendem Tabak gefüllt, in sonderbarem Aufzuge, mit allerhand den Zigeunern eigentümlichen, höchst fatalen Angewohnheiten behaftet, nicht ohne Gottesfurcht, gewisslich aber voll grosser Menschenfurcht, die Rücken servil gekrümmt, man könnte beinahe sagen: auferzogen in devoten Manieren, die dem Magyaren als unwürdig erscheinen, so sind die Wander-Zigeuner; die Ansässigen sind wo möglich noch schlimmer, sie sind entschieden unkirchlicher gesinnt als ihre Stammgenossen, es sind auch manche internationalen Gesellen darunter, und socialdemokratisch angehauchte vaterlandslose Existenzen, die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute, sich angeeignet haben. So sind die transsilvanischen Zigeuner; — was Wunder, dass die andern Nationen Siebenbürgens den Zigeunern gegenüber mit ihrem Unbehagen in vollem moralischen Recht sind. Und doch verdienen die transsilvanischen Zigeuner unser Interesse!

Von den Karpathen knapp gegürtet, castellartig von in den Himmel hineintretenden felsigen Gebirgsspitzen bewacht, erhebt sich trotzig und wild, kühn und schroff, zerrissen in tausend rauhe Gebirgstäler, Schluchten, Schlünde und Ebenen, das transsilvanische Hochland. Hastig und düster stürzen die Flüsse durch felsblockerfüllte Täler in die Ebene herab. Wohl lacht hier derselbe blaue Himmel, von dem das schöne Pannonien sich so freudig gern liebkosen lässt, wohl grünen und blühen auch hier Saaten und Bäume, — aber das weite Land schweigt wie in finsterem Trotz. Wie in finsterem Trotz nur nimmt es und sammelt es die Gaben, die ihm alljährlich eine segen-

spendende Sonne und die tiefverborgenen Quellen der Mutter Erde bieten. Das ist nicht mehr das mächtige, alte Dacien, die Heimat eines Decabal und Klingsor. Wo sind die Zeiten, als Trajan in dieses Land seine Heerschaaren schickte, die Zeiten der deutschen Ordensritter, die hier ihre Burgen erbauten? Vergangen sind sie wie ein Traum und zerstäubt und verweht ist alles im vernichtenden Hauche der Jahrhunderte! Und doch ist hier Luft und Wasser erquickender, als anderswo. Die Luft auf den Alpen und am Meer ist freilich noch frischer und reiner, aber hier ist nicht blos Sommerfrische, hier ist eine zum Bleiben einladende, gedeihliche Wohnluft. Ein leiser romantischer Duft schwebt über dem Lande; ein Stück mittelalterlicher Romantik, ein Singen und Klingen von längstverrauschten Zeiten. Auch für Menschen mit realistischer Fassung des Lebens und der Kunst, auch gewöhnlichen Werkeltagsmenschen tönt hier noch in den tieferen Gründen der Seele ein Waldhornklang, blüht noch eine blaue Blume der Romantik. Aus diesen Gründen gibt es in Europa kaum einen gleich fruchtbaren Boden für den Volksgesang, als das schöne Siebenbürgen, wo mehrere, sowohl in Betreff ihrer Abstammung, als auch ihrer Sprache, ihren Gebräuchen von einander verschiedene Nationen wohnen und auf welche der Satz eines berühmten Völkerpsychologen und Aesthetikers genau zutrifft, dass nämlich hier die Cultur des Ostens der des Westens die Hand reicht. Die Volkspoesie der einzelnen Nationen Siebenbürgens ist auch aus dem Grunde interessant, weil in ihr zwei von einander unabhängige Richtungen verfolgt werden können; nämlich die eine: das Hängen am Alten, Traditionellen, Vererbten sowohl in Sitte, als auch in Gebrauch und politischer Haltung, welche gerade im Volksgesang am meisten zum Ausdruck gelangen; — die andere Richtung: das Sichanschmiegen an die Ideen des Fortschritts, die Aufnahme neuer Begriffe in den Volksgesang; die Eine gleicht einem düstern, unbeweglichen See, dessen Spiegel selten der Sturm peitscht, der aber dann riesige Wogen aus den innersten Tiefen ans Land treibt; die Andere aber gleicht einem lustig dahin plätschernden Bache, dessen Oberfläche die Umgebung sammt ihrem Licht und Schatten getreu abspiegelt. Diese beiden Richtungen finden sich sozusagen vereinigt im Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner, der nicht nur den Aesthetiker und Literarhistoriker, sondern auch den Ethnologen interessiren kann.

Das Volk, das seit dem Jahre 1415 Siebenbürgen durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, von Bürger und Bauer oft in unmenschlicher Weise behandelt, das Volk der Zigeuner besitzt in seinen Volksliedern einen grossen Schatz gesunder, urwüchsiger Poesie, die man den gegen Wind und Wetter scheinbar gleichgiltigen, zerlumpten und schmutzigen Gesellen auf den ersten Blick kaum zumutet; — doch Poesie und Elend gehen manchmal Hand in Hand, sind oft Schwestern, und bei den Zigeunern Siebenbürgens gar treue Zwillingsschwestern. Elend und Poesie — bei den Zigeunern ist beides und in reicher Fülle, namentlich bei dem transsilvanischen Zeltzigeuner. Kaum decken die Lumpen noch die Blösse seines Leibes, seine demütige Bitte um Arbeit und Brod an der Schwelle des reichen Hofbesitzers verrät, dass er schon einen tiefen Zug aus dem Kelch des Elends getan und den Nacken beugen gelernt hat. Und doch schläft eine reiche Poesie im Herzen dieses verwilderten Gesellen, die gleich einem Dornröschen auf den Prinzen wartet, um zum Ausbruch zu kommen.

Die Zigeuner, namentlich die transsilvanischen, sind in vielfachen Beziehungen ein für uns noch unbekanntes, zu entdeckendes Volk, und daher ist Alles, selbst das Allergeringste, das unsere Kenntniss dieses fremden Volkes vermehrt, hochwillkommen. Und was wäre wohl geeigneter den Charakter eines Volkes, dessen Denkungsweise und dessen Gefühlsleben überhaupt in ein klareres Licht zu stellen, als gerade seine Volkspoesie? Mit Recht sagt daher *Fr. Bodenstedt* in seiner geistreichen Abhandlung über das slavische Volkslied [1]: «Durch ihre Lieder sieht man den Völkern ins Herz und lernt das bessere Teil in ihnen schätzen und lieben. Man erkennt, dass ein inneres geistiges Band sie alle gleichmässig umschlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr solche Erkenntniss wächst und sich verbreitet, desto mehr werden sie einsehen lernen, dass sie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu hassen.»

Bevor ich zur eingehendern Charakterisirung der Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner übergehe, will ich vorerst die Frage ihrer Abstammung, ihrer Urheimat den Ansichten verschiedener Gelehrten gemäss beleuchten, damit die Verdienste eines *Ungarn* in dieser Beziehung mehr in den Vordergrund treten.

[1] Aus Ost und West. Sechs Vorlesungen (Berlin 1861). S. 44.

Schon bei ihrem ersten Auftreten in Europa konnten die Zigeuner in Betreff ihrer Abstammung, ihrer Urheimat keine genügende Aufklärung geben, und all' das, was einige mittelalterliche Chronisten und Schriftsteller als von den Zigeunern erlangte Mitteilung anführen, ist eitel Erdichtung. Meinerseits bin ich eben aus dem Grunde, weil die Zigeuner in Betreff ihrer Urheimat gar keine Rückerinnerung mehr hatten, geneigt anzunehmen, dass sie wohl schon einige Jahrhunderte ihrer Heimat fern waren, ehe sie gleichsam als Nachzügler der Völkerwanderung Europa überschwemmten. Seit dem Erscheinen der Zigeuner in Europa bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben verschiedene Schriftsteller und Gelehrte in Bezug auf die Urheimat der Zigeuner verschiedene Hypothesen aufgestellt, deren Richtigkeit sie auch nach Möglichkeit zu beweisen suchten. Doch die meisten der Schriftsteller, welche sich mit der Frage nach der Urheimat der Zigeuner befassten, zogen gewöhnlich alles Andere, nur nicht die Sprache derselben in den Kreis ihrer Untersuchungen.

Auf Grund der Benennung «Zigeuner» (Cingani) stellten Mehrere die Behauptung auf, dass die Zigeuner die Nachkommen der Secte der Manichäer, die Athinganer seiner[1]; doch vergassen sie dabei auf den naheliegenden Unterschied hinzuweisen, dass die Athinganer peinlich jede, noch so oberflächliche Berührung mit Fremden, nicht derselben Secte Angehörigen mieden, — was man den Zigeunern eben nicht nachsagen kann. Andere hingegen suchten die Heimat der Zigeuner in Tunis, in der Provinz Zeugitana; ja, *Spondanus*[2] erklärte sie sogar für die Nachkommen der unter Kaiser Julian aus ihrer Heimat vertriebenen Bewohner der Stadt Singara (jetzt Atalib) in Mesopotamien. Mehrere Schriftsteller indentificirten sie mit den Zygiern[3], Cananiten[4] und Sarazenen.[5]

[1] *Peucer*, Comment. divinationum. Wittemberg 1580; p. 160; *Phil. Loniceri*, Promptuar. Hondorf, p. 84; *Peysonnel*, Observations historiques p. 109.

[2] *Spondanus* in auct. chronol. ad epitomen annal. Baranii ad ann. 1418; *Ferrarius*, Lex. geogr. sub Zeugitana; *Marius Niger*, Abr. Ortelius Thesaurus geogr. sub Africa.

[3] *Eccard* in dissert. de usu stud. etym. und der ungarische Gelehrte *M. Foris v. Otrokócsi* in seinem Werke «Orig. Hung.», der nebenbei die Zigeuner als den Avaren verwandt erscheinen lässt, da dieselben das Wort *Chagan*, das in der Sprache der Avaren «Führer» bedeutet, leichter aussprächen, als die Magyaren. [4] *Claude Duret*, Thresor de l'histoire des langues, p. 312. [5] *Wehneri*, Observationes practicae, sub Zigeuner.

Der Siebenbürger Sachse *Martinus Kelpius* lässt in seinem Werke «*Natales Saxonum Transsylvaniae*» (Lipsiæ MDCLXXXIV) die Zigeuner sogar von den Amoriten abstammen, da dieselben sich gegenseitig «*Morre*» rufen; — was aber nicht der Name des Volkes, sondern nur eine einfache Anrede ist. *Wagenseil*[1] hält sie für Juden, welche im XIV. Jahrhundert, als beinahe ganz Europa von der asiatischen Pest heimgesucht wurde, von den Christen verfolgt in Höhlen und Schluchten sich verbargen und erst im XV. Jahrhundert wieder zum Vorschein kamen. Der ungarische Chronist *Pray*[2] sucht ihre Heimat in Klein-Asien, in der tatarischen Provinz Rome (dem heutigen Sivas), da sich eben die Zigeuner selbst *Rom* nennen.

Die verbreitetste und selbst heute noch nicht völlig verschwundene Ansicht über die Heimat der Zigeuner ist, dass sie aus Aegypten stammen. Sie selbst gaben bei ihrem ersten Erscheinen in Mittel-Europa vor, «dass sie Pilger aus Klein-Aegypten und auf einer siebenjährigen Bussfahrt begriffen seien, weil ihre Ahnen in Aegypten das Christuskind nicht aufgenommen hätten, als dieses mit seinen Eltern vor Herodes floh.» Schon *Conrad Justinger* spricht sich in seiner Berner Chronik unter dem Jahre 1419, wo die Zigeuner zuerst nach der Schweiz kamen, über dieselben also aus: «*varent von Egyptenland, ungeschaffen, svarz, elend Lüte, mit Wiben und Kinden.*» Das obige und noch andere ähnliche Märchen der Zigeuner fanden zuerst Glauben und überall, wo diese «heiligen Pilger» erschienen, wurden sie gastlich aufgenommen, ja häufig genug sogar reichlich beschenkt. So heisst es im städtischen Rechenbuche der Stadt Frankfurt a/M. im Juni 1418, man habe 4 Pfund und 4 Schillinge für Brot und Fleisch ausgegeben, welches «*den elendigen luden usz dem cleynen Egypten*» geschenkt worden sei. Im Jahre 1429 schenkte die Stadt Arnhem in Geldern «*den greve van Klijn-Egipten met synne geselschap in die eer Gaids*» 6 Arnhemer Gulden, «item demselben Grafen und den heidnischen Weibern zur Ehre Gottes ½ Malter Waizenbrot, kostet 1 Arnhemer Gulden 2 Blenck; item denselben 1 Fass Hopfen, kostet 40 Blenck; item noch denselben 1 Tonne Heringe, kostet 50 Blenck.»[3] In Zutphen

[1] Pera libr. juvenil. (Altdorf, 1695).

[2] Annales reg. Hung.

[3] S. *Dr. Pischel R.* Die Heimat der Zigeuner (Deutsche Rundschau IX, 12 S. 356).

beschenkte man 1459 den «*Koninck van Clijn-Egypten*» und 1459 gab der Fürst von Geldern, Herzog Karl von Egmont, dem «*Grafen Martyn Gnougy, geobooren van Klijn-Egypten*» einen Geleitbrief durch sein Land, «weil er auf einer Pilgerfahrt begriffen sei; doch sollte der Graf mit seinen Leuten an keinem Orte länger als drei Tage verweilen.» Die Bande, die am 18. Juli 1422 vor Bologna erschien, stand unter einem «*Duca di Egitto*» mit Namen Andreas, der sich in dem «*albergo del Re*», im Gasthof «zum König von Italien» einquartirte, während die grosse Masse seines Volkes vor und innerhalb der Stadttore campirte. Dieser Herzog Andreas erklärte den Behörden: «er habe einst seinen christlichen Glauben verleugnet, daher sei er aus seinem Lande von König *Sigismund* vertrieben worden. Reuig habe er demselben erklärt, er wolle zur Christenreligion zurückkehren und sich mit 4000 der Seinen neu taufen lassen. Der *König von Ungarn* sei darauf eingegangen, habe diejenigen, welche hartnäckige Renegaten geblieben, hinrichten lassen, ihm aber und den andern Bussfertigen eine siebenjährige Wanderung auferlegt, damit sie vom Papste Absolution erlangten und dann friedlich zum heimatlichen Herde zurückkehren, auch die verlorenen Güter wiedererlangen könnten. Schon seit 5 Jahren liefen sie in der Irre, und die Hälfte der Seinen wäre unterwegs umgekommen.»[1] Er wies auch Geleitsbriefe des Königs von Ungarn vor, an denen sich keine offenbare Fälschung wahrnehmen liess.[2] Dass Siegmund den Zigeunern in der Tat kaiserliche Pässe ausgestellt hat, unterliegt keinem Zweifel, besonders, da Graf *Thurzó* in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1616 die Existenz derselben bestätigt.[3] Auch von siebenbürgischen Fürsten erhielten sie Freibriefe.[4] Was Wunder daher, dass die Zigeuner unter solchen Umständen überall gastlich aufgenommen wurden, besonders da ihre Anführer, die beritten und gut gekleidet waren, sich «Könige» oder «Herzoge» oder «Grafen von Klein-Aegypten» nannten und sich überall und fortwährend als vornehme Herren gerirten. Das beweisen auch die Grabschriften verschiedener solcher

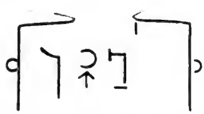
[1] *Muratori*, Rerum italic. etc. ad ann. 1422.

[2] *Muratori* l. c.: «Avedno un decreto de *Re di Ungheria*...»

[3] Vgl. *Grellmann*, Historischer Versuch über die Zigeuner (Göttingen 1787 — Anhang.)

[4] *Toppeltin*, Origines et occas. Transilv. p. 57: «Quidam (Voyvoda) ipsorum custodit privilegia olim a Bathoriis Principibus ipsis collata.»

Anführer, die *Martin Crusius* in seinen «*Annales Suevici*» mitgeteilt hat. So ein Monument beim Städtchen Fürstenau, errichtet dem am Abend des heiligen Sebastian 1445 verstorbenen, «hochgeborenen Herrn, Herrn Panuel, Herzog in Klein-Aegypten und Herrn zum Hirschhorn desselbigen Landes»; darauf auch dessen Wappen: ein goldener, gekrönter Adler; über dem Turnierhelm eine Krone mit einem Hirsch. Ein anderes zu Bautma vom Jahre 1453 für den «edlen Grafen Peter vom Kleinschild», dessen phantastisches Wappen vielfach an die erinnert, welche «die *ungarischen Edlen*» damals führten: im Schild ein Arm mit einem geschwungenen Türkensäbel, darunter ein von einem Ringe eingefasster Stern; unter dem Schilde ein langohriger Hund; über demselben ein Helm mit einer Krone, aus der drei Federn emporsteigen, und auf der ein gekrönter Hahn sich wiegt. Dass die Zigeuner Anführer hatten und dass die Zeltzigeuner sie auch gegenwärtig haben und dass dieselben gewisse Abzeichen z. B. phantastisch gestickte Mäntel, Tücher[1] oder Becher besassen, die sich von Vater auf Sohn vererben, unterliegt keinem Zweifel. Ich selbst habe während eines siebenmonatlichen Aufenthaltes unter einer Zeltzigeunertruppe und meiner Wanderschaft mit derselben, beim Anführer einen angeblich goldenen, prismatischen Becher gesehen, von dem sich der Besitzer um keinen Preis der Welt trennen wollte. Auf diesem Becher waren Hunde und Hirschähnliche Tiergestalten und folgende Aufschrift (?), die ich nicht entziffern kann, eingravirt:



Dass diese Aufschrift — wenn es überhaupt eine solche ist — weder Sanscrit, noch Persisch, noch Hebräisch — unterliegt gar keinem Zweifel.[2]

[1] S. meine Schrift: «Eine Hildebrandsballade der transsilvanischen Zigeuner» (Leipzig, Friedrich 1880), wo in der mitgeteilten Ballade das «Thagar»-(Anführer)-Tuch *(gelave)* erwähnt wird.

[2] Ich wäre Jedermann zu besonderem Danke verpflichtet, der mir die eventuelle Auflösung und nähere Erklärung dieser rätselhaften Aufschrift durch die Adresse des einen Redacteurs dieser Revue, Herrn Prof. Dr. *Gustav Heinrich* (Budapest) freundlichst zukommen liesse.

Das goldene Zeitalter der Zigeuner dauerte freilich nicht lange; denn nachdem Mittel-Europa länger als ein halbes Jahrhundert hindurch sich mitleidsvoll und gastfrei gegen diese gegen Wind und Wetter gleichgiltigen, zerlumpten und schmutzigen, unwillkommenen Gäste benahm, kam bald die Reaction zum Ausbruch und man schob ihnen gewissenlos auch solche Taten in die Schuhe, die sie nie vollbracht haben. Unter anderm klagte man sie auch der Menschenfleischfresserei an und so wurden auch dieserwegen in Ungarn, in den Gemeinden Kemencze, Rát und Czáb im August des Jahres 1782 mehr als 200 Zigeuner dem Scharfrichter überliefert, die man eben beschuldigte, Menschenfleisch gegessen zu haben.[1] Bezüglich dieser barbarischen Anklage sprach noch 1787 der litauische Pfarrer *Zippel* das harte Wort über sie: «Das Zigeunervolk ist anitzt einem wohleingerichteten Staate das, was das Ungeziefer dem tierischen Körper ist.»[2] Ja, das Elend hat diese Menschen überall verfolgt und von Elend weiss ihre Geschichte fürwahr genug zu erzählen. Selbst die Kirche sprach ihr Anathema über sie aus. *Laurentius Petri,* Upsala's erster lutherischer Erzbischof, erliess im Juni 1560, mit Einwilligung des Königs, ein Rundschreiben an seine untergebenen Priester, worin er kurz und bündig erklärt: «*Med Tartare skal Prästen sig intet befatta, hvartken jorda theras lik eller Christna theras barn.*»[3] (Mit Zigeunern soll sich kein Priester befassen, weder ihre Todten begraben, noch ihre Kinder taufen.») Und ein Edict Friedrich Wilhelm's I. vom 5. October 1725 bestimmt: «Die Zigeuner, männlichen oder weiblichen Geschlechts, so in den preussischen Staaten betroffen werden, sollen, wenn sie über 18 Jahre alt sind, ohne alle Gnade mit dem Galgen bestraft werden, sie mögen vorher schon durch Brandmark, Staupenschlag, Landesverweisung bestraft worden, oder zum erstenmal, einzeln oder volkweise, in's Land gekommen sein, und Pässe vorzuzeigen gehabt haben oder nicht.»[4] In England hatte bereits 1531 Heinrich VIII. eine ähnliche Bannbulle gegen die Zigeuner geschleudert, die seine Töchter Maria und Elisabeth erneuer-

[1] S. Pester Intelligenzblatt 1782, Nr. 36.; Hamburgische Neue Zeitung 1782, 151.; Frankfurter Staatsristretto Nr. 157.

[2] Berlinische Monatsschrift 1793, Band 21, p. 148.

[3] *F. Dyrlund*, Tatere og Natmandsfolk i Danmark (Kopenhagen, 1872) p. 13.

[4] Berlinische Monatschrift 1793, Band 21, p. 110.

ten. Das Verbannungsedict Ferdinand des Katholischen von Spanien vom Jahre 1492, das sie zugleich mit den Mauren und Juden betraf, hat ihnen wenig geschadet, wohl mehr das Toleranzedict Karl's III. vom 19. September 1783, das den Zigeunern Zulass zu allen Aemtern gestattete und die Ausübung jeden Gewerbes in Spanien erlaubte. Solche Gesetze und Verordnungen, die ihrem Wanderleben ein Ende zu machen suchten, untergruben ihre nationalen Eigentümlichkeiten, ihre Sitten, ihre Sprache. Ein Beispiel hiefür liefern die spanischen, englischen, dänischen, türkischen Zigeuner, deren Sprache von fremden Elementen ganz zersetzt ist. Anders die ungarischen Zigeuner, die — abgesehen von der localen Färbung ihres Dialectes — ihre alte Muttersprache unter allen Zigeunern Europa's am reinsten bewahrt haben.[1]

Doch kehren wir zurück zur Frage nach der Heimat der Zigeuner.

Zuerst hat wohl auf Grund sprachwissenschaftlicher Vergleichung *Bonaventura Vulkanius*[2] die ägyptische Abkunft der Zigeuner behauptet, obwohl er unter 50 nubischen Wörtern nur 3 fand, die sich mit zigeunerischen deckten. Daraufhin suchten *Thomasius*, *Salmon* und *Griselini*[3] die ägyptische Abstammung der Zigeuner mit allen möglichen, leider häufig genug lächerlichen Prämissen zu beweisen. Namentlich ist es *Griselini*, ein einheimischer Schriftsteller, der in seiner Beweisführung so weit geht, dass er unter Anderem auch behauptet: die Zigeuner essen den Zwiebel nicht, weil dies die Aegypter auch nicht tun; hingegen lieben sie das Schwein, dessen Fleisch zu essen auch den Aegyptern erlaubt ist u. s. w.

Unter «Klein-Aegypten,» diesem Aristophaneischen Wolkenkukuksheim, ist möglicherweise der Peloponnes zu verstehen, der die

[1] S. meine in der ungarischen Fachzeitschrift: «*Egyetemes Philologiai Közlöny*» 1883 I. H. (Allgemeine philolog. Revue, red. von Dr. Thewrewk und Dr. G. Heinrich, Budapest) erschienene Abhandlung: «*Magyarból átvett czigány szavak*» (ungarische Lehnwörter im Zigeunerischen) — und mein Dr. G. Heinrich gewidmetes Werk über: «*die Sprache der transsilvanischen Zigeuner*» (Leipzig, Friedrich 1884) p. 4.

[2] De literis et lingua Getarum etc. (1569).

[3] *Thomasius*, Dissert. de Cingaris; *Salmon*, heutige hist. oder gegenwärt. staat des türkischen reichs; *Griselini*, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temesvárer Banat's (Wien, 1780).

erste europäische Heimat der Zigeuner zu sein scheint. Denn schon um das Jahr 1398 bestätigte der venetianische Statthalter der griechischen Colonie Nauplion, Ottaviano Buono, dem dortigen Zigeuner-Häuptling, mit Namen Johann, die schon von mehreren seiner Vorgänger verliehenen Privilegien. Demzufolge unterliegt es gar keinem Zweifel, dass die Zigeuner damals schon längere Zeit im Peloponnes ansässig waren, — und der byzantinische Rhetor Mazaris, der um 1414 seine wunderliche Hadesfahrt schrieb, erwähnt in diesem Werke auch die Zigeuner. Die Venetianer gestatteten mit «kaufmännischer Toleranz» den heimatlosen Wanderern — freilich gegen Erlegung gewisser Steuern und Abgaben — sich im Peloponnes, den sie damals besassen, eine neue Heimat zu gründen. Dass sich hier grössere Schaaren ansiedelten, dafür geben ein beredtes Zeugniss die zahlreichen Ruinen, die noch heute den Namen Γυφτόκαστρον, d. h. Aegypter- oder Zigeuner-Burgen, führen und mit den stolzen Feudalschlössern fränkischer Barone und den ärmlichen Ansiedelungen der Juden, den sogenannten Franken- und Juden-Burgen, gleiches Loos teilten, als der Halbmond von Konstantinopel in unaufhaltsamem Siegeslaufe gegen Athen, Korinth und Sparta vorschritt.[1] Deutsche Reisende aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, wie Felix Fabri, Bernhard von Breidenbach, Pfalzgraf Alexander von Veldenz,[2] Arnold Harff erwähnen in ihren Reiseberichten 2—300 Zigeunerhütten am Fusse des Berges Gype bei Modone. Namentlich ist es der Kölnische Patricier Arnold von Harff, der in seiner interessanten Reisebeschreibung aus den Jahren 1496 bis 1499 diese «ägyptischen» Ansiedler eingehend schildert. Selbst auf der Insel Korfu finden wir bereits um 1370 eine Zigeuner-Colonie vor, deren Angehörige als im Dienste der Barone Theodoros Kavasilas, Nicolò di Donato von Altavilla, Bérard de St. Maurice und anderer gar häufig in korfiotischen Urkunden aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erwähnt werden. Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts wurden diese «ägyptischen» Colonisten an einem Punkte

[1] S. *Karl Hopf's* ausgezeichnetes Werkchen: «Die Einwanderung der Zigeuner in Europa» (Gotha, Perthes 1870; S. 12), das in jeder Beziehung hochinteressante Beiträge zur Geschichte der Zigeuner im Peloponnes enthält.

[2] Pfalzgraf Alexander von Veldenz will in dem Namen *Gype*, den seinem Berichte gemäss die Venetianer mit Klein-Aegypten übersetzten, den Ursprung des Namens Aegyptii erkennen.

der Insel angesiedelt und ein Zigeuner-Lehen (*feudum Acinganorum*) gegründet, welches zuerst dem Baron Gianuli di Abitabulo verliehen wurde. 1540 ward der gelehrte Antonio Eparco, der mit den deutschen Humanisten, namentlich mit Melanchton, in intimem Verkehr stand, zum erblichen Besitzer dieses Zigeunerlehens ernannt, das seit 1863 in den Besitz des Grafen Teodoro Trivoli übergegangen ist.

Woher aber wanderten die Zigeuner in den Peloponnes und auf die Insel Korfu ein? Das ist die nächste Frage, welche wir beantworten müssen, besonders — da mit der Beantwortung derselben auch die Geschichte der Einwanderung der Zigeuner nach Ungarn zusammenhängt.

Hopf's Ansicht ist die einzig richtige. «Die nach Epiros ausgewanderten Zigeuner waren aus der Walachei, wo ihre Ahnen und Brüder schon viele Jahrzehnte unter dem Drucke der Leibeigenschaft schmachteten, entwichen; ihr unstäter Freiheitsdrang, ihre fahrige Wanderlust hatte sie in Nordgriechenland ein offenes, günstiges Terrain erkennen lassen.»

In der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, zur Zeit Stefan I., als einerseits der serbische Heldenkönig Stefan Dušan, andererseits der albanesische Fürst Karl Thopia an den bestehenden Verhältnissen der Balkan-Halbinsel zu rütteln begann, kam eine kleine Völkerwanderung zu Stande. Attika und den Peloponnes besetzten die Albanen; in der Moldau liessen sich mehr als 4000 armenische Familien nieder und unzählige Romänen liessen sich an den Abhängen des Pindus nieder. Damals benutzte auch ein Teil der Zigeuner die günstige Gelegenheit und entwich nach dem Peloponnes. Der grössere Teil der Zigeuner aber blieb in der Walachei zurück, wo sie schon vor 1340 ansässig waren, da im Jahre 1387 der Hospodar Mirce I. (1382—1418) dem Kloster St. Anton zu Tismana im Banate von Krajova die Schenkung von 40 Zalaszi (Zelten) Zigeuner bestätigte, die demselben vor seinem Oheim dem Fürsten Vlad I. gemacht war.[1] In die Walachei wanderten die Zigeuner wahrscheinlich um das Jahr 1241 ein, als Radu I. das Joch des Mongolen-Chan's Batu abschüttelte und das Fürstentum Walachei gründete, welches 1415 Mohammed I. zum Tributzahler des Sultans machte. *Um diese Zeit kamen die Zigeuner nach Ungarn und Siebenbürgen*, woher sie sich über ganz Europa verbrei-

[1] S. *Hopf* a. a. O. S. 24.

teten.[1] Der grössere Teil blieb in Ungarn zurück, und hier, glaube ich, sind auch die obenangeführten Märchen entstanden.

Da die ersten Zigeuner, welche zuerst in Deutschland erschienen, aus Ungarn her gekommen sind, so ist es begreiflich, dass einige Schriftsteller Ungarn als ihr Vaterland betrachten und sie geradezu Ungarn nennen. Schon der Presbyter Andreas von Regensburg sagt in seinem «*Diarium sexennale*» unter dem Jahre 1424 von den Zigeunern: «*dieses Volk stammte aus der Gegend von Ungarn*»; und Aventinus (Thurnmayr von Abenberg) nennt sie in seinen «Annales Bojorum:» «*lauter Buben, ein zusammengeklaubte Rott, aus der Gräntz Ungern und Türkey*»[2] Der Dichter Christian von Hofmannswaldau verfasste auf einen «Zigeuner» folgende Grabschrift:

«In strenger Wanderschaft bracht ich mein Leben hin,
Zwey Reime lehren dich, wer ich gewesen bin.
Aegypten, *Ungern*, Schweitz, Beelzebub und Schwaben,
Hat mich genennt, *erzeugt*, genährt, erwürgt, begraben.

In den Ländern niederdeutscher Zunge wurden die Zigeuner anfangs «Ungarn« genannt, später *Tätern*. In Spanien heissen sie *Egypcianos* und *Gitanos*; in England früher *Egipcions*, heut *Gypsies*; in Frankreich früher *Egyptiens*, jetzt *Bohémiens*,[3] in Deutschland *Zigeuner*, in Ungarn *czigány*, bisweilen auch *Pharao' népe* (Pharao's Volk); — Benennungen, die an den ägyptischen Ursprung der Zigeuner erinnern.

Nach Siebenbürgen und Ungarn kamen die Zigeuner also im Jahre 1415. Woher und wann aber wanderten die Zigeuner überhaupt in Europa ein? Wo ist ihre Urheimat zu suchen? Das sind

[1] Wie sehr sich die Zigeuner in Deutschland verbreiteten, dafür spricht der Reisebericht des Griechen *Laskaris*, welchen eine Wiener Papierhandschrift des XVI. Jahrhunderts enthält, worin ein an der Ostsee gelegenes Land Σθαβουνία mit der Hauptstadt Λουπίκ erwähnt wird, dessen Bewohner Zigeuner sein sollen. S. *Sp. Lambros*' Mitteilungen im Παρνασσός, (1881), einer in Athen erscheinenden Zeitschrift — und meinen diesbezüglichen Artikel im «*Kolozsvári Közlöny*» (März 1882).

[2] Derselbe sagt: «Noch ist die Welt so blind, wil betrogen seyn, meynet sie sind heylig, wer in leids thue, der hab kein Glück.» (a. a. O. der deutschen Uebers.)

[3] Vermutlich weil sie Schutzbriefe des Königs von Ungarn und *Böhmen* vorwiesen.

jetzt die nächsten Fragen, die wir nicht ohne Beantwortung lassen können, zumal da es sich hiebei um *das Verdienst eines Mannes handelt, dessen Wiege in Ungarn stand.*

Bei einem Volke wie die Zigeuner, das keine alten Traditionen hat, gibt es nur ein Mittel um seine Herkunft, seine Urheimat zu ermitteln: nämlich das Studium seiner Sprache. Schon am Ausgange des XVII. Jahrhunderts hatte Wagenseil, Professor des öffentlichen Rechts und der orientalischen Sprachen an der einst berühmten Universität zu Altdorf, auf Grund der Sprache die Herkunft der Zigeuner ermitteln wollen.[1] Aber was er für Zigeunerisch hielt, das war einfach die sogenannte deutsche Gaunersprache, das Rotwelsch;[2] und da er in ihm zahlreiche hebräische Elemente fand, so erklärte Wagenseil die Zigeuner für deutsche Juden. Bis 1783, wo *Rüdiger*[3] und *Grellman*,[4] «beide» — wie *Pischel* ganz richtig bemerkt — «auf Grund sehr ungenügenden Materials und höchst mangelhafter Sprachkenntnisse, *mehr durch Zufall als durch Sprachstudium*» — fast gleichzeitig und ganz unabhängig von einander zu demselben Resultate kamen. Aber schon 1776 veröffentlichte ein Wiener Blatt, die «*Anzeigen aus den sämmtlichen k. k. Erbländern* (6. Jahrg. 1776, p. 87) einen für die Abstammung der Zigeuner epochemachenden Brief eines gewissen Hauptmann *Székely*. Dieser erzählt, dass *Vályi*, Pfarrer zu Almás, im Komorner-Comitate, gelegentlich seines Aufenthaltes an der Leidener Universität mit malabrischen Studenten Bekanntschaft schloss und sich ein kleines malabrisches Glossar anlegte, welches er in seiner Heimat den Zigeunern vorlas. Diese verstanden fast jedes einzelne Wort.

Wenn nun die Zigeuner auch nicht direct aus Malabria stammen, so gebührt doch chronologisch *Vályi* das grosse Verdienst, zuerst auf die indische Abkunft derselben hingewiesen zu haben.

[1] S. *Dr. R. Pischel* a. a. O. S. 359.

[2] *Avé-Lallemant*, Das deutsche Gaunertum, vgl. 1, p. 10.

[3] *Rüdiger*, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde. Erstes Stück. (Leipzig, 1782).

[4] Vgl. meine ungarische Abhandlung: «*Adalék a czigány nyelvészet történelméhez*» (Beitrag zur Geschichte der Zigeuner-Philologie, Klausenburg, 1881.) Ich glaube man kann in der Tat mit *Bataillard* schon von einer «*Philologie Bohémienne*» sprechen, wenn man die rege Tätigkeit in den letzten zehn Jahren auf dem Gebiete der Zigeunerforschung betrachtet.

Grellmann allein erwähnt diesen Brief, den er auch vollinhaltlich in seinem angeführten Werke mitteilt. Selbst *Pott*, der zuerst in seinem grossen Werke: «*Die Zigeuner in Europa und Asien* (Halle 1844/45) streng wissenschaftlich nachwies, dass *die Heimat der Zigeuner Indien, ihre Sprache eine indische sei*, erwähnt nicht *Vályi*.

In Indien, der erwiesenen Heimat der Zigeuner, wohnen seit uralten Zeiten nicht nur gänzlich unverwandte Nationen, sondern auch die Zahl der Dialecte der einzelnen Völkergruppen ist eine überaus grosse.[1] Es wurden auch in dieser Beziehung Forschungen getan, um die engere Heimat unserer Zigeuner und ihre Blutsverwandtschaft mit indischen Völkern näher zu bestimmen.

Schon der persische Epiker *Firdūsi* (um 1000 n. Chr.) erzählt in seinem «*Shāh-nāmah,*» dass der persische König Bahrām-Gur (um 420 n. Chr.) von seinem Zeitgenossen, dem indischen Fürsten Shankal auf seine Bitte 10,000 Lūrīs zum Geschenke erhielt, die seine Untertanen durch ihr Musikspiel erfreuen sollten. Der persische König gab jedem Lūrī einen Esel und eine Kuh, ebenso Weizen zur Aussaat. Doch die Lūrīs waren gar bald mit ihrem geschenkten Hab und Gut fertig, worauf sie von Bahrām-Gūr aus seinem Lande getrieben wurden. Die Lurīs, sagt Firdūsi, wandern nun in der Welt umher, suchen Beschäftigung, gesellen sich zu Hunden und Wölfen und stehlen auf der Landstrasse Tag und Nacht.

Lūrī oder Lūlī heissen die Zigeuner noch heut in Persien und wir können wohl annehmen, dass sie schon im V. Jahrhundert in Persien eingewandert sind. Firdūsi's Erzählung finden wir schon bei dem arabischen Geschichtsschreiber *Hamza Ispahāni,* der mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem grossen persischen Epiker lebte. Er nennt jedoch diese indischen Musikanten *Zott*, arabisirt aus *Jatt*, welcher Stamm seine Heimat in Sindh und Multān hat. Der gelehrte holländische Arabist *De Goeje*[2], der die Wanderung der *Zott* verfolgt hat, identificirt nun dieselben mit den Zigeunern. Doch *O'Brien*[3] hat nachgewiesen, dass beide Sprachen durchaus verschieden sind. Nur in der teilweisen Bewahrung des «*r*» hinter Consonanten stimmen

[1] Vgl. *Biddulph*, Tribes of the Hindoo Koosh. Calcutta, 1880.
[2] *De Goeje*, Bijdrage tot de Geschiedenis der Zigeuners. Amsterdam, 1875.
[3] *O'Brien*, Glossary of the Multani Language. Lahore, 1881.

sie überein, aber in jeder anderen Beziehung sind sie grundverschieden.

Rienzi,[1] *Trumpp*[2] und *Leitner*[3] suchen die engere Heimat der Zigeuner im Lande der Marathen und «entscheiden die Frage der Identificirung der Cangars — eines Stammes im äussersten Nordwesten von Indien — mit den Zigeunern scheinbar in negativem Sinne.» Indess es scheint nur so. Denn *Miklosich*[4] verlegt die Heimat der Zigeuner auch in diese Gegend und hat eben gezeigt, dass die Zigeunersprache mit der der Dārden und Kāfir, den Stämmen im äussersten Nordwesten Indiens, in der Lautlehre so sehr übereinstimmt, dass die enge Verwandtschaft dieser Sprachen gar nicht bezweifelt werden kann. Nur die Sprache der Dārden und Kāfir und die Zigeunermundarten haben die alten Sanscrit-Lautgruppen sta, sh*t*a bewahrt, welche die übrigen neuindischen Dialecte zu tha, *t*ha gewandelt haben; *r* hinter Consonanten haben sie ebenfalls erhalten; ebenso setzen sie an Stelle des altindischen dh, bh, gh die Laute th, ph, kh. Dies sind die Hauptberührungspunkte. Doch «was die Zigeuner aus Indien aufgescheucht hat, das ist ein Rätsel, und wir haben kaum Hoffnung, den Schleier dieses Rätsels je zu lüften,» schreibt *Miklosich.* Nach Europa kamen sie vielleicht in Folge eines Mongolensturmes schon im XIII. Jahrhundert. Unzweifelhaft zogen sie nördlich dem Schwarzen Meere entlang und blieben auf diese Weise den byzantinischen Historikern unbekannt, welche sonst sicherlich ihren Uebergang über den Bosporus auf's detaillirteste geschildert hätten. Leider lassen uns hier auch die russischen Quellen, die frei-

[1] In der «*Revue Encyclopédique*», Tome LVI, p. 365 ff.; Paris, 1832. — Vgl. *Dubois*, Moeurs, Institutions et Cérémonies des Peuples de l'Inde; Paris 1825, I. p. 74 ff. u. Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II, p. 531; London 1830.

[2] Mitteiluugen der anthropologischen Gesellschaft in Wien; II, p. 294; Wien 1872.

[3] *Leitner*, A Sketch of the Cangars and of their Dialect, Lahore 1880. und *Leitner*, Account of Dardistan; Kashmir, Ladakh, & C. I, 6. — Vgl. *Drew*, The Jummoo and Kashmir Territories. London 1875. p. 425 Anmerk. — *Biddulph*, Tribes of the Hindoo-Koosh. Calcutta 1880, p. 47. und *Leland*, The Gypsies. London, 1882. p. 336.

[4] *Miklosich*, Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. Wien, 1872—80, und: Beiträge zur Kenntniss der Zigeunermundarten. Wien, 1874—78.

lich hinsichtlich des heutigen Südrusslands und der damals ringsum am Schwarzen Meere gebietenden, mongolischen Heere und Völker überhaupt sehr mager und unzuverlässig sind, im Stiche. Sonst liesse sich vielleicht die Vermutung aufstellen, dass die Zigeuner noch früher an der Nordküste desselben Meeres neben den Polowczern, Petschenegen, Kumanen und andern turanischen Völkerschaften gesessen und vielleicht mit den letztern nach Ost-Ungarn und Siebenbürgen gelangt seien.[1]

Die Zigeuner selbst haben keine Erinnerung mehr an ihre alte Heimat. In ihrer Volkspoesie finden wir nur indirecte Beweise für ihre indische Abkunft. So auch in einer von mir publicirten Ballade der transsilvanischen Zigeuner.[2] Ein Sohn erschlägt seinen, ihm unbekannten Vater und wirft den Erschlagenen «in den heiligen Fluss» *(ando soman len)*, welcher — meiner Ansicht nach — der heilige Fluss der Inder, der Ganges ist. Auch in den Märchen finden sich — wie wir später sehen werden — Züge, die auf eine arische, indische Abkunft wenigstens indirect hinweisen.

Nach Ungarn und Siebenbürgen kamen die Zigeuner — wie wir oben ausgeführt haben, — um 1415, von wo aus sie sich über ganz Europa verbreiteten. Der zurückgebliebene Rest genoss hier manche Vorrechte und kein Wunder, dass sich dieselben hier bis auf den heutigen Tag in Sitte und Gebrauch am unverfälschtesten aufrecht erhalten haben. Die Zigeuner in Siebenbürgen teilen sich in

[1] S. *Hopf* l. c. p. 31.

[2] S. meine: «Hildebrandsballade der transsilvanischen Zigeuner» (Leipzig, W. Friedrich 1880). *Dr. R. Pischel* hat (l. c. p. 371, 372) meine, auch oben ausgesprochene Ansicht sehr oberflächlich entkräften wollen, indem er sagt: «Der Ganges ist den Zigeunern nie in höherem Grade ein heiliger Strom gewesen, als heut die Oder oder die *Theiss*. Uebrigens haben auch die spanischen Zigeuner eine Ballade gleichen Inhalts...» Nun, warum sollte den Zigeunern, als rein-indischem Volke der Ganges nie ein heiliger Strom gewesen sein? Die Theiss ist ihnen wohl nie heilig gewesen, ob es die *Oder* ist, weiss ich nicht, will es auch nicht behaupten! Und dass die spanischen Zigeuner eine Ballade gleichen Inhalts haben, ist schön! hat aber mit meiner ausgeführten Ansicht gar nichts zu schaffen. Eine traurige Verkennung des Sachverhalts lässt sich nur bei etwas schlagenderen Gegenbeweisen aussprechen. Es ist überhaupt ein eigen Ding das Antiargument! Zuvörderst ist es nicht geraten gegen Fliegen und Mücken (ich meine Sachen und nicht Personen) mit einer herculischen Keule loszugehen.

zwei Stämme: 1. die *Kortorar* oder Zelt-Zigeuner und 2. die *Gletecore* (Sprach-arme) oder ansässigen Zigeuner. In Siebenbürgen nennt der gemeine Mann die Zigeuner ungarisch *Pharao népe* (Pharao's Volk), *purde* (nackt) und *czigány*; *korträsch* nennt der Sachse die Zeltzigeuner; sie selbst legen sich den Namen *Rom* bei. Die Sprache der transsilvanischen Zigeuner zerfällt in drei Dialecte, welche sich schon durch die aufgenommenen Fremdwörter von einander unterscheiden: 1. der ungarisch-zigeunerische, 2. der wallachisch-zigeunerische und 3. der sächsisch-zigeunerische Dialect. *Der reinste Dialect sämmtlicher Zigeunermundarten der Welt* — so weit ich dieselben kenne — *ist der ungarisch-zigeunerische,* welchen die unter Ungarn lebenden Zeltzigeuner Siebenbürgens reden; die unter Walachen lebenden reden zumeist rumänisch; im Laufe einiger Jahre werden dieselben gänzlich walachisirt.[1]

Die transsilvanischen *Kortorár* weilen an keinem Orte länger als eine Woche und suchen in kleinen Zelten und Höhlen ihr Obdach. Gewöhnlich reist ein Stamm, 10—30 Familien, die ihre Habe auf Pferden und Wagen weiterschaffen, — zusammen. Nur unter diesen trifft man den ursprünglichen zigeunerischen Typus an, welcher sich unter den ansässigen Zigeunern nur sporadisch findet. Man begegnet unter den Kortorár nicht selten geradezu Idealfiguren zigeunerischer Schönheit. Es ist eine Art chevaleresker Wildheit in diesen Leuten und zugleich ein Ebenmaass der Gesichtszüge und der Körperproportionen, das uns nicht selten überrascht.[2] An List und Schlauheit wetteifern die Zigeuner mit jedem andern Volke. Der Kortorár kennt, weder an Luxus noch an Bequemlichkeit gewöhnt, keine Beschwerden und Mühen. Er vermag eine lange Zeit zu hungern und zu dursten und nimmt mit der einfachsten, schlechtesten Atzung, Hausung und Bettung vorlieb. Als Schmiede, Siebmacher, Verfertiger hölzerner Löffel und als Wahrsager durchstreichen sie das Land. Manche Stämme treiben auch Schweinehandel und besitzen zuweilen 200—300 Schweine. Der Besitz einer zahlreichen Schweineheerde gilt für den grössten Reichtum und ist der höchste Wunsch des Zigeuners. Ein Volkslied der transsilvanischen Zigeuner lautet:

[1] S. meine: Sprache der transsilv. Zigeuner p. 1 ff.

[2] *Vincenz Melka*, Lehrer an der Universität zu Klausenburg, hat schon einige, wahrhafte Idealfiguren, aus seiner reichhaltigen Zeichenmappe publicirt.

Mägdlein wünscht sich Bänder, Rosen;
Knabe wünscht sich bunte Hosen;
Weib wünscht Kinder sich, ganz kleine,
Mann wünscht sich — recht viele Schweine.

Und somit kommen wir auf den Volksgesang der transsilvanischen Zigeuner zu sprechen. Wir finden bei den Zeltzigeunern eine Poesie vor, deren Empfindungswogenschlag alles Das enthält, was wir ästhetisch-wissenschaftlich vom Volksgesange überhaupt fordern können, ein kraftvolles Sichhervorheben eines reichen Ich. «Gibt es doch im ganzen Bereiche des Menschlichen nichts, was unsere Teilnahme und Forschung so erregte, als das Persönliche, d. h. als die bedeutende Persönlichkeit, und jede Persönlichkeit ist bedeutend, welche durch irgend welche individuelle Züge über das Durchschnittmass der gewöhnlichen flachen, sozusagen individualitätslosen Individuen emporragt.» (J. E. Wessely). Unter den Zigeunern findet man eben auch echteste Lyriker: in genialer Weltunbekümmertheit nur sich auslebend oder vielmehr, die Welt ganz nur gebend, wie sie durch den Brennpunkt ihres Gemütes hindurchgegangen.

Lange Zeit leugnete man die Exitenz eines Volksgesangs der Zigeuner rundweg ab. Welchen Wert sollte man auch darauf legen, was dies Gesindel zusammensingt. Die Zigeuner selbst sind misstrauisch und nur im engen Zusammenleben mit ihnen kann man ihre Lieder erlauschen. Und wer auch sollte auf die «verrückte Idee»[1] verfallen, sich «eingehend und liebevoll mit diesem verlotterten Gesindel zu beschäftigen»? Im besten Falle beehrt man ihn mit dem Titel «Träumer, verbranntes Gehirn» oder er soll moralisch todtgeschossen werden, wie 'n toller Hund. Nun, die Muse der Zigeuner ist keine «Viehmagd» und ihre Poesien kann man keine «Düngerpoesien» nennen. Doch: nibil ad rem — nihil ad rhombum!...

Selbst der hochverehrte Meister Prof. Dr. F. A. *Pott* schrieb mir unter Anderm (11. III. 1881): «Nun verdienen die Zigeuner aber auch von anderer Seite, wovon ja... Zeugniss ablegen, eine

[1] Also drückt sich ein Herr Kritikus in der Besprechung meiner «Haideblüten, Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner» — in einem *deutschen* Blatte aus. O mon dieu: ubi — cur — quomodo — quando — quibus auxiliis? Nun, ich kann darauf auch nur antworten: weil ein Schweinskopf besser ohne Finnen auf die Tafel kommen soll.

nicht gering anzuschlagende Aufmerksamkeit. Poesie! wer hätte die wohl, zumal eine sogar mitunter sehr zartfühlende bei den Zigeunern, diesen anscheinend so durchaus rohen Gesellen, geahnt? Und nun doch! Weniger wunderbar — allerdings — für den, welcher sich erinnert, wie der grosse *Herder* zuerst mit seiner nicht trügenden Wünschelrute in den «Stimmen der Völker» wahre, echte und ungekünstelte Poesie als «Volksdichtung» entdeckte und zum Staunen seiner Zeitgenossen als höchst beachtenswerten Schatz vorwies. Der Mensch, auch der ungebildete, bleibt — Mensch, zumal weil er nicht verbildet!!! . . .»

Zweifelsohne liegt in unserem Heiratsvermittelungs- und Civilehezeitalter eine Art Sehnsucht nach dem jugendfrischen Quell der Volksdichtung, aber andererseits ist auch nicht zu vergessen, dass der Lärm und der Kampf der Geister so laut geworden ist, dass nur Wenige sich für den Naturlaut wahrer Volkspoesie interessiren. Nur die hellenischen Ideale in Betracht zu ziehen und zu verlangen, dass man der Volkspoesie den Rücken kehren möge, heisst nicht nur das wichtige Princip der Vergleichung verkennen, sondern auch die Lebensadern der unverfälschten Dichtung unterbinden. Freilich muss man auch beim Volksgesang das wahre Gold von dem verführerisch glitzernden, wertlosen Metall, das an Ideen und Bildern reiche Werk des menschlichen Gefühls von dem hohlen, sich blähenden Wortgeklingel unterscheiden können. Auch auf die Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner lässt sich das recht wohl anwenden, was schon Goethe sagt, dass alle Volkslieder das haben, «was der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat»; sie ist auch ein «Jungbrunnen,» aus dessen ewig frisch quellendem Born neue Lebenskraft, neuen Lenzes Blütenduft strömt und beim Klange dieser Lieder scheint die Zeit der eigenen Jugend wiederzukehren; jugendheimwärts träumt der Sinn. Nichts hebt die Brust so heimwehtraurig, nichts ist ein so schöner, inniger Gruss aus unserer Kindheit sonnigen Tagen, als die Volkspoesie: das Märchen, der Ton vergessener Jugendlieder. Freilich für literarische Krautjunker, für an Geist und Herz überputzte Literaten, für die Faux Bonhommes der Wissenschaft, für die ist der Volksgesang nur «Gekrächz.» Für Literar- und Culturhistoriker — im wahren Sinne des Wortes, sind die Lieder der Zigeuner gerade durch die im Volke lebenden Ansichten und Gebräuche, besonders wenn sie auch als Wegweiser zu ihren

älteren Vorgängern dienen und uns helfen, in das Leben und Denken längst vergangener Geschlechter mit Verständniss einzudringen, von höchstem Interesse. Sie sind oft eben so sichere Urkunden für die Geschichte des Volkes wie die geschriebenen Chroniken und kein Gebildeter wird sie heutzutage höhnisch bei Seite schieben, «weil sie ihm im ersten Augenblicke absurd erscheinen; er wird sich vielmehr bemühen, mit ihrer Hilfe den innersten Kern, die erste Ursache derselben aufzuspüren, wo sich ihm sicher ein Körnlein goldener Weisheit offenbaren wird» (J. E. Wessely). Wir könnten uns heutzutage auf eine ungemein leichte Art jedes einfachen Naturgefühls in der Dichtung entwöhnen, wenn wir dasselbe eben nicht in der Poesie solcher Naturvölker wiederfänden, denen Papier und Tinte entbehrliche, bisweilen gänzlich unbekannte Artikel und welche nicht in den Rahmen unserer complicirten Cultur eingetreten sind.

Der Inhalt der meisten Zigeuner-Volkslieder ist allerdings nicht «neu», ebensowenig als bei einem andern Volke; es sind ja dieselben Herzenslaute, die zu allen Zeiten und in allen Ländern nach Ausdruck ringen; freilich nur anders gestaltet durch andere Lebensbedingungen, durch ein anderes nationales Gepräge. Doch wir müssen nie vergessen, dass der Urklang der Leidenschaft immer und überall der gleiche bleibt, — «suchte sie mühsam das Neue, blos weil es neu ist, dann wäre sie keine Leidenschaft.» Aus diesem Grunde begegnen wir auch im Volksgesange altbekannten Weisen. Wie gewisse Grund- und Urmomente Weltideen und Eigentum der Menschheit selbst sind, so gibt es auch poetische Ergüsse in der Gefühlswelt, die so universell sind, dass sie keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Menschheit gehören.

Vor Allem betrachten wir die Lyrik der transsilvanischen Zigeuner, da ja eben die echte lyrische Flamme den eigentlichen Herd des dichterischen Feuers bildet. Man kann sich kaum etwas vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüten zigeunerischer Lyrik, die uns frisch entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgibt, auseinanderbreiten. Die Schwärmerei der jungen Liebe, der Trennungsschmerz, die schmerzliche Enttäuschung, Treulosigkeit in der Liebe und die Qualen, welche der Tod geliebter Wesen den Ueberlebenden zurücklässt, spielen auch in dem Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner eine grosse Rolle und sind in allen Stufenleitern der Empfindung vertreten.

Hier im Wald, am grünen Hage,
Steh ich Armer schon neun Tage;
Will mein Liebchen einmal sehen,
Hier muss es vorübergehen; —
Hätt' es Küsse mir versprochen,
Stände gern ich hier neun Wochen;
Würden jemals wir ein Paar,
Stände hier ich auch neun Jahr' —

singt von Liebessehnsucht ergriffen der Zigeuner. Sehr kategorisch wirbt er um die Liebe seiner Schönen:

Küss' mich, Mägdlein, zart und klein,
Und ich kauf' ein Band dir fein,
Lass' mich ruh'n, Kind, dir im Arm,
Kauf' ich dir ein *Mente*[1] warm;
Wirst du aber treulos mir,
Kauf' ich einen Stecken dir.

Doch der Wahn ist kurz und die Reu' ist lang, und bald kann der Zigeuner singen:

Einst hab' ich nach Lieb geschmachtet
Und nach einem Weib getrachtet;
Hab ein Weib mir nun errungen,
Das mein Arm in Lieb umschlungen,
Und was hat's mir eingebracht?
Hat mich elend, alt gemacht!

Selbst der versprochene «Stecken» hat keine Wirkung; singt doch die Zigeunerin:

Weh, mein Leib' schmerzt fürchterlich,
Denn du schlugst um *jenen* mich;
Schlag' mich, schlag' mich immerhin,
Schlägst mir weder Herz, noch Sinn!

Ja, einmal sang sie anders, da hiess es:

Es ist mein Lieb ein junger Knab',
Wie es keinen zweiten gab;
Mag zur Stadt, ins Dorf ich geh'n,
Solchen kann ich nirgend seh'n.

[1] Der zur magyarischen Nationaltracht gehörige Mantel.

Ach! mit seinen Melodein
Macht er weinen Gross und Klein;
Auf der ganzen weiten Welt,
Ist kein Zweiter so bestellt.

Und Er? er lässt die Vorsehung walten:

Gott du magst mein Liebchen richten:
Ihr das falsche Herz vernichten;
Einen hat sie nur belogen,
Und den Zweiten nur betrogen,
Mich als Dritten ausgesogen

oder er tröstet sich, denn:

Várekáy me dikhár,	Wo ich immer stehe.
Várekáy me jiár!	Wohin ich nur gehe,
Hin várekáná	Ach, an jedem Ort
Romñákri dumá,	Klingt des Weibes Wort,
Adá ásárel,	Das bald kneift, bald girrt
Te lime kerel![1]	Und die Welt regiert!

Kein «Stecken», kein Fluch hilft mehr:

Weib, du hast mich ausgesogen,
Bis auf's Hemd mich ausgezogen!
Gott soll dir das Herz versengen,
Und dem meinen gleich zersprengen!

Nur der Tod kann ihn von den lästigen Fesseln befreien, doch selbst im Himmel will er mit *ihr* nicht zusammen sein.

Meinem Weib mag Gott bald geben
In dem Himmel ew'ges Leben;
Will ins Himmelreich nie ziehen,
Wird's von Gott auch *ihr* verliehen.

Freilich *sie* ist zuweilen auch im Recht. Der Mann ist alt geworden, hat sich dem Trunke ergeben.

Cályorár mires romes	Hör' ich recht: es naht mein Mann!
Avel yov polokores!	Heut' kommt er recht spät! Was dann?
Munro pçuro máy mátyi,	Kann ich doch auf Ruh jetzt hoffen,

[1] Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, ç = ch, j = dsch. S. meine «Sprache der transsilv. Zigeuner», p. 3.

Pocirinel m're royi!	Denn er ist recht stark besoffen!
So me core, so me kereld!	Was kann ich dafür? wenn der Halunk,
The ná pále cisme piyelá!	Nicht in seinen Stiefel giesst den Trunk!

Sie hat dann freilich Recht zu singen:

Lebt ich auch noch hundert Jahr',
Junge liebt' ich immerdar;
Einen Alten brauch' ich nicht,
Wenn er mir auch Gold verspricht.

Liebe und Heirat sind bei dem Zigeuner fast synonyme Begriffe und das Eheleben das Ideal des Unverheirateten. Der Unverheiratete hat kein Zelt, kann keine Höhle sein eigen nennen; er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Flur und klagt und sagt von sich:

Als die Mutter mich geboren,
Hat sich niemand um mich geschoren:
In dem Gras bin ich gelegen,
Und getauft hat mich der Regen.

oder:

Seit die Mutter mich gebar,
Sind vergangen zwanzig Jahr;
Zwanzig Jahre — lange Zeit,
Wenig Wonne, doch viel Leid!

Der Sommer vergeht ja noch leidlich für den Unverheirateten, aber der Herbst mit seinen häufigen Regenschauern und der Winter mit seinem Wind und Schneegestöber! Aus Mitleid lässt man ihn in der Höhle oder unter dem Zelte schlafen. Schon der Herbst mahnt ihn an des Winters Leid und Pein.

Kommt der Herbst, ist froh der Bauer,
Steht der Jäger auf der Lauer;
Der Zigeuner weint allein
Um des Sommers Sonnenschein!

Dann freilich ist glücklich der Verheiratete.

Von dem Baume fällt das Blatt,
Glücklich, wer ein Liebchen hat!
Wer in Liebchens Arm nicht ruht,
Dem fehlt auch des Feuers Glut.

Der Verheiratete hat eine Höhle, im schlechtesten Falle ein Zelt, hat Vorrat für den Winter gesammelt; wenn nicht er, so doch seine Frau und die Kinder! sie haben auch ein gutes Stück Geld zusammengebettelt. Aber *er* lebte, wie die Grille und muss jetzt im Winter, wo jeder Verdienst hochwillkommen und keine Arbeit zu schwer wäre, mit einer Kost vorlieb nehmen, die wohl noch nie auf dem Speisezettel der allerelendesten Bettelmannsküche gestanden und die seinem abgemagerten Körper kaum ein Gramm oder ein Lot Fleisch zusetzt, am allerwenigsten gar eine «evangelische Elle.» Dann singt er wohl vor der Behausung der Maid:

Náñi erme ándre bár!	Nirgends wächst jetzt mehr ein Kraut!
Ná cude mán kádetár,	Öffne mir, o Liebchen traut;
De mán párná te sorau:	Gib mir deinen Pfühl so warm,
Petri mishi te merau!	Sterben lass mich dir im Arm!

Er sucht auch deshalb sich eine Ehegefährtin zu erringen und freit schon im Sommer — gewöhnlich auf die Weise, wie es im Liede angeraten wird:

Blumen, Freund, such auf der Wiese,
Küsse such bei deiner Liese!
Sing und spring mit frohem Sinn
Vor den Schwiegervater hin;
Wird beraüscht der Alte sein,
Kannst du leicht um Liebchen frein.

Hat er um sein Liebchen gefreit, so ist er schon geborgen. Der rumänische Geistliche, dem das junge Paar als «Taxe» *(Tácáre)* einige hölzerne Löffel, Mulden, Siebe u. dgl. verehrt, «gibt sie zusammen» und dann geht es hinaus ins Feld, wo der junge Ehemann seine Gattin zuerst im Faustkampfe aus den Händen der andern Stammgenossen befreien muss, ehe er in das Zelt seiner Frau, respective seiner Schwiegereltern seinen feierlichen Einzug hält, wobei die Mitglieder der Familie, in die er «hineingeheiratet, dem jungen Paare Salz reichen, im Namen der jüngstverstorbenen Mitglieder aber Erde übergeben; Salz und Erde wird nun vom junge Paare verzehrt und schützt gegen Krankheit, Elend und den «bösen Blick» der Hexen. Die junge Frau erhält noch von den älteren Weibern einen Wieselkopf zum Geschenk, wodurch sie gleichsam befugt wird, Wahrsagerei u. dgl. zu betreiben. Darauf begibt sich die ganze Gesellschaft ins

Freie und nur das junge Ehepaar bleibt im Zelte. Draussen schreitet die ganze Truppe — voran der Stammhäuptling — in abgemessenem Schritte neunmal [1] um das Brautzelt herum und singt das folgende Lied:

De bácht dela romñáke,	Gott! du sollst das Weibchen segnen!
The jiál láces leske!	Unglück soll ihr nie begegnen!
Te mánushe de o del'	Schenk' dem Mann im Zelte hier
But' rákelá pál e ker,	Kinder schenk dem Weib! schenk ihr
De tu lenge máriklá,	Und ihm viel Fleisch und Brot
Te ná lenge de bicá!	Und beschütze sie vor Not!

Nachdem unzähligemal dies Lied wiederholt wurde, wird das junge Ehepaar unter allgemeinem Jubel aus dem Zelte hervorgeführt und nun beginnt der Hochzeitsschmaus, dessen Kosten der junge Ehemann trägt.

Von nun an ist *er* auch «Zeltbesitzer» oder wenigstens «Mitbesitzer» des Zeltes seiner Schwiegereltern und lebt, wenn es auch aus den unwirtlichen Schluchten der Karpaten recht winterlich-kalt weht, bis auf weiteres seinen «Liebesmai.» Und wahrlich, schön ist das junge Weib! Blumengleich sind ihre Füsse *(le skurtone podjeingri)*, Weidenast ihr Arm *(lákre mise retyitákre)*, Weizenbrot ihre Schultern *(lákre pike dui mánre)*, zwei Traubenkörner ihre Augen *(lákre yákhá dui dráká)*, Blumen ihre Lippen *(lákre vástá dui pájtra)*. Aber auch den jungen Kortorár sucht häufig genug das schrecklichste Uebel der Ehe, selbst der Aufkläricht-Civilehe, in der Gestalt seiner Schwiegermutter heim. Dann singt er wohl zuweilen:

Schwiegermutter ist besoffen,
Jetzt kann ich auf Ruhe hoffen;
Gott! du magst den Schenken segnen,
Unglück soll ihm nie begegnen!
Ist die Alte nur berauscht,
Zeigt sie sich wie ausgetauscht;
Mukst nicht, legt sich, mäuschenstill, —
Und ich treibe, was ich will!

[1] Die Neun-Zahl spielt im Leben und in der Poesie der Zigeuner, neben der Dreizahl, eine grosse Rolle.

Doch sein braunes Weibchen tröstet ihn, gilt es ja doch von ihr:

Schön ist wohl die weisse Maid,
Schöner noch ihr seidnes Kleid, —
Mein Zigeunerliebchen braun,
Mag ich doch viel lieber schau'n.
Legt zu mir ins Gras sich still,
Und es herzt mich wie ich will.

Wehe dem Krüppel, der keine Ehehälfte findet; er muss einsam durch's Leben sich schleppen; bald kann er von sich sagen:

Habe mein neunzigstes Jahr erreicht,
Alter hat mir das Haar gebleicht;
Wandern und betteln Tag und Nacht,
Hat mich schon lange lahm gemacht,
Winterkälte und Winterwind
Raubt' mir ein Auge, machte mich blind;
Kann mir jetzt gar nichts, gar nichts erwerben,
Kann nicht mehr stehlen, drum möcht' ich sterben!

Gleich schmerzvoll ist das Leben für den, welchem der unerbittliche Tod die Geliebte geraubt hat:

Drüben, wo still ein Bächlein rauscht,
Hab ich mit Liebchen oft Küsse getauscht:
Bächlein rauschet im Thale noch immer,
Doch mein Vielliebchen küsst mich nimmer;
Bächleins Wellen im Thale fliessen,
Wo Blumen am Grabe Liebchens spriessen.

Einsam wandert er durch die Welt; sein Liebchen starb oder «verdarb»; er hat nun Niemand mehr und kann nun mit Gesang und Geigenklang die Welt durchstreifen.

Meinen Vater kannt' ich nicht,
Mir an Freunden es gebricht,
Meine Mutter längst schon starb,
Und mein Liebchen längst verdarb;
Du allein, o Geigenklang,
Ziehst mit mir die Welt entlang.

Ueberraschend ist die innige, ja fast pathetische Liebe, womit die Mütter und Kinder gegenseitig aneinander hängen.

Seit im Grabe mein Mütterchen ruht,
Ist so trüb mir, so traurig zu Mut,
Hab' auf der Welt ja keinen Schatz,
Drum ist das Grab für mich der beste Platz.

oder:

Mutter, nicht trüb', nicht traurig sei dir zu Mut,
Wenn auch dein Kindlein in fremder Erde ruht;
Die ganze Erde ruht ja in Gottes Hand,
Der über uns alle *einen* Himmel gespannt.[1]

und:

Már mán delá te merau,	Schlag' mich Gott, dass ich zur Stund
Ande bár le luludyáncá	Sterb auf jenem Blütengrund;
The risá mán m're peñáncá,	Wo beim Brüderchen ich liege,
M're peñáncá, m're prálencá.	Auch an's Schwesterchen mich schmiege.

«Mein Blümchen» *(m're luludya)*, «süsses Würmchen» *(gulo kirmóro)*, «Mein Aeuglein» *(m're yákhóri)*, nennt die Mutter ihr Kind verzückt und lullt es leise ein:

Sorá, sorá luludyá	Schlaf mein Blümchen, zart und klein'
Sorá tu m're bokritá!	Schlaf mein Blumensträusschen fein!
Andre tiri gule dáy	Noch in süsser Mutterhut
Hin e tirá voyá káy!	Ja dein kleines Herzchen ruht,
Bibáçt jiá ñikáná,	Sollst von Elend nie was wissen,
Delá tute de báçtá!	Nie das Glück sollst du vermissen!

Rührend ist die Liebe, womit diese Mütter des Elends und der Mühsal an ihren Kleinen hängen, die schon frühzeitig um geringe Kost und geringeren Lohn arbeiten und betteln müssen, um dann vielleicht, losgetrennt vom Stamme, die Welt zu durchstreifen und sich durch fremde Mädchen anlocken zu lassen. Vielleicht hört er auf das Lied:

Gulái bári te durál,	Lieber Mann aus fernem Land,
Cude tut mánde corlyál,	Drück verstohlen mir die Hand;
Thai kikide mán shukár —	Willst du, so umarme mich, —
Te cumindo tut shukár.	Herzlich werd' ich küssen dich.

Der junge Kortorár, bei dessen Taufe eine reichere, rumänische Bäuerin sich als ein frommes Verdienst, ja fast als Ehre anrechnete,

[1] S. ein Aehnliches in *Mökesch'* Lieder der Zigeuner.

als Pathin zu figuriren, heiratet gar oft in einen fremden Stamm und vergisst seine Mutter, sieht sie vielleicht gar nie wieder. Der Liebesmai geht bald zur Rüste und dann gilt in Wahrheit und im tragischen Sinne jenes spöttische Wort des römischen Erotikers «maritus finis amorum.» Der Frohsinn hat bald das Cap der Sitte umsegelt und geht über die Grenze des Erlaubten. Bald trägt der Gatte, bald die Gattin die Schuld an handgreiflichen Zwistigkeiten, — in den meisten Fällen Beide. Not und Elend halten ihren Einzug in das Zelt des Kortorár's. Doch genug! «Das Capitel der Völkerleiden ist ja in aller Welt zu gross, um es jemals zu Ende führen zu können.» Das Echo der Leiden ist von Jahrtausend zu Jahrtausend das gleiche geblieben. Doch wäre es falsch, zu vermuten, dass die Religion oder gar die Hoffnung auf ein besseres Jenseits den elendmüden Kortorár in seinen Erdenleiden schon hienieden voll und ganz tröste, und dass dieselbe auch in der Volkspoesie einen Ausdruck gefunden habe. Das ist nicht der Fall, obwohl die transsilvanischen Zigeuner fast ohne Ausnahme der griechisch-orientalischen Kirche angehören, welche eben in Siebenbürgen einen grossen Einfluss auf die Gemüter ausübt. Vielmehr ist es ein resignirender Humor, in der Volkspoesie der Kortorár ein vermittelnder, das Gleichgewicht herstellender Humor, welcher dem Zigeuner über alles Elend hinüberhilft; und Lieder, wie die folgenden, von denen das eine noch vor Aufhebung des eigentlichen Frohndienstes, also erst vor wenigen Jahrzehnten entstanden sein mag, — gehören jedenfalls zu den vereinzelten Erscheinungen. Die erwähnten Lieder lauten:

Gott, du hast die Welt entzückt,
Hast mit Blumen sie geschmückt,
Hast erwärmt die weite Welt,
Und den Ostertag bestellt;
Kehr' nun, Gott, bei mir auch ein,
Meine Hütt' ist ausgefegt,
Reines Tischtuch aufgelegt.

und:

Christtag wird sehr balde nah'n,
Ach! seit lang' kein Holz wir sah'n:
Ende Gott des Jobágy's[1] Not,
Schick' ihm Holz und weisses Brot!

[1] Der Leibeigene.

Bezeichnend für dies lebhafte, reizbare, aber doch gutmütige Wandervolk ist sein köstlicher Humor. Ich will hier einige inedirte Blüten zigeunerischen Humors mitteilen:

Trás ná cokáne hercás,	Hämm're, Schmied, das Eisen nicht,
Meg shukeder per árlás!	Leer ist ja dein Bauch, du Wicht!
Máre tu tirá romñá,	Schlag vielmehr die Gattin dein.
Çályás yekrár e bálá!	Sie allein verzehrt' dein Schwein!
Hin e dromá dindyárder!	Lange Strasse, lang fürwahr!
Jálen rucen buteder;	Stolz geht dort der Enten Schaar;
Náne rucá! lubñiyá,	Enten können es nicht sein!
Jálen pál drom, sár rucá!	Weiber sind es, zart und fein!
Ráklyi ádárd' pro udár!	Komm' doch Mägdlein, komm' hervor!
Piráno hin andre bár!	Den dein Herzchen sich erkor!
Pçábáy corányes pçágel	Stiehlt das Obst aus deinem Garten, —
Tuke cepes çolyárel!	Ihn verdross das lange Warten!
Rusháres tu piráni,	Zürnst du mir, Mägdelein.
Rusháres mán luludyi!	Zürnst du mir, Röschen fein?
Káná rusháres tu mán,	Zürne du nur frank und frei
Trinen ráklyiyen hin mán!	Lieben Mädchen mich zwei, drei!
Shukár kále piráni!	Braunes Mägdlein, du mein Röslein hold,
Náne lovo mánge, ci!	Hätt' ich: gäb' ich dir ja all' mein Gold!
Posici cuces the sál,	Doch voll Löcher sind die Taschen mein.
Kámáriben mán' dukhál!	Ohne Geld, ist Liebe mir nur Pein!

Es ist charakteristisch, dass sich in der Volkspoesie der Zigeuner — so weit sie mir eben bekannt ist — nicht ein einziges Mal der Begriff des Vaterlandes vorfindet. Vaterlandsliebe existirt nicht bei den Zigeunern; nur zuweilen blitzt in den Liedern das Gefühl der Heimatlosigkeit hervor. Ubi bene, ibi patria! — darin besteht die Heimatsliebe der Zigeuner. Eine Erinnerung an die indische Heimat kann nur indirect nachgewiesen werden. Kein National-Eigendünkel ist in ihren Liedern zu finden; wo die eigene Nation erwähnt wird, da heisst sie stets «die Arme.» Das folgende schöne Lied charakterisirt wohl am besten das Gefühl der Heimatlosigkeit:

O, zertritt die Blume nicht,
Hör' nur was zu dir sie spricht:

«Lass' mich leben im Lenz, so lind,
Niemand schützt vor Kält' mich und Wind,
Bin ja, wie du, ein Zigeunerkind!»

Hiemit hängt auch die Gleichgiltigkeit socialen Fragen gegenüber zusammen. Von volkswirtschaftlichen Verhältnissen ist selbstverständlich keine Rede; die Sorge um das tägliche Brot spielt in den Liedern eine sehr untergeordnete Rolle; wohl aber die Furcht vor dem Winter und seinen Leiden.

Winterwind und Winterschnee
Bringt Zigeunern Leid und Weh!
Frost und Kälte und kein Brod,
Komm', o Lenz, end' unsre Not!

Und somit hätten wir den ganzen Lebenslauf des transsilvanischen Zigeuners, mit all' seinem Freud und Leid, so wie er sich in seiner Volkspoesie, gleich wie in einem Kaleidoskop, abspiegelt, beschrieben. Es bleibt uns noch zurück der Tod, dies «Fragezeichen gross und schwer!»

Stirbt der Kortorár, hat sich die Tragödie seines Lebens abgespielt und ist der Vorhang gefallen, der die Grenze und Scheidewand zwischen Sein und Nichtmehrsein bildet, dann beerdigt ihn der Pfarrer der nächstliegenden Ortschaft und die Weiber des Stammes stimmen den Klagegesang an; ein ohrzerreissendes Geschrei, indem sie durcheinander ganz heterogene Lieder mehr in langgezogenen Tönen recitiren, als singen, sich dabei die Haare ausraufen und das Gesicht blutig kratzen. Nach vollbrachter Beerdigung kehrt die tolle Gesellschaft in ihr Zeltlager zurück, wo die nächsten Verwandten aus dem für die Leiche erbettelten Gelde einen Schmaus geben, der stets in eine wilde Orgie ausartet, wobei Zank und Schlägerei gar oft unwillkommene Gäste sind.

Auch von einer andern Seite ist die Volkspoesie der transsilvanischen Zigeuner nicht hoch genug zu schätzen, nämlich vom Standpunkte der vergleichenden Literatur. Liefert sie uns doch auch Beweise genug, dass es eben Gedanken gibt, die nicht einem Volke, sondern der Gesammtmenschheit gehören.

(Schluss folgt.)

Heinrich von Wlislocki.

DIE METALLBEARBEITEKUNST
IN PANNONIEN IM ZEITALTER DER VÖLKERWANDERUNG.

Als ob es eben erst gestern gewesen wäre, so lebhaft gedenke ich jener Befangenheit, so gleichsam unmittelbar empfinde ich noch immer jene peinliche Zaghaftigkeit nach, die mich unwillkürlich überkam, als ich an einem Herbstabend des Jahres 1881 in öffentlicher Sitzung des anthropologischen und archäologischen Landesvereins die ersten primitiven Erfolge der Ausgrabungen um Keszthely darlegen sollte. Wie hätte ich auch nicht kleinlaut sein sollen, — unmittelbar vor mir hatte der festgestellten Tagesordnung gemäss Dr. Béla Czobor dem in der Tat glänzenden und gewählten Auditorium in schwungvollem Vortrage die Schönheiten einer reichen Collection von Werken der Gold- und Silberschmiedekunst erläutert, die auf dem Tisch vor ihm gruppirt standen und heute in der Ausstellung gewiss eine hervorragende Stelle einnehmen und das Publikum, Kunstkenner wie Laien, dankte ihm mit lautschallendem Applaus für den edlen geistigen Genuss, den er geboten. Und nach ihm sollte nun ich an den Tisch treten, um einige unscheinbare, anspruchslose Bronzegegenstände auszukramen und über dieselben zu reden. Ich machte meine Sache so kurz als möglich und war froh, als ich mich wieder in die Reihen der Zuhörerschaft zurückziehen konnte.

Die kleine, bescheidene Collection, die ich damals vorwies, ist seither zu einer Sammlung von vielen tausend Nummern angewachsen; der geringe Anfang hat sich zu einem grossen culturhistorischen Ganzen ausgestaltet; die damals vorerst noch sporadischen, vereinzelten, nicht selten fragmentarischen, höchstens irgend welche dunkle Ahnungen erweckenden Daten — sie bieten uns heute ein umfassendes, detaillirtes Bild jenes Kunstgewerbes in Metallarbeiten, dessen Erzeugnisse jenes Volk gebrauchte, welches gegen das Ende des IV. Jahrhunderts an den reizenden Gestaden des Plattensees in der Umgegend des heutigen Keszthely sesshaft war.

Es ist eine handgreifliche, durch die reiche Menge von Denkmalen, die ich aus mehr als dreitausend Gräbern zu Tage gefördert habe, sonnenklar bekundete Tatsache, dass in den transdanubischen

Gebieten unseres Vaterlandes, im alten Pannonien, gegen das Ende des IV. Jahrhunderts neben der in ihren letzten Zügen dahinsiechenden römischen Kunstindustrie ein fremdes Kunstgewerbe in Metallarbeiten bestand, welches zum Teil durchaus neue Formen schuf und um die genannte Zeit nicht nur bereits hoch entwickelt, sondern geradezu zu hoher Blüte gelangt war.

Diese jedenfalls interessante Erscheinung vermögen wir indessen nur dann vollständig zu würdigen, wenn wir uns vor Allem von den Antecedentien derselben einen klaren Begriff bilden, welche in engem Zusammenhange stehen mit der politischen und culturellen Geschichte jener Zeit.

Pannonien, auf dem grossen europäischen Eroberungszuge der Römer occupirt, bildete das vorletzte Glied jenes Schutzgürtels, mit welchem diese die Mutterländer der classischen Cultur, Griechenland und Italien, zu umgeben für nötig fanden. Als letztes Glied fügten sie nachmals noch jenen Teil Daciens ein, welchen das heutige Siebenbürgen bildete; doch verliessen sie diese Gebiete alsbald wieder und befestigten als definitive Reichsgrenze den Donaustrom bis an die Mündung. Diese Einrichtung blieb dann auch im Grossen und Ganzen aufrecht bis zum Zerfalle des weströmischen Reiches.

Gleichwohl war Pannonien stets mehr eine bezwungene, als eine wirklich gewonnene Provinz. Zwar wurden die wiederholten Aufstände der Ureinwohner unter grossem Blutvergiessen immer wieder unterdrückt; aber niemals ist es gelungen, aus der Bevölkerung in Wahrheit und Wirklichkeit Römer zu machen. Unter solchen Umständen nahm Rom, welches die Wichtigkeit dieser Provinz, als des Grenzwalles des Reiches wohl erkannte, zu dem Grundsatze seine Zuflucht: «Der Klügere gibt nach» und suchte fortan, was mit Gewalt nicht durchzuführen war, durch die Macht des Beispiels, durch Lockungen und die Erweckung des Bedürfnisses nach feineren Lebensgenüssen zu erreichen. Diese Taktik führte denn auch insofern zum Ziele, als sich die eingebornen Pannonier schliesslich in ihr Schicksal ergaben, ja allmälig sogar den äusserlichen römischen Schliff annahmen, ohne jedoch ihre eigentümlichen Sitten jemals gänzlich abzulegen. Sie sind stolz auf den Titel «Civis romanus»; sie schirmen heldenmütig die Reichsgrenze gegen die immer wieder hereinbrechenden Barbarenhorden; sie vermischen sich durch Ehebündnisse mit den eingewanderten Römern und aus dieser Vereini-

gung mit der urwüchsigen Kraft und der alten Cultur ersteht ein neues, lebenskräftiges, halbrömisches Geschlecht, welchem Kaiser entstammen, die Atlanten gleich das immer mehr dem Verfalle zuneigende Reich mit ihren Schultern stützen und noch mehrere Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten.

Diese eigenartige Mischcultur, welche sich in Pannonien im Verlaufe des ersten und zweiten Jahrhunderts entwickelte, liess auf jedem pannonischen Denkmal ihre Spuren, ihr Gepräge zurück. Rein classische Form suchen wir an einem pannonischen Denkmal vergebens. Die Figuren der Sculpturwerke sind gedrungene, von Kraft strotzende Gestalten; die kleineren Erzeugnisse, Gefässe u. dgl. zeigen zuweilen parallel neben einander gehenden römischen und pannonischen Geschmack, bald eine Verbindung aus beiden.

Vermochte Rom seine umgestaltende, assimilirende Kraft in Pannonien selbst damals nicht voll zu betätigen, als es im Zenith seiner Macht stand, was es doch in weit grösseren Provinzen, so in Hispanien und Gallien mit geringerem Kraftaufwande und rascher zu bewerkstelligen wusste, so sehen wir gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, als die Macht des Reiches bereits im Niedergange begriffen war, das Werk der Romanisirung völlig ins Stocken geraten und aufhören.

Insbesondere in Pannonien wirkten um diese Zeit zwei mächtige Factoren zusammen, welche den römischen Einfluss in sprachlicher wie in künstlerischer Hinsicht in den Hintergrund drängten.

Der erste dieser Factoren war die stetig zunehmende Vermehrung der fremden Volkselemente in Pannonien. In dieser Provinz gingen Kampf und Krieg gegen die germanischen Völkerstämme, welche diesen Grenzwall des Reiches unablässig berannten, niemals zu Ende und in Folge dessen begann die römische und romanisirte Bevölkerung numerisch zu schwinden. Zur Cultivirung der entvölkerten Ländereien mussten fremde Colonisten ins Land gezogen werden, die denn auch schwarmweise über die Donau gezogen kamen; die römische Regierung gewährte ihnen, zuweilen freiwillig, zuweilen notgedrungen, ständige Wohnsitze im Innern der Provinz. Da endlich das römische Heer selbst zumeist aus germanischen Söldnern gebildet wurde, so vermehrten auch diese, sobald sie ausgedient hatten, die Zahl der Fremden. Das römische Element und die römische Sprache zogen sich in die befestigten Städte zurück, auf dem flachen

Lande war, obgleich dasselbe unter römischer Administration stand, die Sprache der Barbaren die herrschende.

Der zweite, gleichfalls zersetzend wirkende Factor war die uneingeschränkte Verbreitung des Christentums. Diese Religion, der Emancipator und Befreier des Menschengeschlechtes, verdrängte die unzähligen Götter der heidnischen Staatsreligion für immer aus ihrer bisherigen herrschenden Position und mit ihnen verschwand auch das eigentlich belebende Element der römischen kleinen und grossen Kunst. Die römische Technik hielt zwar noch ziemlich lange an den traditionellen Formen fest; allein da diese Formen nicht mehr mit Ideen verbunden waren, verkümmerten, erstarrten sie allmälig, schrumpften sozusagen ein und dies bot den lebenskräftigen fremden Völkern reichliche Gelegenheit, neue, ihrem eigenen Geschmack entsprechende Formen zu schaffen, oder diejenigen, welche sie aus ihren Heimatslanden mit sich gebracht hatten, mit Hilfe der römischen Technik weiter zu entwickeln und zur Blüte zu bringen.

Auch am Plattensee, in der Gegend des heutigen Keszthely, sass gegen Ende des IV. Jahrhunderts ein fremdes, ein Barbarenvolk. Ich kenne vier grosse (Keszthely, Dobogó, Alsó-Páhok, Diós) und zwei kleinere (Toronydomb bei Keszthely und Fenék) Begräbnissplätze dieses Volkes. Die Metallobjecte, die ich im weiteren Verlaufe des Näheren erörtern will, stammen von den drei grösseren Friedhöfen, von denen ich zwei gänzlich aufgedeckt habe, den dritten — jenen in der Alsó-Páhoker Gemarkung — aber eben jetzt in Angriff nehme. An den vierten, den Dióser Begräbnissplatz kann derzeit noch nicht gerührt werden; in den zwei kleineren schlafen Römer, Barbaren, Türken, Tataren und Ungarn neben und durcheinander den ewigen Schlaf.

Alle Umstände, welche ich übrigens an anderer Stelle detaillirt aufgezählt habe, weisen mit nahezu überzeugender Bestimmtheit darauf hin, dass das barbarische Volk, welches diese Begräbnissplätze angelegt hat, unter römischer Oberhoheit, also mit den Römern gleichzeitig hier lebte. Am Strande der benachbarten Gemarkung Fenék, auf dem Gebiete der alten Römerstadt Moguntiana, spült der Plattensee zahlreiche aus dem IV. Jahrhundert stammende, echt römische Metallartikel an's Land; es bietet sich mir hiedurch günstige Gelegenheit, diese mit den Objecten zu vergleichen, die ich durch Ausgrabungen gewonnen habe, und in Folge dieser Vergleichung

muss ich nun constatiren, dass meine barbarischen Artikel in Sachen der Schönheit und schmucken Ausführung die analogen Erzeugnisse der römischen Kunst beiweitem überragen.

Die Metallarbeiten, welche ich in meinen Friedhöfen fand, namentlich die Schmuckgegenstände sind Erzeugnisse einer von der römischen vielfach differirenden, neuen, der germanischen Richtung folgenden Kunstindustrie.

Jene ältesten Producte der Metallbearbeitung, welche in den nördlichen Gegenden Europas sporadisch gefunden wurden und noch gefunden werden, können weder den Germanen, noch auch den Kelten zugeschrieben werden, die angeblich eine höhere Cultur besassen und von den Germanen aus ihren Wohnsitzen verdrängt wurden. Die neuesten Forschungen haben erwiesen, dass diese Objecte entweder etruskische, oder phönizische Erzeugnisse sind und im Wege des Handels nach den nördlichen Gebieten gebracht wurden. Bei den Germanen zeigen sich die ersten Anfänge einer Metallbearbeitung in nationalem Geschmacke erst in der Zeit des Verfalles der Römerherrschaft und zwar vornehmlich dort, wo die Germanen mit den Römern in näherer Berührung standen, am Rhein und an der Donau. Und diese germanische Kunstrichtung, deren erste Erscheinungen wir zuverlässig auf den Beginn des IV. Jahrhundertes ansetzen dürfen, war vom V. Jahrhundert an bis in die Zeit Karl's des Grossen herauf für die gesammte europäische Metallbearbeitungskunst massgebend. Die Grundformen der Schmuckgegenstände, welche ich in meinen Friedhöfen ausgegraben habe, wiederholen sich in grösseren oder geringeren Varianten nicht blos im heutigen Deutschland, sondern allenthalben auch in der Schweiz, in Frankreich, England und Irland, ja selbst in Skandinavien, also überall, wohin in der Völkerwanderung angelsächsische, alemannische, burgundische und fränkische Stämme kamen. Wir müssen sonach annehmen, dass die Germanen, als sie selbstständige Staaten gründeten, für ihre Schmucksachen selber zu sorgen begannen und dieselben entweder selber anfertigten oder — was noch wahrscheinlicher ist — sie durch in ihre Gewalt geratene oder mit ihnen in freundschaftlichem Verhältnisse stehende römische Metallarbeiter anfertigen liessen. Diese letztere Annahme möchte ich namentlich für die Keszthelyer Funde geltend machen; die Römer waren ein kosmopolitisches Volk, welches für Jeden arbeitete, der bezahlte und so arbeitete, wie der

Kunde es verlangte. — Dagegen ist die erstere Annahme wohl mehr für die Rheingegenden zutreffend, wo sich die Germanen in dem römischen Erbe schon früher festsetzten und die traditionell fortwährend in Uebung stehende Metalltechnik den Römern ablernten.

Der Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Kunstgeschmack tritt nicht so sehr in den Grundformen, als vielmehr in der Ausführung derselben in die Erscheinung. Die römische Ornamentik zeigt plastisch hervortretende, regelmässige, bestimmte Gliederung, der Germane dagegen liebt eine vollständig glatte Oberfläche; der Römer entlehnt seine Figural-Ornamentik der antiken Baukunst oder der stylisirten Tier- und Pflanzenwelt, der Germane begnügt sich zumeist mit der gegrabenen oder radirten Linear-Ornamentirung, welche keine klaren, benennbaren und gerundeten Figuren liefert, sondern nichts weiter ist, als eine willkürliche, phantastische, spielende Verwendung geometrischer Elemente. Die zur Ornamentirung verwendeten Linien sind gerade, krumme oder combinirte. Die gerade Linie ist zumeist gebrochen, und zwar in spitzem oder stumpfem Winkel, im Zickzack, oder rautenförmig gewirrt; der rechte Winkel, wie im antiken Maeander, kommt nur sehr selten vor. Bei der krummen Linie spielen der Kreis, das Kreissegment, die Wellenlinie und besonders die Spirale die Hauptrolle. Bei den zusammengesetzten Linien finden sich am häufigsten die Parallele, die radiale oder die kammförmige Anordnung und endlich die radförmige Bewegung. Die combinirte Verwendung dieser decorativen Hauptelemente gab je nach der Individualität oder Laune des Künstlers, vielleicht auch durch eine zufällige Wendung des Grabstichels zu unzähligen Variationen Anlass, ja nicht selten kommt es auch vor, dass dieses willkürliche Spiel der Linien die Contouren irgend einer phantastischen Tiergestalt oder eines menschlichen Antlitzes zeigt. Es scheint, dass eben diese Mannigfaltigkeit dem germanischen Kunstgeschmack am meisten zusagte, denn unter all den in dieser Manier decorirten Schmuckgegenständen, die sich im Laufe der Zeit in den verschiedenen Museen zusammengehäuft haben, sind kaum Stücke zu finden, die einander vollständig gleichen würden.

Der Ursprung dieser eigenartigen Decorationsmanier ist in der Holzschnitzerei zu suchen. Die geringe Protuberanz, der wellenförmige Verlauf und die Verknotung der Linien entsprechen vollstän-

dig der Technik der Holzschnitzerei und weisen darauf hin, dass die Gussformen nach in Holz geschnitzten Modellen gefertigt wurden. Wir haben hiefür auch andere Beweise. Man hat in wohlverschlossenen alemannischen Gräbern Holztafeln von unbekannter Bestimmung gefunden, die mit ganz denselben Ornamenten in Schnitzarbeit bedeckt sind, welche sich auch an Metallobjecten finden; die im Norden allgemein üblichen Holzgebäude, ja selbst die norwegischen Holztempel zeigen an ihrer Aussenseite gleichfalls dieselbe Ornamentik in Schnitzwerk. Bemerkenswert ist, dass die an unseren Schmuckgegenständen zu beobachtende Manier, die Linien in phantastische Tiergestalten übergehen zu lassen, auch an diesen Holzgebäuden zu finden war. Das wilde Umklammern, Ringen und in einander Verschlingen der Drachenschlangen und anderer unbestimmbarer Tiere, welches die Aussenseite der norwegischen Holztempel zeigte, kann unmöglich christlichen Ursprunges sein, sondern ist jedenfalls eine noch aus der Zeit des alten Heidentums überkommene Tradition.

Manche Forscher haben behauptet, die heidnischen Germanen hätten die Schlangen als Gottheiten verehrt und diesem Cultus schrieb man dann das häufige Vorkommen der Bilder des «Wurmes», richtiger der Drachenschlange zu. Diese Conjectur ist jedoch unbegründet und kann durch keinerlei geschichtliche Daten erwiesen werden. Ja die Schlangenbilder selbst beweisen das Gegenteil. Ihr Erscheinen ist nirgends ein beabsichtigtes, sondern überall ein zufälliges; die Figuren sind mit den Lineamenten der Decoration innig verschlungen und fliessen spontan aus denselben. Ueberdies ist nicht ausser Acht zu lassen, dass diese zufälligen Tierfiguren nicht immer Schlangen oder Drachen, sondern häufig auch Pferde- und Stierköpfe, ja selbst Zerrbilder des menschlichen Gesichtes darstellen. Es sind sonach diese Tierfiguren nichts weiter, als einfache Phantasiespiele, welche überall entstehen, wo «a priori» nicht natürliche Gestalten, sondern blosse Linien als decoratives Mittel verwendet werden. Die Phantasie sieht die Gestalten des wirklichen Lebens vor sich und vermag daher nicht lange bei dem Spiele mit blossen, trockenen Linien zu verharren; irgend eine geringe Aehnlichkeit erweckt ihr die Erinnerung an eine Gestalt in der Natur und drängt sie, mindestens die äusseren Umrisse derselben unter die übrigen Ornamente mit aufzunehmen. Dabei hängt es indess von der Stimmung und Gesittung ab, welche Gebilde sich der Phantasie in solcher Weise

aufdrängen, und es ist höchst charakteristisch, dass die germanische Phantasie den sanften, regelmässigen Erscheinungen des Pflanzenlebens nicht sonderlich hold ist, sondern überwiegende Vorliebe für die Tierwelt, für die Gestaltung wilder, reissender, Schaden und Verderben bringender Bestien zeigt. Das ist eben die Stimmung eines Volkes, welches an das Dunkel der nordischen Wälder, an fortwährende Kämpfe mit der Unbill der Natur und den Leidenschaften der Menschen, an Krieg und Jagd, mit einem Worte an alles Wilde und Entsetzliche gewöhnt ist; eine Stimmung, welche späterhin durch die Abenteuer und Ereignisse der Völkerwanderung sicherlich nicht gemildert, sondern nur noch mehr verwildert worden ist. Uebrigens hat die in Rede stehende Erscheinung auch noch eine andere begründende Ursache, und diese ist der den Germanen und überhaupt jedem nordischen Volke angeborne Hang, welcher sie an den heiteren, äusserlichen Erscheinungen der Natur kein Genüge finden lässt, sondern in Allem und Jedem tiefer liegende, geheimnissvolle Gründe sucht; aus dieser Tendenz stammt dann jene Vorliebe für das Rätselhafte, Verwickelte, Ueberraschende, Wunderbare, welcher wir in den Ueberresten der altgermanischen Poesie bei den Angelsachsen und Skandinaviern auf Schritt und Tritt begegnen.

Diese charakteristischen Eigentümlichkeiten des germanischen Kunstgeschmackes sind auf die, in unseren Begräbnissplätzen ausgegrabenen Metallartikel nur cum grano salis anzuwenden. Gleichwie sich in den ersten zwei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der römische und der pannonische Geschmack ganz wohl auf einem und demselben Objecte neben einander vertragen, — so sehen wir auch an den Werken aus dem IV. Jahrhundert, dass sich die neue germanische Richtung noch nicht völlig von dem römischen Einflusse emancipirt hat, dass an sehr vielen Objecten die eine Manier die andere ergänzt oder ihr aushilft, kurz dass der in neuer Entwicklung begriffene germanische Kunstgeschmack noch immer in fortwährendem Ringen mit den römischen Reminiscenzen begriffen ist, dieselben umgestaltet, oder von ihnen beeinflusst wird. Und dem konnte auch gar nicht anders sein in einer Provinz, in welcher die römische Oberherrschaft nominell noch immer bestand; wo den Barbaren, welche die erzeugten Metallartikel brauchten und gebrauchten, die Grösse und der Ruhm des Römerreiches, so verfallen dasselbe im Innern auch schon war, noch immer imponirte und, — wenn man

das Untertänigkeits- oder Vasallenverhältniss in Betracht zieht, auch füglich imponiren musste.

Was ich an Männerschmuck-Gegenständen in meinen Friedhöfen gefunden habe, sind Armringe oder Armspangen, Fingerringe, und die verschiedenen Zierrate des Ledergürtels als: Schnallen, Schliessen, Haften, Knöpfe, Beschläge, Rosetten u. Riemenenden. Die Ornamentirung der nach römischen Mustern gefertigten runden oder sechseckigen Armspangen ist in der Regel die einfache, oder in drei Reihen verlaufende, durch Eintiefung von Dreiecken gewonnene Zickzacklinie. Jene Armspangen jedoch, die in ein massiv verstärktes Ende auslaufen, zeigen an diesem letzteren ein Spiel der Linien, welches lebhaft an die reiche Verschnürung am Aermel eines Huszaren-Dolmans älteren Zuschnittes erinnert. Entschieden barbarische Ornamentirung trägt das in ein plattes Endstück oder einen breiten Schlangenkopf auslaufende Armband. Da ist Alles zu finden, was ich weiter oben von der Linear-Ornamentik gesagt habe, nur dass sich die Linien nicht zu Umrissen von Tiergestalten entwickeln. An den bronzenen Fingerringen — denn die silbernen sind römischen Ursprunges — sehen wir aus geschlagenen Punkten und Linien gebildete Menschenfratzen oder eine Platte mit wirrer, unklarer Oberfläche, welche einigermassen den Münzen aus der Árpádenzeit ähnlich ist und gleichfalls von der Regelmässigkeit des römischen Styles schon sehr bedeutend abweicht.

Die Gürtelverzierungen, welche übrigens nur zum Teil originell sind, insofern die Grundformen der Schnalle, des Haftes und des Beschlages schon bei den Römern vorhanden waren, bieten das lehrreichste Bild der Vereinigung germanischen und römischen Kunstgeschmackes. Es kommt zweierlei Gürtelzierrat vor: gegossener, in massiver oder durchbrochener Arbeit, aus vergoldeter oder versilberter Bronze; ferner plattenförmiger aus Silber oder Bronze. Vor Allem will ich bemerken, dass jeder einzelne Gürtelschmuck, aus wie vielen Stücken er auch immer bestehe, in Hinsicht der künstlerischen Ausführung eine zusammenhängende Garnitur bildet; eine und dieselbe Ornamentirung kehrt auf jedem einzelnen Stücke wieder.

Die Verzierungen des gegossenen Gürtelschmuckes sind zumeist der Pflanzenwelt, häufig auch der Tierwelt, am seltensten den geometrischen Elementen entlehnt. Unter den Pflanzenverzierungen wieder ist die gewöhnlichste die mit massigen, in durchbrochener Arbeit

gehaltenen Blättern besetzte Ranke; aber auch diese kommt in zweierlei Form vor: entweder in barbarischem Geschmacke flach gehalten oder in einigermassen plastisch hervortretender, weit gefälligerer Form. Zu den selteneren Pflanzenzierraten gehören die Blütendolde und die an das griechische Akroterium erinnernden Palmenblättchen und kleinen Kränze. Diese Verwendung von Pflanzengebilden bekundet entschieden römische Auffassung; ja einige dieser Darstellungen auf unseren Objecten gerieten alle Stürme der Völkerwanderung hindurch nicht in Vergessenheit, sie durchlebten die ganze ruhelose Epoche und fanden nachmals in der romanischen Ornamentik des Mittelalters neuerliche und reichliche Anwendung.

An den Riemenenden und Beschlägen des Riemenzeuges finden sich Tiergestalten als Verzierung, und da stehen wir nun einer völlig neuen Erscheinung gegenüber. Dieses decorative Motiv ist bereits vollends germanischer Geschmack. Ich gebe zu, ich will sogar glauben, dass zu den, an den Beschlägen und an einigen Gürtelschliessen angebrachten, in durchbrochener Arbeit gehaltenen Tiergestalten der antike Greif oder Pegasus das erste Vorbild geliefert haben mag. Aber was ist aus diesen in ihrer Gestaltung streng bestimmten Gebilden der antiken Skulptur auf unseren Fundobjecten geworden? Man könnte aus diesen unseren Tierfiguren eine ganze Skala der allmäligen Entartung und Verzerrung zusammenstellen. Wir können sie für fliegende Schweine, Hunde oder Flusspferde, für alles Andere, nur nicht für einen Greif oder Pegasus ansehen. Zu wahren Ungeheuern sind sie auf zwei Gürtelschliessen geworden, wo man aus den durchwegs gleichdicken Linien nur durch Combination eine Tierfigur herauszuklügeln vermag. Und merkwürdig: je ungeschlachter das Tier, desto zierlicher ist der Rahmen. Auf den weit grösseren Riemenenden konnte sich die germanische Phantasie noch mehr gehen lassen, als auf den Beschlägen und Schliessen, weil sie eben eine grössere Fläche zur Verfügung hatte. Dass diese, in wildem, blutigem Kampfe in einander verbissenen, unentwirrbar verschlungenen Tierknäuel, welche die ganze längliche Fläche füllen, in der Tat nach in Holz geschnitzten Mustern gefertigt sind, ist dem auch nur einigermassen geschulten Auge sofort erkennbar. Geflügelte Ungetüme mit ungeheuerlichen Krallen spielen in diesen Bildern in der Regel die Hauptrolle; sie zwingen die anderen Tiere nieder, die man mit Hilfe der Phantasie für Rehe, Pferde, Stiere, Hunde dgl. nehmen mag. Wir

erkennen sonach an den Schmuckgegenständen der germanischen Völker die Embleme ihrer zwei Hauptbeschäftigungen: der Jagd und des Krieges, wieder; auf diese beiden hauptsächlichen Lustbarkeiten weisen übrigens auch die aus den Gräbern meiner Forschungsplätze zu Tage geförderten Skelete von Rossen und Hunden hin. Das dritte Leibvergnügen der Germanen: das Trinkgelage, bekunden zur Genüge die, in meinen Begräbnissplätzen ebenfalls in reicher Anzahl gefundenen, mit überaus zierlichen Bronzereifen beschlagenen Trinkgefässe aus Buchenholz. Die Linear-Ornamente an den Gürtelzierraten aus Bronzeguss kann man nicht als barbarischen Geschmackes bezeichnen, denn sie zeigen entweder die en relief hervortretende Wellenlinie, oder regelmässig angeordnete Schuppen, oder Gitterwerk in durchbrochener Arbeit, — also durchweg rein von den Römern entlehnte Decorationsmanier.

Der platte, silberne sowohl, als der mit Silberfäden ausgelegte eiserne Gürtelschmuck ist in einigermassen modificirtem, germanischem Kunstgeschmack behandelt. Seine Linear-Ornamentirung ist sehr eintönig; sie zeigt nichts weiter, als ein ziemlich regelmässiges Fransenwerk oder in der Mitte mit Punktreihen geziertes Riemengeflechte; man sieht es der ganzen Verzierung an, dass der römische Arbeiter noch nicht völlig im Stande war, das eigenartige Geschmacksniveau seiner barbarischen Kundschaft zu erreichen und die altgewohnte Regelmässigkeit dem willkürlichen Spiele der Phantasie aufzuopfern. Die mit Silberfäden ausgelegten eisernen Gürtelbeschläge — ich habe von denselben nur einige Bruchstücke in noch erkennbarem Zustande zu sammeln vermocht, alles Uebrige hatte der Rost total zerfressen — zeigen eine aus anfangs kürzeren und immer länger werdenden Linien construirte, gradatim geordnete Verzierung, die noch sehr weit entfernt ist von der durch Lindenschmit veröffentlichten Schnörkelverzierung an ähnlichen Gürtelbeschlägen.

Den Frauenschmuck glaube ich in zwei Hauptgruppen teilen zu sollen. Die eine bilden die grossen Ohrgehänge, die andere die Kleidernadeln.

Bei den Ohrgehängen tritt ein neues decoratives Element in die Erscheinung: die kleine Punktkugel; sie ist an den Objecten aus der Zeit der Völkerwanderung barbarisch-internationalen Charakters. Armspangen, in dieser Manier punktirt, kommen in allen

Gegenden Europas vor; die Kugeln, von dem Umfange einer ganz kleinen Erbse, sitzen entweder ganz dicht oder in symmetrischer Entfernung von einander angeordnet auf dem Ringe, aber immer in Gruppen zu dreien oder vieren, niemals einzeln. Ich habe in Männergräbern wohl einige grosse Riemenhälter gefunden, die in dieser Manier punktirt waren, Armspangen aber nicht. An meinen kleinen, bronzenen und silbernen Draht-Ohrgehängen, welche in der Regel in Kindergräbern gefunden werden, bilden die etwa schrottkorn-grossen Kügelchen, zu nach unten gekehrten Pyramiden geordnet, das Tropfgehänge; an den korbförmigen grossen Ohrgehängen aber, seien diese nun aus Bronze, Silber oder Gold, bilden sie durch einen, an der verbreiterten Stirnseite des Ringes aufgesetzten Draht verbunden, überaus abwechslungsreiche, aber immer anmutige punktirte und Linearzeichnungen. Uebrigens führen diese Stirnflächen der Ohrringe auch noch eine andere, allerdings seltener verwendete Ornamentirung: die harmonisch angeordnete, mit farbiger Masse, mit Glasschmelz und bronzenen, silbernen oder goldenen Kügelchen ausgefüllte Zellengruppirung. Auf dem Begräbnissplatze bei Draskovecz, dessen Anlage ebenfalls in die Zeit der Völkerwanderung fällt, sind grosse Ohrgehänge ausgegraben worden: dieselben bestehen aus Silber- oder Bronzeringen, deren Stirnplatte Zellen- oder Kugel-Ornamentirung zeigt. Ich erwähne diese Funde, um nachzuweisen, dass sich diese primitiven Anfänge der sogenannten Zellenemail- und Filigran-Arbeit — ich verstehe darunter die Ornamentirung mit aufgelegtem Drahte, durch welchen die einzelnen Kügelchen verbunden und die Kugelgruppen eingerahmt oder von einander abgegrenzt werden — welche nachmals eine so bedeutende Rolle spielte, nicht nur in Keszthely und Umgegend, sondern auch an anderen Stellen Pannoniens vorkommt.

An unseren Fundobjecten, insbesondere an den Ohrgehängen, höchst vereinzelt wohl auch an Armbändern und Spangen, findet sich die Zellenemail-Arbeit, ohne jedoch über das gekennzeichnete Stadium des ersten Anfanges hinaus zu gelangen; desto herrlicher entfaltet zeigt sich aber die Filigranarbeit an jener Gruppe unserer Ohrgehänge, welche ich «Körbchen» oder «korbförmige Gehänge» benannt habe; möglicherweise ist die Bezeichnung nicht zutreffend; allein das Landvolk nennt in seiner Naivetät diese Objekte ebenso. Der Bauersmann, auf dessen Besitztum ich zuletzt Nachgrabungen

veranstaltete, sagte mir: «Lassen Sie nur graben, Herr. In meinem Boden sind die Todten zahlreicher, als die Steine. Und was das Merkwürdigste dabei ist: Sowie man von einem Schädel die Erde losgebröckelt hat, liegen rechts und links die «Körbe» daneben.»

Dieses Körbchen ist nichts Anderes, als der sogenannte «Tropfen» des Gehänges; die Grösse desselben steht immer im Verhältnisse zum Durchmesser des Ohrringes; die kleinsten kommen einer kleinen italienischen Haselnuss, die grössten einer gewöhnlichen mittelgrossen Nuss gleich. Unsere Ohrgehänge sind aus Gold, Silber oder Bronze gefertigt; die letzteren sind die häufigsten und grössten und waren ursprünglich sämmtlich vergoldet. Die Körbchen, zumal die goldenen und silbernen haben flache und gewölbte Deckel, sind mit der feinsten, geperlten Filigranarbeit ausgestattet und in ihrer Art mit solcher Meisterschaft ausgeführt, dass sie selbst die heutige, hochentwickelte Goldschmiedetechnik nicht besser und schöner herstellen könnte. Ursprünglich mögen wohl die Körbchen mit Hilfe des an ihrer unteren Seite angebrachten Ringelchens frei an dem Ohrringe gehangen haben, wie ich das bei ein-zwei Exemplaren in der Tat gefunden habe; bei allen übrigen aber, deren Zahl mehrere Hundert beträgt, ist das Körbchen in nach auswärts gekehrter Stellung mittelst eines Drahtgeflechtes an das stumpfe, kolbenförmige Ende des Ohrringes befestigt.

Das Korbgehänge, welches in einzelnen Exemplaren wohl auch in Siebenbürgen, Frankreich und Italien vorgekommen ist, nirgends aber so häufig, als um Keszthely, ist eine ganz besonders beachtenswerte künstlerische Erscheinung. Die ungewöhnliche, bizarre Form, die immer beträchtliche, zuweilen geradezu monstruose Grösse (es finden sich Exemplare, deren Ring 4—5 Centimeter im Durchmesser hält) bekunden entschieden barbarischen Geschmack, während die prächtige künstlerische Ausführung eine überaus hoch entwickelte Goldschmiedetechnik voraussetzten lässt. Das barbarische Kugelornament und die römische Filigranarbeit, zwei durchaus heterogene Elemente, sind auf unseren Ohrgehängen zu einer in der Tat schönen Decoration vereinigt. Nun kann aber ein solches Genre, zumal wenn es so systematisch durchgebildet ist, wie hier, unmöglich ein Product momentaner Laune sein, sondern muss sich aus irgend einer Grundform heraus entwickelt haben. Die Grundform der Korb-Ohrgehänge betreffend habe ich keine zuverlässigen Daten. Ohrringe, gross und

klein, mit Stirnplatten — die letzteren mit Kugel- oder Linear-Ornamenten geziert — oder solche mit Tropfgehängen aus Perlen, Kugeln oder sonstiger Construction habe ich mehr als tausend gefunden: aber sie geben keine befriedigende Antwort auf meine Frage. Ich bin sonach in dieser Hinsicht auf zwei Conjecturen angewiesen. Entweder hat unser Volk die Grundform dieser Ohrgehänge aus seinem ursprünglichen Vaterlande mit sich gebracht, und in diesem Falle konnte diese Form keine andere sein, als der Ring, an welchem eine birnförmige, hohle Metallhülse hing (einige kleine Drahtohrgehänge mit länglichen Hülsentropfen weisen einigermassen darauf hin); diese Metallhülse gestaltete der feinere Geschmack der römischen Goldschmiedekunst zu den Körbchen in Draht- und Filigranarbeit; — oder es ist auch möglich, dass unser Volk hier in seinem neuen Vaterlande eine ähnlich construirte, aber jedenfalls weit subtiler gearbeitete Form von Ohrgehängen vorgefunden hat, welche ihm gefiel und welche es sich in nach eigenem Geschmack vergrösserter und umgestalteter Form aneignete. Sei dem nun wie immer, Tatsache ist, dass wir an dem Korb-Ohrgehänge ein evidentes Beispiel der Wechselwirkung barbarischen und römischen Geschmackes vor uns haben.

Es erübrigt mir nun nur mehr, einige Worte über die Kleidernadel, dieses bei uns ausschliesslich von den Frauen gebrauchte Schmuckstück, zu riskiren. Diese Nadeln sind zumeist aus Bronze, nur selten aus Silber. In überwiegender Mehrzahl kommt die lange (bis zu 34 Centimeter), gerade Nadel vor, welche an der Brust quer durch das Kleid gestochen getragen, in einigen wenigen Fällen aber auch als Haarnadel gebraucht wurde. Ihre Form und Verzierung ist original germanisch, von der römischen Nadel durchaus abweichend. Ich will nur die zwei hervorragendsten und auch am häufigsten vorkommenden Formen erwähnen. Bei beiden bildet das obere Ende eine, in Form eines Ohrlöffelchens gekrümmte kleine Schaufel. Bei der einen Species verstärkt sich der Hals der Nadel zu einem etliche Centimeter langen, viereckigen Körper und verläuft unterhalb desselben wieder rund bis an die Spitze; bei der anderen ist der viereckige Körper zu einem vierfach gespaltenen Knoten modificirt. Die erstere Form findet sich auch in alemannischen und burgundischen Gräbern; von der anderen, welche wie gesagt nur eine Variation der ersteren ist, habe ich noch nicht gehört, dass sie auch anderwärts gefunden

worden wäre. Bei der ersteren sind die Flächen des Viereckes, bei der letzteren die zwei oberen Seiten der ausbiegenden Platten des Knotens mit einer gezackten Wellenlinie geziert; oberhalb und unterhalb des Knotens bis in die Hälfte der Nadel ist eine ausgebauchte, oder viereckige, gleichfalls mit Linien, Kreisen und Punkten geschmückte Ausweitung sichtbar. Uebrigens kommen auch ganz glatte Nadeln dieser Art häufig vor. Besonders schön sind die silbernen Exemplare. An zwei bronzenen Stücken, den längsten, die ich gefunden habe, sind bis etwas über die halbe Länge hinaus in gewissen Zwischenräumen mit Knöpfchen verzierte Bügel angebracht. Wie diese Spiesse gebraucht werden konnten, davon habe ich gar keine Vorstellung. Das Sonderbarste ist, dass ich diese unverhältnissmässig langen Nadeln an der Brust von zwei—drei Monate alten Säuglingen gefunden habe.

Besonders reich tritt die germanische Ornamentirung an der grossen Haftnadel, der Fibula, in die Erscheinung; ja eine Species derselben, welche ich die fränkische Fibula benannt habe, bietet geradezu den prägmantesten Ausdruck germanischen Kunstgeschmackes dar. Die Germanen haben die Fibula von den Römern entlehnt, bei denen dieselbe in zwei verschiedenen Formen von Alters her in Uebung war. Die eine Form ist die «Scheibennadel». Die Scheibe ist zumeist kreisrund, manchmal oval; an der Kehrseite ist die Nadel, in einem Charnier beweglich, sammt dem zur Fixirung dienenden Haken befestigt; die zweite Spielart der Fibula ist die Bügelnadel; die Kurve des Bügels hatte die Kleiderfalte aufzunehmen; die Nadel, welche wie ein Pendelarm nach abwärts gekehrt war, wurde am Fusse des Bügels von einem Haken, oder einem eigens zu diesem Behufe angebrachten, nach innen gebogenen Gliede gefasst.

Ueber die Scheibennadeln, welche ich in meinen Begräbnissplätzen fand, habe ich wenig zu sagen. Die schönsten silbernen Exemplare sind unverkennbar römischen Ursprungs; die bronzenen, mit Blumen und Sternen ornamentirten Stücke sind gleichfalls römisch, oder doch getreue Nachahmungen römischer Vorbilder. Ueberdies kommen verschiedenartig ornamentirte Exemplare echt barbarischen Geschmackes vor, die ziemlich unschön sind.

Desto schöner sind die fränkischen Fibulæ. Sie werden in meinen Leichenfeldern nur sehr selten gefunden und ich glaube kaum, dass sie Erzeugnisse dieser Gegend sind; ihre Ausführung ist

bewussten, reinen und consolidirten germanischen Kunstgeschmackes, welchen die pannonischen Metallarbeiter, wenn sie ihn vollständig erfasst hätten, gewiss auch an manchen anderen Objecten zur Geltung gebracht haben würden.

Wir unterscheiden an der fränkischen Fibula drei verschiedene Bestandteile, und zwar: den grossen, zuweilen breiten viereckigen, zuweilen halbkreisförmigen Kopf; den breiten, flachen, aber nur sehr mässig auswärts geschweiften Bügel; endlich den Körper, welcher entweder oval ist oder ein abwärts gekehrtes, verschieden gestaltetes Dreieck bildet. Der Kopf ist zuweilen mit auswärtsstehenden oder horizontal übereinander gelagerten, ovalen Ansätzen eingefasst, zumeist wenn er halbkreisförmig gebildet ist. Die viereckigen Köpfe sind meist nur mit einer zierlich gravirten Einfassung versehen, die untere Seite des Kopfes aber ist bei beiden Species offen, ohne jedwede Einfassung oder Verbrämung. Die Aussenflächen des Kopfes, Bügels und Körpers sind mit überaus kühnem, aber immer angenehm zu schauendem Linienspiel in parallel angeordneten Feldern bedeckt: aus dem Liniengewirre entwickeln sich an dem unteren, stumpfen Ende des Körpers, zuweilen sogar an den vorspringenden Flächen unbestimmbare Tierköpfe mit spitzen und stumpfen Schnäbeln, als ruhevoller, dem Auge wohltuender Abschluss des kreuz und quer durcheinanderlaufenden, das Gefühl beunruhigenden Linienwerkes. Diese Fibula mit ihrem nur um ein Geringes hervorragenden gerippten Netzschmuck ist, so wie sie ist, aus der Gussform hervorgegangen; die Linien-Ornamente, welche die Felder zwischen den Rippen füllen, sind Erzeugnisse des mit unbeschränkter Freiheit arbeitenden Stichels; daher jene unendliche Mannigfaltigkeit, welche zwei einander vollkommen gleichende Exemplare geradezu undenkbar macht. Derlei schöne fränkische Haftnadeln habe ich bisher nur drei gefunden; das vierte Exemplar ist aus einer winzig kleinen und dünnen Platte geschlagen; der Bügel verflacht an dieser Fibula zu einem geraden Halse und die Aussenfläche ist mit unregelmässig eingetriebenen concentrischen Kreisen, also in rein römischer Manier verziert.

Wenn ich Alles, was ich im Obigen über meine Funde gesagt habe, resumire, so kann ich als Resultat hinstellen, dass hier jenseits der Donau im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die im Aussterben begriffene römische Metallarbeiter-Kunst durch die

Reception frischer, lebenskräftiger barbarischer Elemente einen neuen Trieb ansetzte, welcher zu Ende eben dieses Jahrhunderts bereits zur Blüte gelangt war, sich aber in seinen Erzeugnissen noch nicht zu einem selbständigen Style aufzuschwingen vermochte, sondern die üblichen römischen und die noch nicht völlig assimilirten barbarischen Formen in sich aufnahm und für Pannonien die Uebergangsperiode zum germanischen Kunstgeschmacke bezeichnet.

Wer sich von all dem Gesagten durch den Augenschein überzeugen will, mag in der Antiquitäten-Abteilung des Budapester Nationalmuseums die in einer besonderen Vitrine ausgestellten Keszthelyer Fundobjecte einer eingehenden Prüfung unterziehen.

Dr. Wilhelm Lipp.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 3. März legte Professor Hermann Vámbéry eine polemische Abhandlung vor: *Der Ursprung der Magyaren und die ugrische Sprachwissenschaft.* Hermann Vámbéry bemerkt vor Allem, dass seine Abhandlung die Antwort auf jene Angriffe bilden soll, welche gegen sein vor zwei Jahren erschienenes Werk: «Der Ursprung der Magyaren. Ethnologische Studie» insbesondere von den beiden Hauptwortführern der ugrischen vergleichenden Sprachwissenschaft, Hunfalvy und Budenz, gerichtet wurden, von Jenem sowohl aus sprachwissenschaftlichem, als auch aus ethnologischem, von Diesem aus rein sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkte. Wiewohl ohne besondere Neigung zur Polemik, meinte Vortragender doch, «sowohl als Ungar, wie als Gelehrter», diese Angriffe nicht ohne Entgegnung lassen zu können. Indessen hindere ihn eine kleine Augenentzündung, die ganze Abhandlung vorzulesen, und darum begnüge er sich mit der Vorlesung der Einleitung. Die unpopuläre Theorie Hunfalvy's und Budenz' von der ugrischen Verwandtschaft der ungarischen Sprache, beziehungsweise Nation, habe vor dem Auftreten des Vortragenden nur kindisch ohnmächtige, weil unwissenschaftliche Angriffe erfahren. Sein wissenschaftliches Werk sei denn wie ein gewaltiger Stein in den ruhigen Wasserspiegel der ugrischen Sprachwissenschaft gefallen und habe ihre Wortführer höchst unangenehm aus ihrer siegesgewissen Ruhe emporgeschreckt. Sie seien denn auch unsäumlich in geharnischten Vorträgen und Druckwerken aufgetreten, um die Unhaltbarkeit der Ansichten des Vortragenden darzutun. Er untersuche nun in

der vorgelegten Abhandlung die Einwände seiner Gegner ohne Leidenschaft und Rechthaberei und suche die Unhaltbarkeit derselben nachzuweisen.

Hierauf begab sich Michael Bogisich an den Vorlesertisch und begann seinen Vortrag *Ueber das Gesangbuch Gallus Huszár's vom Jahre 1574* mit einigen biographischen Angaben über Gallus Huszár. Dieser war einer der eifrigsten kalvinischen Reformatoren in der Mitte des XVI. Jahrhunderts, als Prediger in Debreczin, Ungarisch-Altenburg und Pápa tätig und durch mehrfache literarische Leistungen hervorragend. Seine namhafteste Arbeit, beziehungsweise Sammlung, ist sein 1574 in Debreczin gedrucktes Gesangbuch mit Noten, welches nur in einem einzigen, in der Bibliothek des Eperieser evangelischen Collegiums aufbewahrten Exemplar erhalten geblieben ist. Dasselbe ist vom höchsten Werte für die Geschichte der ungarischen Musik und vielleicht noch interessanter vom liturgischen Gesichtspunkte. Es legt Zeugniss ab von dem Altertum des ungarischen Kirchengesanges und widerlegt die irrige Ansicht, als sei derselbe eine Schöpfung der Reformation. Das 347 Quartseiten füllende Buch ist die Hauptquelle der übrigen protestantischen Gesangbücher. Die Melodien der darin enthaltenen zahlreichen Hymnen, ihre Titel und Texte beweisen, dass Huszár den grösseren Teil seines Buches aus alten vorprotestantischen handschriftlichen oder gedruckten Liedersammlungen zusammengestellt habe. Der dritte Teil ist besonders vom liturgischen Gesichtspunkte interessant, indem er uns die vollständige ungarische Messe durchaus mit gregorianischer Gesangweise vorführt. Vortragender sang mehrere von den Liedern unter Klavierbegleitung.

Dem Vortrage fügte Aaron Szilády, der Herausgeber der Reste alter ungarischer Dichtungen, einige berichtigende Bemerkungen hinzu.

2. In der Sitzung der 2. Classe am 10. März las Alexander Szilágyi *Ueber die Karlsburger Schulstiftung Gabriel Bethlens* und berichtigte auf Grundlage neuentdeckter Urkunden eine bisher allgemein angenommene irrige Ansicht. Johann Kemény beschuldigt nämlich in seinen Memoiren den Fürsten Georg Rákóczi, dieser habe die Karlsburger Schule dadurch geschädigt, dass er die von Gabriel Bethlen derselben testirte Summe von 26,000 fl. als Anlehen aufgenommen und nie zurückgezahlt habe. In Ermangelung anderer Angaben war die Behauptung Kemény's bis zum heutigen Tage die allgemein geltende Ansicht in unserer Geschichtsschreibung. Nun hat Alexander Szilágyi jüngst zwei Urkunden entdeckt, welche das Andenken Rákóczi's von dieser ihm aufgebürdeten Anschuldigung vollständig reinwaschen, Urkunden, welche nicht allein beweisen, dass Rákóczi die für den Bedarf des Landes, zur Tributzahlung an die Pforte, aufgenommene Summe richtig zurückgezahlt habe, sondern dass er diese Rückzahlung sogar in Gegenwart Johann Kemény's geleistet habe. Im Vörösvárer Archiv befindet sich die Quittung darüber und im k. ung. Archiv die nach der Rückzahlung

zurückerhaltene und mit Indorsat versehene Obligation Rákóczy's. Die ganze Angelegenheit ist durch den gewesenen Gubernator Stefan Bethlen, als er mit Rákóczi zerfallen war, falsch dargestellt und durch Johann Kemény der Nachwelt als Anklage überliefert worden, und nun fällt auf ihn selbst die Anklage zurück, dass ihn nach 20 Jahren, als er seine Memoiren schrieb, sein Gedächtniss so sehr im Stiche lassen konnte.

Im Anschluss hieran spricht Alexander Szilágyi auch über das Grabdenkmal Gabriel Bethlen's, da in dem Anlehensstreit auch ein Teil der dafür bestimmten Summe eine Rolle spielt. Bethlen hatte 18,000 fl. für seine Bestattung legirt, wofür sein jüngerer Bruder, der Gubernator, aus Polen einen Sarg und ein «in die Mauer einzusetzendes Monument» bringen liess. Dieses Monument ist in der Karlsburger Kirche nicht mehr vorhanden, die Bruchstücke desselben ruhen mit denen vieler anderer in den Marmorgeröllhaufen des Karlsburger Friedhofes. Ein zeitgenössisches Werk, Maconius «Majuma», hatte eine Abbildung desselben enthalten, doch ist aus dem einzigen erhaltenen Exemplar desselben gerade das die Abbildung tragende Blatt verloren gegangen.

Hierauf hielt Thomas Vécsey, Professor des römischen Rechtes an der Budapester Universität, einen hochinteressanten Vortrag über *Aemilius Papinianus*. Vécsey ist der zweite ungarische Schriftsteller — und was noch interessanter, der zweite, wenigstens gewesene Professor des Eperieser evangelischen Collegiums — welcher den genannten grossen römischen Rechtsgelehrten dem Publikum vorführt. Sein Vorgänger Ladiver hat denselben vor 215 Jahren gelegentlich der 1669-er öffentlichen Prüfungen des Eperieser Collegiums in einer fünfaktigen Schultragödie auf die Bühne gebracht. Der Titel des Stückes lautet: «Papinianus Tetragonos, hoc est vir magnanimus justus, constans rectique pertinax in Theatrum productus ab juventute inclyti Gymnasii evangelici, quod Eperjessini est, pro felici examinis publici colophone scenice monstratus anno 1669 oct. 4.» Die Fabel des Stückes ist kurz folgende: Den getödteten jungen Kaiser Geta beweinen die Unschuldigen. Der von den Furien gepeinigte Brudermörder Kaiser Caracalla wird als Flüchtling nach Pannonien verschlagen, aber der Ungarkönig Emericus (der junge Graf Emerich Thököly, damals Syntaxist am Eperieser Collegium) verweist den Brudermörder, trotz dessen Berufung auf das jus gentium, aus seinem Lande. Der keine Ruhe findende Kaiser fordert Papinianus auf, vor dem Senat, dem Heer und dem Volk seine Verteidigungsrede zu halten. Der Rechtsgelehrte bleibt unbeugsam. Die verwitwete Kaiserin-Mutter lockt Papinianus auf den Tron. Er bleibt auch dieser Lockung gegenüber unerschütterlich. Seine Eltern beschwören ihn. Er antwortet, dass das Verbrechen nie gepriesen werden dürfe. Papinianus sieht schliesslich, wie man seine Kinder durch Elephanten zerstampfen lässt, und als er sich

auch dadurch in seinen Grundsätzen nicht wankend machen lässt, wird er enthauptet, worauf das Publikum sieht, wie Gloria und Justitia dem Papinianus den Kranz reichen, während Caracalla in der Hölle leidet. — Bei der Darstellung folgte dem ersten Tableau ein in deutscher, dem zweiten ein in magyarischer und dem dritten ein in slovakischer Sprache gehaltener Vortrag (Interscenium).

Heute trat Aemilius Papinianus vor der Ungarischen Akademie der Wissenschaften — nicht, wie einst vor dem Eperjeser Collegium, als tragischer Held, sondern — als rechtshistorischer Charakter auf, entledigt all des legendenhaften Dunkels, mit welchem die Sage seine Gestalt umwoben hatte. Vécsey zeichnete mit der Gewissenhaftigkeit des Historikers den Stammbaum des Papinianus, seine öffentliche Laufbahn, sein Verhältniss zu den Kaisern Septimius Severus und Antoninus, seine auf die Trennung des Orients und Occidents gerichtete Politik, seine strenge Disciplinirung der Prätorianer, endlich das Attentat derselben gegen das Leben des Papinianus, welches Antoninus, wenn auch nicht befohlen, doch ungeahndet gelassen hat. Vécsey stellte das tragische Ende des grossen Rechtsgelehrten in ein ganz neues Licht. Er untersuchte eingehend alle von den Inschriften gelieferten neuen Quellen und wies auch jene zehn Fragmente des Papinianus vor, welche unter dem Titel: «Regulae juris antiqui» den Supplementen des «Magyar törvénytár» (Ungarisches Gesetzbuch) einverleibt wurden.

3. Am 19. März fand eine Gesammtsitzung statt, in welcher das Resultat der *Teleki-Lustspiel-Concurrenz* verkündet wurde.

Als Referent des Preisrichter-Collegiums fungirte Gregor Csiky. Aus dem dichterischen Wettkampfe ging das Lustspiel «Első szerelem» (Erste Liebe) hervor. Der Verfasser des preisgekrönten Stückes ist Alexander Somló, ein junger Provinz-Schauspieler, der als lyrischer Liebhaber sich auch auf der hiesigen Nationalbühne versucht hat; nicht zufrieden mit den Erfolgen seines hiesigen Gastspiels, wandte er sich den Provinz-Bühnen zu und ist gegenwärtig ein strebsames Mitglied des Szegediner Theaters. Auf literarischem Gebiete ist Somló's Name vorteilhaft bekannt durch die Gedichte, die er einzeln in belletristischen Blättern und auch gesammelt in einem Bande veröffentlicht hat. In diesen kleineren Dichtungen äussert sich ein unbezweifelbares lyrisches Talent, worin feine Formgewandtheit sich mit warmer Empfindung paart. Um den jüngsten Dramenpreis concurrirte Somló mit einem historischen Schauspiel, betitelt «Syrius», welches von den Kritikern lobend erwähnt wurde; namentlich wurde die poetische Auffassung und die vollendete Form des Stückes gerühmt.

Aus dem Berichte des Referenten Gregor Csiky geben wir die nachfolgenden Stellen:

Das Preisrichter-Collegium, bestehend aus dem Präsidenten Moriz

Jókai und den Mitgliedern Karl Szász, Gregor Csiky, Franz Náday und Julius Vizvári, hat von der Akademie dreiundzwanzig Preisarbeiten übernommen: eine ansehnliche Zahl, bei welcher die Concurrenz keine sterile genannt werden darf.

Unter den Preisarbeiten finden sich Werke genug, von welchen nichts zu sagen ist. Unter diese zählen: *A mama öröme* (Mutterfreude), die Stylübung eines Schulknaben; dann *Előkelő világ* (Vornehme Welt), welches die Lebensweise, die Sitten und Anschauungen der Aristokratie schildern möchte. Das Stück *Szerencse lovagja* (Glücksritter) hat die Entschuldigung für sich, dass die Unwahrscheinlichkeiten, betrachtet durch den Schleier der Jahrhunderte, die den Zeitpunkt der Handlung von unseren Tagen trennen, minder ins Auge springen. *Fekete golyó* (Die schwarze Kugel) verdient erwähnt zu werden, weil es die Duellmanie zum Gegenstande hat; ansonsten aber ist es ein primitives Machwerk. Die Construction des *Főügyészi helyettes* (Der Staatsanwalt-Substitut) ist gleichfalls eine sehr primitive, doch weist dieses Stück einige gut gezeichnete Charactere und einen leichtfliessenden Dialog auf. Der Autor des *Házasság hirdetés után* (Heirat mittelst Inserats) hat manchen guten Gedanken, doch fehlen ihm die schriftstellerische Fähigkeit und Routine. *Pálma kisasszony* (Fräulein Pálma) ist in sorgfältiger Sprache, glatt geschrieben; doch scheint der Autor vorsätzlich antipathische, baroke Gestalten gesucht zu haben, die auch nicht unterhaltlich sind.

Ueber das Stück *Rangkórság* (Rangsucht) bemerkt der Referent, dass es in geschickten, wenn auch nicht immer gehaltreichen Reimen geschrieben ist. Ein Graf verliebt sich in eine junge Dame, die er aber nicht heiraten kann, da sich herausstellt, dass der Vater des Mädchens früher Jude gewesen ist. Es wendet sich aber Alles zum Guten, denn Verstand und Herzensgüte besiegen die Vorurteile, und auch die alte Gräfin, die anfangs nichts von der Heirat wissen wollte, gibt schliesslich ihre Einwilligung.

Első szerelem (Erste Liebe) schöpft seinen Stoff aus der hellenischen Welt. Agenor, König von Korinth, den ein Aufruhr seines Trones beraubt hat, lebt 16 Jahre in der Einöde mit seinem Freunde Jocus und seinem Sohne Leander, welch Letzteren er vor den Frauen schützen will, da alle Uebel, welche seine Ahnen und ihn heimsuchten, von einem Weibe herrührten. Diese Bemühung ist aber vergeblich, denn sein Sohn erblickt eines Tages Aglaja, die Tochter des Athamas, Oberpriesters des Apoll, in die er sich leidenschaftlich verliebt. Das Mädchen verschwindet, doch ihr Schleier bleibt in der Hand des Jünglings zurück. An diesen knüpft sich aber ein Orakel, nach welchem, wenn er verschwindet, die Familie bis ins dritte Glied aussterbe. Sie will also diesen Schleier um jeden Preis wiedererlangen. Aglaja folgt Leander, sie erlangt ihren Schleier wieder und verspricht dem Lieben-

den, dem sie den Eid abnimmt, ihr nicht zu folgen, dass sie sich wieder finden werden; sie küsst ihn auf die Stirne und eilt fort. Doch Leander eilt, von Jocus getrieben, dem Mädchen nach. Da stürzt Agenor aus der Höhle hervor, verlangt von Jocus Rechenschaft über seinen Sohn, droht, flucht und ist in Verzweiflung, als er plötzlich Doris, die Dienerin der Aglaja erblickt, die ihrer Herrin folgt. Er vergisst seine Verzweiflung, seinen Weiberhass, eilt auf Doris zu und verlangt einen Kuss von ihr. Doris schlägt ihn und läuft davon, Agenor stürzt ihr nach. Es erscheinen die Diener des Athamas, die der Oberpriester entsendet hatte, den Schleier zu suchen, dessen Verschwinden er in den Sternen gelesen. Als sie Doris erblicken, laufen sie ebenfalls hinter ihr her und darüber fällt der Vorhang.

Der zweite Aufzug führt in das Haus des Schäfers Hektor. Draussen wütet ein Gewitter, im Hause spinnen die Mädchen, während ihnen die alte Schäferin Fortuna Märchen erzählt. Die Mädchen entfernen sich dann um Blumen zu sammeln. Unterdessen klopft Aglaja an die Thür und verlangt ein Nachtlager. Sie wird freundlich aufgenommen und geht mit den Mädchen Blumen pflücken. Kurz darauf stürmt Idas, der Sohn des Schäfers, herein und meldet, dass ein junger Mann ins Gehege gekommen sei, welchen seine älteste Schwester Iris als ihren Sclaven behalten wolle. Dieser junge Mann ist Leander, den man jetzt für einen Dieb hält und an den Fuss des Tisches anbindet. Iris ist aber mit ihrem Manne Ixion nicht zufrieden und will in der Liebe Leander's Ersatz suchen. Sie spricht ihm von Liebe, was aber Leander nicht versteht, worauf sie sich melancholisch entfernt. In der Nähe von Leander hat Livia, die zweite Tochter des Schäfers, ein Stelldichein mit Damon; aus deren Liebesgeständnissen und Küssen beginnt Leander die Liebe zu ahnen. Während er sehnsüchtig träumt, kommen neue Gäste, die an dem Abendmahl teilnehmen. Die Gäste sind der Oberpriester und zwei der Vasallen, die einst gegen den König von Korinth die Hauptverschwörer waren. Sie bereuen ihre Tat und suchen jetzt wieder den König, um ihn oder dessen Sohn auf den Tron zu setzen. Jocus, als Satyr verkleidet, erscheint ebenfalls, erkennt sie und glaubt aus ihren halbverstandenen Reden zu erfahren, dass sie gegen Agenor Böses sinnen.

Unterdessen treffen Leander und Aglaja zusammen, gestehen sich ihre Liebe und verschwinden. Die Diener des Athamas, die in der Verfolgung Aglaja's dorthin gelangen, ergreifen nun Doris und wollen sie schlagen; da tritt Jocus hervor und klagt die beiden Vasallen an, dass sie Aglaja geraubt hätten. Die Diener fesseln sie, als Agenor, seinen Sohn suchend, eintritt. Die Korinther erkennen ihn, sinken auf die Kniee und huldigen ihm als ihrem König. Allgemeines Staunen. Der Vorhang fällt.

Im dritten Aufzug erfahren wir in der Vorhalle des Apollinischen Tempels von zwei Sklaven, dass der Oberpriester sehr schlecht gelaunt sei.

Kaum war der Schleier verschwunden, als sein Bruder starb und der Hagel seine Saaten zerstörte. Es erscheinen Aglaja und Leander. Athamas macht seiner Tochter bittere Vorwürfe und will sie schlagen, doch Leander schützt sie. Der Zorn des Oberpriesters wird noch heftiger, als Leander seine Tochter zum Weibe verlangt. Ein Wort gibt das andere, bis Leander Aglajen den Schleier fortnimmt und zerreisst. Athamas ist in Verzweiflung und lässt die Beiden in den Kerker werfen. Es treten die Hirten auf, welche vom Sklaven Gorgon erfahren, dass die Liebenden im Kerker seien. Doris veranlasst den Letzteren, die Verhafteten frei zu lassen und sie und Jocus an ihrer Stelle einzusperren. Kaum ist das Liebespaar befreit, als sie mit Agenor zusammentreffen, der die Liebe seines Sohnes sehend, seine Einwilligung zur Heirat gibt, gegen die auch Athamas keine Einwendung hat, da der König um sie wirbt.

Jedem aufmerksamen Zuhörer mussten die lockere Construction, die Mängel im Fortschreiten und in der Entwicklung der Handlung auffallen. Der erste Aufzug ist in dieser Beziehung noch der beste, während der zweite auseinanderfliesst, bald wieder verworren wird. Es ist viel Ueberflüssiges darin, welches dem Notwendigen den Raum wegnimmt. Es geschieht viel Unmotivirtes, das wir deshalb auch nicht verstehen.

Das Schleier-Orakel, ein Cardinalpunkt der Handlung, ist dunkel und unverständlich. Wir begreifen nicht, was der Autor mit Agenor gewollt? Wollte er seinen Frauenhass persifliren, welcher gegen alles Weibliche grollt und donnert, beim Anblick der ersten schönen Frauengestalt aber seine misogyne Flinte ins Korn wirft, so hat er seine Schilderung gänzlich verfehlt. Aus Widersprüchen ähnlicher Art ist auch mancher andere Charakter zusammengesetzt.

Dagegen ist die poetische Form eine kunstvolle, zuweilen auch auf Kosten der dramatischen Diction. Die liebliche Wärme der Poesie ergiesst sich über das ganze Stück und ein gewisser, naiver Reiz haftet dem Ganzen an. Wohl entbehrt das Stück der eigentlichen Komik in Charakteren und Situationen, doch ist seine lächelnde Heiterkeit ein Widerschein des griechischen Himmels, unter welchem die Handlung geschieht, und über die Widersprüche, die sich darin finden, täuschen uns hinweg die Illusionen der Poesie, welche uns hineinführen in die Welt der Märchen: in eine Welt des süssesten Zaubers, wohin die Phantasie sich gern verirrt.

Aus allen diesen Gründen wurde der Preis diesem Stücke zugesprochen.

4. In der Plenarsitzung am 31. März meldete zunächst Paul Hunfalvy das am 19. d. M. erfolgte Ableben des auswärtigen Akademie-Mitgliedes Elias Lönnrot in Helsingfors, des weltbekannten Wiederbelebers der finnischen Volksdichtung, des Herausgebers (1835) des von ihm aus dem Volksmunde aufgezeichneten finnischen Volksepos Kalewala, und die Plenar-

sitzung beschloss, der finnischen Literatur-Gesellschaft in Helsingfors den Ausdruck der Teilnahme der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in telegraphischem Wege zu übermitteln.

Den Hauptgegenstand der Plenarsitzung bildete die Erledigung des vorjährigen Karátsonyi-Dramenpreises.

Als Referent der aus den Akademikern Ladislaus Arany, Gustav Heinrich, Johann Pompéry, Josef Szigeti und Anton Zichy bestehenden Beurteilungs-Commission fungirte Professor Dr. Gustav Heinrich. Im Ganzen waren 46 Schau- und Trauerspiele eingegangen, von denen nur Nr. 39 *Schwärmer*, als Lustspiel, nicht in Betracht kommen konnte. Von den übrigen 45 können in runder Summe vierzig als mehr oder weniger wertlos bezeichnet werden. Die Verfasser dieser Stücke entbehren im Allgemeinen nicht blos der unerlässlichen dichterischen Begabung; es fehlt ihnen auch an Wissen und Bildung, an Verständniss für die elementarsten Forderungen der dramatischen Technik. Die meisten wähnen den Zweck der Tragödie durch eine zuweilen geradezu komische Aufhäufung aller Arten von Gräuel zu erreichen und wühlen besonders in den der Gegenwart entnommenen Stücken in allen erdenklichen socialen Lastern und Auswüchsen. Die Sprache der meisten Stücke ist flach und unpoetisch, oft bombastisch aufgedunsen, nicht selten grammatikalisch fehlerhaft. Die Verse sind meist ohne Rhythmus und ohne alles Verständniss für die Erfordernisse des dramatischen Verses zusammengeleimt.

Einiges Talent wenigstens verraten die folgenden Stücke, welche jedoch aus dem einen oder anderen Grunde teilweise oder ganz verfehlt sind: Nr. 1 *Melanie*, in welchem ein entschieden komischer Stoff gewaltsam und ohne rechten Erfolg zu einer ernsten Handlung hinaufgeschraubt wird; doch verrät der Verfasser technisches Talent und genügende Bühnenkenntniss; — Nr. 43 *Wanda*, ein novellistischer Stoff, der sich zur dramatischen Bearbeitung nicht eignet, da die allmäligen Uebergänge in den Anschauungen und Gefühlen der Heldin im Rahmen der dramatischen Handlung nur schwer zu veranschaulichen sind. Dies Stück beweist nicht nur das Compositions-Talent, sondern auch die Bildung seines Verfassers, da es in schöner und gewandter Sprache geschrieben ist; — Nr. 29 *Graf R. Pahlen*, ein Intriguenschauspiel, das nicht ohne Talent und Geschick gearbeitet ist, aber einen Stoff enthält, der sich besser für ein Lustspiel, als für ein ernstes Schauspiel eignet. Das letztere verlangt doch tiefere und überzeugendere Motive, als diejenigen sind, auf denen die Handlung unseres Stückes ruht; — Nr. 31 *Für das Vaterland*, historische Tragödie aus der Geschichte Siebenbürgens unter Teleki, eine unklare Vermischung zweier Handlungen, einer Liebesgeschichte und einer Staatsaction, welche nebeneinander herlaufen und die Motivirung unklar und verworren machen; — endlich Nr.

25 und 26 *Die Dorfwaise* und *Des Niemandes Sohn*, zwei Volksstücke nach der heute üblichen Schablone, aber nicht ganz ohne Talent.

Die besten Stücke der Preis-Concurrenz sind Nr. 16 *Tiepolo* und Nr. 37 *Nora*. Das erste Stück spielt in Venedig zur Zeit des Dogen Gradenigo. Tiepolo ist der Führer des mit dem harten Dogen unzufriedenen Adels und Volkes, tritt aber zugleich zu dem Dogen in ein Abhängigkeitsverhältniss, insofern er ihm sein Leben und seine Freiheit zu danken hat. Aus diesem Conflict soll sich das tragische Loos des Helden entwickeln. Die These ist richtig gestellt, die Ausführung aber sehr mangelhaft. Besonders muss die Charakteristik des Helden als misslungen bezeichnet werden: Tiepolo schwankt stets, ohne zu wissen, was er will, tut Alles halb, und fällt endlich ohne Ziel und Zweck, weil er kein Mann, sondern ein schwächlicher unklarer Schwärmer und Declamator ist. Auch die übrigen Gestalten sind voll von Widersprüchen. Dagegen verrät die Composition und Scenirung dramatisches Talent; auch die Sprache ist schwungvoll, wenn auch oft allzu phrasenhaft und verschwommen. Der Verfasser ist wohl begabt, aber noch unfertig.

Weit besser ist Nr. 37 *Nora*, das Werk eines unstreitig bedeutenden dramatischen und theatralischen Talentes. Die Handlung spielt in Wien, am Beginne des 18. Jahrhunderts, nach dem Abschlusse des Szatmárer Friedens (1711). Herzog Roland von Albano liebt Nora, die Tochter des Parvenu Morgan, und will sich mit ihr im Geheimen trauen lassen. Gleichzeitig liebt Szerémi, ein Mitglied der eben in Wien anwesenden Deputation des ungarischen Reichstages, die schöne und geistvolle Nora. Als Minister Sinzendorf, dessen Streben dahin geht, die ungarischen Magnaten an Wien zu fesseln, dies erfährt, sendet er Roland knapp vor dem mit Nora verabredeten Rendezvous mit einer angeblich sehr wichtigen Depesche an den Prinzen Eugen von Savoyen nach Belgrad, und fordert von seiner Kreatur Morgan, er solle Szerémi's Interessen bei Nora unterstützen. Roland hat zwar an Nora geschrieben und sie aufgeklärt; da ihr aber der Brief auf Befehl des Ministers nicht eingehändigt wird, hält sie sich von Roland für verraten und verhöhnt, und gibt ihre Hand, in der Absicht, sich zu rächen, dem ungarischen Cavalier. Roland erfährt Nora's Hochzeit, kehrt zurück, dringt in Szerémi's Palast ein und wird von diesem gefordert und im Duell niedergestochen. Szerémi erklärt vor dem Staatsrat, er habe Roland getödtet, weil derselbe ein Feind Ungarns und seiner Freiheit war. Der Herzog von Lothringen, der Stellvertreter des Kaisers, deutet diese Motivation Szerémi's auf Hochverrat, und der Gesandte des ungarischen Reichstages wird einfach zum Tode verurteilt. Nun gesteht selbstverständlich Nora die wahre Ursache des Duells, Szerémi erhält seine Freiheit zurück und Nora vergiftet sich. — Die Handlung ruht auf sehr lockeren Motiven und ist reich an Unwahrschein-

lichkeiten. Dies ist der Hauptgrund, weshalb die Commission dieses an einzelnen schönen und gelungenen Seiten reiche Stück nicht des Karátsonyi-Preises für würdig hielt, da dieser Preis nicht dem relativ besten, sondern blos einem absolut wertvollen Stücke erteilt werden kann.

Die Akademie beschloss im Sinne des Commissions-Antrages, dass der Karátsonyi-Preis jetzt nicht ausgeteilt, sondern nach den Bestimmungen der Statuten zu dem nächsten Preise geschlagen wird, so dass im Jahre 1885 ein Preis von 400 Dukaten zur Verteilung gelangt.

Hierauf bot Graf Béla Széchenyi der Akademie die mit Vereinen, Gesellschaften und Privaten gepflogene, sieben Bände füllende Correspondenz seines verewigten Vaters, des Grafen Stefan Széchenyi, zum Geschenke an. Der Präsident sprach dem hochherzigen Spender des unschätzbaren Kleinods den Dank der Akademie aus und wies die Briefsammlung behufs Veranlassung ihrer Herausgabe an die Széchenyi-Commission.

Damit war die Plenarsitzung zu Ende und es folgte unter dem Vorsitze des Classen-Präsidenten Paul Hunfalvy die Sitzung der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe. Den einzigen Gegenstand derselben bildete der Vortrag des Gastes Dr. Oskar Asbóth: *Die Slaven und die christliche Terminologie der Ungarn.*

Unsere Historiker schreiben den Böhmen eine hervorragende Rolle bei der Bekehrung der Ungarn zum Christenthum zu. Der Sprachforscher kann hie und da auch noch die einzelnen Züge aus den in der ungarischen Sprache niedergelegten Denkmälern, den slavischen Lehnwörtern, herauslesen. Gleichwohl muss bemerkt werden, dass aus diesen Wörtern nicht der Einfluss der *böhmischen* Sprache, sondern der der allgemeinen Kirchensprache der Slaven, des sogenannten *Altslovenischen* hervorgeht. Die Erklärung dieser Erscheinung kann darin liegen, dass die Böhmen zu jener Zeit vielleicht auch diese Sprache in der Kirche gebraucht haben, worauf auch sonst mehrere Anzeichen schliessen lassen. Doch lässt sich dieser Umstand auch anders erklären. Die Böhmen nahmen vielleicht nur die höchsten geistlichen Würden ein — der Böhme Astrik war der erste (Graner) Erzbischof —, die niedere Geistlichkeit mochte sich aus den Reihen der Slovenen rekrutiren, die sowohl ungarisch konnten, als auch die Sprache der böhmischen Missionäre verstanden, so dass sie sich besonders eigneten, die Rolle der Vermittler zu spielen.

Die Grösse des slavischen Einflusses lässt sich daraus ermessen, dass folgende kirchliche Ausdrücke altslovenischen Ursprungs sind: *kereszt* Kreuz, *keresztény* Christ, *koma* Gevatter, *pogány* Heide, *eretnek* Ketzer, *malaszt* Gnade, *hála* Dank, *oltár* Altar, *szent* heilig, *angyal* Engel, *pap* Geistlicher, *barát* Mönch, *apát* Abt, *apácza* Nonne, *(iró) deák* (ursprünglich Diakonus) Secretär, *kanonok* Domherr, *prépost* Probst, *püspök* Bischof, *zsolozsma* Got-

tesdienst, *vecsernye* Vesper, *veternye* Mette, *zsoltár* Psalter, *karácson* Weihnachten, *pünkösd* Pfingsten. Hieher gehören auch die Namen der Wochentage, wenn dieselben — und das ist höchst wahrscheinlich — mit dem christlichen Cultus zu uns gekommen sind: also: *szerda* Mittwoch, *csütörtök* Donnerstag, *péntek* Freitag, *szombat* Sonnabend.

Andere Ausdrücke zeigen uns noch den eigentümlichen slavischen Ideengang, wie folgende: *keresztelni* taufen, *keresztnév* Taufname, *keresztlevél* Taufschein, *keresztviz* Taufwasser, *keresztatya* Taufpathe, *hétfő* Montag, *kedd* Dienstag, *húshagyó* Fastnacht, *húsvét* Ostern, *vizkereszt* die heiligen drei Könige, *feszület* Kruzifix, *világ* Welt, *képmutató* Heuchler, *olvasó* Rosenkranz, *olvasni* lesen, *levél* Brief.

Das Lesen und Schreiben selbst sind auf diesem Wege zu uns gekommen, was an und für sich schon wahrscheinlich wäre, es ist dies ja der Weg, auf dem die Kunde des Lesens und Schreibens auch zu den übrigen modernen Völkern gedrungen ist, was aber noch bestätigt wird durch die vollkommene Uebereinstimmung zwischen der alten ungarischen und der alten böhmischen Orthographie. Damals haben wir auch unser *s* im Werte von «sch» bekommen, der mit dem Usus der ganzen gebildeten Welt in Widerspruch steht.

5. In der Sitzung der II. Classe legte Professor Hermann Vámbéry eine Abhandlung Sigmund Sólyom-Fekete's: *Spuren der Hunno-Avaren in Oesterreich* blos mit einigen einleitenden Bemerkungen vor, da ihm die grösstenteils aus sprachlichen Analysen von Eigennamen bestehende Abhandlung zur Vorlesung wenig geeignet scheint. In seinen einleitenden Bemerkungen schreibt Vámbéry der finnich-ugrischen Sprachtheorie einen schädlichen Einfluss auf die historische Forschung über den Ursprung der Ungarn zu. Er könne zwar die Wortanalysen der vorgelegten Arbeit nur teilweise annehmen und findet dieselben mancher Berichtigung bedürftig, doch mit dem geistigen Ergebniss der Arbeit erklärt er sich vollständig einverstanden, insofern auch er in den Avaren ein Volk sieht, welches mit der damaligen Cultur Vorder- und Mittelasiens gesättigt war und von welchem die damals in Pannonien hausenden Slaven viel lernen konnten. Der Verfasser, Sigmund Sólyom-Fekete, weist in seiner Arbeit auf die feindliche Gesinnung hin, welche die deutschen und slavischen Autoren gegen die alten Ungarn hegten, und bezweifelt die Glaubwürdigkeit der von so feindseligen Händen über die Taten der Ungarn bei ihrem Erscheinen in Europa aufgezeichneten Angaben. Er hält deshalb die selbstständige Forschung für notwendig, untersucht zu diesem Zweck die in den österreichichen Regesten vorkommenden Orts-, Sach- und Personen-Namen und findet, dass diese teils auf das Innenleben des hunnisch-avarischen Volkes, teils auf einige Verhältnisse der landerobernden Ungarn ein gewisses Licht

werfen. Er hat in den erwähnten Regesten im Ganzen 103—109 Orts-, Gegenstands- und Personen-Namen gefunden, welchen er nicht deutschen oder slavischen, sondern türkischen oder avarischen Ursprung zuschreibt und zieht aus ihnen den Schluss, dass erstens das Avarenvolk ein Mischvolk gewesen sei und dass zweitens die avarische Cultur in dem benachbarten Oesterreich und Steiermark, so wie auch im Leben der benachbarten slavischen Völker zahlreiche Spuren zurückgelassen habe. Er findet mit einem Worte, dass die avarische Cultur viel höher gestanden habe, als dieselbe nach den Schilderungen der deutschen und slavischen Schriftsteller gestanden haben soll. Paul Hunfalvy und Karl Torma machten zu einigen auffallenden Aussprüchen dieses Vortrags ihre Bemerkungen.

Hierauf folgte der hochinteressante Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Wilhelm Fraknói: *Die päpstlichen Gesandten am ungarischen Hofe vor der Mohácser Katastrophe.*

Im nächsten Monate werden zwei Bände jener von der hohen Geistlichkeit Ungarns veranlassten hochwichtigen Publication erscheinen, welche die auf Ungarn bezüglichen Urkunden und Correspondenzen der vatikanischen Bibliothek zu veröffentlichen berufen ist. Der eine Band wird die Berichte der vor der Mohácser Katastrophe in Ungarn wirkenden päpstlichen Gesandten vom August 1524 bis zum September 1526 enthalten. Diese Gesandten sind der Cardinal-Legat Lorenzo Campeggio und der Nuntius Baron Anton Burgio, welche Papst Klemens VII. bald nach seiner Tronbesteigung mit der Aufgabe betraute, an der Heilung der inneren Gebrechen Ungarns und dessen Verteidigung gegen die türkischen Angriffe mitzuwirken.

Vortragender schildert die Wirksamkeit dieser beiden Gesandten in Ungarn. Nach einer Skizze ihres Lebenslaufes charakterisirt er ihre Individualität folgendermassen: Beide brachten zur Erfüllung ihrer Aufgabe eine auf dem Gebiete der öffentlichen Angelegenheiten erworbene reiche Erfahrung mit sich. Mit derselben verbanden sie die Vorzüge einer vielseitigen Bildung. Beide waren hervorragende Humanisten. Doch während sie der Geist der classischen Bildung durchdringt, stehen sie zugleich unter der Herrschaft tiefen religiösen Gefühls. Sie waren von der alleinseligmachenden Kraft ihrer Religion und dem göttlichen Ursprung ihrer Glaubensartikel so innig überzeugt und hielten an der hierarchischen Stellung des Papsttums so fest, wie tausend Jahre vor ihnen ein Augustinus und Ambrosius. Eben darum verfolgen sie den Gang der von Luther inaugurirten Bewegung mit geängstigter Seele; der in ihren Berichten zum Ausdruck gelangende Hass gegen die Reformation entspringt der Ueberzeugung, dass nebst der Machtstellung der römischen Kurie das ewige Seelenheil von Millionen auf dem Spiele stehe. Sie wollen zur Rettung der Einheit der Kirche kein Mittel unversucht lassen. Sie bedienen sich unbedenklich der Waffen der Herr-

scher, der Triebfedern der materiellen Interessen. Doch legen sie auf die Mittel der Aufklärung und Ueberzeugung das Hauptgewicht und beuten jenen Factor, der sich im Werke des Wittenberger Reformators so mächtig erwiesen, die Druckerpresse, gehörig aus. Campeggio steht mit den katholischen Theologen Deutschlands in engem Verkehr, lässt Bücher schreiben und drucken und rät dem Papst, in den grösseren Städten Deutschlands gelehrten Kirchen-Männern fixe Besoldungen anzuweisen mit der Verpflichtung, die Publicationen der Reformatoren sofort mit gedruckten Widerlegungen zu beantworten.

Mit der Festigkeit ihrer religiösen Ueberzeugungen stand die Innigkeit ihres sittlichen Gefühls in vollem Einklang. Sie verschliessen die Augen vor den in der Kirche zur Herrschaft gelangten Missbräuchen durchaus nicht. Sie sprechen es wiederholt aus, dass es «für die den Leib der Kirche bedeckenden Beulen» nur ein Heilmittel gebe: «die lang erwartete Restauration der Sache des Glaubens, der Würde der Kirche.» Sie drängen den Papst zur Verwirklichung seines löblichen Vorhabens, zur Durchführung der Reform. Sie schätzen die unbescholtene Reinheit des Privatlebens des Clerus hoch. Sie wissen, dass die Macht der Kirche mit von der Reputation der in ihrem Dienste stehenden Männer abhängt. Sie verdammen das Laster rückhaltslos, ohne Rücksicht auf die hohe Stellung des Lasterhaften, und geisseln bei jeder Gelegenheit schonungslos die in Ungarn wahrgenommene sittliche Gesunkenheit.

Die Natur ihrer Stellung macht es ihnen möglich, authentische Informationen über Individuen und Zustände zu erlangen. Doch haben sie mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen. Einerseits sind sie nicht immer im Stande das wirre Fadengewebe der politischen Verhältnisse Ungarns zu entwirren, andererseits macht der insbesondere Burgio charakterisirende Pessimismus sein Urteil zuweilen überstreng oder ungerecht, und lässt ihn die ganze Wucht der Verantwortung Personen aufbürden, welche eher Opfer, als Urheber der traurigen Situation sind. Doch entspringt auch diese seine Befangenheit einer achtenswerten Quelle: seiner Liebe zur ungarischen Nation. Diese warme Sympathie erleichterte Burgio das Verständniss des ungarischen Charakters und verlieh ihm jenen Tact, der sein Benehmen gegen die Ungarn auszeichnete und die Bewunderung Campeggio's und Anderer erregte. Er war in kürzester Zeit in Ungarn ganz akklimatisirt. Ungarn schrieben nach Rom, dass sie ihn für einen echten Ungar halten, und er selbst sprach es mehrmals aus, dass er sich als solchen betrachte. Der Vermittler der väterlichen Fürsorge des Kirchenhauptes wird in seiner Tätigkeit vom Geiste patriotischer Opferwilligkeit geleitet und das Studium seiner Berichte führt zu dem Ergebnisse: dass ein fremder Diplomat für das Wohl des Landes, in welchem er zu wirken berufen wurde, nie ein innigeres

Interesse und einen wärmeren Eifer an den Tag gelegt hat, als Burgio für die Wohlfahrt Ungarns.

Wir heben aus dem Vortrage noch den, die Stellung des päpstlichen Stuhles den ungarischen politischen Parteien gegenüber charakterisirenden Teil hervor.

Die Päpste arbeiteten den seit Mathias' Tode in Ungarn sozusagen unablässig grassirenden Parteikämpfen gegenüber vor Allem dahin, dass im Lande der innere Friede wieder erstehe, dass die Nation die in den unruhigen Zeiten zur Macht gelangten Uebelstände mit vereinten Kräften heile und das Vaterland schütze. Dies war auch das Endziel der Bestrebungen Klemens' VII. Dessenungeachtet überwog seine Sympathie für die nationale Partei. Als Kirchenhaupt und italienischer Fürst erkannte er gleichmässig die Notwendigkeit, dass Ungarn die Bedingungen eines starken und unabhängigen Staates besitze, weil er nur so erwarten konnte, dass es einerseits gegen die Türkenmacht, andererseits gegen die Weltherrschafts-Bestrebungen der französischen Könige und deutschen Kaiser eine Schutzwehr bilden werde. Für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes boten sich als verlässlichste und uneigennützigste Bundesgenossen Ungarn und Polen dar. Die Politik Klemens' VII. verfolgte die Tendenz: diese beiden Staaten in enge Verbindung, den Einfluss des heiligen Stuhles auf die Regierung derselben durch die grossen Dienste der Heilung der inneren Uebel und der Abwehr der äusseren Gefahren zu dauernder Geltung zu bringen. Er konnte bei seinen Bestrebungen auf die ungarische Hofpartei nicht rechnen, welche sich vollständig auf das Haus Oesterreich stützte und von welcher eines der einflussreichsten Mitglieder, der Markgraf Georg, dem heiligen Stuhl gegenüber eine feindliche Stellung einnahm und offen zu Luther hinneigte. Dagegen legte die nationale Partei allezeit ihre Huldigung und Dienstfertigkeit für den heiligen Stuhl an den Tag. Einer ihrer Führer, Stefan Verbőczi, bewog mit staatsmännischem Tact den Reichstag von Bács, eine Gesandtschaft an Papst Leo X. zu senden und ihre Führung ihm zu übertragen. Sein religiöser Feuereifer, seine classische Bildung und gewaltige Beredtsamkeit machten tiefen Eindruck am römischen Hofe, wo er sich die Sympathie und Verehrung der massgebendsten Cardinäle, darunter Julius Medici's, des künftigen Papstes Klemens VII. eroberte. Diese zu bewahren und zu vermehren war er auch nachher bestrebt. Er liess Anfangs 1521 die Widerlegungsschrift eines Wiener Dominikaners: «Gegen Martin Luther's gottlose, pestverbreitende Dogmen» auf seine Kosten drucken und versuchte bald darauf auf dem Reichstag zu Worms Luther zum Widerruf seiner Irrlehren zu bewegen. Auf dem 1523-er Rákoser Reichstag setzte seine Partei den Beschluss durch, welcher über «die Lutheraner, ihre Beschützer und Anhänger» die Strafe des Kopf- und Vermögensverlustes aussprach.

Verbőczi stand zu den ungarischen Anhängern des Heiligen Stuhles in engen Beziehungen und gewiss war er es, der den Baron Burgio von der Berechtigung und Heilsamkeit der Bestrebungen der Nationalpartei überzeugte. Diese Ueberzeugung gewann Burgio schon zu der Zeit, wo er an der Seite des Cardinal-Legaten Kis in Ungarn wirkte, und brachte sie in seinen Informationen über die ungarischen Zustände zum Ausdruck, als er nach der Erwählung Papst Klemens' VII. nach Rom reiste. Aus den Briefen des Papstes wissen wir, wie günstig dort Burgio über Johann Zápolya und Stefan Verbőczi berichtete. Als Nuntius nach Ungarn zurückkehrend, brachte Burgio, der Sitte gemäss, Empfehlungsbriefe an das Königspaar, sowie an die hervorragendsten Magnaten und Prälaten mit. Der Papst kargte auch den Führern der Hofpartei gegenüber nicht mit höflichen und anerkennenden Ausdrücken, die an die Führer der Nationalpartei gerichteten Briefe aber enthalten, aus dem Rahmen der Schablone heraustretend, eine deutliche Gutheissung ihrer politischen Haltung.

— **Historische Gesellschaft.** Sitzung am 7. Februar. Gelegentlich der im Jahre 1886 durch die Hauptstadt Budapest zu veranstaltenden zweihundertjährigen Gedenkfeier der Befreiung Ofens von der Türkenherrschaft soll bekanntlich dieses hochwichtige Ereigniss auch in einer auf der Höhe der historischen Wissenschaft stehenden Monographie zu würdiger Darstellung gelangen und in dieser soll natürlich auch das Andenken der Helden, die sich bei diesem denkwürdigen Ereignisse besonders hervorgetan, entsprechend gefeiert werden. Zu diesen Helden gehört in erster Reihe David Petneházy, welcher nach Cserey der Erste die ungarische Fahne auf die heldenmütig erklommenen Wälle Ofens aufgepflanzt hat. — Koloman Thaly hat die auf sein Leben und seine Familie bezüglichen Datensammlungen schon jetzt und zwar mit überraschendem Erfolge begonnen. Vor Allem hat auf sein Ersuchen der Abgeordnete Blasius Farkas aus Petneháza im Szabolcser Comitate von Anton Petneházy, dem Senior der Familie, eine ansehnliche Sammlung Petneházy'scher Familienurkunden zur Benutzung für die in Rede stehende Monographie mitgebracht, nach welchen die früher de Petenyeháza genannte Familie bereits im XIII. Jahrhundert unter Andreas II. florirte und nachher namentlich unter den Königen Siegmund und Mathias Corvinus eine bedeutende Rolle spielte.

Wir heben aus den von Thaly eingehend besprochenen Urkunden noch folgende auf den Ofner Helden David Petneházy bezügliche Daten hervor. Die Familie schied sich in den jüngeren siebenbürgischen und den älteren ungarischen Zweig. Aus dem ersteren ist der von Siebenbürger Chroniken am Ausgange des XVI. Jahrhunderts vielgenannte tapfere Borosjenőer Capitän Stephan Petneházy zu nennen, dessen Gattin Anna Király de Szatmár viele Jahre

hindurch Obersthofmeisterin der Fürstin Susanna Lórántffy gewesen. Der Ofner Held entstammte dem älteren Zweige, wurde um 1645 geboren, stand demnach zur Zeit der Reoccupation Ofens 1686 im besten Mannesalter, starb jedoch bald darnach 1687 mit Hinterlassung zweier ebenfalls bald ohne Erben gestorbener Söhne Stephan und Joseph und einer Tochter Eva, welche die Gattin Nicolaus Máriássy's wurde, in dessen Nachkommen der Stamm David's in weiblicher Linie in Zipsen fortlebt, während die heutigen Petneházy von einem Neffen David's stammen. David spielte bereits vor der Wiedereroberung Ofens eine bedeutende Rolle. Er war zuerst Husarenoberst im Kuruczenheere Emerich Tököli's, bot aber, als dieser durch Ibrahim Pascha in Grosswardein verräterisch gefangen genommen wurde, mit anderen Kuruczenführern seine Dienste Leopold an, um fortan gegen die treubrüchigen Türken zu kämpfen. Unter seiner heldenmütigen Mitwirkung fiel Szolnok, Arad, Szarvas und am 14. Jänner 1686 übersendet ihm Leopold nebst einem seinen Heldenmut rühmenden Schreiben die höchste militärische Auszeichnung jener Zeit, eine das Porträt des Kaisers tragende Goldmedaille an goldener Kette. Vor Ofen erbat der Husarenoberst sich vom Obercommandanten Karl von Lothringen die Vergünstigung eine Haidukenkolonne zum Sturm führen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit er, wenigstens nach Cserei, der Erste die Ofner Bastei erstieg und die kaiserliche Fahne dort aufpflanzte. Nach seinem Tode 1687 belehnte Leopold noch seine Witwe Susanna Bölönyi mit einer Curie in S.-A.-Ujhely und einem Weingarten in Tokaj.

Nach Beendigung dieses Vortrages gedenkt Koloman Thaly einer Reihe von Briefen, welche er anlässlich seiner auf Rákóczi und die Rákóczische Emigration bezüglichen, auch im Auslande Beachtung findenden Arbeiten von Angehörigen verschiedener Länder, namentlich Deutschlands, Frankreichs und Italiens erhält, die sich als Nachkommen Rákóczi's oder seiner Exilgenossen zu documentiren suchen. So giebt es in den einst polnischen Teilen Preussens Abkömmlinge der Emigranten Mesko, Böszörményi, Szerdahelyi, Bercsényi; so suchen sich italienische Ragazzi und Ragozini zu Nachkommen des im Auslande verschollenen jüngeren Sohnes Franz Rákóczi's II., Georg's, zu machen; so erhielt Thaly jüngst den Brief eines Herrn Egon Rákóczi aus Düsseldorf, welcher seinen Ursprung auf denselben Georg zurückführen will. Wichtiger ist ein Brief der Aebtissin des Convents zur Heimsuchung Mariä zu D'ornans, aus welchem sich ergiebt, dass die Gemalin des siebenbürgischen Tronprätendenten Joseph Rákóczi, Claudine d'Estiral, aus der Familie der Herzoge Baufremont-Courtenay gewesen, und seine Tochter Josephe-Charlotte als Nonne des obengenannten Klosters im Jahre 1780 zu Paris gestorben sei. Aus der dem Briefe der Aebtissin beigeschlossenen, vom Herzog Baufremont-Courtenay verfassten genealogischen

Tafel ist überdies ersichtlich, dass der schon obengenannte abenteuersüchtige jüngere Sohn Franz Rákóczi's II., Georg, über dessen Ausgang bis jetzt jede Kunde fehlte, im Juni 1756 in Paris gestorben sei.

Nachdem Thaly seine interessanten Mitteilungen geendigt, trug Prof. Aladár Ballagi eine Abhandlung Ferdinand Barna's vor, welche auszugsweise den Inhalt eines Werkes von Konstantin Groth Jakovlevics *über den Weg der Ungarn vom Ural nach Lebedia*, sowie auch der in den Jahrbüchern der kaiss. russischen geographischen Gesellschaft erschienenen Kritik dieses Werkes von N. J. Danilevski und der darangefügten Gegenbemerkungen Groth's mitteilt. Die Meinungs-Differenz der beiden Gelehrten reducirt sich im Wesen darauf, dass Groth die Ungarn aus Biarmia im Ural noch als Jagd und Fischfang treibendes Volk den Flüssen Don und Dnieper entlang nach Lebedia herunterkommen und hier während eines etwa 70-jährigen Aufenthaltes zu dem nachmals für Europa so furchtbar gewordenen Reitervolke werden lässt, während diese sich nach Danilevski's wahrscheinlicherer Ansicht bereits im Ural durch Jahrhunderte zu solch' einem Reitervolke ausgebildet haben und als solches auf einem südlicheren Wege nach Lebedia gelangt sind.

STATISTIK DER UNGARISCHEN MITTELSCHULEN.

Dem zwölften Berichte des Unterrichtsministers über den Stand des ungarischen Schulwesens im Studienjahre 1882/3 entnehmen wir die folgenden wesentlichen Daten:

1. *Zahl und Charakter der Mittelschulen.* In Ungarn gab es im Schuljahre 1882/3 im Ganzen 178 Mittelschulen, und zwar 150 Gymnasien und 28 Realschulen.

Von 100 Mittelschulen hatten daher 84.2 gymnasiale, 15.8 reale Richtung.

Im vorhergehenden Jahre gab es im Ganzen 179 Mittelschulen, und zwar: 151 Gymnasien und 28 Realschulen.

Seit 1881/2 wurde ein Gymnasium, nämlich die unitarische Mittelschule zu Torda, in eine Bürgerschule umgestaltet.

Im Durchschnitte entfiel:

1 Mittelschule	auf	1,575.2	□ Kilometer
1 Gymnasium	„	1,869.3	„ „
1 Realschule	„	10,014.2	„ „
1 Mittelschule	„	77,127	Einwohner
1 Gymnasium	„	91,524	„
1 Realschule	„	490,022	„

Von den 178 Mittelschulen waren:

a) dem Charakter nach	staatliche	26 = 14.6 %
	communale	16 = 9.0 «
	unter Aufsicht des Unterrichts-Ministeriums stehende confessionelle (katholische)	71 = 39.9 «
	autonome confessionelle	62 = 34.9 «
	private	3 = 1.6 «
b) dem Range nach	Obergymnasien (8-classig)	85 = 47.7 «
	Oberrealschulen «	21 = 11.8 «
	Gymnasien	65 = 36.5 «
	Realschulen	7 = 4.0 «

Demnach standen also unter Aufsicht und Leitung des Unterrichtsministers ... 116 = 65.1 «
unter der autonomen Aufsicht der Confessionen ... 62 = 34.9 «

Ferner gab es:

Vollständige VIII-classige Gymnasien und Realschulen 106 = 59.5 «
unvollständige Gymnasien und Realschulen ... 72 = 40.5 «

2. *Die Schüler der Mittelschulen.* In den 178 Mittelschulen waren am Ende des Schuljahres 1882/3: 37,876 Schüler, und zwar in 150 Gymnasien 32,904 und in 28 Realschulen 4972.

Von je 1000 eine Mittelschule besuchenden Schülern entfielen daher auf die Gymnasien 871.3, auf die Realschulen 128.7.

Im Jahre 1881/2 zählten die 179 Mittelschulen des Landes 38,567 Schüler und zwar die Gymnasien 33,649, oder von 1000: 872.7, die Realschulen 4918 oder von 1000: 127.5. Die Zahl der die Mittelschulen besuchenden Schüler ist demnach seit dem Jahre 1882 im allgemeinen um 691, oder aber bei 1000 Schülern um 17.9, d. h. nahezu um 18 Schüler zurückgegangen. Von diesem Rückgang entfällt auf die 150 Gymnasien eine Abnahme von 745 = 2.2 %, auf die 28 Realschulen eine Zunahme von 54 = 1.1 % Schülern.

Im Durchschnitte kam	1 Mittelschul-Frequentant auf	7.4 □ Km
	1 « « «	362.4 Einwohner
	1 Gymnasialschüler auf ...	8.5 □ Km
	1 « « ...	417.2 Einwohner
	1 Realschüler « ...	56.4 □ Km
	1 « « ...	2782.7 Einwohner.

Von den 37,876 Schülern waren:

Schulgeldzahlende 30,681 = 81.1 %, schulgeldfreie 7195 = 18.9 %; ferner Stipendisten 2560 = 7.62 % und in verschiedener Weise unterstützte 7569 = 20.1 %.

Ferner waren von den 37,876 Mittelschulfrequentanten

a) Nach der Confession:

	röm. kathol.	griech. kathol.	griech. orient.	helvet. Konf.	Augsb. Konf.	Unitar.	Israel.	Summa
1882/3 im Verh.	16,856 44.6%	1,662 4.4%	1,954 5.2%	5,406 14.3%	4,173 11.0%	305 0.8%	7,520 kath.7%	37,876 —
1881/2 im Verh.	17,002 43.25%	1,713 3.75%	1,929 4.95%	5,459 10.30%	4,168 10.30%	327 0.65%	7,969 27.80%	38,567 —

Von 1000 Mittelschulfrequentanten waren daher der Konfession nach im Jahre 1882: röm. kath. 432, griech. kath. 37, griech. orient. 49, helv. Conf. 103, Augsb. Conf. 103, Unitarier 6, und Israeliten 278.

Im Jahre 1883: röm. kath. 446, griech. kath. 44, griech. orient. 52, helv. Conf. 143, augsb. Conf. 110, Unitarier 8, und Israeliten 197.

b) Nach der Muttersprache:

	ungar.	deutsch	rumän.	slovak.	serb.	kroat.	ruthen.	Summa
1882/3	27,019= 71.3%	5,821= 15.4%	2,426= 6.4%	1,645= 4.4%	682= 1.9%	166= 0.4%	117= 0.2%	37,876
1881/2	27,286= 68.7%	5,902= 19.6%	2,464= 5.3%	4,835= 4.0%	665= 1.6%	133= 03%	232% 0.4%	38,567

Daher waren von 1000 Mittelschulfrequentanten nach der Sprache:

	Ungarn	Deutsche	Rumänen	Slovaken	Serben	Kroaten	Ruthenen
1882	687	196	53	40	16	3	4
1883	713	154	64	44	19	4	2

c) Nach dem Stande der Eltern:

Jahr	Intelligenz	Selbständ. Urproduzenten	Industrielle, Kaufleute	Staatsbeamte	Privatbeamte	Arbeiter, Dienstleute	Summa
1882/3	8106 = 21.4%	7679 = 20.2%	12567 = 33.2%	5144 = 13.6%	2153 = 5.7%	2227 = 5.9%	37,876
1881/2	8796 = 18.9%	7675 = 16.7%	13107 = 40.9%	4818 = 12.0%	1893 = 5.2%	2278 = 6.3%	38,567

Von 1000 Mittelschulfrequentanten waren Kinder von

	1882	1883
Intelligenten Eltern	189	214
Selbständigen Urproduzenten ...	167	202
Industriellen, Kaufleuten	409	332
Staatsbeamten	120	136
Privatbeamten	52	57
Arbeitern, Dienstleuten	63	59

d) Nach dem Fortschritte in den Studien:

Jahr	Absolvirten die Classe mit günstigem Erfolg	Wurden zur Nachtragsprüfung gewiesen	Wurden zur Wiederholung der Klasse verwiesen	Summa
1882/3	29.497=77.9%	4.388=11.6%	3.991=10.5%	37.876
1811/2	29.978=77.8%	4.447=11.5%	4.142=10.7%	38.567

Daher haben von 1000 Schülern mit günstigem

	1882	1883
Erfolg absolvirt	778	779
Zur Nachtragsprüfung wurden verwiesen ...	115	116
Zur Wiederholung der Classe	107	105

3. *Die Lehrkräfte.* In den 178 Mittelschulen standen im Schuljahre 188²/₃ insgesammt 2511 Professoren und Lehrer in Verwendung. Ordentliche Professoren waren: 1547 = 61.6%, supplirende Professoren 313 = 12.5%, ausserordentliche Fachprofessoren und Lehrer 241 = 9.6%, aus anderen Instituten 119 = 4.7% und Religionslehrer 291 = 11.6%.

Im Jahre 188¹/₂ wirkten insgesammt 2424 Professoren und Lehrer und zwar ordentliche 1527 = 64.0%, supplirende 320 = 10.9%, Fachprofessoren und Lehrer 236 = 9.1%, aus anderen Instituten 117 = 3.6% und Religionslehrer 224 = 11.5%.

Demnach ist seit 1882 die Zahl der Professoren insgesammt um 87, oder 4% gewachsen, und zwar wuchs die Zahl der ordentlichen um 20 = 0.83%, die der Supplenten nahm ab um 7 = 0.29%; die der ausserordentlichen vermehrte sich um 5 = 0.21%, die der von anderen Instituten verwendeten wuchs um 2 = 0.08% und die der Religioslehrer um 67 oder 2.76%.

4. *Die Erhaltungskosten.* Zur Erhaltung der Mittelschulen wurden verausgabt:

1882/3: 3·465,997 fl. und 1881/2: 3·370,595 fl.: d. h. seit 1882 um 95,402 fl. = 2.83% mehr.

Die Ausgaben waren:

a) Personalausgaben: 2·303,469 fl. = 66.48% ; *b)* sachliche Ausgaben: 817,058 fl. = 23.55% und *c)* Stipendien und Unterstützungen: 345,470 fl. = 9.97%.

Und zwar:

a) Zur Erhaltung von 150 Gymnasien	2.739,541 fl. = 78.9%
b) Zur Erhaltung von 28 Realschulen	726,456 « = 21.1 «

Nach der Aufsicht:

a) Für die unter unmittelbarer Aufsicht des Staates stehenden	2.533,854 fl. = 73.1%
b) Für die unter Aufsicht der Confessionen stehenden	932,143 « = 26.9 «

Durchschnittlich fiel von den Erhaltungskosten:

auf jede □ Klm.-Fläche	12	fl.	30 kr.
« jeden einzelnen Einwohner des Landes ...	—	«	25 «
« die Erhaltung jedes einzelnen Gymnasiums ...	18,263	«	60 «
« « « jeder « Realschule ...	25,730	«	50 «
« jeden Gymnasial-Katheder...	1,354	«	80 «
« « Realschul- «	1,510	«	30 «
« den Unterricht eines einzelnen Gymnasialschülers	83	«	20 «
« den Unterricht eines einzelnen Realschülers	146	«	10 «

DREI LIEDER PETŐFI'S.

Deutsch von Karl Kakujay.

1. Auf der Donau.

Oh Strom, wie oft reisst dir den Busen auf
Des Sturmes Wüten und der Schiffe Lauf!

Wie lang' die Wunde ist, wie tief sie klafft —
So schlug sie nie dem Herzen Leidenschaft.

Und dennoch — wenn der Sturm, das Schiff enteilt,
Ist Alles gut — die Wunde rasch geheilt.

Jedoch das Menschenherz, das todeswunde —
Kein Balsam ist, von dem es je gesunde.

2. Ist's Traum...

Ist's Traum — ist's Wahrheit
Was ich hier seh'?
Ist's eine Maid;
Ist's eine Fee?

Ob Maid, ob Fee, —
Gleich blieb es sich —
Verliebte sie
Sich nur in mich.

3. Unglücklich war ich.

Unglücklich war ich
All meine Tage,
Es tröstet mich, dass ich's
Verdienet nicht habe.

Unglücklich bleib' ich
Wohl bis zum Grabe,
Es tröstet mich, dass ich's
Nicht weit dahin habe.

Ihr tröstet umsonst mich,
Ihr sprecht mir vergebens,
Ich stehe — das weiss ich —
Am Schluss meines Lebens.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. [1]

Beniczkyné Bajza Lenke, Ruth (Ruth, Roman von Frau L. Bajza-Benitzky), Budapest, 1884, Athenaeum, 213 S.

Breznyik J., A selmeczbányai egyház története (Geschichte der evang. Kirche und ihres Lyceums in Schemnitz von Johann Breznyik). Schemnitz, 1883, Joerges. Erster Teil: Das XVI. Jahrhundert, 364 S.

Budenz-Album, Budenz J. XXV. éves működése emlékére (Budenz-Album. Zur Erinnerung an die 25-jährige sprachwissenschaftliche Wirksamkeit des Professors Josef Budenz). Budapest, 1884, Akademie 321 S. Mit dem Porträt des Jubilars. — Den Inhalt dieses wertvollen Werkes S. oben S. 227.

Csiky Gergely szinművei. VI. A Stomfay-család (Gregor Csiky's Schauspiele. VI. Band: Die Familie Stomfay, Schauspiel in drei Aufzügen). Budapest, 1884, Athenaeum, 132 S.

Csiky Gergely szinművei (Schauspiele von Gregor Csiky. Bd. VII: Marthe Bosóthy, Schauspiel in drei Aufzügen) Budapest, 1884, Athenaeum. 122 Seiten.

Dessewffy Arisztid, A házas élet (Das eheliche Leben von Aristides Dessewffy). Budapest, 1884, Grill, 204 S.

Domanovszky E., Emlékbeszéd Mihályi Károly fölött. (Denkrede auf das corresp. Mitglied der Akademie Karl Mihályi von Prof. Andreas Domanovszky). Budapest, 1884, Akademie 22 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DIE KUPFERZEIT IN UNGARN.[1]

Der Verfasser gibt in der ersten Hälfte seiner Monographie zunächst eine ausführliche Uebersicht über die Literatur in Hinsicht der Kupferzeit, die wir nur im Auszuge mitteilen. Er bemerkt, die Præhistoriker stimmten darin überein, dass es bei dem Uebergange aus der Steinzeit zur Bronzecultur eine Zeit gegeben habe, in welcher das Kupfer zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen gebraucht wurde. Eine solche Kupferzeit wurde für Nordamerika nie bezweifelt, wo sie durch häufige Denkmäler bewiesen ist, ebenso für Indien, wo in neuerer Zeit verschiedene Kupferfunde gemacht wurden. Bezüglich Europa's will man aber eine Kupferzeit noch immer nicht annehmen und erklärt die Kupferfunde aus einem zeitweiligen Mangel des Zinnes oder daraus, dass das Kupfer für besondere Zwecke sich besser eignen konnte, als die Bronze. Doch fehlt es nicht an angesehenen Gelehrten, welche die entgegengesetzte Ansicht verfechten und es anerkennen, dass in einigen Teilen Europa's eine Kupferzeit anzunehmen sei.

I. Der Erste, der einer Kupferzeit in Europa erwähnte, war jedenfalls Dr. Wilde, der Director des Museums der k. Akademie von Irland, der im Jahre 1861 im Cataloge der Altertümer dieses Museums zuerst die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die in Irland gefundenen Bronzegegenstände richtete, dieselben beschrieb, einige Typen derselben feststellte und wiederholt erklärte, dies seien die frühesten Metallgegenstände, die jedenfalls älter seien, als die Bronzefunde.

[1] Unter diesem Titel *(A rézkor Magyarországban)* erschien 1883, herausgegeben durch die archaeologische Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, eine Monographie von Franz von Pulszky, welche wir in ihrem einleitenden Teile (Abschnitt I—XI) im Auszuge, vom XII. Abschnitt bis zum Schlusse in vollständiger, von dem hochverdienten Herrn Verfasser autorisirter und durchgesehener Uebersetzung mitteilen. D. Red.

II. Bald darauf erwähnte Dr. Ferdinand Keller in seinem fünften Bericht über die Pfahlbauten in den Schweizer Seen, 1863, dass die Ansicht, in Europa habe nie eine wirkliche Kupferzeit bestanden, nur in Hinsicht des Westens richtig sei, aber nicht auf Ungarn und dessen östliche und südliche Nachbarländer ausgedehnt werden könne. Er beruft sich dabei auf die Sammlung und die Erfahrung des Herrn Wilhelm Fehr, der sich jahrelang in Ungarn aufgehalten hatte, und aus dessen Berichten es erhellt, dass das Kupfer jener Stoff war, aus welchem ein Teil der Bevölkerung jener Länder seine Waffen, Werkzeuge und Schmukgegenstände durch längere Zeit verfertigte. Keller gibt dabei auf einer Tafel die Abbildung von achtundzwanzig Kupfergegenständen, welche in Ungarn gefunden wurden und jetzt im Züricher Museum aufbewahrt werden.

Auch Florian Rómer, seinerzeit Custos am National-Museum in Budapest, erwähnt die Kupferfunde in seinem archäologischen Führer, welchen die archäologische Commission der Akademie im Jahre 1866 herausgab, mit dem Bemerken, dass die Werkzeuge aus Kupfer jedenfalls der Bronze vorangingen. Aus den wenigen Exemplaren, die er damals kannte, schloss er schon zu jener Zeit ganz richtig, dass jene Erhöhungen auf den Kupfergegenständen, welche noch lange Zeit für Gussnäten gehalten wurden, nur eine Folge ungleicher Oxydation seien.

III. Die Ansichten Wilde's und Keller's wurden durch Fachgelehrte häufig bekämpft. Sir John Lubbock zum Beispiel findet, dass die sogenannten Kupfergegenstände chemisch noch nicht analysirt seien; dass Herr Mallet in einem dieser irischen Kupferkeile ein geringes Percent von Zinn gefunden habe; dass für manche Zwecke ein Kupferpaalstab ebenso zweckmässig sein könne, wie ein bronzener und dass es möglich sei, dass bei einem zeitweisen Zinnmangel kupferne Werkzeuge verfertigt wurden. Lubbock bezweifelt daher eine Bronzezeit in Europa.

In demselben Jahre, in welchem Lubbock sein berühmtes populäres Werk herausgab, 1865, hielt Baron Eduard Sacken, der Director des k. Antikencabinetes in Wien, in der Januar-Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über einen Schatz, welcher auf der sogenannten Langenwand bei Wiener-Neustadt durch einen Hirtenknaben gefunden wurde, und in das k. Antikencabinet gelangt war. Der Fund war hauptsächlich dadurch

merkwürdig, dass in demselben Kupfergegenstände im Gewicht von vierzehn Pfund und dabei zwei goldene Zierscheiben ans Tageslicht kamen. Es waren, nach Sacken, zwei flache Meissel, vier Paar flache Scheibenspirale in Brillenform, zwei Armbandspirale von geringem Durchmesser, mehrere Fragmente — alles aus reinem Kupfer, wie die chemische Analyse nachwies, und dabei zwei dünne Goldscheiben, jede mit drei halbkugelförmigen, ins Dreieck gestellten Erhöhungen, am Rande der Scheibe mit mehreren Reihen von eingeschlagenen Punkten verziert — alles von der primitivsten Technik. Bei dieser Gelegenheit gibt der gelehrte Altertumsforscher seine Meinung, mit grosser Vorsicht in Hinsicht der Chronologie, über die Kupferfrage ab, erwähnt verschiedener Kupferfunde, anerkennt ihre primitive Form, hält sie jedoch mit den Bronzefunden für gleichzeitig.

IV. Auf dem Stokholmer Congresse 1874 kam die Frage der Kupferzeit wieder zur Sprache. Herr August Franks vom British Museum hatte mehrere Kupfergegenstände, welche in Cypern gefunden wurden, aus der Sammlung des Generals Cesnota ausgesucht und sie genau analysiren lassen, wobei es sich herausstellte, dass diese aus beinahe ganz reinem Kupfer bestehen, in welchem nur solche Elemente zurückgeblieben waren, welche die Alten nicht zu entfernen verstanden. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er mehrere in neuerer Zeit entdeckte Kupferfunde, namentlich den grossen Kupfer- und Silberschatz von Gungeria in Indien. Dann zählt er eine Reihe von sporadischen Funden auf, und erklärt, es sei wahrscheinlich, dass in jedem Lande Kupferwerkzeuge zu einer bestimmten Zeit verfertigt wurden, was nicht nur dadurch zu erklären sei, dass man das Zinn noch nicht kannte, sondern auch daraus, dass man dieses in Folge der Störungen und Unterbrechungen des Handelsverkehrs sich zeitweise nicht verschaffen konnte.

V. Mit der Kupferfrage in Amerika beschäftigte sich hauptsächlich dr. Eduard Schmidt aus Essen, der auf der Ausstellung in Philadelphia, 1876, die ausgestellten Kupfergegenstände, im Ganzen etwas über dritthalb hundert Stücke, sorgfältig untersuchte und sie in einer Monographie bekannt machte. Er bemerkt dabei, dass die amerikanischen Kupferwerkzeuge nicht gegossen, sondern aus gediegenem Kupfer gehämmert seien. Eine photographische Abbildung von 53 Kupfergegenständen gibt uns alle bekannten amerikanischen Ku-

pfertypen, von welchen einige mit den europäischen vollkommen übereinstimmen.

VI. Der berühmte dänische Præhistoriker Worsaae leugnet in neuester Zeit trotz alledem noch immer eine Kupferzeit; die Kupferwerkzeuge Nord-Amerika's gehören seiner Ansicht nach noch immer in die Steinzeit, denn das Kupfer ward ja dort eigentlich nicht anders behandelt, als wie ein hämmerbarer Stein, erst durch das Schmelzen und Giessen des Metalles entwickelt sich eine neue Cultur-Periode.

John Evans beschäftigt sich in seinem schönen Werke über die Bronzealtertümer Gross-Britanniens ebenfalls mit der Frage der Kupferzeit. Er findet in Europa nur sehr geringe Spuren einer solchen und nimmt an, dass die Erfindung der Mischung des Zinnes mit dem Kupfer, um dasselbe härter und im Gebrauche nützlicher zu machen, noch in Asien bei den arischen Völkern stattgefunden habe. Seiner Ansicht nach gehört der Fund von Gungeria in Indien nicht in die älteste Kupferzeit, da auch Silbergegenstände mit demselben vergraben waren, wo doch die Gewinnung des Silbers wegen der Schwierigkeiten, mit welchen sie verbunden ist, in eine spätere Epoche fällt. Auch er ist geneigt, die Kupferwerkzeuge Amerika's in die Steinzeit zu versetzen, das gediegene Kupfer am grossen See war ja für den Amerikaner nichts anders wie ein hämmerbarer Stein, die amerikanischen Werkzeuge sind nicht gegossen, sondern gehämmert, obgleich das Schmelzen des Kupfers den Amerikanern schon vor dem ersten Erscheinen der Europäer nicht unbekannt war, in Mexico hatte ja die Civilisation die Bronzestufe schon erreicht, ebenso wie in Peru.

VII. E. G. Squier, der amerikanische Gelehrte, der 1851 die Altertümer des Staates New-York herausgab, behandelt in diesem seinem Werke die Frage des Kupfer- und Bronze-Alters in Amerika. Schon die ersten Entdecker erwähnen die Kupferwaffen und Werkzeuge, welche im ersten Augenblick für geringeres Gold gehalten wurden. In Mexico und Peru kannte man schon die Legirung, und eine Bronzemischung, wobei dem Kupfer drei bis sechs Percent Zinn beigegeben wurde. In den vereinigten Staaten kam das Kupfer augenscheinlich von den bekannten gediegenen Kupferlagern am Oberen See. Die Werkzeuge, die daraus verfertigt wurden, verdanken ihre Gestalt nicht dem Gusse, sondern dem Hämmern in kaltem Zustand, welchem auch ihre grössere Härte zugeschrieben werden kann.

VIII. Dr. F. Wibel gab 1865 eine interessante Studie über die

Bronzecultur von Nord- und Mitteleuropa heraus, in welcher er als Chemiker ohne Rücksicht auf die Archäologen, sich über die Bronzefrage ausspricht und findet, dass die Bronze aus dem Zusammenschmelzen der Kupfer- und Zinnerze entstand, nicht aber aus einer absichtlichen und in einem bestimmten Verhältniss gemachten Mischung des schon gewonnenen Kupfers und Zinnes. Seiner Ansicht zufolge gehört daher die Herstellung des reinen Kupfers einer spätern Zeit an, als die Herstellung der Bronze, daher er die Bronzegegenstände für älter hält als die Kupfergegenstände, deren einfachere Form er daraus erklärt, dass das Kupfer im Guss schwieriger zu behandeln sei und sich mehr zum Schmieden als zum Giessen eigne und daher für einfachere Formen gebraucht wurde. Er glaubt, auch die Bronzecultur habe sich naturgemäss aus der Steincultur entwickelt, es sei nicht notwendig anzunehmen, dass eine Kupferzeit der Bronzezeit vorangegangen sei, und findet in dem Schaftloch der ungarischen Kupferäxte den Beweis einer späteren Zeit. Er gibt zu, dass in Ungarn die Bedingungen eines Kupferzeitalters, gediegenes Kupfer und Kupferoxyde, vorhanden seien; doch gehören seiner Ansicht zufolge die Kupferwerkzeuge trotz der Einfachheit ihrer Form einer späteren Zeit an, wie die bronzenen.

IX. Auf dem Congresse der Praehistoriker in Budapest im Jahre 1876 wurde die Kupfer-Sammlung des Nationalmuseum nebst zahlreichen Kupfergegenständen aus Privatbesitz und aus Provinzsammlungen ausgestellt, so dass die verschiedenen Typen gut repräsentirt waren. In Europa hatte man bisher nie eine so grosse Anzahl von praehistorischen Kupfergegenständen beisammen gesehen. — Die Kupferfrage kam am 7. Sept. an die Tagesordnung, indem ich einen Vortrag über die Kupferzeit in Ungarn hielt, worauf sich eine Discussion entspann und die folgenden Einwendungen gemacht wurden:

1. Dass die Kupferfunde in Europa seltener seien, als dass man ein Kupferalter annehmen könnte;

2. dass das Vorkommen von Kupfergegenständen sich aus einem temporären Mangel des Zinnes erklären liesse, endlich

3. dass für gewisse Zwecke das Kupfer geeigneter sein könne, als die Bronze.

X. Was die Seltenheit der Kupfergegenstände anbelangt, hat sich ihre Menge, seitdem die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Sammler auf sie gerichtet wurde, in den Sammlungen derart ver-

mehrt, dass dieser Grund nicht mehr stichhältig sein kann. Im Nationalmuseum zu Budapest befinden sich jetzt über dritthalb hundert Kupfergegenstände, mehr als in Philadelphia auf der Ausstellung zu sehen waren, wobei nicht zu vergessen ist, dass die Einzelfunde gern von den Kupferschmieden angekauft werden, da sie in Folge ihrer Reinheit gleich weiter verarbeitet werden können. Die Seltenheit der Kupferfunde kann daher wenigstens für Ungarn nicht mehr behauptet werden.

Bei einem temporären Mangel des Zinnes, wie er durch eine Unterbrechung der Handelswege wohl denkbar ist, würden die Kupfergegenstände, welche die Bronzewerkzeuge ersetzen sollten, jedenfalls dieselben Formen haben, wie die Bronzegegenstände. Nun sind aber diese vollkommen von einander verschieden. Jedenfalls ist die Einwendung, dass die Kupfergegenstände ihren Ursprung einem eventuellen Zinnmangel verdanken, eine ernste, denn das Zinn ist ein solches Metall, welches in wenigen Ländern vorkommt, in grösserer Menge blos in den südwestlichen Teilen Englands und im malaischen Archipel. Zu jener Zeit daher, als die Waffen und Werkzeuge in Europa grösstenteils aus Bronze verfertigt wurden, konnte es jedenfalls geschehen, dass die Einfuhr des Zinnes für eine Zeit in Folge von Kriegen aufhörte, und der Zinnvorrat vollkommen erschöpft wurde. Dann konnte das Volk, welches für eine Zeit isolirt war, wie dies Hans Hildebrand auf dem Stockholmer Congress bemerkte, nichts anders tun, als Alles was zerbrochen und abgenützt war, von neuem zu schmelzen und zu giessen. Wenn wir aber die Bronzen von neuem giessen, schmilzt das Zinn etwas früher in der Mischung als das Kupfer, und erleidet einen grösseren Verlust als dieses. Auf diese Art werden die Bronzewerkzeuge bei jedem Neuguss weniger Zinn enthalten, bis zuletzt nichts anderes übrig bleibt, als das reine Kupfer. Dieser Fall ist möglich; wenn wir daher irgendwo auf Kupferfunde stossen, ist eine genaue Untersuchung notwendig, ob diese wirklich älter, nicht aber gleichzeitig oder jünger seien, als die Bronzegegenstände.

Die Antwort auf diese Einwendung finden wir in der Form der Kupfergegenstände; wenn sie dem temporären Zinnmangel ihren Ursprung verdankten, würden sie aus denselben Gussformen hervorgehen, in welchen sonst Bronzegegenstände gegossen wurden. Nun sind aber die Formen der Kupfergegenstände vollkommen verschie-

den von den Formen der Bronzezeit nicht nur dadurch, dass sich auf ihnen kein Ornament befindet und ihre Gestalt einfacher und den Steinwerkzeugen verwandter ist, sondern noch mehr dadurch, dass eben jene Werkzeuge, welche in Bronze die häufigsten sind, in Kupfer nicht vorkommen. So sind zum Beispiel die Randmeissel in Kupfer ziemlich selten, die Kupfermeissel sind meistens ganz flach, der einzige Kupfercelt aber, den wir bisher kennen, hat eine ganz andere Form, als die Bronzcelte, welche in Ungarn gefunden werden. Andererseits kommen die Formen, welche in Kupfer die häufigsten sind, das Beil, die Axt und die Keilhaue, in Bronze entweder gar nicht oder nur selten vor, doch selbst dann in verschiedener Gestalt, nie so einfach wie die Kupfergegenstände. Diese allgemeine Verschiedenheit zwischen den Kupfer- und Bronzeformen beweist hinlänglich, dass die Kupfer- und Bronzewerkzeuge in verschiedener Zeit und nicht zu dem Zwecke verfertigt wurden, um einander zu ersetzen. Das Kupferschwert im Brukentaler Museum in Hermannstadt hat die Form eines Rapieres, wie es in Bronze bei uns nie vorkömmt. Die Kupferdolche sind viel schmäler als die Bronzedolche und in Hinsicht des Heftes von diesen verschieden; mit einem Wort, die Kupferformen weichen von den Bronzeformen ab und sind viel einfacher.

Ebenso wichtig wäre die Einwendung Lubboks, dass sich das Kupferwerkzeug für manche Zwecke besser eigne, als das Bronzewerkzeug, wenn er uns einen solchen Zweck specifiziren könnte. Wir können uns aber durchaus nicht vorstellen, warum die aus weicherem biegsamerem Material verfertigten Pfeilspitzen, Messer, Dolche, Meissel, Beile, Aexte und Keilhauen zum Gebrauch zweckmässiger wären, als gleiche Waffen und Werkzeuge, wenn sie aus der härteren und starreren Bronze verfertigt sind. So lange der Fall und die Art nicht nachgewiesen ist, in welchen die Kupfer-Waffen und Werkzeuge eigentümlich besser verwendet werden können, als die Bronzewaffen und Werkzeuge, bleibt diese Einwendung gegenstandlos.

Wir kennen nur einen Fall, auf welchen die Einwendung Lubbok's passt. Bei dem grossen Hammersdorfer Fund wurden neben den vielen ganz neuen Bronzemeisseln und Sicheln und unzähligen Bruchstücken von Bronzewerkzeugen zwei Armbänder aus Kupfer gefunden, welche den Bronzearmbändern in jeder Hinsicht gleichen, mit denselben eingegrabenen Ornamenten verziert sind, welche bei den Armbändern des späten Bronzealters sich vorfinden. Hier wurde also

Bronze und Kupfer beisammen gefunden, dabei ganze Massen des Gussmaterials in der Form von Bronzekuchen, nebst verschiedenen Stücken von reinem Zinn. Die zwei Kupferarmbänder sind daher nicht darum aus Kupfer verfertigt worden, als ob das Zinn unbekannt gewesen wäre oder gefehlt hätte, sondern deshalb, damit es durch seinen Ton von den Bronzearmbändern verschieden und selbst durch seine rothe Farbe zum Schmucke geeigneter sei. Es ist übrigens zu bemerken, dass in diesem Falle, wo das Kupfer wirklich an die Stelle der Bronze tritt und einem gewissen Zwecke besser entspricht als die Bronze: das Kupferarmband weder in seiner Form noch in seiner Ornamentirung von den Bronzearmbändern abweicht und auch dadurch seine Gleichzeitigkeit beweist. Dagegen ist die Form der Kupfermeissel, Beile, Aexte, Dolche und Messer eine solche, wie sie in Bronze entweder gar nicht oder ganz besonders selten vorkömmt, ja in Hinsicht der Spitzhaue ist die Kupferform ganz eigentümlich; kein selbst entfernt ähnliches Werkzeug aus Bronze fand sich bisher vor. Während wir aber zwischen den Kupfer- und Bronzeformen kaum einige verbindende Uebergangsformen finden, ist jene Verwandtschaft auffallend, welche zwischen den Kupfermeisseln und Steinmeisseln stattfindet. Dies sehen wir hauptsächlich bei den einfach durchbohrten Meisseln, bei welchen das Kupfer wirklich insofern als Stein behandelt wurde, als für den Gebrauch sein Gewicht mehr in Betracht kam als seine Schärfe, so dass wir die Kupferformen sehr leicht mit den Steinformen in Verbindung bringen können und jene wirklich als die naturgemässe Fortsetzung und Entwickelung dieser erscheinen.

XI. Ingwald Unsedt spricht sich in seinem Werke über das Bronzealter in Ungarn über die Kupferfrage folgendermassen aus: «Was die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Bronzealter in Ungarn richtete, war der merkwürdige Umstand, dass hier Gegenstände aus reinem Kupfer in grösserer Menge gefunden werden, als in jedem anderen Lande Europa's. Pulszky suchte diesen Umstand in einem Vortrag vor dem Congresse zu erklären, indem er aufmerksam machte, dass eine ganze Reihe von Formen in Kupfer vorkommt, welche in Bronze nicht gefunden wird. Verschiedene Kupfertypen sind den Steintypen ähnlich und die chemische Zusammensetzung der Kupferwerkzeuge entspricht vollkommen dem Kupfer, welches in gediegenem Zustande in Oberungarn gefunden wird. Daraus folgert er, dass wir in Hinsicht auf Ungarn eine Kupferzeit anerkennen müssen, welche dem

Bronzealter vorangeht. Dieser Grad der inländischen Civilisation bildete sich hier, seiner Ansicht nach, nicht durch einen Uebergang in das Bronzealter aus; dies war ja unmöglich, denn das Zinn kömmt nirgends in Ungarn vor; doch habe das Kupferalter dem erobernden Bronzealter einige Typen geliehen, welche dieses aufnahm und veredelte. Wie Pulszky sich ausdrückt, fand das erobernde Volk der Bronzecultur in Ungarn eine Bevölkerung vor, welche von der Steinzeit ausgehend, schon die Cultur der Kupferzeit erreicht hatte. Das Bronzevolk war gebildeter, als das Kupfervolk, doch nahm es von diesem einige Typen auf und indem es diese nachamte, veredelte es diese Formen und verzierte dieselben.

Es ist sicher, dass diese Gegenstände sich durch ihre Gestalt, wie durch ihren Stoff von den Bronzen unterscheiden, doch gibt dieser Umstand kaum einen hinlänglichen Grund dazu, eine specielle Kupferzeit anzunehmen, welche als Kettenring zwischen der Steinzeit und der Bronzezeit zu dienen hätte. Die Typen, welche wir in Bronze nicht vorfinden, beschränken sich auf einige Hämmer und Keilhauen, deren Form durchaus nicht primitiv ist. Ihre Eigentümlichkeit kann daraus erklärt werden, dass sie für einen bestimmten Zweck (?) verfertigt wurden. Die Bronzetypen dagegen, welche in seltenen Exemplaren auch in Kupfer gefunden werden, gehören in eine hinlänglich vorgeschrittene Zeit des Bronzealters. Auch eine allgemeine Uebersicht der durchbohrten Kupferwerkzeuge scheint es zu verbieten, dass wir aus diesen seltenen und hinlänglich ausgebildeten Formen ein besonderes Zeitalter, einen besondern Grad der Cultur bilden sollten. Bei dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen scheint die Ansicht sicherer zu sein, dass die Kupfergegenstände eine besondere Gruppe der Bronzezeit in Ungarn bilden, und dieser Umstand ist daraus erklärlich, dass die Menschen erlernt hatten, das inländische Kupfer zu verarbeiten und dass sie dasselbe zur Herstellung solcher Werkzeuge gebrauchten, welche für einen besonderen Zweck verfertigt wurden. Dass Ungarn seine Bronzezeit von aussen erhielt, das erkennt Pulszky vollkommen an».

XII. *Die Herstellung der Kupfergeräte.* Wenn wir die Altertümer zu dem Zwecke untersuchen, uns von der Art ihrer Herstellung zu überzeugen, so finden wir, dass sich an den amerikanischen Exemplaren keine Spur des Gusses zeigt. Bei Altertümern aus der Bronzezeit

aber sind Spuren des Gusses nicht eben selten; so sehen wir auch in der Sammlung des ungarischen Nationalmuseums viele Stücke, bei denen der Guss nicht gelungen, Celte, welche entweder löcherig sind, oder beim Gusse den Kern hinausgestossen haben, so dass an die Stelle des Schaftloches ein massiver Meissel aus der Form kam; bei anderen wieder ist das Oehr zusammengefallen, weil dieselben aus der Gussform genommen wurden, ehe sie genügend abgekühlt waren, um ihre Form zu behalten. Es gibt Stücke, bei welchen die Gussnähte nicht weggeschliffen wurden, und wieder solche, bei denen die Spuren dieser Nähte auch nach dem Schleifen noch sehr gut wahrnehmbar sind. Bei den amerikanischen Kupferwerkzeugen hingegen ist durchaus keine Spur des Gusses wahrnehmbar, obgleich das Kupfer, da es im geschmolzenen Zustande dickflüssiger ist als die Bronze, die Hohlräume der Form unvollständiger ausfüllt als diese, und häufig Blasen wirft.

Aber bei den bekannten Kupferwerkzeugen ist ein solcher Fehler niemals wahrnehmbar, und mit einer einzigen Ausnahme, in der Sammlung des ungarischen National-Museums, ist auch keine Spur der Gussnähte zu finden. In den meisten Fällen ist die Oberfläche der Werkzeuge glatt, und nur bei den grösseren Stücken pflegen solche Unebenheiten vorzukommen, welche ein weniger geübtes Auge wohl als Gussnähte ansieht. Derartige Unebenheiten kommen auch an amerikanischen Stücken vor, und die dortigen Forscher benützten dies als Beweis, dass diese Werkzeuge gegossen seien. Es ist indessen auffallend, dass bei jenen Stücken, wo diese für Nähte gehaltenen langen erhabenen Linien sich zeigen, dieselben immer in grösserer Anzahl vorkommen, während doch, nachdem die Form gewöhnlich, besonders bei so einfachen Formen, wie jene der Kupferperiode, nur aus zwei Stücken besteht, bei den gegossenen Stücken nur an jeder Schmalseite je eine Naht vorkommen kann. Diese für Nähte gehaltenen Linien zeigen sich auch nicht als parallele gerade Streifen und sind nichts anderes, als die Spuren der ungleichen Oxydirung, denn diese ist beim Kupfer eine andere als bei der Bronze. Eine so ausgezeichnete Patina, wie sie so häufig den Bronzegegenständen zur Zierde gereicht, kömmt bei Kupfergegenständen niemals vor. Bei den flachen Meisseln finden wir nicht selten Oxydation, doch ist diese, wie schon Baron Sacken erwähnt, stets von einer matten lichtgrünen Färbung. So z. B. stimmt auch die Farbe der in Gungeria in Ost-Indien gefun-

denen Werkzeuge in jeder Beziehung mit der Oxydation mancher bei uns gefundenen Werkzeuge überein.

Bei grössern und dickern Stücken geht die Oxydation anders vor sich; sie wirkt gleichmässig 2—3 m/m tief, und verwandelt das Kupfer in feinen Staub, der nicht zusammenhält, und sobald man etwas stärker daran rührt, auseinandergeht, und jene länglichen, erhabenen unregelmässigen Streifen zurükläßst, welche bei oberflächlicher Betrachtung wohl Gussnähten ähneln.

Es ist ferner auffallend, dass die aus dem Altertume auf uns gekommenen Kupferwerkzeuge härter sind, als das reine Kupfer, welches im Handel vorkömmt, wahrscheinlich, wie es auch Squier erwähnt, in Folge des Hämmerns, dessen Spur an manchen Stücken noch ganz klar wahrnehmbar ist.

Wenn wir nun die Herstellungsweise der Kupferwerkzeuge prüfen, so kann dieselbe am ehesten folgendermassen erklärt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Menschen im Beginne dem Rohkupfer die gewünschte Gestalt durch das Hämmern gaben; auf diese Weise hergestellte Stücke sind aber bei uns nicht zu erweisen; ja, wir zweifeln sogar, dass die amerikanischen solcherart hergestellt worden wären. Man hat nämlich, nachdem man die Erfahrung machte, dass Rohkupfer bei starker Hitze schmilzt, jedenfalls auch bemerkt, dass es vorher glühend wird, und in diesem Zustand weicher und für's Hämmern geeigneter ist. So wurde das Schmieden erfunden, und unserer Ansicht nach verdanken auch unsere Kupferwerkzeuge ihre Formen eher dem Schmieden als dem Hämmern oder dem Gusse. Grössere Stücke wurden wohl gegossen, aber nach dem Gusse, der nur unvollkommen sein konnte, gab das Schmieden den Werkzeugen ihre endgültige Form.

Im ungarsichen National-Museum wird zwar eine in Ságh-Vasvár gefundene durchbohrte Eisenkieskugel aufbewahrt, also ein Erz, mit welchem aber die præhistorischen Menschen ebenso verfuhren, wie mit irgend einem Steine, den sie zur Herstellung eines Werkzeugs für geeignet hielten. die Kugel bekam ihre endgültige Form durch unzählige Stösse, welche von ihrer Oberfläche kleine Stücke wegsprengten, und wurde auf dieselbe Weise durchbort, wie jedes andere Steinwerkzeug. In diesem Falle hat also der præhistorische Mensch das Metall nur als Stein betrachtet, dessen Schwere ihm gefiel, und ist deshalb diese Kieskugel in jeder Beziehung in die Steinzeit

einzureihen. Ein ähnlich hergestelltes Kupferwerkzeug ist aber bisher weder in Europa noch in Amerika gefunden worden. Das Rohkupfer bricht nämlich in Folge seines geringen Härtegrades und seiner Zähigkeit nur schwer, und gibt dem Schlage eher nach, ist aber in kaltem Zustande mit dem Hammer doch nur schwer zu bearbeiten, denn die herausragenden Ecken desselben würden, platt geschlagen, an vielen Stellen feine Blätter und Lücken bilden, welche ohne Schweissung nicht zusammenhängen. Es ist wahr, dass an vielen Kupferwerkzeugen die Spuren der Hammerschläge sichtbar sind, aber die Oberfläche ist, wenn nicht von der Oxydation angegriffen, stets glatt, und selten findet man jene Blätter, welchen bei der kalten Hämmerung nicht auszuweichen ist. An den amerikanischen Kupferwerkzeugen kommt überhaupt keine Spur des Gusses vor, und sind, wie schon oben erwähnt wurde, sogar die Formen, z. B. die Schaftung derart, dass sie für das Schmieden spricht und den Guss ausschliesst. So werden im amerikanischen gediegenen Kupfer kleine Silberaugen gefunden, welche auch an den Kupferwerkzeugen wahrnehmbar sind, während doch, wenn der Kupferklumpen geschmolzen worden wäre, um in die Werkzeugform gegossen zu werden, das Silber sich mit dem Kupfer vollständig vermischt hätte. Das Verbleiben der kleinen Silberaugen in einem Kupferwerkzeug schliesst also die Möglichkeit, dass dieses Stück durch Guss entstanden sei, vollkommen aus; nicht aber die Möglichkeit des Schmiedens, so nämlich, dass das gediegene Kupfer in einen Glühzustand gebracht wurde, und dann durch Hammerschläge die gewünschte Form erhielt. Mit einem Worte, der grösste Teil der Kupferwerkzeuge erhielt seine Form weder durch den Guss, noch durch das Hämmern in kaltem Zustande, sondern durch eigentliches Schmieden. Deshalb können wir uns auch nicht den obenerwähnten Ansichten von Schmidt, Worsaae und Evans anschliessen, wenn sie die amerikanischen Kupferwerkzeuge in die Steinzeit versetzen, und dafür halten, dass man eine neue höhere Stufe der menschlichen Civilisation nur seit der Erfindung des Gusses annehmen könne, da doch ihrer Ansicht nach die amerikanischen Kupferwerkzeuge sich nur durch den Stoff, nicht durch ihre Herstellungsweise von den Steinwerkzeugen unterscheiden. Da indessen diese Geräthe und Werkzeuge nicht durch das Hämmern, sondern durch das Schmieden ihre Form erhielten, nachdem der Kupferklumpen im Feuer glühend gemacht worden, so

ist doch dieses Vorgehen etwas ganz anderes, als das Steinbrechen, und die Erfindung des Schmiedens charackterisirt wohl eine neue Entwickelungsstufe des menschlichen Geistes. Demgemäss müssen wir auch in Amerika, wo wir den Guss in Abrede stellen, aber nicht das Schmieden, die Kupferzeit von der Steinzeit trennen.

Der Algonkin-Indianer, dessen de Champlain bei Squier erwähnt, der ihm erzählte, dass in seinem Vaterlande Rohkupfer in grossen Mengen gefunden werde, und dass es von dorther stückweise gebracht, dann geschmolzen und mit Steinen gehämmert werde, konnte wohl nicht den geschmolzenen, sondern nur den glühenden Zustand meinen, weil das Schmelzen das Metall wohl zum Gusse geeignet macht, aber nicht zu einer Bearbeitung mit Steinwerkzeugen oder zum Hämmern, denn hierfür eignet sich das Kupfer am besten im Glühzustande.

Vom Schmieden zeugt auch bei manchen Kupferwerkzeugen, besonders bei den Flachmeisseln, der scharfe Rand derselben, der ganz anders ist als der stumpfe gegossene Rand bei Bronzen, bei welchem sogar häufig Unregelmässigkeiten vorkommen. Nicht jedes Kupferwerkzeug verdankt übrigens seine Form blos dem Schmieden; schon Wilde erwähnt, dass beinahe alle inländischen Kupfermeissel auf der einen Seite glatter sind, als auf der andern, als ob sie in einer blos einseitigen Steinform gegossen worden wären. Dasselbe beobachteten auch wir bei einigen unserer Flachmeisseln; aber auch dies lässt den Guss nur vermuten, aber nicht beweisen, und wir sind nur in einem einzigen Falle auf eine sichere, nicht in Zweifel zu ziehende Spur des Gusses gekommen. Bei einer Kupfersichel, von der wir noch bemerken wollen, dass sie in ihrer Form mit den Sicheln, welche in den grossen Bronzefunden von Bodrog-Keresztur und Hammersdorf vorkommen, vollkommen übereinstimmt, ist an der äusseren Breitseite die Gussnaht in ihrer ganzen Länge stehen geblieben, denn man hat die selbe nicht, wie das bei Bronzen gewöhnlich geschah, weggeschliffen, sondern in Folge der Biegsamkeit des Kupfers einfach nach Innen umgebogen, was dem Werkzeuge, da es einen unregelmässigen Saum bildet, zugleich zur Verzierung dient. Diese Sichel ist also zweifellos durch Guss entstanden, wie auch wahrscheinlich einige Meissel, Beile mit Schaftlöchern und Streithämmer oder Keilhauen. Den Guss bezeugt bei einigen Kupferwerkzeugen auch die Analyse, welche in denselben verschiedene derartige Mischungen und Verunreinigungen

nachwies, wie sie bei oxydirten Kupfererzen gefunden werden, was auch auf die Herstellungsart Licht verbreitet: nämlich dort, wo das Kupfer nicht in reinem Zustande gediegen vorkommt, wurden die oxydirten Kupfererze ausgeschmolzen, und die, auf solche Art gewonnenen Kupferklumpen bildeten den Stoff der geschmiedeten Kupfergeräthe. So bemerken wir auch in der Kupferzeit einen fortwährenden Fortschritt.

Anfangs wurde nur das gediegene Kupfer geschmiedet, was im Vergleiche zur Civilisation der Steinzeit schon an und für sich einen grossen Fortschritt bezeugt; dann wurde auch das Schmelzen der oxydirten Kupfererze erfunden, und Barren gegossen, wie jener vom Szegediner Funde, welche schliesslich durch Schmieden eine solche Gestalt bekamen, wie sie sich im Leben zur Verteidigung und zum wirtschaftlichen Gebrauch als notwendig erwiesen.

Die Flachmeissel, Nadeln, Angeln, und Waffen kommen stets geschmiedet vor, und tragen oftmals noch die Spuren der Hammerschläge an sich. Am characteristischsten zeigt sich dies an einem langen Kupfermeissel aus dem Funde von Gungeria, der durch die Liebenswürdigkeit des Ingenieurs Lemesurier in's ungarische National-Museum gekommen ist, bei welchem die Seitenecken des länglichen platten Heftes durch regelmässige Hammerschläge mit einem gekerbten Saume versehen wurden; unserer Ansicht nach aber konnte dies nur im Glüchzustande geschehen sein.

Als Resultat unserer Untersuchung können wir feststellen, dass ein Teil der Kupferwerkzeuge rein dem Schmieden, und nicht dem Hämmern in kaltem Zustande, der andere Teil nach vorangegangenem Gusse ebenfalls dem Schmieden sein Entstehen verdankt, denn selbst an den gegossenen Beilen, Keilhauen und Streithämmern sehen wir häufig Spuren des Hammers, wodurch bewiesen wird, dass selbst die gegossenen Werkzeuge nachträglich durch das Schmieden jene Form erhielten, in der sie auf uns gekommen sind, wobei noch die Erfahrung zeigt, dass das Schmieden die durch den Guss weicher gewordenen Geräte härter macht.

Selbst der Sprachgebrauch lehrt uns, dass Kupfergeräte dem Schmieden, nicht dem Gusse ihre Form verdanken; wir nennen den Kupferarbeiter einen Kupferschmied, während wir bei der Bronze nur einen Bronzegiesser kennen: Gold, Kupfer und Eisen sind die Gegenstände des Schmiedens, und zu gleicher Technik geeignet,

nur dass das Eisen schwerer zu gewinnen ist, als das Kupfer und das Gold.

XIII. *Funde aus der Kupferzeit.* Jene Funde aus der Kupferzeit, welche bisher bekannt und beschrieben worden sind, werfen nur geringes Licht auf das verhältnissmässige Alter der gefundenen Stücke. In Ungarn ist bisher weder eine Niederlassung noch ein Grab aus der Kupferzeit aufgedeckt worden. Im Auslande fand wohl Dr. Much einen Pfahlbau beim Mondsee, in welchem Kupferwerkzeuge entdeckt wurden; bisher wissen wir aber nur soviel davon, als aus den Notizen der Wiener Bronze-Ausstellung zu entnehmen ist, dies ist aber herzlich wenig, nicht mehr als Folgendes:

«424, Tafel mit 25 Stücken: Meissel, Dolche, Armbänder, Nadeln, Angeln aus der ältesten Zeit der Metallverwendung; Alles aus Kupfer. Fundorte: Zumeist Pfahlbau im Mondsee, Roggendorf.» Die Stücke selbst sind zumeist Flachmeissel mit Formen aus der Steinzeit, wie ja in jener Pfahlbau-Niederlassung hauptsächlich Gegenstände aus der Steinzeit gefunden wurden.

Die Kupfergegenstände kommen meistens sporadisch vor, oft wohl auch an solchen Stellen, wo schon Gegenstände aus der Bronzezeit, ja auch noch aus späterer Zeit gefunden wurden, aber nicht in derselben Schichte und zugleich mit den Kupfergegenständen; solche Funde beweisen also nur, dass jener Ort seit den ältesten Zeiten fortwährend bewohnt war, und wenn auch ein oder das andere Mal verwüstet, immer wieder von Neuem besiedelt wurde. Vergessen wir auch nicht, dass regelrechte Ausgrabungen bei uns nur selten geschehen, und noch seltener genau beschrieben werden, ja dass selbst die genaueren Sammler kaum auf alle Umstände des Fundes Acht haben. So wurden z. B. in Tordos die Ueberreste der Stein-, Bronze- und Römerzeit vermischt gefunden, während doch die Gleichzeitigkeit der ausgegrabenen Gegenstände eine Unmöglichkeit ist, und auch das weniger geübte Auge gleich auf den ersten Blick wahrnimmt, dass die Gegenstände nicht zu gleicher Zeit verfertigt sein können. Die Oertlichkeit erklärt indessen hinlänglich diese scheinbare Unregelmässigkeit. Die Flut der Maros unterwäscht nämlich im Frühling das Tordoser Ufer, welches in Folge dessen einzustürzen pflegt, und in solchem eingestürzten Boden fand man die Denkmäler der Steinzeit in grosser Menge, und neben ihnen Kupfergeräthe, Ringe, Armbänder, gemischt mit Gegenständen aus der Bronzezeit, ja sogar

mit verzierten Thongegenständen, welche auf der Drehscheibe gearbeitet in römische Zeiten gehören. Die Bauern, welche den Kirchengrund oben am Ufer besitzen, gestatten dort das Graben nicht, wo der Forscher die aus verschiedener Zeit stammenden Schichten erkennen könnte. Unten sind die Reste aller Zeitalter, welche man oben von einander getrennt finden würde, durch einander gemengt. Tordos gibt also trotz der besonderen Wichtigkeit der gefundenen Gegenstände keine Antwort auf die Frage der Zeitbestimmung.

Wenn aber auch die Frage der Zeit nicht durch die einzelnen Funde entschieden werden kann, so kann jedenfalls eine Zusammenstellung der Fundorte uns einen Begriff geben von der Verbreitung der Gegenstände aus der Kupferzeit; deshalb beabsichtigte ich auch, in den folgenden Zeilen eine Statistik der Kupferfunde in Ungarn zu geben, welche wohl ziemlich unvollständig, aber für unseren Zweck genügend ist.

In Aszód im Galgatale sammelte Johann Varsányi Jahre lang Altertümer, welche dann in's Nationalmuseum kamen; unter diesen befindet sich ein flacher Kupfermeissel (S. das photographische Album des National-Museums, Taf. LX. Nr. 70) und ein Kupferhammer (ebendort, LXIX. 23.).

In dem Hársashegyer, Terennyeer Grabfeld aus der Bronzezeit, im Comitate Neograd ein gebrochener flacher Kupfermeissel (LX. 41).

In Kud, im Comitate Szolnok-Doboka fand sich ein zweischneidiger kupferner Streithammer.

In Lapujtó im Comitate Neograd wurden viele Bronzegegenstände, Silbermünzen aus keltischer Zeit, dabei ein flacher Kupfermeissel ausgegraben, aber diese Gegenstände wurden nicht beisammen gefunden, obgleich sie als Geschenk des Herrn Franz von Szontágh zusammen in's Museum gelangten.

In Szent-Abraham fand sich unter einer grossen Menge von Thongefäss-Bruchstücken ein Kupferhammer, der in's siebenbürgische Museum kam. (Siehe Blasius Orbán, Beschreibung des Széklerlandes, pag. 120, Goos, Chronik pag. 8.).

Aus Szász-Ugra im Comitate Nagy-Küküllö erhielt das Bruckenthal-Museum einen kupfernen Streithammer (Goos, Chronik pag. 22.).

In den »Archæologiai közlemények« Band IV, pag. 166, wird bei dem Füzesabonyer Fund, der die Reste einer Gusswerkstätte ent-

hielt, erwähnt, dass sich zwischen den Bronzebarren auch ein Kupferkuchen vorfand. Es wurde aber nicht durch Analyse, sondern nur nach der Weichheit des Metalls bestimmt, dass jener Kuchen wirklich Kupfer und nicht wie die übrigen ein Bronzebarren sei. Aber selbst wenn es erwiesen wäre, dass dieser Kuchen reines Kupfer war, könnte dies nicht als ein Beweis für die Gleichzeitigkeit des Kupfers und der Bronze-Industrie angenommen werden, denn, wie auch Reissenberger bei der Beschreibung des Hammersdorfer Fundes erwähnt, fliesst dort, wo Bronzebruchstücke eingeschmolzen werden, das mit Zinn legirte Metall beim Gusse früher aus, die Barren werden also nach einander immer geringer zinnhältig, und die letzten bestehen beinahe blos aus Kupfer und zeigen nur geringe Spuren des Zinnes. Dieses finden wir auch bei den Bronzekuchen des Domahidaer Fundes.

1876 fand man in Verde im Comitate Nagyküküllö einen kupfernen Streithammer zugleich mit den Bruchstücken dreier ähnlicher.

Das Schässburger Museum besitzt auch einen kupfernen Streithammer aus der Gegend von Bisztricz in Siebenbürgen. (Goos, Chronik pag. 14.)

In Dorozsma im Comitate Csongrád fand man in der Mitte der Stadt im Jahre 1862 drei kupferne Gegenstände. (Photographischer Atlas, LX, 59, 63, 75.)

Herr Franz Drahotuszky schenkte im Jahre 1873 mehrere Altertümer dem Nationalmuseum, welche in Ovcsarszkó im Comitate Trencsin gefunden worden, darunter einen Kupferdolch. (Photographischer Atlas, LX, 72.)

Herr Theodor Lehóczky fand in Tövisfalu im Comitate Bereg einen Kupferhammer.

In Taksony fand man zwei kupferne Streithämmer, welche als Geschenk in's Museum kamen.

In Kápolna im Comitats Heves fand man einen Kupfermeissel.

Aus Békásmegyer brachte man zu wiederholten Malen Kupfergegenstände und Bronzen in's Museum, welche angeblich beim Ackern zum Vorschein gekommen waren.

Aus Ó-Bars im Comitate Neutra, aus Lippa, Sényö und Sámson im Comitate Szabolcs, aus Kisköze im Comitate Heves, von den Murányer Weinbergen im Comitate Temes und aus Trauendorf in

Siebenbürgen, sahen wir bei der Budapester prähistorischen Ausstellung je einen kupfernen Streithammer, ferner eine Nadel aus Tószeg, Flachmeissel aus Waitzen und Beile aus Aba und Tura in Szabolcs.

In Altofen fand man eine grosse Angel und einen Flachmeissel.

In Pest einen schönen Streithammer, der im Besitze des Herrn Tarcsay ist.

Aus Maros-Vásárhely sandte man unlängst zwei Beile dem Museum.

Aus Ó-Szöny kamen ebenfalls mehrere Mal Kupfergegenstände in's Museum, so wie auch aus der Nachbarschaft von Neutra und aus der Gegend von Pressburg Flachmeissel aus Kupfer.

Aus all' diesem ist ersichtlich, dass die sporadischen Kupferfunde sich durch das ganze mittlere Donaubecken erstrecken, vom österreichischen Mondsee und der «Langen Wand» bis zu den Schneebergen Siebenbürgens, und im Süden bis Croatien. Aus diesem Gebiete sind bis nun ungefähr 500 Kupfergegenstände bekannt, 250 davon im ungarischen Nationalmuseum; im Züricher Museum mehr als 50, bei der Wiener Bronzeausstellung aus den Sammlungen des Dr. Mathias Much, Fürst Windischgrätz, Gebrüder Egger, Professor Maska, F. Trau und den kaiserlichen Museen zum Mindesten ebenso viele Stücke. Ueberdies kommen in den ungarischen öffentlichen und privaten Sammlungen und Museen, besonders im siebenbürgischen Museum in Klausenburg und im Bruckenthal'schen in Hermannstadt zahlreiche Kupferaltertümer vor, so dass wohl die aus der Seltenheit der Gegenstände geschöpfte Einwendung kaum mehr ernstlich vorgebracht werden kann.

In Bezug auf die Zeit der Kupferwerkzeuge würden wohl Schatzfunde die beste Aufklärung geben, da dort Gegenstände in grösserer Menge an einem Orte zu gleicher Zeit zum Vorschein kommen, welche absichtlich versteckt wurden. Solche Funde sind in unserem Vaterlande nicht gerade selten, um so seltener aber solche, wo Kupfer- und Bronzegegenstände zusammen gefunden wurden. Ein derartiger ist der Andrásfaluer Fund (siehe Archæologiai Közlemények, Band VIII, pag. 123), wo 17 Bronzenadeln mit einem Kupferhammer angeblich beisammen gefunden wurden.

In Varasdin-Teplitz im Comitate Varasdin stiess man im Jahre 1873 auf einen bemerkenswerten Schatz. Es waren dort 45 Kupfer-

äxte, von welchen zwei durch die Liebenswürdigkeit des Doctor Kern in's Nationalmuseum kamen, einer gelangte in die Sammlung der anthropologischen Gesellschaft von Paris, und der grösste Teil in's Agramer Museum. Der Fund ist zwar nirgends beschrieben worden, doch haben wir nicht gehört, dass mit diesem Schatze irgend andere Gegenstände gefunden worden wären.

Zu den hervorragendsten Kupferfunden gehört jedenfalls der Römische, als der Einzige, wo menschliche Gestalten aus Kupfer vorkamen, auch diese mit Spuren des Hämmerns; ferner der Szegediner Fund, der ebenfalls blos Kupfergegenstände enthält; der Domahidaer, wo neben Bronzegegenständen ein verbogenes Spiral-Zierstück aus Kupfer entdeckt wurde, und der Lucskáer, bei welchem ein Kupferbeil in einem Grabfeld aus der Steinzeit gefunden ward.

Die in der Nachbarschaft von Wiener-Neustadt am Lange Wandberge gefundenen Kupferwerkzeuge, welche zusammen mit goldenen Zierplatten entdeckt wurden, haben wir schon früher erwähnt, kommen auf dieselben aber wieder zurück. Jeder dieser Funde verdient unsere besondere Aufmerksamkeit und eine ausführliche Besprechung.

XIV. *Der Römische Fund.* Kupferdenkmäler kamen ganz unerwartet in ganz neuen Formen gerade in Rom vor. Leone Nardoni gibt im 1878er Bulletino des archæologischen Instituts ziemlich ausführliche Nachricht über einige am Viminal gefundene Statuetten aus reinem Kupfer. Er erzählt, dass im Dezember 1876 Arbeiter beim Graben eines Hausgrundes auf einen Stollen stiessen, in einer Tiefe von 6 m/ unter dem jetzigen Strassenzuge. In der einen Seitenwand fanden sie einen schwarzen Thonkrug, den sie zerbrachen, und darin 20 menschliche Statuetten, alle aus reinem Kupfer. Von diesen kamen 17 in den Besitz Nardoni's, darunter sind 6 weibliche Figuren in langem Gewand, bei welchen aber trotzdem Brust und Nabel durch kleine Kreise bezeichnet sind, 11 Statuetten zeigen nackte Männer.

Sämmtliche 17 Statuetten sind ohne Hauptbedeckung, das Haar wird hie und da durch Einschnitte angezeigt, das Gesicht ist hässlich und unförmlich, der Mund geöffnet und breit, zwei kleine concentrische Kreise bezeichnen das Auge, die Nase ist länglich und spitzig, die Arme kurz und steif, vier eingeschnittene Linien von der Mitte bis zum Ende des Armes bezeichnen die Hand, die Beine sind aus-

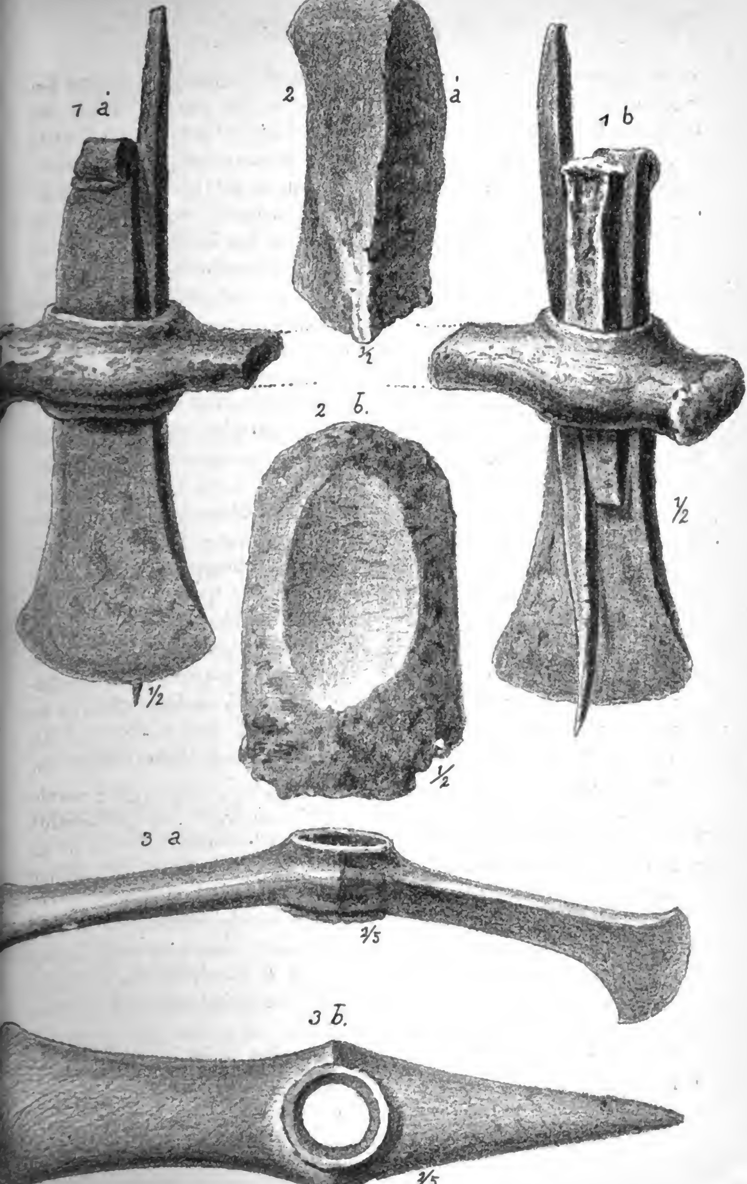
einander gespreizt, eine nach Vorne gebogene Fortsetzung gibt den Fuss an. Unter diesem ist eine pyramidenförmige Stütze, welche die Statuetten an die Basis befestigte. Sämmtliche Figuren sind nicht gegossen, sondern geschmiedet und mit der Feile ausgearbeitet, deren Spur an mehreren Stellen sichtbar ist. Im Uebrigen sind sie gleichförmig, nur an Grösse und Gewicht verschieden. Bei der Analyse ergab sich reines Kupfer. Sie haben gar kein Emblem oder Attribut, nach welchem sie genauer zu bestimmen wären. Die Arbeiter behaupteten, dass sie an der Seite des Puozzolanstollens drei solche Gefässe fanden, und dass in jedem derselben zwanzig solche Statuetten waren.

Dieser Fund ist der erste, bei welchem menschliche Gestalten aus Kupfer vorkamen.

XV. *Der Szegediner Kupferfund.* Die Reconstruction der Stadt Szegedin, die Erhöhung der Strassen und die Aufführung der Dämme machte eine grosse Erdbewegung notwendig, die in den verschiedenen, in der Gemarkung Szegedin's ausgegrabenen Altertümern ein Stück Geschichte an's Tageslicht brachte. Diese dienten auch zum Beweise der bekannten Erfahrung, dass jene Orte, welche jetzt in Hinsicht auf den Handel oder die Strategie wichtig sind, schon in alter Zeit als solche erkannt wurden, ja sogar schon in der sogenannten præhistorischen Zeit Wohnorte verschiedener Völker waren. Dieses sehen wir auch bei Szegedin, der an Bewohnerzahl zweitgrössten Stadt Ungarns. Dort finden wir nicht blos Altertümer aus der Avarenzeit, sondern auch diesen noch weit vorausgehende aus der Bronzezeit, ja dort ist sogar der seltene Fall eingetreten, dass ein, wenn auch nicht sehr ausgedehnter Kupferschatz ausgegraben wurde. Derselbe wird gegenwärtig im Szegediner Stadtmuseum aufbewahrt, die Zeichnungen geben wir auf der beigefügten Tafel, so wie sie ursprünglich im «*Archaeologiai Értesitő*» 1881, Taf. 2, publicirt wurden.

Unter Fig. 1 (S. 23) sehen wir einen zerbrochenen Streithammer, in dessen Schaftloch drei verschieden geformte Meissel eingezwängt sind, so als ob er diesen als Scheide dienen sollte. Unter Fig. 2 einen Kupferbarren, der zum Gusse bereitet ist, und unter Fig. 3 einen zweischneidigen Streithammer, wie solche in Kupfer sehr häufig, in Bronze niemals vorkommen.

Was diese Gegenstände betrifft, so gleicht der zerbrochene


1 a
2 a
1 b
1/2
2 b.
1/2
1/2
1/2
3 a
2/5
3 b.
2/5

Streithammer, der hier in halber Grösse wiedergegeben ist, vollkommen den durchbohrten Steinwerkzeugen. Der obere stumpfe Teil ist durch den Gebrauch vollständig auseinander geschlagen, und ist vielleicht als Hammer beim Schmieden der Kupferwerkzeuge benützt worden. Der längere spitze Teil ist schon in der Urzeit abgebrochen, und der ursprüngliche Streithammer diente später in dieser verstümmelten Form als Scheide oder Behälter der drei Meissel. Der grösste von diesen ist ein Flachmeissel von jener gewöhnlichen unten breiten oben schmäleren Form, wie sie bei Kupfergegenständen häufig vorkömmt. Der obere schmälere Teil ist dort, wo er in den Holz- oder Beinschaft gehört, umgebogen. Diesen eigentümlichen Bug finden wir oft bei den Kupferwerkzeugen sowohl, wie bei den Waffen, nicht blos in Ungarn, sondern auch bei jenen Funden von der Insel Cypern, welche Franks, der Custos der Altertumsabteilung des British-Museum, in dem Compte-rendu des internationalen Congresses von Stockholm publicirt hat.

Der dritte Gegenstand ist ein schmaler Meissel, dessen Körper ganz viereckig ist; die Schneide ist vollkommen erhalten, während der Kopf durch Hammerschläge breiter geschlagen wurde, was auf eine lange Benützung deutet. An der Seite sind noch die Zeichen des Hämmerns sichtbar. Zwischen diesen beiden Meisseln ist ein dritter, viel längerer, spitzer, in seinem Querschnitte viereckiger Meissel eingezwängt, der in eine scharfe Spitze endigt, wie die Pfrieme, und welcher als Werkzeug oder auch als Waffe z. B. als Lanzenspitze benützt werden konnte, denn in jenen alten Zeiten diente jedes Werkzeug, ebenso im Kampfe als im Haushalte bald als Waffe, bald als Werkzeug.

Der Kupferbarren, den wir unter Fig. 2. in der Vorder- und Seitenansicht mitteilen, ist offenbar gegossen. In seiner Form weicht er von jenen Bronze-Kuchen ab, welche so häufig unter den Resten der urzeitlichen Gusswerkstätten vorkommen und in ihrer Form an einen Brotlaib oder ein abgeschnittenes Stück desselben erinnern. Auch dieser Kuchen ist in halber Grösse gezeichnet, und konnte nur zum Gusse kleinerer Gegenstände wie z. B. Flachmeissel, genügen. Zu bemerken ist, dass dies der erste reine Kupferbarren ist, welcher in unserem Vaterlande gefunden wurde.

Der zweischneidige Streithammer, Fig. 3, ist in $^{2}/_{5}$ der natürlichen Grösse wiedergegeben; seine Form gehört zu den, der Kupfer-

zeit eigentümlichen, indem von den beiden Schneiden die eine vertikal, die andere horizontal gebildet wird. An dem hier mitgeteilten Exemplare lässt sich keine Spur der Benützung wahrnehmen, obzwar der Stoff, aus dem es verfertigt ist, das Kupfer, ziemlich weich ist, daher an vielen Kupferwerkzeugen häufig die Spur einer durch Hämmerung geschehenen späteren Ausbesserung wahrzunehmen ist.

XVI. *«Der Lange Wand»-Fund.* Baron Eduard Sacken, dessen allgemeine Betrachtungen über die Bronzezeit wir oben berührt haben, beschreibt die Kupfergegenstände, welche an der Abdachung der Hügelkette der Langen Wand 1864 beisammen gefunden worden, folgendermassen detaillirt:

1. Zwei massive Meissel oder Keile (er gibt auch die Zeichnung des einen, der vollständig identisch mit einer der von uns mitgeteilten Formen ist) von primitiver Form, ohne Vorrichtung zur Befestigung an einen Stiel. Der eine, $6^1/_4$ Zoll lang, an der Schneide $1\ ^1/_2$, am Kopfe nur $^3/_4$ Zoll breit, 8 Linien dick, oben und unten mit sanfter Wölbung, die Schneide scharf zugedengelt, dürfte mehr als Keil gebraucht worden sein, und zeigt an Kopf und Schneide Spuren des Gebrauches, indem bei beiden das Metall über die Contour hinausgedrückt erscheint. Das zweite Instrument, von $5\ ^1/_4$ Zoll Länge, die stark convexe Schneide 2 Zoll, der Kopf etwas über $^3/_4$ Zoll breit, ist auf einer Seite flach, auf der anderen etwas gewölbt; es scheint, dass es mit ersterer auf einen eingeschnittenen Stiel gelegt und an denselben festgebunden wurde, um als Axt verwendet zu werden: auf der flachen Seite erscheint die Schneide zugeschliffen, woraus deutlich hervorgeht, dass das Werkzeug in Gebrauch war.

2. Acht flache Doppelspiralen aus cylindrischem Draht, der nach Massgabe der Verengung der Windungen dünner wird und zwischen den beiden Spiralscheiben einen sie verbindenden Bügel bildet. In Bezug auf die Windungen und den Verbindungsbügel herrscht einige Verschiedenheit, doch sind die Stücke paarweise immer völlig gleich, manche sehr exact, andere ungleicher sowohl im Draht, als im Zusammenbiegen gearbeitet. Ein Paar hat einen ganz kleinen, oben abgerundeten Bügel, so dass die beiden Disken fast zusammenstossen; der Durchmesser einer jeden derselben beträgt 4 Zoll bei 12 Umgängen. Die Verjüngung des Drahtes ist so entsprechend, dass die Kreisform nicht im Geringsten gestört wird, und die Windungen genau aneinander schliessen, den ganzen Raum bis auf eine erbsengrosse

Oeffnung in der Mitte ausfüllend. Alle übrigen erscheinen minder geschickt und sorgfältig ausgeführt, der Bügel in der Mitte ist breiter, griffartig 3—3 1/2 Zoll, die Scheiben selbst besitzen einen Durchmesser von 4 1/2 Zoll bei 5—7 unregelmässigen Windungen, die in der Mitte eine Oeffnung von 1 1/4—2 1/4 Zoll freilassen; wahrscheinlich verstand der Verfertiger es nicht so gut, wie jener der beiden ersteren, den Draht so fein zu hämmern, als es die kleinen Windungen im Innern erforderten. Die Spiralen bestehen aus Kupfer, haben eine geringe Federkraft, sind weich und biegsam.

3. Zwei Spiralen aus zwei Linien breiten, innen flachen, — aussen etwas convexen Streifen bestehend, die an den Enden spitz zulaufen, kaum Armbänder, da sie einen Durchmesser von nur 1 3/4 Zoll haben und bei einer Länge von 3 Zoll ganz cylindrisch sind, daher zum Tragen am Arme nicht geeignet erscheinen, abgesehen davon, dass sie höchstens über eine Kinderhand gezogen werden könnten. Wenn sie daher Armringe waren, so passten sie nur für ein Kind. Die Windungen liegen nicht knapp aneinander, sondern sind locker; eines hat 9 1/2, das andere 10 Umgänge.

4. Röhrchenartige Spiralen aus schmalen Blechstreifchen in engen, fast an einander liegenden Windungen gebildet; sie sind von drei verschiedenen Dimensionen: von 4 1/2 Linien Durchmesser, der Streifen etwas über 1/2 Linie breit, — dünnere derartige und aus einem 1 1/2 Linie breiten Bande gewundene von 4 Linien Durchmesser. Von ersteren ist eine Gesammtlänge von 1 1/2 Fuss, von letzteren noch eine etwas grössere in mehreren Stücken vorhanden.

5. Ein halbrunder Beschlagreifen, unten flach, oben etwas gratig, an einem Ende etwas breiter, mit drei Nietlöchern zur Befestigung, wahrscheinlich auf Holz, versehen, am schmäleren Ende mit einem Loche. Er hat die Form eines Halbkreises von 4 3/4 Zoll Durchmesser.

Sämmtliche bisher beschriebene Gegenstände bestehen aus ungemischtem Kupfer und sind mit einer hellgrünen weichen abfärbenden Patina von kohlensaurem Kupferoxyd überzogen, die sich leicht abschaben lässt, bei den sorgfältig gehämmerten Gegenständen fester anliegt und glatter ist, bei den anderen mehr eine lockere Kruste bildet; mit einer Säure benetzt, braust sie auf. Mit diesen Objecten wurden auch gefunden: Zwei Scheiben von Gold, eine 4 Zoll, die andere 5 1/4 Zoll im Durchmesser, beide voll-

kommen entsprechend jenen, die an mehreren Stellen in Ungarn gefunden wurden.

XVII. *Der gemischte Fund von Domahida.* Im Herbste des Jahres 1880 traf ich in dem Couloir des Abgeordnetenhauses meinen alten Freund, den Deputirten Stephan von Domahidy, der mir erzählte, dass in Domahida, im Comitate Szathmár, Arbeiter eine grössere Anzahl Bronzegegenstände ausgeackert hätten. Diese Gegenstände befanden sich in einem Thonkruge, den die Arbeiter allsogleich zerbrachen; sie fanden darin eine grössere Anzahl Streitbeile, Ringe und Bronzekuchen, von denen allen Herr von Domahidy nur einige Stücke behielt; eine verstümmelte Lanzenspitze, die durch ihre lichte, silberartige Farbe die Aufmerksamkeit auf sich zog, und einen eigentümlichen Meissel; die übrigen Gegenstände nahm Herr Eugen von Péchy für seine Sammlung; unter diesen befand sich eine ganze Lanzenspitze und ein dreieckiger verbogener Gegenstand. Nach dem Tode Eugen Péchy's im Jahre 1883 wurde die Sammlung für das Museum angekauft, und erwies sich dieser Domahider Fund als aus einer Gusswerkstätte stammend, wie das die zahlreichen Bronzebruchstücke und Gusskuchen, dann die vielen fehlerhaft gegossenen Gegenstände und die ganz neuen Armringe beweisen.

Unter diesen Sachen wurde eine verbogene und an einer Stelle gebrochene Spiralplatte aus Kupferdraht gefunden, ähnlich jenen Spiralplatten, welche Baron Sacken beim Funde von der «Langen Wand» beschreibt.

Schätze aus Gussstätten gehören im Auslande zu den seltenen, bei uns sind sie häufig. Bekannt ist der Fund von Hammersdorf in der Nähe von Hermannstadt, aus welchem mehr als dreihundert Stücke in's National-Museum gelangten, nachdem die Beamten des Bruckenthal'schen Museums schon vorher an hundert Stücke ausgewählt hatten. Trotzdem blieb noch immer eine grosse Anzahl von Sicheln bei den Findern, die von diesen an ausländische Museen verkauft wurden, während die Bronzekuchen, deren Gewicht mehrere Centner betrug, beinahe ohne Ausnahmen eingeschmolzen wurden. Es war dies unseres Wissens der grösste Bronzefund in Ungarn. Der Bodrog-Keresztурer Fund gehört ebenfalls zu den bedeutendsten, es kamen aus ihm mehr denn zweihundert Stücke in's National-Museum; einige Sicheln fanden ihren Weg nach Wien. Dieser Fund befand sich ebenso wie der von Domahida in einem Thongefässe. Der schöne

Fund von Fünfkirchen und jener von Felsö-Dobsza war ebenfalls in Thongefässen verborgen, so wie auch der Riesenfund von Bologna wo 14000 Bronzegegenstände und Bruchstücke sorgsam eingelagert waren. ferner der Larnauder Fund in Frankreich und ähnliche Funde in Deutschland.

Jener Umstand, dass die Bronzegegenstände sorgsam in einen Topf gelagert eingegraben wurden, gab zu der Vermutung Anlass, wie das besonders Worsaae neuerdings zu beweisen suchte, dass diese mit Bronzegegenständen gefüllten Thongefässe als Weihopfer zu Ehren einer Gottheit verborgen wurden. Gegen diese Hypothese spricht aber doch die Erfahrung, dass diese Schätze an den verschiedensten, oft so abgelegenen Orten gefunden wurden, dass sie kaum als geheiligte angesehen werden können. Die vergrabenen Bronzekuchen aber, in Hammersdorf sogar auch Zinnstücke, ferner die zerbrochenen oder beim Gusse nicht gelungenen Werkzeuge, die ganz frischen Gussstücke, wobei manchen sogar die Gussnähte nicht abgeschnitten sind, die ganz funkelnagelneuen, rein gearbeiteten, noch nicht in Gebrauch gewesenen Waffen, Meissel, Sicheln und Ringe lassen vermuten, dassalles dies die Ueberreste von urzeitlichen Gussstätten sind, nicht aber Opfer- oder Weihgegenstände.

Solche Funde, welche, wie schon erwähnt, im Auslande nur ausnahmsweise vorkommen, erwecken immer die grösste Aufmerksamkeit, weil man nach den zusammengehäuften Bruchstücken die einstmalige Civilisation jener Gegend beurteilen kann, wo dieselben gefunden wurden, ja es sind sogar manche urgeschichtliche Werkzeuge an vielen Orten nur aus solchen Bruchstücken bekannt, da sie dort in unversehrtem Zustande nicht vorkommen. Die Zeit des Verbergens bestimmen natürlich die jüngsten Formen, es geschah aber oft, dass die Gleichzeitigkeit aller Gegenstände eines solchen ganzen Fundes als bewiesene Tatsache angenommen wurde.

Wollten wir diese Theorie als richtig anerkennen, dann würde es schwer halten, die typologische Reihenfolge, welche die Præhistoriker auf eine sorgsame, ich möchte beinahe sagen, haarspaltende Weise aufzustellen versuchten, auch weiterhin aufrecht zu erhalten, und man könnte höchstens behaupten, dass die älteren Formen zugleich mit den jüngeren in Gebrauch blieben, denn bei grösseren Funden kommen die sogenannten älteren und jüngeren Formen sehr häufig beisammen vor. So finden wir auch in dem Domahidaer Fund Formen

verschiedenen Alters. Zum Abweis der möglichen Beschuldigung, als ob wir irgend einen Umstand verschwiegen, der unsere Behauptung, dass in Ungarn die Kupferzeit der Bronzezeit vorangegangen, abschwächen könnte, halten wir es für unsere Pflicht, diesen Fund detaillirt zu beschreiben und dabei mit jenen Gegenständen zu beginnen, welche die Præhistoriker in die späteste Epoche der Bronzezeit einreihen.

Der bedeutendste Gegenstand dieses Fundes ist jedenfalls ein eigentümlicher Meissel, zu dem ich blos eine einzige Analogie aus dem Felsödobszaer Funde kenne; beide Exemplare befinden sich gegenwärtig im Besitze des National-Museums. Wie aus der beigefügten Abbildung (S. 31) ersichtlich, zeigt der vordere Teil des Meissels die gewöhnliche Celtform, oben mit dem halbmondförmigen Rande, eine den ungarländischen Bronzecelten eigentümliche Form. Bei unserem Exemplare hat aber der Celt nur scheinbar ein Schaftloch, denn anstatt des Holzschaftes, der in das Schaftloch gehört, wurde diesem Celte im Gusse eine hübsche, cylinderförmige, sich gegen die Mitte regelmässig ausbauchende Fortsetzung als Ansatz gegeben. Dieser Ansatz ist in der Mitte mit einem Schaftloche versehen, so dass dadurch der Celt zum Streithammer umgewandelt erscheint, oder wie das Inventar des Museums sich ausdrückt: dieser Celt die Vereinigung von Meissel und Streitbeil repräsentirt. In den ausländischen Museen ist eine solche Form niemals beobachtet worden, und gehört auch bei uns, wie bemerkt, zu den allerseltensten Formen. Es ist natürlich, dass diese Form eine spätere ist, als die des einfachen Celtes, von dem diese Form abstammt, und der selbst jünger ist, als der Paalstab mit Schaftlappen oder als der Flachmeissel.

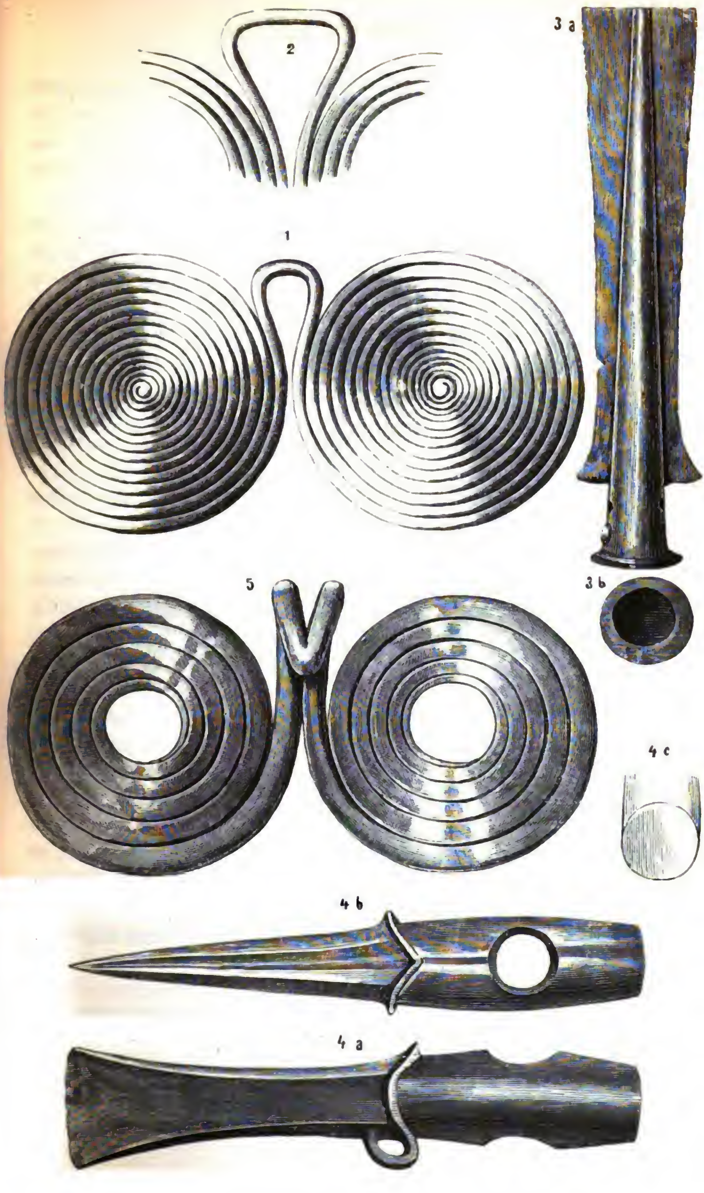
Jenes Lanzenbruchstück, welches gleich anfangs durch die Liberalität des Herrn Stephan Domahidy in's Museum kam (siehe Fig. 3), weicht ebenfalls vollständig von der gewöhnlichen ungarländischen Form ab; wir kennen auch im Auslande keine Analogie dafür. Die beiden Flügel beginnen schon in einer Höhe von 3 $^{c}/_{m}$ über der mit einem emporstehenden Rande versehenen Schaftöffnung und zwar rechtwinklig, und werden nach oben zu, so wie der in ein Grat übergehende Lanzenschaft sich zuspitzt, erst schmäler, dann wieder in einer zierlichen Linie breiter und endigten wahrscheinlich in lilienblattförmiger Gestalt. Auch diese Form gehört schon zu den späteren, entwickelteren. Dazu kommt noch, dass die silberartige

Farbe der Bronze eine von der gewöhnlichen gänzlich abweichende Legirung bezeugt, denn diese Waffe wurde wahrscheinlich aus Spiegelmetall verfertigt, in welchem das Zinn in grösserer Menge dem Kupfer beigemischt wird, als bei der gewöhnlichen Bronze, — was ebenfalls für einen Beweis der späteren Zeit gilt.

Wir finden in diesem Funde ferner drei Bruchstücke von zwei Bronze-Schwertern, wo doch bekanntlich das Schwert für eine spätere Form gehalten wird, als der Dolch. Eine vollständig erhaltene Lanzenspitze entspricht in jedem Detail den gewöhnlichen ungarländischen Lanzen; doch den Stamm des Fundes bilden zweiundzwanzig Streitbeile, wieder von der gewöhnlichen ungarländischen Form; merkwürdig ist nur, dass nicht zwei unter ihnen derselben Gussform entstammen, alle sind von einander verschieden sowohl in Hinsicht der Grösse als der Contouren. Dieser Typus kömmt im Auslande selten vor, da aber die wenigen skandinavischen und deutschen Exemplare viel prächtiger mit verschiedenen Linienornamenten geschmückt sind, werden sie für Commandostäbe gehalten. (S. *The industrial arts of Scandinavia in the pagan times by Hans Hildebrand.* 1883. Chapman and Hall, pag. 8, Abbild. 2.) Und auch diese Form wird unter die späteren eingereiht. Bei uns sind solche Streitbeile sehr häufig, in solcher Menge aber (22 Stück) wurden sie noch nirgends gefunden, wie hier. Die Franzosen nennen diese Form entweder «cassetête» oder »hache d'armes», Streitbeil. Zu bemerken ist auch, dass unter den zweiundzwanzig Domahidaer Streitbeilen kein einziges sich in unversehrtem Zustande befindet, alle sind fehlerhaft gegossen, und sind deshalb auch bei ihnen die Gussnähte nicht abgeschnitten oder abgeschliffen.

Die einunddreissig Bronzekuchen, welche hier gefunden wurden, beweisen nichts in Bezug auf die frühere oder spätere Zeit; zu bemerken ist aber, dass dieselben keine regelmässige Gestalt haben, und nur zwei von ihnen erinnern an jene brotlaibartige Form, welcher wir auch bei anderen Funden begegnen. An dem einen Kuchen sieht man deutlich, dass er durch das Zusammenschmelzen von Bruchstücken entstanden ist, denn ein Stück eines Celtes, das nicht vollständig geschmolzen ist, ragt auf der Oberfläche des Kuchens heraus.

Die vierunddreissig Armringe hingegen sind vollständig erhalten, der einfachste in Form eines massiven Armbandes, das gegen


2
3 a
1
5
3 b
4 c
4 b
4 a

seine beiden Enden schmäler wird; blos zwei Stücke sind darunter welche mit einfachen, geraden Linien verziert sind.

Die Bruchstücke der Celte und Sicheln haben ebenfalls die einfachsten Formen; hingegen ist das Schaftloch bei zwei besser erhaltenen, aber fehlerhaft gegossenen Celten nicht rund, sondern viereckig, was bei uns nur selten vorkommt, und die Form des emporstehenden Randes des Schaftloches zeigt auch auf eine spätere Epoche der Bronzezeit. Der Fund steht also jedenfalls viel näher zu der Eisenzeit als zu der Steinzeit. Mit diesen zusammen wurde jene Doppelspirale gefunden, welche Fig. 5 (S. 31) zeigt. Ich liess dieselbe so zeichnen, wie sie ursprünglich war, denn die eine der Spiralscheiben ist in zwei Stücke gebrochen, bei der anderen wieder ist der Kupferdraht verbogen. Auffallend ist die hakenförmige Ueberbiegung des Bügels nach der einen Seite, welche zu der Vermutung berechtigt, dass diese Doppelspirale als Schmuck zum Anhängen diente. Die Zahl der Windungen ist sechs und der Durchmesser einer jeden Scheibe 9 m/m.

Einen ähnlichen Bronzeschmuck finden wir in dem Werke von Ingwald Unsedt über das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa,[1] Taf, XVI, Fig. 4. Der Verfasser sagt, dass dieser Gürtelhaken, der den Charakter der alten Bronzen an sich trägt, wahrscheinlich ein Hügelgrabfund ist. In der «preussischen» Sammlung wird er als ein Gräberfund aus Lopöhnen in der Provinz Ostpreussen bezeichnet. Solche Scheibenpaare, wie sie beim «Lange Wand»-Fund in Kupfer vorkamen, haben ihre Analogien in Bronze im Sachsen-Meininger Funde aus einem Hügelgrabe auf der Dörrensalzer Heide, welches 1870 aufgegraben wurde,[2] wo man vier solche Scheibenpaare fand. Aehnlich ist auch ein Scheibenpaar im Berliner k. Museum, ein hessischer Fund.[3]

Verwandte Formen zeigen ferner jene doppelten Scheibenfibeln im hannöverischen Museum, von welchen auf einmal siebenundzwanzig Exemplare gefunden wurden, und welche Unsedt den hannöverischen Typus nennt.

[1] Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa von Dr. Ingwald Unsedt, Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Hamburg 1882, pag. 154.

[2] Photographisches Album der praehistorischen und anthropologischen Ausstellung in Berlin 1880, 6. Lieferung. Sachsen-Meiningen.

[3] Ebendort. Lieferung 7. Hessen, Nassau, Kassel.

In viel näherer Verwandtschaft mit unseren gebogenen Doppel-Spiralscheiben stehen jene zwei Exemplare, welche von der Kobaner Gräberstätte in Kaukasien in die Sammlung Professor Virchow's kamen, und die er in dem Atlas zu seinem Werke (auf Tafel 6, 8 und Tafel 11, Nr. 10) publicirt hat. Der gelehrte Verfasser bemerkt hiezu, dass er eine vollkommen gleiche Form anderswo nicht kenne, was auch ganz natürlich ist, denn das Domahidaer Exemplar war noch nicht publicirt. Bei dieser Gelegenheit beschäftigt er sich auch eingehend mit den brillenförmigen Doppelscheiben, welche in der Bronzezeit überall verbreitet waren, und auch in der Uebergangsepoche, oder wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, beim ersten Erscheinen des Eisens in Europa, nicht gerade selten waren.

Trotzdem aber die Kobaner Exemplare den Unserigen in jeder Beziehung gleichen und sich von ihnen nur darin unterscheiden, dass jene Bronze und nicht Kupfer sind, so können wir doch den kaukasischen und ungarländischen Fund nicht in Verbindung bringen, da wir durchaus keine vermittelnden Glieder finden, welche den Zusammenhang dieser beiden räumlich so ungeheuer von einander entfernten Funde erklären könnten.

Wir müssen überhaupt bemerken, dass diese Doppel-Spiralplatten, die oben einen bald schmäleren, bald breiteren Bügel haben, und jene, bei welchen dieser Bügel hakenförmig gekrümmt ist, auch in Gold vorkommen, natürlich viel kleiner, manches Mal in wahrhaftiger Miniaturgestalt, die aber mit den grossen Bronze- und Kupferexemplaren zumeist übereinstimmt. Diese kleineren Goldschmucksachen ähneln auch den noch jetzt in Gebrauch stehenden, ganz einfachen, kleinen Kleiderhafteln, welche unsere Näherinnen unter dem Namen Manderl und Weiberl kennen, und deshalb halten wir es für natürlich, dass die deutschen Archäologen die unseren Exemplaren verwandte, hakenförmige Doppelpfatte von Lopöhnen «Gürtelhaken» benannten.

Es ist aber merkwürdig, dass man in den einfachen Doppel-Spiralscheiben mit Bügel nicht das sogenannte Weibchen des Hakens erkannte, ja ihrer nicht einmal als Gürtelhaken erwähnt, und sie einfach brillenförmige Spiralen nennt, ohne auch nur die geringste Erklärung über ihre Benützung zu geben. Es ist wahr, dass bisher die beiden zusammengehörigen Teile eines solchen Gewandhakens noch nie beisammen gefunden wurden, und doch kaum anzunehmen

ist, dass bei der bedeutenden, in die Hunderte gehenden Anzahl von grösseren und kleineren brillenförmigen Spiralscheiben aus Gold, Bronze oder Kupfer stets das entsprechende Männchen verloren gegangen sei. Virchow berichtet in seiner schon erwähnten Monographie ausführlich über dieselben und beruft sich auf die ganze Literatur dieses Typus, erkennt aber in demselben die Weibchen nicht und erwähnt auch nicht, dass mit irgend einem derselben ein Männchen vorgekommen sei. Von solchen führt er nebst den beiden in seiner eigenen Sammlung befindlichen zwei Exemplaren nur die ostpreussischen aus Lopöhnen an, dann den sehr feinen posener Haken aus Nadziejevo, und den einfachen aus Kasnierz in Posen, bei welchem die Spiralscheiben wegblieben. Er bringt dieselben mit den einfachen Reifen in Verbindung und verwahrt sich nur dagegen, dass es Gewandhaken wären, weil die kleinen Exemplare zu diesem Zwecke nicht genug stark, und die grossen in Folge ihrer Form nicht dazu geeignet seien.

Das hakenförmige Scheibenpaar bringt er nicht in Verbindung mit den brillenförmigen Spiralscheiben, denn diese hält er einfach für Verzierungen, und erinnert an die goldenen Armbänder aus Schliemann's verbrannter Stadt auf Hissarlik, welche mit derartigen Brillen-Ornamenten verziert sind, und erwähnt mehrere solche zum Schmuck dienende Exemplare aus der Schweiz, Neapel und Como. Es entging auch nicht seiner Aufmerksamkeit, dass Lindenschmit[1] ein derartiges Stück aus Rhein-Hessen publicirte und es einen Gürtelhaken nannte, nur dass, wie Virchow bemerkt, der Mainzer Gelehrte sich darüber gar nicht äussert, wie diese Benennung zu verstehen sei.

Auch in unserem Vaterlande ist dieser Typus sowohl in Bronze als in Gold nicht selten. Aber weder bei den Goldexemplaren von Hársashegy, Szarvaszó, oder bei den zahlreichen Bronzeexemplaren, noch bei dem österreichischen «Lange Wand»-Kupferfund, welche alle den sogenannten «Weibchen» entsprechen, wurde auch nur die Spur eines «Männchen» gefunden; hingegen fehlten bei den Roszajer Gold-«Männchen» die entsprechenden «Weibchen», und doch gelangten diese Funde gleich aus erster Hand in die Sammlungen, so

[1] Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Band I, Lief. 3, Taf. VI, Nr. 2.

dass nicht angenommen werden kann, dass irgend einer ihrer Teile in Verlust geraten sei.

XVIII. *Der gemischte Fund von Lucska.* (S. 37). Zu derselben Zeit, als die Arbeiter Domahidy's den oben erwähnten Bronzefund und mit ihm die Kupferspiralscheibe im Szatmárer Comitate ausackerten, stiess Graf Anton Stáray in der Gemarkung des Dorfes Lucska im Unger Comitat auf ein Grabfeld aus der Steinzeit und liess dasselbe systematisch ausgraben. Es war ein Urnenfeld, wie sie im Lande an verschiedenen Orten gefunden werden, mit acht Gefässgruppen, deren Charakter, den Worten des Grafen zufolge, vollkommen gleich ist, wobei die sorgfältige systematische Zusammenstellung alles Zufällige ausschliesst.

Jede solche Gruppe bildet eine selbständige Einheit, und ward in einer Entfernung von zwei bis vier Meter von einander gefunden. In jeder solchen Gruppe waren nie weniger als vier, manchmal aber acht bis zehn Gefässe beisammen. Rings um diese Thon-Urnen, und selbst unter ihnen fand man Obsidian und Feuerstein-Splitter, Messer, Pfeilspitzen und Steinkeile, ja in zwei Fällen den rohen Feuerstein selbst, welcher den Stoff für die Splitter und Messer bildete. Es ist zu bemerken, dass solche Feuersteine, wie sie in den Kreideformationen des Auslandes häufig vorkommen, im Unger Comitat nicht gefunden werden, daher aus der Ferne eingeführt wurden. Die Gefässe sind nicht auf der Scheibe gedreht worden und gehören in die späteste und ausgebildeteste Epoche der Steinzeit. Unter den Steinkeilen, welche hier entdeckt wurden, kamen einige durchbohrte Hämmer vor (Nr. 23 und 27), mit ihnen ein Kupferkeil (Nr. 28) von der Form der Steinkeile; in einigen Gefässen glaubte der Graf Spuren geschmolzenen Metalles zu erkennen. Ein Teil dieses Fundes, die Feuerstein-Meissel und Splitter, die Steinkeile und der grosse Kupferkeil sind auf beigefügter Tafel zu sehen.

Hier ward also wirklich ein Kupferkeil mit einem Steinfunde aufgedeckt, und seine Gestalt ist jener der Steinkeile verwandt; dies dient wieder zum Beweise, dass die Kupferzeit sich unmittelbar der Steinzeit anreiht, wie dies auch Dr. Much bei dem Pfahlbau im Mondsee fand. Dies schliesst aber den Gebrauch des Kupfers in der Bronzezeit nicht aus, ebenso wie die Steinwaffen und Werkzeuge nicht nur durch die ganze Bronzezeit, sondern selbst in der Eisenzeit parallel mit den Metallwaffen und Werkzeugen in Gebrauch blieben.

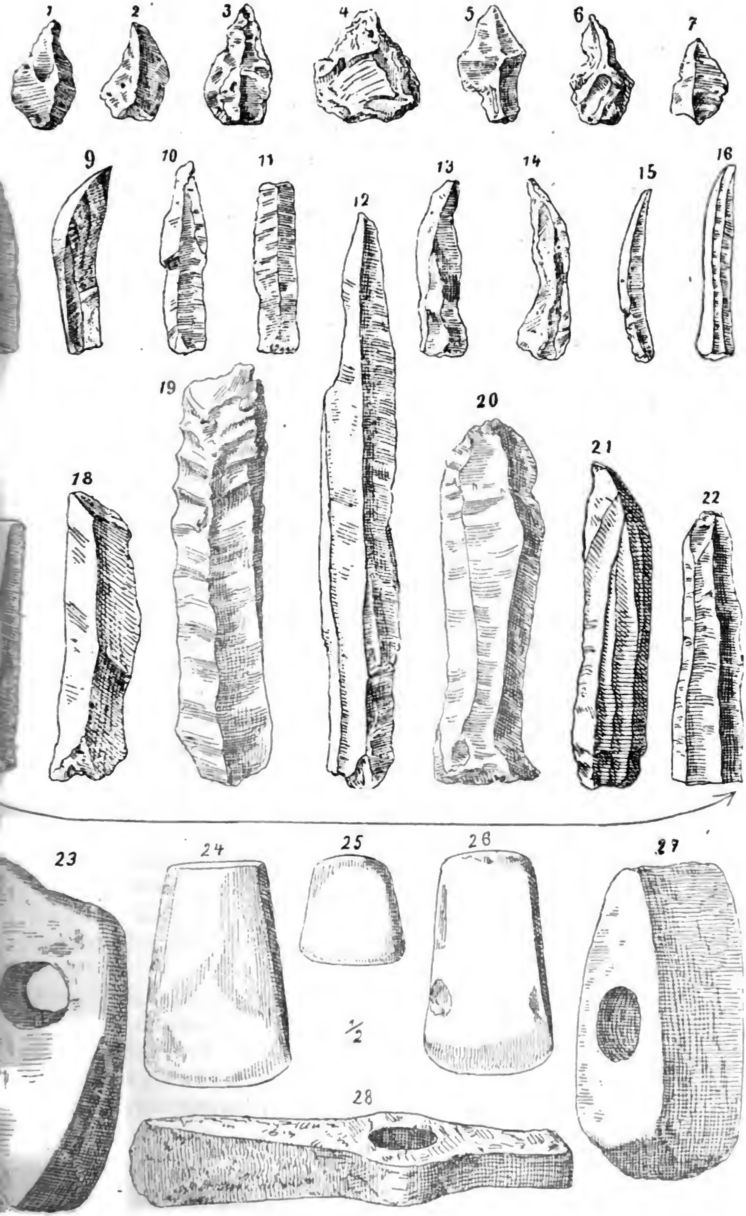
Der Umstand daher, dass bei dem Domahidaer Funde Kupfer-Spiralscheiben mit späten Bronzetypen beisammen waren, entkräftet die Behauptung nicht, dass die Kupferzeit unmittelbar der Steinzeit folgt und der Bronzezeit vorangeht, denn abgesehen davon, dass die Domahidaer gebrochene und verbogene Doppel-Spiralscheibe schon damals, als sie mit fehlerhaft gegossenen Bronzegegenständen und Bruchstücken in das Thongefäss eingelegt wurde, ein Stück aus älterer Zeit sein konnte, dürfen wir nicht vergessen, dass solche Spiralscheiben jedenfalls Zier- und Schmuckgegenstände sind, bei welchen, wie bei den Hammersdorfer Armringen, auch die Farbe in Betracht kommt. Jedenfalls sind Zier- und Schmuckstücke überall spätere Typen als die Waffen und Werkzeuge, und solche Spiralscheiben gehören der jüngeren Epoche der Kupferzeit an.

In Lucska wurde der Kupferkeil in einem Grabfeld aus der Steinzeit, in Domahida dagegen ein Kupfer-Zierstück mit späten Bronzetypen gefunden. Dies bildet keinen principiellen Gegensatz; es beweist nicht mehr, als dass der Gebrauch des Kupfers mit dem Bronzealter nicht aufhörte, wobei wir bemerken, dass, wenn wir nachzuweisen bestrebt sind, die Kupferzeit fülle jene Lücke aus, welche viele Archäologen zwischen der Stein- und Bronzezeit bemerkten, wir damit durchaus nicht behaupten wollen, dass mit dem Eintritt der Bronzezeit jede weitere Verwendung des Kupfers aufgehört habe.

XIX. *Die Einteilung der Kupfergegenstände.* Die Kupfergegenstände, welche bisher bei uns vorkamen, können wir unter die folgenden Rubriken einreihen:

1. Flachmeissel und Keile.
2. Kupferbeile.
3. Zweischneidige Streithämmer, deren Schneiden gekreuzt stehen.
4. Grosse Keilhauen.
5. Aexte.
6. Messer, Dolche, Schwerter.
7. Schmuckgegenstände.
8. Andere Werkzeuge.
9. Kupfergegenstände aus späterer Zeit.

XX. *Die flachen Kupfermeissel und Keile. — Einleitung.* Die flachen Kupfermeissel zogen von Beginn an die Aufmerksamkeit der


1
2
3
4
5
6
7
9
10
11
12
13
14
15
16
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
1/2

Archäologen auf sich. Evans äussert sich (pag. 39) folgendermassen: «Flache Keile oder solche, deren Formen einfach, deren Oberflächen einigermassen gewölbt sind und die sich in ihrer Form den polirten Steinmeisseln der neolithen Periode nähern, wurden von vielen Archäologen für die wahrscheinlich ältesten Bronze-Werkzeuge oder Waffen gehalten. Eine solche Ansicht ist zwar annehmbar, aber man darf dennoch zweifeln, ob in jenen ältesten Zeiten, wo das Erz selten war, dieses für solche Zwecke verwendet worden ist, für welche ein grössere Menge notwendig war, als zur Herstellung leichterer Waffen und Werkzeuge, wie z. B. Dolche und Messer. Unter den Meisseln indessen ist die einfache Form, welche in ihrem Typus sich am meisten dem Steinmeissel nähert, wahrscheinlich auch die älteste, obwohl ihre Benützung auch noch dann, als man schon die Schaftlappen, den Absatz und sogar das Schaftloch kannte, stattgefunden haben kann. Einige solcher ganz einfach geformter Meissel, welche in Irland gefunden wurden, sind aus Kupfer, und werden jener Epoche zugeschrieben, wo die Benützung des Steines zum Schneiden aufhörte und dem Gebrauch des Metalls Platz zu machen begann. Aber der blosse Umstand, dass diese Meissel aus Kupfer bestehen, ist in dieser Beziehung nicht entscheidend.

«Ein Kupfermeissel, der den gewöhnlichen Steinmeisseln vollkommen entspricht, sechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit, der in einem etruskischen Grabe gefunden wurde und im Berliner Museum aufbewahrt wird, ist allem Anscheine nach in einer solchen Form gegossen worden, welche aus einem derartig gestalteten Steinwerkzeuge abgeformt wurde. Sir William Wilde hat diesen Meissel beschrieben und zeichnen lassen, ich selber habe ihn weder gesehen noch kenne ich die näheren Umstände des Fundes. Es ist möglich, dass Meissel, so wie die an etruskische Goldketten befestigten Silex-Pfeilspitzen, in religiöser Verehrung standen, und mir scheint es nicht gerade sicher, dass dieses Stück je als Werkzeug benützt worden ist, und nicht etwa statt eines Steinmeissels oder Ceraunius (Donnerkeil) ins Grab gelegt wurde.»

«Wie dem immer sei, bestätigen die ältesten Bronzen oder schwach zinnhältigen Kupfermeissel, welche wir kennen, besonders jene, welche General Cesnola in Cypern und Dr. Schliemann in Hissarlik ausgruben, durch ihre einfache flache Gestalt die Ansicht Sir W. Wilde's, dass die Verfertiger dieser Werkzeuge, als sie sich ein

besseres Material anschafften wie den Stein, jene Formen nachmachten, an welche sie am meisten gewöhnt waren, obzwar sie dabei mit dem Metalle sparten und den Inhalt dadurh verringerten, dass sie die Seiten abplatteten.»

Evans selber erkennt also auch den Zusammenhang der flachen Paalstäbe mit den Steinmeisseln an; indem er aber den grossen Kupferfund von Gungeria ebenfalls mit denselben identificirt, achtet er nicht auf den Umstand, dass wir auch unter den Flachmeisseln zwei von einander abweichende Gattungen unterscheiden können. Die eine Gattung, welche wir Keil nennen, stimmt vollkommen mit den Steinmeisseln überein und ist diesen auch durch ihre Dicke ähnlich; ihre Form ist weniger regelmässig, sie wirkt in Gebrauch nicht blos durch ihre Schneide, sondern auch durch ihr Gewicht. Es ist natürlich, dass wir bei dieser Classe von Flachmeisseln durchaus keine Ornamentation finden, wobei zu bemerken ist, dass solche Keile aus eigentlicher Bronze nirgendwo gefunden wurden; in jenen, welche Schliemann in Hissarlik ausgrub und für Kupfer hielt, zeigten sich zwar einige Percent Zinn, aber aus eigentlicher regelrechter Bronze, bei welcher das Kupfer mit einem Zehntel Zinn gemengt ist, kamen solche Werkzeuge bisher nicht vor.

Ganz abweichend von den Keilen, welche mit den Steinmeisseln enge zusammenhängen, sind jene Flachmeissel, welche viel dünner, in ihrer Form regelmässiger, in ihrer ganzen Ausdehnung von gleicher Dicke, den Steinmeisseln weniger ähnlich sind. Ihre Verfertiger beachteten schon viel mehr die Schneide als das Gewicht, sie sind daher sicher jünger als die vorher erwähnten dicken Kupferkeile, und reihen sich den langen Flachmeisseln von Gungeria an. Zu diesen dünnen, regelmässig geformten Flachmeisseln finden wir in der Bronzezeit überhaupt keine Analogie. Auch dieser Typus entbehrt jeder Ornamentation, bei einigen Exemplaren indessen hebt sich die in Kreissegmentform gebildete Schneide mit künstlerischer Regelmässigkeit von dem breiten Körper des Meissels ab und deutet auf eine entwickeltere Technik und auf Kunstgeschmack. Zu bemerken ist aber, dass auch unter den flachen Steinmeisseln ähnliche Formen vorkommen, wo die Schneide ein regelmässiges Kreissegment bildet. Es kommen unter diesen Meisseln auch solche vor, bei welchen die Seitenränder so scharf sind, dass dies nur dem Schmieden, nicht aber dem Gusse zugeschrieben werden kann; bei einigen erscheint schon

der Beginn eines sich erhebenden Randes, andere erhöhen sich in der Mitte der Länge nach: in ihrer Gestalt zeigen sie indessen keine Verwandtschaft mit den Bronzetypen.

Bisher wurde nur ein einziger Kupfercelt gefunden, doch die Form desselben gleicht blos einem irländischen Exemplar, welches Wilde auf Seite 38 Nr. 275 und Evans auf Seite 142 Nr. 178 seines Werkes bekannt macht. Das Kupferexemplar unseres Museums ist aber zweimal so gross als jenes. Nach Wilde und Evans gehört diese Form unter die seltenen, und sie kennen blos vier solcher Stücke.

XXI. *Flachmeissel.* Im ungarischen National-Museum befanden sich Ende September 1883 insgesammt fünfzig Flachmeissel. Auf der folgenden Tafel (S. 41) sehen wir einige Formen der Keile, welche mit den steinzeitigen Formen identisch sind, besonders Fig. 1, 2 und 3, deren Oberfläche auch für die durch Oxydation verursachte teilweise Aufzehrung der Epidermis des Kupfers charakteristisch ist, so wie Nr. 4, 5 und 6 Spuren des Hammers zeigen.

1. Kupferkeil, kam 1880 ins Museum. Die Oberfläche ist 1 m/m tief, grösstenteils durch Oxydation aufgezehrt, so dass die an der einen Seite zurückgebliebene, erhöhte und beinahe gerade Linie für eine Gussnaht angesehen werden könnte, wenn nicht unmittelbar daneben eine ähnliche unregelmässige Linie gegen diese Voraussetzung sprechen würde; auf der anderen Seite, welche in der Zeichnung sichtbar ist, sieht man die Spuren der Oxydation ganz klar. Die Gestalt entspricht den Meisseln aus der Steinzeit. Aus der Sammlung Schiffner, der als Beamter der österreichischen Nationalbank Jahre lang mit dem Landvolk in Berührung kam und von diesem Altertümer kaufte, die Fundorte aber nicht aufzeichnete. Länge 0·075, Gewicht 98 Gramm.

2. Kupferkeil, welchen Franz Szontágh in Lapujtő fand und dem Museum schenkte. Diese Ortschaft liegt im Comitate Neográd im Ipolytale, das in der Urzeit zu den stark bevölkerten Gegenden gehörte. In der Nachbarschaft liegt Dolány, ein bronzezeitlicher Fundort, Szécsény, ebenfalls mit Funden aus der Bronzezeit und Urnengrabfeld, die Puszta Drahi mit einem Urnengrabfeld, Szirák, ein Bronzefundort, Piliny, welches durch die reichen Funde des Baron Eugen Nyáry bekannt wurde, und Terenye mit der Hársashegyer Bronze-Niederlassung. — Ach an diesem Kupferkeil ist die Oberfläche aufgezehrt; der Bruch an der Seite der Schneide bezeugt langen Ge-


1 a
1 b
2 a
2 b
3 a
3 b
4 a
4 b
5 a
5 b
6 a
6 b

brauch. Die Form, welche ihre Analogie und Vorbild in den Steinkeilen findet, ist ganz einfach. Länge 0.17, Gewicht 571 Gramm.

3. In den fünfziger Jahren war Herr Plank Apotheker auf dem Lande, von wo er später nach Budapest zog, aber fortwährend in Verbindung mit dem Landvolke blieb, wodurch ihm die Gelegenheit geboten wurde, sich eine wertvolle Sammlung von Altertümern anzuschaffen, deren præhistorischer Teil in die Sammlung Georg Rath's und von dort im Jahre 1874 ins Museum gelangte. Zu diesen Altertümern gehört der unter Fig. 3 gezeichnete Kupferkeil, in Kápolna im Comitate Heves in der Nachbarschaft des Mátragebirges gefunden. Seine Oberfläche ist ebenfalls durch Oxydation aufgezehrt, seine Gestalt steinzeitlich. Die Analyse ergab, dass er in seiner Zusammensetzung vollkommen mit dem in der Bergkette der Mátra vorkommenden gediegenen Kupfer übereinstimmt. Länge 0·145, Gewicht 436 Gramm.

4. Kupferkeil, gleichfalls aus der Sammlung Georg Rath's. Er ist von einfacher Form, am oberen Teile sieht man, dass er ohne Schaft in Gebrauch war, denn die Hammerschläge haben seinen Kopf gebogen. Länge 0·013, Gewicht 321 Gramm. Die Oxydation, welche an diesen vier Exemplaren wahrnehmbar ist, und welche die Oberfläche zerstört hat, hielt Mortillet an dem Pariser Exemplare für fehlerhaften Guss, was bei solchen, die blos ein einziges Exemplar in Händen hatten, leicht erklärlich ist.

5. In viel besserem Zustande befindet sich der Kupferkeil, welchen wir unter Nr. 5 publiciren. Man sieht, dass er seine gewählte Form nicht dem Gusse, sondern dem Schmieden verdankt, was besonders an dem unteren Teile der Schmalseite erkennbar, wo bei der Herstellung der Schneide der Breitseite durch Hämmern ein regelmässig vorstehender Rand entstand. Länge 0·112, Gewicht 296 Gramm. Wurde in Békásmegyer im Comitate Pest gefunden, woher Feldarbeiter oft Kupferwerkzeuge, die sie beim Ackern finden, auf den Pester Platz bringen. Kam 1876 durch einen Antiquitätenhändler ins Museum.

6. Der Universitätsprofessor Franz Kiss begann in den dreissiger Jahren Altertümer zu sammeln, und brachte während zwanzig Jahren eine wertvolle Sammlung præhistorischer, römischer und mittelalterlicher Gegenstände zusammen, welche später durch das Museum angekauft wurde. Die Sammler kümmerten sich damals noch

wenig um den Fundort; blos der Gegenstand, nicht die Umstände, unter welchen er gefunden wurde, interessirte sie, und so wissen wir auch bei diesem Kupferkeil nicht, wo er gefunden wurde. Spuren der Hammerschläge sind bei diesem an allen Seiten sichtbar, das Schmieden ist nicht zu verkennen. Der Kopf ist etwas weniges verbogen. Man sieht, dass er ohne Schaft benützt wurde, und mit dem Hammer geschlagen ist. Auch der Riss, der am unteren Flachteile dieses Kupferkeiles wahrnehmbar ist, kann nicht durch Guss, sondern blos durch Schmieden entstanden sein. Dieses widerlegt die weiter oben angeführte Meinung Wilde's, als ob der bei Flachmeisseln häufig vorkommende Fall, dass die eine Seite flach und die andere ein wenig gewölbt ist, auf einen solchen Guss deuten würde, der in einer einseitigen Halbform gemacht wurde, und oben nicht gedeckt war. Länge 0·133, Gewicht 391 Gramm.

Auf der folgenden Tafel (S. 44) herrscht auch die Form der Steinkeile vor, ohne jede Ornamentirung, dick, selbst oben am Kopfe. Bei einigen Stücken sieht man gerade dort die Spur des Hammerschlages, woraus erhellt, dass sie als Keil (coin) benützt wurden, und nicht als Beil (hache) in einem Schafte. In Folge des Schmiedens entstand bei der Schneide ein emporstehender Rand an der Schmalseite einiger Exemplare, und diese beginnen darin von den Steinformen abzuweichen.

1. Kupferkeil, oben schmal, an der kreissegmentförmigen Schneide breiter, gefunden in Visegrád. Die Schärfe der Ränder und der Umstand, dass das Kupfer gegen die Schneide zu über die Contour hinausgestossen wurde, dient zum Beweise, dass dieser Meissel durch Schmieden verfertigt wurde, und zwar so, dass er, im Grossen und Ganzen schon fertig, noch auf den beiden Flachseiten einige Hammerschläge erhielt. Länge 0·055, Gewicht 59 Gramm.

2. Kupferkeil, ähnlich dem vorhergehenden; die ganze glatte Schneide bildet ein regelmässiges Kreissegment. Hammerspuren sind darauf sichtbar. Aus der Sammlung Franz Kiss im Museum. Länge 0.62, Gewicht 725 Gramm.

3. Breiter Kupferkeil, dessen Form vollkommen identisch ist mit jener eines Steinmeissels, als ob ein solcher zur Gussform gedient hätte. Mehrere vertiefte Stellen an der flacheren Seite deuten hier eher auf Guss als auf Schmieden. Fundort unbekannt. Länge 0·055, Gewicht 170 Gramm.


1 a
1 b
2 a
2 b
3 a
3 b
4 a
5 a
5 b
6 a
6 b
7 a
7 b
8 a
8 b
9 a
9 b
10 a
10 b
11 a
11 b
12 a
12 b
13 a
13 b
14 a
14 b
15 a
15 b

4. Es fällt schwer, diesem Werkzeuge einen Namen zu geben. Es ist einem breiten dünnen Flachmeissel ähnlich, nur dass es unten ebenso stumpf ist wie oben, vielleicht ein Hammer. Auch dieses Stück scheint auf den ersten Blick eher gegossen als geschmiedet, doch sind oben Spuren von Hammerschlägen sichtbar. Fundort Miskolcz. Länge 0·058, Gewicht 170·5 Gramm.

5. Langer dünner Flachmeissel, dessen Oberfläche durch Oxydation grösstenteils zerstört ist. Aus der Sammlung des Bankbeamten Schiffner. Länge 0·09, Gewicht 173 Gramm.

6. An diesem langen dünnen Flachmeissel sind die Zeichen des Schmiedens auffallend, und die Spuren des Hämmerns nicht zu verkennen. Die Form ist regelmässiger und die Seitenkanten schärfer als bei gegossenen Bronzemeisseln. Fundort unbekannt. Länge 0·01, Gewicht 114 Gram.

7. Langer dünner Meissel, bei welchem ebenfalls das Schmieden erkennbar. Beim Gebrauch ist er verbogen worden, der Kopf durch Schläge breitgetrieben, daher er in keinem Stiele steckte. Gefunden 1861 in der Gegend von Komorn. Länge 0.085, Gewicht 97 Gramm.

8. An diesem langen Flachmeissel sehen wir wieder die Zeichen des Schmiedens; die Spuren der Hammerschläge am Kopfe zeigen, dass er in Gebrauch war, die Schneide ist schartig geworden, Fundort unbekannt. Länge 0·09. Gewicht 161 Gramm.

9. Schmaler, langer dünner Flachmeissel, Form regelmässig, Schneide halbkreisförmig. Die Schmalseite ist gegen die Schneide zu ausgeschweift, wie es auch die Zeichnung der Seitenansicht zeigt, ein Beweis, dass auch dieses Werkzeug geschmiedet worden ist. Fundort unbekannt; dieser Meissel kam durch einen Antiquitätenhändler ins Museum. Länge 0·098, Gewicht 203 Gramm.

10. Langer, schmaler Flachmeissel, die Schneide weniger regelmässig als beim vorhergehenden, sie zeigt an beiden Schmalseiten die Spur eines Hammerschlages. Die flachere Seite bezeugt den Guss, während die Erhöhungen in der Gegend des Kopfes zeigen, dass er nach dem Gusse geschmiedet wurde. Fundort Neutra. Länge 0·11, Gewicht 314 Gr.

11. Langer, oben schmaler Flachmeissel, dessen Oberfläche die Oxydation stark angegriffen, aber dennoch die Spuren des Hämmerns nicht gänzlich verwischt hat, welche bei genauer Unter-

suchung zu erkennen sind. Aus der Sammlung Schiffner. Länge 0·09, Gewicht 216 Gr.

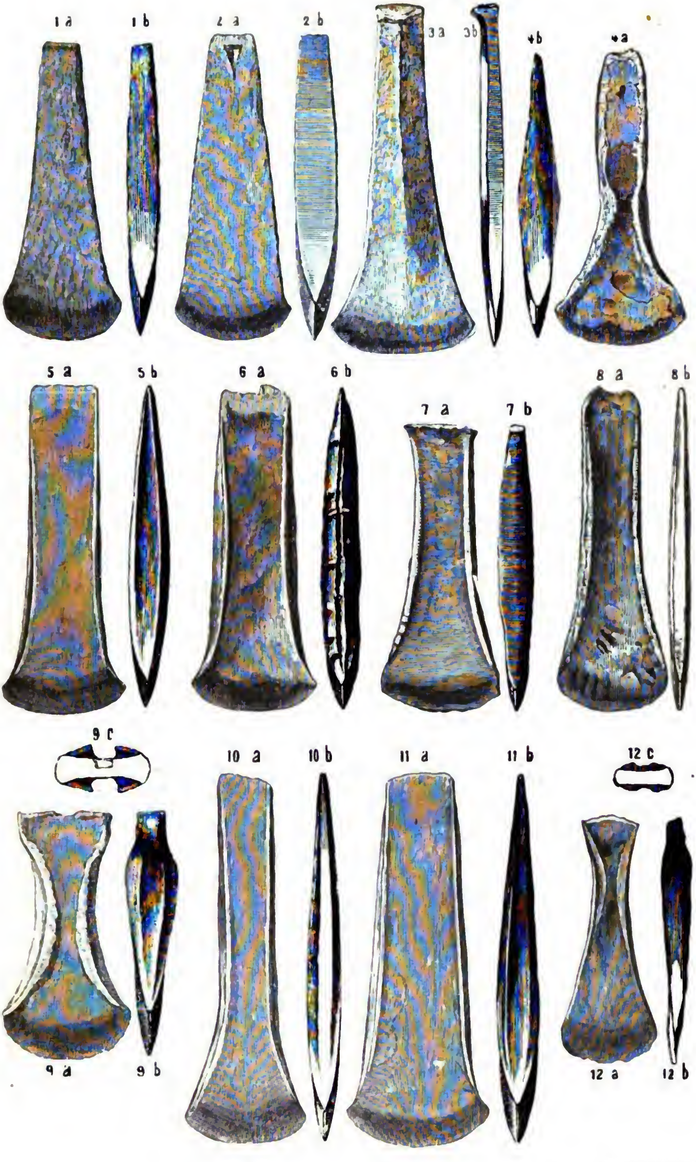
12. Langer, oben schmaler Flachmeissel, steinzeitliche Form, die Oberfläche angegriffen, die Schneide halbkreisförmig. Ebenfalls aus der Sammlung Schiffner. Länge 0·105, Gewicht 298 Gr.

13. Langer, dicker Flachmeissel; die regelmässige Form verdankt er dem Schmieden, denn beim Gusse wäre kein Grund vorhanden gewesen, ihn dort, wo er am dicksten ist, auch breiter zu machen; die Schneide regelmässig, bogenförmig. Fundort unbekannt. Länge 0·130, Gewicht 486·5 Gr.

14. Langer Flachmeissel, an dessen Schneide wir nicht blos Spuren des Hämmerns, sondern auch des Polirens sehen. Man sieht, dass sein Kopf unmittelbar Hammerschlägen ausgesetzt war, wodurch er flach geworden ist; der Meissel hatte also keinen Stiel. Fundort unbekannt; aus der Sammlung Georg Ráth's. Länge 0·129, Gewicht 341·5 Gr.

15. Langer, schmaler Flachmeissel, mit bogenförmiger Schneide, bei deren Anfang das durch Hammerschläge hinausgedrückte Kupfer an beiden Schmalseiten regelmässige Vertiefungen bildet. Unter dem Kopfe die Spur eines gewaltigen Hammerschlages, der aber auch später geführt werden konnte. Fundort Békásmegyer, woher 1876, 1882 und 1883 zu wiederholten Malen Kupfergegenstände ins National-Museum gebracht wurden. Länge 0·11, Gewicht 296 Gr.

XXII. *Uebergang der Flachmeissel zum Paalstab.* Die Kupferkeile ahmen ursprünglich die Steinformen nach, aber wenn einerseits die Kupfermeissel in gleicher Grösse schwerer wiegen als die Steinmeissel und in Folge dessen zum Gebrauche geeigneter waren als die Steinwerkzeuge, so wurden sie doch wieder andererseits leicht verbogen, was dem urzeitlichen Arbeiter Unannehmlichkeiten verursacht haben mag; diesen wollte er dadurch abhelfen, dass er sich bestrebte, den Körper des Meissels gegen die Mitte zu dicker und stärker zu machen. So entstanden neue Formen, welche von den Steinformen abweichen, besonders die Meissel mit dem emporstehenden Rande, deren Entwickelung wir hier sehen können. Bei einigen der auf der Tafel S. 47 gezeichneten Meissel ist die Schmiedearbeit sehr sorgfältig, die Oberfläche glatt, die Kanten regelmässig, und die Form der kreissegmentförmigen Schneide gewählt, was hauptsächlich bei den unter Nr. 1, 5 und 12 auffällt. Bei einigen, besonders bei


1 a
1 b
2 a
2 b
3 a
3 b
4 b
4 a
5 a
5 b
6 a
6 b
7 a
7 b
8 a
8 b
9 c
10 a
10 b
11 a
11 b
12 c
9 a
9 b
12 a
12 b

Nr. 1, 2, 3, 7, 9 und 12, ward ursprünglich der Kopf des Meissels nur wenig schmäler und bildet oben eine Fläche, die bei einigen Stücken, besonders bei Nr. 1, 2, 3 und 7, die Zeichen des Hammerschlages trägt. Die Schläge waren manchesmal so kräftig, dass sie den Kopf des Meissels breit drückten, was zum Beweise dient, dass er ohne Stiel benützt wurde, während wieder bei Nr. 4, 5, 6, 8, 10 und 11 der obere Teil dünn ist, die also wahrscheinlich, so wie die Steinmeissel, an einen Stiel befestigt waren.

1. Sorgsam geschmiedeter Meissel, Oberfläche glatt, aus der Sammlung Franz Kiss, auf der einen Seite flacher als auf der anderen. Länge 0·11, Gewicht 211 Gr.

2. Die Form dieses Meissels ist einfach und gleicht in Allem den Steinformen. Die regelmässige Vertiefung in der Nähe des Kopfes scheint nicht beabsichtigt, sondern ist wahrscheinlich beim Gusse entstanden, und konnte durch das Schmieden nicht ausgeglichen werden, ohne dass dadurch der Kopf geschwächt worden wäre. Länge 0·10, Gewicht 315 Gr.

3. Dieser Meissel weicht von den steinzeitlichen Formen darin ab, dass in der Mitte eine ziemlich starke Rippe der Länge nach läuft, die ihm grössere Festigkeit verleiht, um durch die Schläge nicht verbogen zu werden. Für den Gebrauch dieses Stückes spricht der hinausgebogene Kopf, der auf häufige und starke Hammerschläge deutet. Länge 0·11 Gewicht 179 Gr.

4. Schlechter erhaltener Meissel. Die dunkle Patina ist seitlich abgewetzt und lichter. Dem wollte der Zeichner Ausdruck geben, was zu dem Irrtume Anlass geben könnte, als ob wir an diesem Stücke schon einen ausgebildeten Rand vor uns hätten. Der Meissel wird gegen die Mitte zu bedeutend dicker, der obere Teil ist in einen Schaft passend. Länge 0·90 Gewicht 129 Gr.

5. Meissel mit erhabenem Rand sehr sorgfältig gearbeitet. Dieses Exemplar repräsentirt sehr gut den Ursprung des erhöhten Randes. Das sorgfältige Schmieden der Schmalseite drückte nämlich das Metall an beiden Kanten der Breitseite hinaus und bildete so den Rand, welcher den Meissel gegen Verbiegung einigermassen sicherte. Länge 0·11, Gewicht 208 Gr.

6. Dieser schöne Meissel ist in Turcz im Comitate Ugocsa gefunden. Der erhöhte Rand ist bei diesem Exemplare noch stärker entwickelt als bei dem vorigen. Länge 0·11, Gewicht 250 Gr.

7. Auch an diesem Stücke ist der Rand entwickelt, aber der breit geschlagene Kopf zeigt deutlich, dass er nicht an einen Stiel befestigt war. Länge 0·09, Gewicht 169·2 Gr.

8. Meissel mit entwickeltem Rande; der obere Teil zeigt schon jenen charakteristischen halbmondförmigen Einschnitt, den wir bei Bronzemeisseln so häufig finden. Länge 0·11, Gewicht 123 Gr.

9. Bei diesem Kupfermeissel ist der Rand schon vollständig zum Flügel geworden und erinnert an die Bronze-Paalstäbe. Länge 0·08, Gewicht 165 *g*.

10. Ein im Comitate Pressburg gefundener Kupfermeissel, bei welchem ebenfalls ersichtlich, dass der Rand durch das Schmieden der Schmalseiten und nicht durch Guss entstand. Länge 0·12, Gewicht 191·5 Gr.

11. Unter allen bisher mitgeteilten Kupfermeisseln ist dieser durch seine Contour, die Regelmässigkeit des erhöhten Randes und die Reinheit der Schmiedearbeit der schönste. Der Fundort ist so wie bei den meisten auf dieser Tafel mitgeteilten Meisseln unbekannt. Er kam durch einen Antiquitätenhändler ins Museum. Länge 0·12, Gewicht 300 Gr.

12. Durch das Schmieden der Seiten entstanden flügelartige Lappen, und da dieses nicht in der Mitte, sondern näher zum Kopfe zu geschah, dort, wo der Meissel dicker wird, sehen wir hier auch den Keim des Meissels mit Absatz. Länge 0·08, Gewicht 60 Gr.

Im ungarischen National-Museum befanden sich Ende September 1883 insgesammt 12 Kupfermeissel mit erhöhtem Rand.

(Fortsetzung folgt.)

ZUR VOLKSKUNDE DER TRANSSILVANISCHEN ZIGEUNER.

(Schluss.)

Im Folgenden will ich zwei inedirte Romanzen der transsilvanischen Zigeuner mitteilen, die sich mit ungarischen und siebenbürgisch-sächsischen Volksromanzen, sowohl was den Inhalt, als auch was die Composition, die Form anbelangt, beinahe vollständig decken.[1]

[1] Vgl. meinen in der ung. Phil. Revue (»*Egyetemes Philologiai Közlöny*« 1883. Januar Heft) erschienene Abhandlung über Zigeuner-Romanzen, die sich mit ungarischen, rumänischen, sieb.-sächsischen, italienischen und isländischen Volksromanzen decken.

Die eine ungarische Volksromanze[2] lautet in meiner Verdeutschung also:

Meine Ochsen liess ich grasen
In der Näh' des Sárer-Flüsschens,
Müde legt' ich mich zur Ruhe
In den Schatten eines Strauches;
Eine grosse Schlange kroch da
Heimlich in den Busen mir;
Meine Seite sticht und nagt sie,
Meine Brust zerfleischt sie schier!

Zieh', o zieh' heraus die Schlange,
Du mein lieber, teurer Bruder!
«Kann sie dir heraus nicht ziehen,
Du mein liebes, teures Schwesterlein!
Lieber will ich ja verlieren
Eine liebe, schöne Schwester,
Eine schöne, liebe Schwester,
Als verlieren meine Hand!» —

Meine Ochsen liess ich grasen,
In der Näh' des Sárer-Flüsschens;
Müde legt' ich mich zur Ruhe
In den Schatten eines Strauches;
Ein grosse Schlange kroch da
Heimlich in den Busen mir;
Meine Seite sticht und nagt sie,
Meine Brust zerfleischt sie schier!

Zieh', o zieh' heraus die Schlange,
Du mein lieber, guter Vater!
«Kann sie dir heraus nicht ziehen,
Du mein liebes, gutes Töchterlein!
Lieber will ich ja verlieren
Eine liebe, gute Tochter,
Eine gute, liebe Tochter,
Als verlieren meine Hand!» —

[2] Das Original steht in *Kálmány*, Koszoruk az alföld vadvirágaiból, 2. (Kränze aus des «Alföld's» wilden Blüten), Pest, Aigner.

Meine Ochsen liess ich grasen,
In der Näh' des Sárer-Flüsschens;
Müde legt' ich mich zur Ruhe
In den Schatten eines Strauches;
Eine grosse Schlange kroch da
Heimlich in den Busen mir;
Meine Seite sticht und nagt sie,
Meine Brust zerfleischt sie schier!

Zieh', o zieh' heraus die Schlange,
Mutter, liebe, gute, teure!
«Kann sie dir heraus nicht ziehen,
Du mein liebes, gutes Töchterlein!
Lieber will ich ja verlieren
Eine liebe, schöne Tochter,
Eine schöne, liebe Tochter,
Als verlieren meine Hand!» —

Meine Ochsen liess sich grasen
In der Näh' des Sárer-Flüsschens;
Müde legt' ich mich zur Ruhe
In den Schatten eines Strauches;
Ein grosse Schlange kroch da
Langsam in den Busen mir;
Meine Seite sticht und nagt sie,
Meine Brust zerfleischt sie schier!

Zieh', o zieh' heraus die Schlange,
Du mein Liebster, einz'ger, teurer!
«Gleich will ich heraus sie ziehen,
Du mein Liebchen, süsses, teures!
Meine Hand will ich verlieren,
Opfern will ich meine Hand,
Opfern will ich meine Hand,
Du nur bleibe mir erhalten!»

Die verwandte Romanze der transsilvanischen Zigeuner lautet:

Denás, denás dáyeyá!
Kirmo hin mán kolyinhá!
Siko tut' cirdá kámel,
Mert m're kolyin dánderel!

Eile, eile Mutter mein!
In die Brust kroch mir hinein
Ach, ein grosser Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

«Cirdá tute ná kámár!
Cirdá tute me dárár!»

«Ach! ich kann, ich kann ihn nicht!
Fürchte mich, dass er mich sticht!» —

Denás, denás pçeñeyá!
Kirmo hin mán kolyinhá!
Siko tut' cirdá kámel,
Mert m're kolyin dánderel!

Eile, eile Schwester mein!
In die Brust kroch mir hinein
Ach, ein grosser Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

«Cirdá tute ná kámár!
Cirdá tute me dárár!»

«Ach! ich kann, ich kann ihn nicht!
Fürchte mich, dass er mich sticht!» —

Denás, denás piránehá!
Kirmo hin mán kolyinhá!
Siko tut' cirdá kámel,
Mert m're kolyin dánderel!

Eile, eile, Liebste mein!
In die Brust kroch mir hinein,
Ach, ein grosser Wurm, o Graus!
Sticht mich, zieh' ihn rasch heraus!

«Cirdá tute me kámár!
Cirdá tut' káy me merár!»

«Will vom Wurm dich gern befrei'n!
Stürb' ich auch, o Liebster mein!»

Die zweite, ungarische Volksromanze lautet in meiner Verdeutschung also:[1]

Tochter, Tochter, du mein Engel,
Du mein schöner Rosenstengel!
Sieh, der Dorfschmied will dich frei'n,
Willst du seine Gattin sein?
«Ach, den Schmied, den brauch' ich nicht,
Russig ist stets sein Gesicht!
Nein, den Schmied, den brauch' ich nicht!»

Tochter, Tochter, du mein Engel,
Du mein schöner Rosenstengel!
Sieh, der Weber will dich frei'n,
Willst du seine Gattin sein?
«Ach, den Weber brauch' ich nicht,
Wie ein faules Ei er stinkt!
Nein, den Weber brauch' ich nicht!»

[1] S. *Erdélyi*, Népköltészet (Volksdichtungen), 79.

Tochter, Tochter, du mein Engel,
Du mein schöner Rosenstengel!
Ein Studente will dich frei'n,
Willst du seine Gattin sein?
«Der Student ist guter Art,
Maienblümchen, fein und zart;
Seine Gattin will ich sein!»

Eine siebenbürgisch-sächsische Volksromanze, die ich hier aus meiner bislang noch inedirten Sammlung sieb.-sächsischer Volkspoesien mitteile, behandelt denselben Stoff.

Af de óndern hír dá nedy,
Hír nor wat deñ Mekter sprecht:
«Duchter hír, der Lädrer wál
Dech zer Frá nën af der Stál!»
« «Nei! den Lädrer wál ech nedy,
Wat he ikest uch versprecht!» »
«Duchter hír, der Schauster wál
Frandyern dech, glech af der Stál!»
« «Nei! den Schauster wál ech nedy,
As vól Klejster, ás vól Péch!
Nor en maisfel schnedy he za,
Mocht drós endyen föñf Pör schá!» »
«Duchter hír, der G'bóer wál
Dech zer Frá nën af der Stál!»
« «Dén Gebóer'n! nekest! nei!
Arger ás he, wej señ vei!» »
«Jó, de hischen Stáder-Hárrn!
Dei, jó dei, dei host dá gárn!
Wórt, bás ener am dech kit,
Bás zer Frá dech ener nit!» ...

In deutscher Uebertragung lautet diese sieb.-sächsische Romanze also:

Auf die And'ren hör du nicht!
Hör, was deine Mutter spricht:
«Tochter, hör, der Led'rer will
Dich zur Frau! doch auf der Stell'!»
« «Nein, den Led'rer brauch' ich nicht,
Was er mir auch jetzt verspricht!» »
«Tochter, hör, der Schuster will
Dich zur Frau! doch auf der Stell'!»

« «Nein, den Schuster will ich nicht,
Ist voll Kleister, ist voll Pech!
Schneidet nur ein Mausfell zu,
Macht daraus gleich fünf Paar Schuh!» »
«Tochter, hör', der Landmann will
Dich zur Frau! doch auf der Stell'!»
« «Nie! den Landmann? niemals! nie!
Aerger ist er, als sein Vieh!» »
«Ja, die hübschen Städter-Herrn!
Die, ja die, die hast du gern!
Wart', bis Einem es je frommt,
Dich zu frei'n, er um dich kommt!« ...

Und nun die Romanze der transsilvanischen Zigeuner:

Loko páñi lokes jiál,
Ráklyi dumáke çályol:
«Ráklyiye ná kámá hercáses,
Melyáles hin yor te yor káles!
Ráklyiye ná kámá dromengres,
Kámá yor hin çáçáreles!
Ráklyiye ná kámá tu ráyes,
Pírnes hin yor, násváles!
Ráklyiye kámá hegedüshes:
Báshárel yor repedishes!»

Muntres Bächlein munter rauscht,
Mägdlein seinen Worten lauscht:
«Mägdlein, den Schmied, den liebe du nicht,
Russig und schmutzig ist stets sein Gesicht!
Mägdlein, den Wandrer liebe du nicht,
Stets vergisst er, was er verspricht!
Mägdlein, den Herrn liebe du nicht,
Kränklich ist er, bleich sein Gesicht!
Mägdlein, den Geiger, den liebe du schnelle,
Horch! seine Geige, wie klingt sie so helle!»

Welches ist das Original? welches die Nachahmung? Niemand vermag es zu sagen. Es gibt eben ein Gemeingut an Versformen, Wendungen, Ausdrücken und Gedanken, die als wesentliches Kriterium die Lieder jedes Volkes als echtes Volkseigentum stempeln.

Auch die Märchen der transsilvanischen Zigeuner verdienen beachtet zu werden. Durch die Hingebenheit an die Natur und das enge, vertrauliche Zusammenleben des Naturmenschen mit Tier und Pflanze, fühlt sich der noch kindliche, unentwickelte Menschengeist dem Baume, der Blume, dem Tiere nahe und verwandt; er betrachtet sie als seine Genossen, die ihm mit ihrem individuellen Leben nahe stehen und überträgt auf sie die Gefühle, welche die eigene Brust verbirgt. So entstehen die Tier-Märchen, an denen die Zigeuner-Poesie reich ist. Doch auch die andern Märchen erwecken unser Interesse durch die Züge, welche auf ein hohes Alter hindeuten.

Ich will an dieser Stelle nur zwei inedirte Märchen der transsilvanischen Zigeuner im Originaltext, so wie ich ihn aus dem Munde einer alten Zigeunerin vernommen und wörtlich nachgeschrieben habe, — nebst meiner wortgetreuen Verdeutschung mitteilen.

Prál yeká rés, pále shukár bes árlás ándro cule dis yeká ráklyi leskrá pçrálehá te dádehá te dáiyáhá. Pçen kámelás yek shukár, bárválo veseskres, kodostá pále bes páshál pirelás, uvá shukár ráklyáhá ná penelás. Márá rovelás jivese te ráciye, káy shukár gádsio kiyá leste ná gelyás. Dostá les penelás, uvá yov ná penelás, the gelyás cirleder prál o drom; yoy silyábelás silye ádálá:

Guláí bári te durál,
Cude tut mánde corlyál,
Thai kikide mán shukár, —
Te cumindo tut shukár ......[1]

silyábelás ádakivár, uvá yov ná çályolás len. Bo náne sáscipen yoy jiánelás, ádá vicinelás benges. «O, bengeyá! sáscár mán!» Beng pirelás te yek gendálos pro vást leskre ávlas te penelás, ko the kámelás. Márá dumádyás leske dumá leskrá te pçukárelás bibáçt lákreska. «The ná sodová hin! ádá jiánár tute sáscárel; dár tuke ádáles, te mutá piráneske, te tu terdes leske!» The árelás yekvár veseskro, te Márá áfostálás gendálos te pirelás kiyá leste. Sár o veseskro leske prál gindálos dikhelás, yov becinelás: «O! ádá hin o beng, ádáles beng kerdyás; dikhár mán!» — te prástelás okiyá nátene ándro bes ávelás yor ....

[1] Lieder in die Märchen einzuflechten, ist bei den Zigeunern sehr gebräuchlich.

Márá rovelás jirese te ráciye, káy shukár gádsio leste na gelyás. Bo ná jianelás sáscipen vásh bibácht lákreskrá, ádá beng vicinelás yoy ishmét: O, bengeyá! sáscár tu mán!» O beng ávelás te penelás, ko rák-lyi kámelás. Márá dumádelás leske, káy o veseskro okiyá prástyás, sár les prál gindálos dikhelás. Te o beng áselás te penelás: «Cág prástel yov ádáki, çudár imár les, káy mánge hin yov tuhál, káy tumen pro gindálos dikhán te ko pro gindálos dikhel, ádá mánge hin. Te most tute sáscárár, no kámpel the mánge tu stár pçrálen dás, ávricándes ná kámár the tute sáscárel.» O beng prástelás te ishmét ávelás ráciye, kánú pçrálá sutyé te betyikerelás ándrál len stár shelá, ádálenhin hegedűrákri shelorá; yek tçuleder, trites meg sáneder meg yek sáneder, te stárto legsa-neder. Ákor penelás o beng: «De mánge meg dádes tires!» Márá pe-nelás: ««Láces! dár tuke dádes mires, uvá kámel the mange sáscá-res!»» Andrál dád o beng betyikerelás uvá bredyi, ádá ávlás hegedűre. Ákor penelás o beng: «De mánge meg tirá dáiyá.» Márá penelás: ««Láces! me dár tute meg mirá dáiyá, cá j kámel the mánge sáscá-res!»» O beng shinbrinelás te betyikerelás ándrál dái yek kopál te án-drál bálá gráyengré bálá, ádá ávlá hegedűrákri kopál. Ákor o beng básháveláś te Márá rádisholás. O beng uvá meg básháveláś, káy Márá rovelás. Imár ásável beng te penelás: «Káná piráno tiro ável, báshá, te tu terdes leske.» Te Márá básháveláś te o veseskro çályindos báshá-vipen te ávelás kiyá leste. Yov ásávelás te rovelás, te Márá cumindelás te ándro Márá ávlás. Eña jiresá pirelás o beng te penelás: Imádyon, çulái tumáro som!» Yon ná kámená te o beng pregelyás lendár. Hege-dűve áfostálas pále bes te ákor pirelás yek coro rom te lá dikhelás. Básháveláś te ándro foros ándro gár ásável te rovárel, káy básháve-lás, kide kámelás yov . . . . . .

Verdeutscht lautet das obige «Künstler-Märchen» — wie es ein Bekannter nannte — also:

«Auf einem Berge, im schönen Walde wohnte in einem kleinen Hause ein Mädchen zusammen mit ihren vier Brüdern, ihrem Vater und ihrer Mutter. Die Schwester liebte einen schönen, reichen Jäger, welcher oft im Walde herumging, aber das schöne Mädchen nicht ansprechen wollte. *Mára* weinte Tag und Nacht, weil der schöne Mann nicht zu ihr kam. Sie redete ihn oft an, aber er antwortete nicht und ging weiter seines Weges; sie sang das Lied:

Lieber Mann aus fernem Land
Reich' verstohlen mir die Hand;

Willst du, so umarme mich;
Herzlich werd' ich küssen dich .....

sie sang es oft und oft, aber er hörte sie nicht. Weil sie nun keine andere Hilfe wusste, so rief sie den Teufel: «O, Teufel! hilf' du mir!» Der Teufel kam und hatte einen Spiegel in der Hand und fragte, was sie wolle. Mára erzählte ihm ihre Geschichte und klagte ihm ihr Leid. «Wenn es weiter nichts ist, so kann ich dir helfen; ich gebe dir Dieses und zeige es dem Geliebten und du lockst ihn zu dir!» Da kam einmal wieder der Jäger und Mára hatte den Spiegel und ging ihm entgegen. Als der Jäger sich im Spiegel sah, schrie er auf: «O, das ist der Teufel, das hat der Teufel gemacht; ich sehe mich selbst!» — und er lief weg und kam nicht mehr in den Wald ....

Mára weinte nun wieder Tag und Nacht, denn der schöne Mann kam nicht zu ihr. Weil sie nun keine andere Hilfe bei ihrem Leid wusste, so rief sie wieder den Teufel: «O, Teufel! hilf' du mir!« Der Teufel kam und fragte, was das Mädchen wollte. Mára erzählte, dass der Jäger weggelaufen sei, als er sich im Spiegel gesehen habe. Da lachte der Teufel und sprach: «Er soll nur laufen, ich fange ihn schon, denn er gehört mir sammt dir, denn ihr habt in den Spiegel gesehen und wer in den Spiegel sieht, der gehört mir. Und jetzt helfe ich dir, doch musst du mir deine vier Brüder geben, sonst kann ich dir nicht helfen.» Der Teufel ging weg und kam zur Nacht wieder, als die Brüder schliefen und machte aus ihnen vier Stricke, das waren Geigen-Saiten; eine dicker, noch eine dünner, die dritte noch dünner und die vierte am dünnsten. Dann sagte der Teufel: «Gib mir auch deinen Vater!» Mára sagte: ««Gut! ich gebe dir meinen Vater, nur sollst du mir helfen.»» Aus dem Vater verfertigte der Teufel einen Kasten, dies war die Geige. Dann sagte der Teufel: «Gib mir auch deine Mutter!» Mára antwortete: ««Gut! ich gebe dir auch meine Mutter, nur sollst du mir helfen!»» Der Teufel lächelte und verfertigte aus der Mutter einen Stock und aus den Haaren Pferdehaare, dies war der Violinbogen. Dann spielte der Teufel und Mára freute sich. Der Teufel aber spielte noch weiter, da weinte Mára. Jetzt lachte der Teufel und sprach: «Wenn dein Liebster kommt, so spiele und du lockst ihn zu dir.» Da spielte Mára und der Jäger hörte das Spiel und kam zu ihr. Er lachte und weinte, und küsste Mára und blieb bei ihr. Nach neun Tagen kam der Teufel und sagte: «Betet mich an, ich bin euer Herr!» Sie wollten nicht und der Teufel trug

sie mit sich fort. Die Geige blieb im Walde und es kam ein armer Zigeuner und sah sie. Er spielte und in Stadt und Dorf lachte und weinte man, wenn er spielte, so wie er wollte . . . .»

Obiges Märchen hängt, meiner Ansicht nach, *mit dem uralten Spiegel-Mythos zusammen.* Das dem heutigen Culturmenschen beinahe unentbehrlich gewordene Toilettengerät ist an einigen Orten der Welt Gegenstand andächtiger Verehrung und ist bei mehr als einem Volke ebenso das oberste Heiligtum, wie das Grab des Erlösers zu Jerusalem für den Christen oder die Kaaba in Mecca für die Mohamedaner. In Japan, wo «ein versilberter Spiegel das allerheiligste Symbol der alten, immer von Neuem aufgefrischten National-Religion, des Sintoismus, darstellt», hier im Sonnenreiche, im Tempel von Isé befindet sich ein Spiegel (*yata-no-kagami*), welchen die japanische Sonnengöttin Amaterasu ihren legitimen Nachkommen, den Mikados, als Erbe hinterlassen hat. Die Legende dieses heiligen japanischen Spiegels lautet: Die Sonnen- und Lichtgöttin Amaterasu verbarg sich einst vor den Verfolgungen ihres Bruders, des Meeresgottes Suzan, in einer verborgenen Höhle. Finsterniss herrschte nun überall und die Götter konnten die erzürnte Göttin durch keine List, noch Gewalt aus ihrem Versteck hervorlocken. Da schmiedete der Feuergott den ersten Spiegel aus Metall und stellte ihn vor der Höhle der Göttin auf. Neugierig besah sich diese im Spiegel und wurde von den Göttern gefangen genommen. Die Götter versöhnten Amaterasu, indem sie ihr den Spiegel schenkten. Als Amaterasu ihren Neffen, den Urgrossvater des ersten Kaisers von Japan, in die Welt sandte, um sie zu unterwerfen, gab sie ihm drei Geschenke, erstens den kostbaren Stein (*maga-tana*), eine Krystallkugel, «Sinnbild der Seele des Weibes»; ein Schwert, «Sinnbild der Seele des Mannes» und den Spiegel, das Sinnbild ihrer eigenen Seele. «Betrachte», sagte die Göttin ihm, «diesen Spiegel als meinen Geist, bewahre ihn in dem Hause und in dem Zimmer, wo du weilst, und verehre ihn, wie du mich verehren würdest. Meine Seele ist die Wahrheit, und wenn du in diesen Spiegel schauest, wirst du immer die Wahrheit schauen.» [1] So wurde der Spiegel das religiöse Symbol des Sintoismus, das heiligste Unterpfand und Palladium Japans. Nahezu

[1] S. *Georges Bonsquet*, Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient. 2 Vol. (Paris, Hachette 1877).

derselbe Mythos findet sich auch in den persischen und griechischen Religionssystemen. Dschem-schid, der persische Ahnherr, hatte von der Sonne ein goldenes Schwert geerbt, um damit die Welt zu unterwerfen, und einen becherförmigen Spiegel, in welchem sich die Vorgänge in der Welt wiederspiegelten. Dieser Spiegel wurde in Persien später zum Reichspalladium erhoben, und sein Mythos erzeugte wahrscheinlich die jüdische Mythe vom Becher Joseph's und die christliche vom heiligen Graal. Gleich Amaterasu hat sich auch Dionysos-Bakchos, dieser angeblich aus Indien stammende Gott, in eine Grotte verborgen und wurde durch den ersten Spiegel, den Hephästos schmiedete, versöhnt. Und noch Aeschylos und Aristophanes brachten ihn mit Schwert und Spiegel auf die Bühne.

Meiner Ansicht nach enthält das oben mitgeteilte Märchen auch dergleichen verwischte mythische Züge.[1]

Ein anderes, ebenfalls inedirtes Märchen der transsilvanischen Zigeuner, in dem sich ein Stück leidvolles Erdenleben abspielt, ist das folgende:

«Pro yeká çer beshelás yek coká shukáre, terni romñáká. O coká piránelás buder leskrá romña, ádá uvá, kámelás les te kide, kide. Yekvár yon çávená duysine yeká mishá te pál kokálos o coká ráy táslyolás. Yov cingárdelás te çárurelás te murdályolás o coro ráy o coká. E ráñi coká ápsárelás te ásbelás buter jivese te ráciye. Pirelás pál e dis te páshlyolás. Uvá ná kámelás, káy megish piránelás gádses leskre, ko imár pál e pçur pro ves báró mulánes páshlyolás. The ávelás pçuro slugádsis lákro pál o udár, çáruvelás te vicinelás: «Terni romñiye! çályol! meg ternes te shukáres tu sál, ávri hin yek ráy coká; leske hin yek shukár ker te gádsiyá leskri merdyás te tut the mángel kámel. So tu penel?» E terni pçrilyi rovelás kirkes te penelás: « «Hin yov pçures, hin yov kide pçures sár miro gero ráy coká!» » Ákor penelás o mishto slugádsis: «O romñiye kuce, yov kide aiso te bárválo hin, ává hin láng, yov lángelás, gádsi yekte lyimlyás punro peskres.» Akáná cingárdelás romñi: «Jiá te pen leske, me roráv te mánge ná kámáv náñi gádses!» O slugádsis okiyá prástelás te inke ávelás, çáruvelás pál o udár te penelás: « «Cályol romñiye! ávri hin yek bárválo ráy coká ternes hin te kámel tut the mángel; uvá shero leskro

[1] Vgl. meinen ungarischen Artikel im Feuilleton des «*Pesti Napló*» März (1884).

bibálengro hin. So tu penel romñiye?» » Akor penelás romñi: »Prejiá te pen leske, the me gádses mires ñikáná brishtár, kide láces árlás! Me ná kámáv várekes gádses!» Dic pregelyás, kide yek ráy coká silyábelás ángál udár silye:

Pál o kásht perel paitrin;
Eï! káshke piráni hin!
Káshke piráni nañi:
Adáleske kam nañi!

E ráñi coká çályolás e silye te vicinelás slugádsis pçures. Yoy penelás: «Ko silyábel ávri?» O slugádsis penelás: « «Hin yek legshukáreder, terno coká ráyes, kás várekána dikhyom! yov kámel tut!» » E ráñi penelás: «Sik prástá te pen, the ável yov ándro ker!» O terno coká árelás te ráñi hámár cá teleprelyilás te cumindelás les te penelás: «Slugádsis! dénásá, gádses mulánes tová; me ná cilyárár les! Yor kándel, te me dárár, te cilyárár mán. Truposes melyáles isbiná te tçová prál cumul te cirá ándro hrobos.» Slugádsis rovelás te penelás: « «Jiár! dosháles hin gádses mulánes kide the cirel!» » Akor árelás ráy coká; jiánehás, lyimelás romñá te coká terno te sár ángomist cá ebe beshelás slugádsehá pro o ker báçtáles...»

Verdeutscht lautet obiges Tier-Märchen, welches mit dem bekannten Märchen «Von der treulosen Witwe» verwandt ist, also:

«In einem Loche, im Walde wohnte ein Rabe mit seiner schönen, jungen Frau. Der Rabe liebte seine Frau, diese aber liebte ihn nur so, so. Einmal assen sie zusammen eine Maus, und an einem Knochen erwürgte der Herr Rabe. Er schrie und kratzte und krepirte der arme Herr Rabe. Die Frau Rabe weinte und grämte sich sehr Tag und Nacht. Sie ging in ihre Wohnung und legte sich nieder. Aber sie konnte nicht (liegen), denn sie liebte doch ihren Herrn, welcher jetzt auf der Erde im grossen Walde lag. Da kam ihr alter Diener an die Türe, kratzte und rief: «Junge Frau! höre! du bist noch jung und schön; draussen ist ein Herr Rabe; er hat ein schönes Haus und seine Frau ist gestorben und er will dich freien! Was sagst du dazu?» Die junge Witwe weinte bitterlich und sagte: « «Ist er alt, ist er so alt wie mein seliger Herr Rabe?» » Da sagte der gute Diener: «O Frau, Teure, er ist ein solcher und er ist reich, aber er ist lahm, er hinkt, seine erste Frau zerschlug seinen Fuss.» Jetzt schrie die Frau: «Geh' und sag' ihm, ich weine, ich will keinen

Mann!» Der Diener ging weg und kam bald wieder, kratzte an der Türe und sprach: ««Höre Frau! draussen ist ein reicher Herr Rabe, er ist jung und will dich freien, aber er hat einen haarlosen Kopf. Was sagst du, Frau, dazu?»» Da sprach die Frau: «Entferne dich und sag' ihm, dass ich meinen guten Mann nie vergesse, so gut war er! ich will keinen Mann!» Kaum ist er weggegangen, so sang ein Herr Rabe vor der Türe das Lied:

Von dem Baume fällt das Blatt!
Glücklich, wer ein Liebchen hat;
Wer in Liebchens Arm nicht ruht,
Dem fehlt auch des Feuers Glut!

Die Frau Rabe hörte das Lied und rief den alten Diener. Sie sagte: «Wer singt draussen?» Der Diener sprach: ««Es ist der schönste, junge Herr Rabe, den ich je gesehen habe! er liebt dich!»» Die Frau sprach: «Sogleich eile und sage, dass er in's Haus komme!» Der junge Rabe kam und die Frau umarmte ihn gar bald und küsste ihn und sprach: «Diener, eile, den todten Herrn wasche; ich rühre ihn nicht an! Er stinkt und ich fürchte mich, dass ich mich beschmiere. Den schmutzigen Leichnam strecke aus und lege ihn auf Stroh und wirf ihn in's Grab.» Der Diener weinte und sagte: ««Ich gehe! es ist sündhaft den todten Herrn so wegzuwerfen!»» Da kam der Herr Rabe; er wusste (Alles), schlug die Frau und den jungen Raben hinaus und wohnte nun so wie früher nur mit dem Diener zufrieden im Hause...»

So erzählt das transsilvanische Zigeuner-Volk, einfach und schmucklos, ohne Prunk und Flitter. Kein bleicher Mondschein, kein flüsternder Abendwind, kein Nachtigallenklagesang findet sich als Schmuck vor; und doch sind diese einfachen, schmucklosen Geschichten *(párámisá)* wohl ebenso wertvoll, ja vielleicht noch wertvoller, wie manches langweilige und langatmige Tantenmärchen.

Besonders charakteristisch für die Denk- und Anschauungsweise der Kortorár, für ihre Lebensphilosophie sind ihre Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, von denen ich zum Nachtisch einige köstliche Früchte auch hier mitteilen will.

Fieber ist: der alten Frauen Lieb' *(Pçurákri kámáviben: shilályi)*; Ein stummer Mann, eine saitenlose Geige *(Bicibákro gádsio, hegedüve bishelori)*; Einem armen Manne baut nur der Tod ein

Haus *(Cerno mánusheske ker kerel meriben)*; Blinder Richter, Pferd ohne Füsse *(Koro cibálo: kuro bicerengro)*; Wen die Richterin liebt, den speist der Richter *(Kás kámel cibályi, ádales cályol cibálo)*; Die Pfarrerin predigt mehr, als der Pfarrer *(Ráshóñi buter becinel, sár ráshúy)*; Speis' und Trunk sind ein Ehepaar *(Çában te piben, duy pirúnú)*; Barfuss oder beschuht, du kommst doch unter die Erde *(Permánges te pál ciráç, ándro pçuv jiás)*; Besser eine Haselnuss in der Tasche, als eine Nuss' am Baume des Nachbars *(Feder pendeç pál góno, sár ákhor pál ruk národeskro)*; Nur im Spiegel sieht Jedermann seinen besten Freund *(Pál gendálos cá dikhás legfeder národes)*; Im klaren Wasser und auch in der Pfütze erlischt die Kohle *(Angár merel de pál e páñi, te pál cikáne páñi)*; Ein todtes Pferd sattelt der, welcher eine alte Frau küsst *(Pro murdálo gráy sen tçovel, ko pçurá cumidel)*; Den die Pfarrerin liebt, wird Kantor *(Kás ráshóñi kámel, siklyárdo árlá ándral les)*; Der Wind ist des Teufels Niesen *(Pçurdipen bengeskro bisháripen)*; Er bewacht seine Frau, wie der Kukuk sein Ei *(Arákel leskrá gádsá, sár kákukos gáro leskro)*; Er kauft sich ein Pferd, damit er nicht barfuss gehe *(Gráyes ciñel, káy ná bicerengres jiál)*; Eine Geige ohne Saiten: ist die Haushaltung ohne Frau *(Hegedüre bishelóri: kérituno bi romñi)*; Die Zunge des Narren ist eine Mühle ohne Korn *(Cib dinlyineskro: váysá bi jiv)*; Alter Mann, junge Frau: kahlem Kopf ein Kamm *(Pçuráke terneçár: gárco shero te kánglyi)*; Betrunkener Richter: zahnloser Hund *(Máto cibáló: jiuklo bidandengro)*; Besser ein lahmer Esel, als ein krepirtes Pferd *(Feder sámáris láng, sár murdálo gráy)*.

In unserer Zeit, wo die Realisten, wie Herr Emile Zola et Compagnie, mit derbzugeschnittenen Knütteln und Todtschlägern auf dem literarischen Kirchweihfest erscheinen, wird es auch nicht unzeitgemäss oder gar gehörverletzend sein, wenn wir auch einige «Flüche» der transsilvanischen Zigeuner, für die zartbesaitetesten Ohren immerhin noch «hoffähig», an diesem Orte anführen. Vielleicht kann diese Flüche der Schreiber in spe einer «Philosophie des Fluches» benützen. Wir haben ja heutzutage so vielerlei «Philosophien», dass man häufig genug von einem «Fluch der Philosophie» spricht; — warum sollte denn nicht die Welt auch mit einer «Philosophie des Fluches» beglückt werden? Die ersten Anläufe zu einer philosophischen Behandlung des Fluches finden wir schon in Lorenz

Sterne's «Empfindsamer Reise» und der grosse deutsche Satyriker Lichtenberg wollte ja eine Sammlung von Shakespeare's Flüchen herausgeben; doch blieb seine Absicht eben nur ein frommer Wunsch. Vor einigen Jahren erst hat Dr. K. H. Schaible eine interessante Monographie «Deutsche Stich- und Hiebwörter» herausgegeben und ein reichhaltiges Material zu einer «Philosophie des deutschen Fluches» im Speciellen geliefert. Ich will also hier zum Schlusse einige leidenschaftliche Gemütsexplosionen, die man mit dem Namen «Fluch» bezeichnet, anführen, die eben bei unseren Zigeunern stattfinden, welche eine ganz besondere Bravour im Fluchen haben, und was Fischart in seinem Gargantua (244 b) mit Bezug auf die Landsknechte sagt, gilt auch mutatis mutandis auf die Zigeuner: «ein Zigeunerfluch ätzt durch neue Harnisch!» Selbst der gute Agricola würde, hätte er die Flüche unserer Kortorár gekannt, nicht so im Allgemeinen schreiben: «Ich weiss nit, was andre Nationen für schwürflüch haben, aber das weiss ich, dass wir Teudtschen grewliche, hessliche flüche und schwür haben, und der über auss vil.» Eine kleine, aber zarte Blumenlese wird den Beleg für meine obige Behauptung geben:

«Amboss werde dein Kopf» *(Amonis th'ávlá shero tiro)*; «Auf deiner Hochzeit verliere deine Knochen» *(Pál biyáv ávlá tu bikokálengres)*; «Strauchwerk werde dein Bart» *(Págonis tiro the ávlá búrá)*; «Knödel werde deine Zunge» *(Cingerde ávlá tirá cib)*; «Rasiermesser werde deine Zunge» *(Murádyi th'ávlá tirá cib)*; Krebse seien deine Flöhe» *(Kátyálo th'ávlá ketco tute)*; «Pilz in deinem Halse, Frosch auf deiner Zunge [wachse]» *(Çuçur pál tirá korri, çuckerdyi pál tirá cib)*; «Des Teufels Grossmutter knage an deinem Ellenbogen» *Çávás mámi bengeskro tirá kuñi)*; «Deine Zähne sollen schmelzen» *(Tçárá tires dánd)*; «Bauch im Hause [Vielfrass]» *(Per pál ker)*; «Erblinde im Fasching» *(Korá pro fárshángos)*; «Dein Blut werde zu Seife» *(Rát tiro th'ávlá sápánis)*; «Das Salz des Teufels brenne deine Nasenlöcher» *(Lón bengesksro the tçárel tçuroni tirá)*; «Holz [wachse] auf deiner Nase» *(Kást trin nák)*; «Der Teufel kehre deinen Rücken» *(Beng the shulável tires dumno)*; «Ameisen sollen deinen Weizen verzehren» *(Háñá cável yev tires)*; «Von Nadeln starre dein Bauch» *(Prekál e suv shurlyovel per tires)*; «Schlange sauge an deiner Brust» *(Sáp the çável cuci tirá)*; «Auf deiner Hochzeit werde stumm» *(Pál biyáv tiro ávlá tu bicibákro)*; «Erschiesse

dich der Donner» *(Lyivinel tut tut e troc)* ... Zum Schlusse nur noch einige Fluch-Interjectionen: «Tausend Maus!» *(Egeros eseros)*; «Schnee auf die Frucht!» *(Yiv pál jiv)*; «Messer und Hammer!» *(Curi te sviri!)*; «Rasiermesser deiner Haut!» (Murádyi pro mortyi!); «Teufels-Ei!» *(Bengeskro gáro!)* — Dies wäre ein kleiner Strauss, gepflückt auf dem Felde zigeunerischer Gefühls-Explosion, in den wir noch recht viele, aber stark duftende Kräutlein hätten einflechten können; und auch für diesen Strauss, der, — wenn er uns auch nur die Schattenseiten des zigeunerischen Gemüthslebens zeigt, so doch die elastische Federkraft des Geistes, der in diesem Volke lebt, beweist; — können wir die Worte des alten, biedern Agricola als Begleit und Entschuldigung ansetzen: «Es seind die flüch also gemein ......, dass wir ihr auch underweilen gebrauchen zum schertz, wenn wir mit guten freunden reden, als einer kompt zum andern, sie sind vättern, schwäger, brüder und haben einander lang nit gesehen, so entfährt einer den andern: Nun, wo einher in aller teuffel namen! siehe mein gesell, dass dich der tropf schlag', dass du musst rasend und unsinnig werden, wo bistu so lang gewesen, wie lang hab' ich dich nit gesehen, wie geht's, wie steht's?» ....

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargestellt die Vor- und Leidensgeschichte, die Anschauungen, das Leben und Treiben dieses weltverlassenen, gutmütigen, echt romantischen Völkchens, welches sich in Ungarn und Siebenbürgen eine Art Bürgerrecht erworben; ergötzt sich doch am Klang der Geige der Aristokrat und der Bürgerliche, der Handwerker und Student, — und liebt dieses poesiereiche Völkchen, dessen Volksdichtung auf's Neue die Richtigkeit des Satzes beweist, den Felix Dahn einst ausgesprochen: dass man mit mehr Grund als der Materialismns lehrt: «der Mensch ist, was er isset», rühmen darf: «der Mensch ist, was er singet!»

Heinrich von Wlislocki.

BERGBAU-DENKMÄLER AUS DACIEN.[1]

Im einstigen Dacien (im heutigen Siebenbürgen) unterhielten die Römer einen ausgebreiteten Bergbau, und im siebenbürgischen, wie im Erzgebirge des Krassó-Szörényer Comitates (westlich vom Semenik) finden wir überall Spuren des römischen Betriebes. In dieser Provinz liessen die Kaiser nicht nur auf Salz, Eisen und Gold graben, sondern neben diesen metallreichen Gebirgsketten gewann man das Gold auch durch Verseifung. Ganze Hügel leicht gekitteten Goldkieses (auf den diluvialischen Terrassen) wurden untergraben, zum Einsturz gebracht und in das so gelockerte Materiale, aus weiter Entfernung her, mit künstlich verfertigten Aquäducten mächtige Ströme Wassers geleitet, um Gold und tauben Sand zu scheiden.

Alburnus major und minor (Verespatak und Abrudbánya), als Mittelpunkt des siebenbürgischen Californiens, bietet die meisten Denkmäler dieses lebhaften Betriebes, wo man zu verschiedenen Zeiten auch Wachstafeln (cerata) nebst zurückgelassenem Hausgeräthe entdeckte, so z. B. zuletzt im Jahre 1856 ausser mehreren Bergwerkzeugen wieder etliche Wachstafeln (cerata).

Diese Wachstafeln geben uns manche wertvolle Nachrichten von dem Betriebe und der Administration dieser Bergwerke; über das Costüme der einstigen Bergleute jedoch erhalten wir die ersten Aufklärungen in jenen drei Bildsäulen, die im Jahre 1881 im Köröstal neben dem kleinen Marktflecken Körösbánya zu Tage gekommen sind. Ich war so glücklich, diese Sculpturen für das Museum des archäologisch-historischen Vereins in Déva zu erwerben, und schon damals nahmen die in- und ausländischen Blätter mit grösstem Beifall Notiz vom diesem Funde, welchen hervorragende Fachmänner wie Franz v. Pulszky, Emerich Henselmann, Carl v. Torma in Budapest, Otto Keller in Prag für ein Unicum erklärten.

Diese Sculpturen — seien sie nun Grabsteine oder Denkmäler — zeigen im Allgemeinen eine so primitive Technik und einen so primitiven Kunstgeschmack, dass wir dieselben für Werke der unterjochten Einwohner halten müssen, da die Römer eben zum Bergbau auch Sklaven verwendeten. Dass aber diese Denkmäler zweifellos aus der Zeit der römischen Herrschaft stammen, beweisen meine an Ort und Stelle durchgeführten Nachforschungen, denn die daselbst vorgefundenen Münzen und sonstigen Funde erweisen zur Genüge, dass die diluvialen Terrassen bei Körösbánya von den Römern ausgenützt worden sind.

[1] Gefunden bei Körösbánya im weissen Köröstal, Hunyader Comitat.

Die primitive Technik fällt teils durch die Meisselung, teils durch die geplättete unregelmässige Form ins Auge. Die unteren Extremitäten entbehren gänzlich dieser Sculpturen, da sie wohl ursprünglich mit der unteren Seite in die Erde eingegraben sein sollten; auch bezüglich ihrer Dimension unterscheiden sie sich von einander und noch mehr in der Gesetzmässigkeit ihrer sculpturellen und anatomischen Proportionen.

Die Schulterplatten und die Oberarme sind an der Seite kaum herausgemeisselt; an dem, sich auf die Brust neigenden Unterarme ist die Hand mit den ausgebreiteten Fingern nur ein klein wenig ausgemeisselt, aber weder die Verschiedenheit des Daumens, noch die der andern Finger ist genügend dargestellt, so dass dieselben von der Ferne aus besichtigt eher Rechenzähnen ähneln.

Den wertvollsten Teil dieser Denkmäler bildet die beim Hals übergeworfene und nach rückwärts laufende, ein m/m dicke bandförmige Erhöhung, welche auf der Rückenseite eine 47 m/m lange und 12 m/m breite, mit der Hand genau wahrnehmbare Platte hält, und zwar in einer solchen Lage, dass dieselbe zum Schutze der Wirbelsäule, respective des Rückens dienen sollte, wahrscheinlich die jetzige Lederschürze (Arschleder) der Bergleute substituirend.

Ungefähr bei dem Brustbeine, zwischen den beiden Händen vereinigen sich diese Riemen und bilden eine Fortsetzung bis zur Spange des Gürtels. Diesen Gürtel bildete eine 5 m/m breite Riemenplatte, welche bei den zwei kleineren Exemplaren mit zick-zackigen Ornamenten versehen ist. Und um über allen Zweifel zu erheben, dass diese Denkmäler wirkliche Bergbau-Costüme verewigen, so finden wir bei jedem an der linken Seite den unter den Gürtel gesteckten Bergwerkshammer. Aus allem Gesagten erhellt, dass diese Denkmäler nur Bas-Reliefs sind.

Der Kopf ist bei jeder Figur abgehackt, wie wir dies bei allen Bildsäulen aus der Zeit der römischen Herrschaft finden. . . Das Material ist Karpathensandstein, welcher sich in der Nähe vorfindet. Alle Sculpturen finden sich in Mannesgrösse vor und waren mit piedestalartigen Steinklumpen in die Erde gegraben.

GABRIEL TÉGLÁS.

DIE UNGARISCHE JOURNALISTIK 1780—1880.

Unter diesem Titel[1] ist soeben eine interessante Zusammenstellung sämmtlicher ungarischer Zeitungen und Zeitschriften, welche vom 1. Januar 1870 bis 1. Januar 1880 ins Leben getreten sind, verfasst von Anton Szalády, mit einer Einleitung von Josef Ferenczy, erschienen.

Wir entnehmen dem lehrreichen und interessanten Buche, das mit erstaunlichem Fleisse gearbeitet ist, die folgenden Daten.

Die erste ungarische Zeitung war der *Magyar Hirmondó* (Ungar. Courier), Wochenschrift, herausgegeben in Pressburg von Mathias Ráth, welche bis Herbst 1788 bestand.

Vor dieser Zeitung gab es in Ungarn blos lateinische und deutsche «Gazetten.» Die erste war wohl der *Mercurius Hungaricus*, später *Mercurius Veridicus ex Hungaria* (1705—1711), der besonders die Angelegenheiten der Rákóczi'schen Partei gegenüber den lügnerischen Berichten des «Wienerischen Diarium» vertrat. Da diese Zeitung mit dem Frieden von Szatmár (1711) einging, begründete Mathias Bél im Jahre 1721 eine neue Wochenschrift *Nova Posoniensia*, welche nur bis 1722 erschien. Längeren Bestand hatte die erste deutsche Zeitung in Ungarn der *Ofnerische Mercurius*, der im dritten und vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, zweimal in der Woche erschien, und die *Pressburger Zeitung*, welche zuerst am 14. Juli 1764 ausgegeben wurde und, allerdings unter mancherlei Veränderungen und Umgestaltungen, noch heute am Leben ist. Von grossem Einfluss war auch das Pressburger *Ungarische Magazin* (1781—87) und dessen Fortsetzung, das *Neue ungarische Magazin* (1787—1791).

Nach diesen lateinischen und deutschen Vorläufern begann die ungarische Journalistik im Jahre 1780 mit dem genannten *Magyar Hirmondó* und entwickelte sich, anfangs langsam und sprungweise, später stetig fortschreitend zu imposanter Blüthe.

In dem Jahrhundert von 1780—1880 waren Alles in Allem 1461 Zeitungen und Zeitschriften erschienen, von denen innerhalb derselben Frist 1140 eingingen. Am 31. Dec. 1879 betrug die Zahl der ungar. Journale 321.

Ueber den heutigen Stand der ungarischen (und nicht-ungarischen) Journalistik Ungarns s. diese *Ungarische Revue* oben S. 151.

Besonders interessant ist die folgende, dem Szalády'schen Werke entnommene Tabelle, in welcher für jedes einzelne Jahr des abgelaufenen Jahrhunderts die Zahl der erschienenen und eingegangenen Journale und der Stand der Journalistik am Schlusse des betreffenden Jahres ausgewiesen ist:

[1] A magyar hirlap-irodalom statistikája 1780—1880. Összeállította Szalády Antal, bevezetéssel ellátta Ferenczy József. Budapest. 1884, R. Lampel, 253 S.

Jahr	Entstanden	Eingegangen	Zunahme	Abnahme	Stand am 31. December	Jahr	Entstanden	Eingegangen	Zunahme	Abnahme	Stand am 31. December
1780	1	—	—	—	1	1830	2	—	2	—	11
1781	—	—	—	—	1	1831	2	2	—	—	11
1782	—	—	—	—	1	1832	9	1	8	—	19
1783	1	—	1	—	2	1833	6	6	—	—	19
1784	—	—	—	—	2	1834	4	4	—	—	19
1785	—	—	—	—	2	1835	1	1	—	—	19
1786	—	—	—	—	2	1836	7	3	4	—	23
1787	3	—	3	—	5	1837	8	7	1	—	24
1788	2	2	—	—	5	1838	10	6	4	—	28
1789	2	—	2	—	7	1839	3	8	—	5	23
1790	2	1	1	—	8	1840	11	7	4	—	27
1791	1	3	—	2	6	1841	13	12	1	—	28
1792	2	3	—	1	5	1842	6	3	3	—	31
1793	3	—	3	—	8	1843	10	4	6	—	37
1794	1	1	—	—	8	1844	6	11	—	5	32
1795	—	1	—	1	7	1845	2	4	—	2	30
1796	2	1	1	—	8	1846	5	4	1	—	31
1797	—	1	—	1	7	1847	6	9	—	3	28
1798	—	2	—	2	5	1848	33	49	—	16	12
1799	—	1	—	1	4	1849	26	29	—	3	9
1800	1	—	1	—	5	1850	10	4	6	—	15
1801	—	—	—	—	5	1851	4	5	—	1	14
1802	—	—	—	—	5	1852	7	3	4	—	18
1803	1	2	—	1	4	1853	5	3	2	—	20
1804	—	1	—	1	3	1854	4	4	—	—	20
1805	1	1	—	—	3	1855	10	4	6	—	26
1806	2	—	2	—	5	1856	13	4	9	—	35
1807	—	1	—	1	4	1857	20	10	10	—	45
1808	—	1	—	1	3	1858	16	12	4	—	49
1809	—	—	—	—	3	1859	11	16	—	5	44
1810	1	1	—	—	3	1860	31	19	12	—	56
1811	—	—	—	—	3	1861	37	27	10	—	66
1812	—	—	—	—	3	1862	36	30	6	—	72
1813	1	—	1	—	4	1863	31	32	—	1	71
1814	1	—	1	—	5	1864	24	17	7	—	78
1815	—	—	—	—	5	1865	29	27	2	—	80
1816	2	1	1	—	6	1866	32	22	10	—	90
1817	2	—	2	—	8	1867	62	33	29	—	119
1818	1	3	—	2	6	1868	52	40	12	—	131
1819	1	1	—	—	6	1869	56	45	11	—	142
1820	1	1	—	—	6	1870	58	47	16	—	158
1821	1	—	1	—	7	1871	65	31	28	—	186
1822	1	—	1	—	8	1872	83	72	12	—	198
1823	—	—	—	—	8	1873	64	64	—	—	198
1824	4	3	1	—	9	1874	87	52	35	—	233
1825	1	—	1	—	10	1875	62	54	8	—	241
1826	1	1	—	—	10	1876	66	62	4	—	245
1827	1	2	—	1	4	1877	67	46	21	—	266
1828	5	2	3	—	12	1878	85	68	17	—	283
1829	1	4	—	3	9	1879	114	76	38	—	321

Die auffallendsten Momente sind die Jahre 1825 (Beginn der nationalen Bewegung), 1849 (Niedergang des Freiheitskampfes), 1867 (die Wiederherstellung der Verfassung).

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 5. Mai las Moriz Ballagi einen Vortrag: *Die historische Continuität der Sprachentwickelung und der „Nyelvőr" (Sprachwart).* Ballagi tritt in seiner Abhandlung, welche von Gabr. Szarvas' Artikelreihe: «M. Ballagi u. die ungar. Sprache» ausgeht, entschieden gegen die vom «Nyelvőr» vertretene Richtung auf. Er stellt die Frage auf, ob jene massenhafte Sprachneuerung, welche vor etwa einem Jahrhundert beginnend die ungarische Sprache auf ihren heutigen literarischen Standpunkt gebracht hat, notwendig gewesen sei? und antwortet darauf bejahend. Die ungarische Sprache war am Beginn des Jahrhunderts in einen Zustand der Unbeholfenheit herabgesunken; es fehlte ihr die Hauptbedingung der Entwicklung, das nationale öffentliche Leben. Als mit der Erneuerung des nationalen öffentlichen Lebens die ungarische Sprache plötzlich in ihre alten Rechte eingesetzt wurde, trat die Notwendigkeit der Sprachneuerung ein. Doch die Notwendigkeit war zu gross und kam zu jäh, so dass an eine Befriedigung derselben auf versöhnlichem Wege gar nicht gedacht werden konnte. Die Neologie war eine Revolution. Damit ist zugleich ihr Rechtstitel und die Grenze ihrer Berechtigung bezeichnet. Mit dem Schwinden der Notwendigkeit, welche die Revolution erzeugt hat, muss die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt werden; auf die Revolution muss die Restauration folgen. Darum beschloss die Akademie die Herausgabe des «Nyelvőr», damit er sowohl hinsichtlich der Wortbildung als auch hinsichtlich der Phraseologie die Reinheit der Sprache bewahre. Was aber der Redacteur des «Nyelvőr», Gabriel Szarvas, verkündet, ist, nach der Ueberzeugung des Vortragenden, nicht die nüchterne Restauration, welche die Errungenschaften der Revolution verwertet, sondern eine Reaction, welche unter dem Scheine des Ordnungsmachens Alles umstürzt und anstatt Ordnung einen heillosen Wirrwarr herbeiführt. Vortragender hat gegen diese verderbliche Richtung des «Nyelvőr» bereits 1881 seine Stimme erhoben. Gabriel Szarvas hat damals seine Einsprache derb abgefertigt und das Verdict gesprochen: «Ballagi hat sich selbst des Rechts beraubt, in dieser Frage mitzustimmen.» Ein Jahr später aber hat Szarvas in dem Artikel: «Verstehen wir einander!» die Frage, um welche es sich vor einem Jahre gehandelt hatte: «Was sollen wir mit den Neologismen der Vergangenheit beginnen?» neuerdings aufgestellt und, wunderbarer Weise, ohne sich auf Ballagi auch nur mit einem Worte zu berufen, sich auf Ballagi's Standpunkt gestellt. Wenn nun Gabriel Szarvas — meint Vortragender —, von seinem bisherigen schroffen Standpunkte einlenkend, einem Teile der Neologismen Amnestie erteilt hat, warum hat er es nicht schon gerade herausgesagt, dass die Continuität der Sprachentwicklung eine historische Notwendigkeit sei, wel-

cher wir uns nicht entziehen können, wenn wir die fünfzigjährige geistige Arbeit der Erneuerung des nationalen Lebens nicht wieder von vorn beginnen wollen?

Hierauf folgte ein Vortrag Emil Ponori-Thewrewk's *über Anakreon*. Die classisch-philologische Commission der Ungarischen Akademie beginnt in diesem Jahre die Herausgabe neuer, den Anforderungen der Gegenwart entsprechender ungarischer Uebersetzungen der griechischen und römischen Classiker mit der ungarischen Uebersetzung Arakreon's von Emil Ponori-Thewrewk. Der Uebersetzer liest aus seiner umfangreichen Einleitung zu dieser Uebersetzung vor Allem diejenige Partie vor, die von den Wirkungen handelt, welche die anakreontische Poesie in neuerer Zeit nicht allein auf die Literatur, sondern auch auf die verschiedenen Künste ausgeübt hat und zählt hier schliesslich die ungarischen Uebersetzer und Nachahmer Anakreon's auf. Er weist ferner nach, wie mangelhaft die Bibliographien des Auslandes seien, indem sie blos die deutsche, französische, englische, italienische, spanische, holländische, dänische und schwedische Literatur berücksichtigten, die Literaturen der übrigen Völker aber völlig unberücksichtigt lassen. Diese von den Deutschen in der Geschichte der Weltliteratur zurückgelassenen Lücken müssen früher oder später durch Jemanden ausgefüllt werden, und Vortragender meint, dass wir Ungarn uns dieser Aufgabe unterziehen mussten. Er selbst liefert eine solche Ausfüllung bezüglich Anakreons Sehr interessant ist seine Mitteilung, dass Anakreon in Russland bereits im XVII. Jahrhundert bekannt gewesen. In einem damals aus dem Buche Ruth angefertigten russischen Mysterium singen die handelnden Personen anakreontische Lieder. Noch interessanter ist die Nachricht, dass in Russland bisher noch unbekannte Anakreon-Handschriften existiren. Dies wäre, wenn die Nachricht sich bewahrheitet, eine für den Text des Anakreon ausserordentlich wichtige Entdeckung.

Vortragender weist im Laufe seines Vortrages die auf dem Monte Calvo gefundene Anakreon-Statue, die Spallettische Anakreon-Ausgabe mit dem Facsimile des Codex, die schönsten illustrirten Ausgaben, endlich die photographische Ausgabe des Codex vor.

2. In der Sitzung der zweiten Classe am 12. Mai legte Emerich Henszlmann Zeichnungen V. Myskovszky's über den *Donjon des Sárospataker Schlosses* mit historischen und kunsthistorischen Erläuterungen vor. Das correspondirende Mitglied Victor Myskovszky hatte von der Landes-Commission für Baudenkmäler den Auftrag erhalten, den Donjon des Sárospataker Schlosses aufzunehmen, welcher nicht nur in historischer, sondern insbesondere in kunsthistorischer Hinsicht merkwürdig ist durch seine Ornamentik und Architectur, welche der guten Zeit der Renaissance ange-

hört. Der Körper des Donjons wurde in älterer Zeit, im XIII. oder XIV. Jahrhundert erbaut; im XVI. Jahrhundert aber wurde derselbe, gelegentlich des Schlossbaues, von Perényi bewohnbar gemacht. An dieser architektonischen Umgestaltung beteiligten sich italienische Architecten, Sculptoren und Maler. Die Bauart des Donjons ist einfach, wie diejenige des Donjons des Visegráder Schlosses, ohne das auf die Verirrung des einbrechenden Feindes calculirte Labyrinth der ausländischen, namentlich französischen Burgdonjons. Myskovszky hat den auf vierzig grossen Tafeln höchst sorgfältig ausgeführten Aufnahmen des interessanten Bauwerkes nur einige Notizen beigefügt, welche Professor Henszlmann, der die Tafeln zur Besichtigung unter dem Auditorium circuliren liess, wesentlich ergänzte.

Hierauf las Professor Dr. Heinrich Marczali als Gast eine längere Abhandlung: *Denkschriften des Grafen Nikolaus Pálffy über die Regierung Ungarns.* Der Graf Nikolaus Pálffy hat der Königin Maria Theresia vor seiner Ernennung zum ungarischen Oberkanzler (1758) mehrere Denkschriften über die Regierung Ungarns unterbreitet, welche gleichsam sein Programm bilden und sich über sämmtliche Gebiete des öffentlichen Lebens verbreiten. Damals war nicht die staatsrechtliche Frage die Hauptfrage, sondern die innere Reform, welche Pálffy energisch zu fördern bestrebt war. Er zeigt sich vollkommen auf der Höhe der Bildung seiner Zeit. In der von der Gesetzgebung handelnden Denkschrift nimmt er gleicherweise Stellung gegen die nationalen Vorurteile und gegen das ungesetzliche Vorgehen der deutschen Minister, welches die königliche Autorität compromittire. Er betont insbesondere das Vertrauen und die Liebe zwischen Nation und Herrscher, das mütterliche persönliche Regiment der Königin. Er will die Gesetze nur unter Mitwirkung des Reichstages geschaffen haben, doch solle die so notwendige Codification durchaus der Regierung zufallen, die Executive vollständig dem Statthaltereirat anvertraut werden, an dessen Spitze als Palatin eine Vertrauensperson der Regierung stehen soll. — Die Steuerfrage ist unter Maria Theresia wegen ihres engen Connexes mit der Untertanenfrage besonders wichtig. Da die nur von den Untertanen gezahlte, deshalb geringe Steuer den Anforderungen des Staates nicht entspricht, müssen die Comitate selbst zur Aenderung dieses Zustandes bewogen werden. Darum möge überall, ausser dem einflussreichen Obergespan, ein Vertrauensmann der Kanzlei, zum Schutze der Untertanen gegen den Adel bestellt werden. Das oberste Ziel ist: die gesetzliche Herbeiführung der Besteuerung des Adels. — An eine radicale Reform konnte damals des siebenjährigen Krieges wegen nicht gedacht werden, weshalb Pálffy in einer besonderen Denkschrift die Uebergangs-Verfügungen entwickelt. Auch solang der Adel nicht steuert, könne die Steuerfähigkeit des Landes durch Hebung des Handels und Gewerbes bedeutend erhöht werden. — Er empfiehlt die G ündung von Militärcolo-

nien; die Regelung der königlichen Freistädte, welche eine sehr schlechte Wirtschaft führen; die Controle der Finanz-Angelegenheiten der Geistlichkeit, ungeachtet dessen, dass dieselbe ihre Güter frei besitzt. Die Bekehrung der Akatholiken soll mehr durch Toleranz, als durch Verfolgung angestrebt werden; in Allem aber soll von dem gegenwärtigen Zustande ausgegangen werden. — Es darf behauptet werden, dass sich die Regierung Maria Theresia's die Verwirklichung dieser Gesichtspunkte angelegen sein liess. Pálffy blieb nur bis 1762 Kanzler, wo er seines Amtes seiner Opposition wegen verlustig wurde. Aber 1765 machte ihn Maria Theresia zum Judex Curiæ und stellte ihn an die Spitze der gesammten Regierung. Der Judex Curiæ hatte einen besonders grossen Anteil an der Regelung des Urbariums. Die Briefe Maria Theresia's an den trefflichen Staatsmann sind in einem so vertrauensvollen Tone geschrieben, wie ihn Herrscher ihren Untertanen gegenüber selten gebrauchen. Als er 1773 starb, schrieb die Königin an ihren Sohn: er war ein Mann voll Eifer und Treue, wie keiner mehr lebt.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Feigler Franz, Das Rettungshaus. Eine Anstalt zur Besserung sittlichverwahrloster Jugend im Alter von 10—17 Jahren. Pressburg, 1884, Stampfel, 25 S.

Fraknói Vilmos, *Váradi Péter élete* (Peter Váradi, Erzbischof von Kalocsa, 1483—1511, von Wilhelm Fraknói). Budapest, 1884, Ráth, 64 S.

Gothard Sándor, *Jupiter és Mars physikájához* (Beiträge zur Physik der Planeten Jupiter und Mars, auf Grund von 1882-er Beobachtungen im astro-physikalischen Observatorium zu Berény, von Alexander Gothard). Budapest, 1881, Akademie, 16 S. und 3 Tafeln.

— *Jenő*, *Egy uj spectroscop* (Ein neues Spektroskop von Eugen Gothard). Budapest, 1884, Akademie, 9 S. und eine Tafel.

Homorod, *Az utolsó remete* (Der letzte Eremit. Historischer Roman aus den Revolutionsjahren von Homorod). Budapest, 1884, Tettey. Zwei Bände, 146 und 168 S.

Hankó Vilmos, *Hunyadmegye ásványvizei* (Die Mineralwässer des Hunyader Comitates von Dr. Wilhelm Hankó). Budapest, 1884, Akademie, 16 S.

Historiae hungaricae fontes domestici. Vol. III. Florianus. Chronicon dubnicense cum codicibus Sambuci Acephalo et Vaticano, chronicisque Vindobonensi Picto et Budensi accurate collatum. Accesserunt: II. Adnotationes chronologicae seculi XII et XIII-i. — III. Chronicon Monacense. — IV. Chroni-

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

con Zagrabiense et Varadiense. — V. Joannis de Vtino narratio de regibus Hungariae. Quinque-Ecclesiis, 1884. K. Valentin Comm. 4°, V und 276 S.

Horváth Géza, A rovarok dimorphismusaról (Ueber den Dimorphismus der Insekten, von Dr. Viktor Horváth). Budapest, 1884, Akademie, 49 Seiten und eine Tabelle.

Hunfalvy P., A számlálás módjai és az év hónapjai (Die verschiedenen Arten des Zählens und die Monate des Jahres, sprachwissenschaftliche Studie von Paul Hunfalvy). Budapest, 1884, Akademie, 30 S.

Koszorú a román népköltészet virágaiból (Rumänische Volksdichtungen, übersetzt von Gregor Moldován). Budapest, 1884, Lampel, 192 S.

Kvassay Ede, A vármegye szava (Das Wort des Comitates. Roman von Eduard von Kvassay), herausgegeben von der Petőfi-Gesellschaft. Budapest, 1884, Révai, 284 S.

Kvassayné Kún Melanie, Sötét pontok (Schwarze Punkte. Roman von Melanie Kún-Kvassay). Budapest, 1884, Aigner, zwei Bände, 225 und 178 S.

Kálmán K., Dávid Zsoltárkönyve (Der Psalter König Davids, auf Grund des hebräischen Originals und der bewährtesten Uebersetzer und Erklärer, mit besonderer Berücksichtigung der Vulgata, in ungarischen Versen bearbeitet von Karl Kálmán). Budapest, 1883, Tettey, XVI und 320 S.

Kalchbrenner K., Új hasgombák (Gasteromycetes novi vel minus cogniti, von Karl Kalchbrenner). Budapest, 1884, Akademie, 10 S. und 5 colorirte Tafeln.

Kaufmann Dávid Dr., Vom jüdischen Katechismus. Budapest, 1884, Zilahy, 19 S.

Károlyi Árp., A magyar alkotmány felfüggesztése (Die Suspendirung der ungarischen Verfassung im Jahre 1673, von Dr. Árpád Károlyi). Budapest, 1884, Akademie 68 S.

Konkoly Miklos, Astrophysikai megfigyelések (Astrophysikalische Beobachtungen auf der Sternwarte von Ó-Gyalla aus dem Jahre 1883, von Nikolaus von Konkoly). Budapest, 1884, Akademie 34 S. und eine Tafel.

Komjáthy B., Epistolae Pavli lingva hungarica donatae. (Die Komjáthy'sche ungarische Uebersetzung der Episteln Pauli vom Jahre 1532, neu herausgegeben von Aron Szilády). Budapest, 1884, Akademie, 491 S.

Lenhossék Joseph Edler von, Ausgrabungen zu Szeged-Öshalom in Ungarn, namentlich die in den dortigen urmagyarischen, altrömischen und keltischen Gräbern aufgefundenen Skelete. Darunter ein sphenocephaler und katarrhiner hyperchamaecephaler Schädel, ferner ein dritter und vierter künstlich verbildeter makrocephaler Schädel aus Ó-Szőny und Pancsova in Ungarn. Mit 8 phototyp. Tafeln. und einem lithogr. Situationsplane in Farbendruck; ferner 8 xylogr. Figuren im Texte. Bpest, 1884, 4°, XI, 251 S. und 8 Tafeln.

Majláth B., Telegdi Miklós katechismusa (Der Katechismus des Nikolaus Telegdi vom Jahre 1562, von Béla Majláth). Budapest, 1884, Akademie, 10 S.

Márki Sándor, Eszterházy Miklós nádor (Der Palatin Nikolaus Eszterházy von Dr. Alexander Márki). Pressburg, 1884, Stampfel, 23 S.

— — *Wesselényi Ferencz nádor* (Der Palatin Franz Wesselényi, von demselben). Das. 23 S.

Mitteilungen aus dem Jahrbuche der kön. ung. geologischen Anstalt. VI. Band. 7. 8. Heft. Bpest, 1883. 7. Heft. Szterényi Hugó, Ueber die eruptiven Gesteine des Gebietes zwischen Ó-Sopot und Dolyna-Lyubkova im Krassó-Szörényer Comitate. S. 194—262 und zwei lithogr. Tafeln. — 8. Heft, Staub Moriz, Tertiäre Pflanzen von Felek bei Klausenburg. S. 263—281 und eine Tafel.

Monumenta comitialia regni Transylvaniae. Mit (ungarischer) historischer Einleitung, im Auftrage der historischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von Alexander Szilágyi. IX. Band: 1629—1637. Budapest, 1884, Akademie, 603 S.

Országh Sándor, Budapest középitkezései 1868—1882 (Die öffentlichen Bauten Budapests in den Jahren 1868—1882, von Dr. Alexander Országh). Budapest, 1884, Verfasser, VII und 248 S.

Pávay Vajna Gábor, Pozsony és a harmadik egyetem (Pressburg und die dritte Universität von Gabriel Vajna von Páva). Pressburg, 1884, Stampfel, 43 Seiten.

Pulszky Ferencz, Életem és korom (Mein Leben und meine Zeit, von Franz v. Pulszky). Zweite Auflage, Budapest, 1884, Franklin. Zwei Bände, 504 und 541 S.

Pulszky Ferencz, A rézkor Magyarországon (Die Kupfer-Zeit in Ungarn von Franz von Pulszky. Herausgegeben von der archaeologischen Commission der ungarischen Akademie der Wissenschaften). Budapest, 1884, Akademie, Gr. 4°, IV, 79 S. und 21 Illustrationen.

Pólya Jakab, Az ujabb agrár mozgalom (Die neuere agrarische Bewegung und Literatur in Ungarn, von Jakob Polya), Budapest, 1884, Kilian, 79 Seiten.

Révai-Rosenberg Ludwig Dr., Ein Beitrag zum Autorrechte. Der Sequestrationsprozess des «Société de Berlin». Actenmässig dargestellt mit einer Einleitung. Budapest, 1884, Grimm, 41 S.

Szinnyei József, Finn-magyar szótár (Finnisch-ungarisches Wörterbuch, im Auftrage der Akademie bearbeitet von Dr. Josef Szinnyei). Budapest, 1884, Akademie, XIX und 528 S.

Simonyi Zsigmond, A magyar kötőszók (Die ungarischen Bindewörter, zugleich als Theorie des zusammengesetzten Satzes von Sigmund Simonyi). Budapest, 1884, Akademie, III. Band. Die unterordnenden Bindewörter, 256 S. — Schluss des ganzen Werkes.

Steinacker Eduard, Der am 7. Februar 1884 dem Abgeordnetenhause des ungarischen Reichstages unterbreitete Gewerbegesetzentwurf sammt Motivenbericht. Uebersetzt mit den einzelnen §§. des VIII. Gesetzartikels vom Jahre 1872 (dem bestehenden Gewerbegesetz) verglichen und in seinen Hauptbestimmungen erläutert. Budapest, 1884, Grill XIV und 93 S.

Spitkó Lajos, A görög szinház (Das griechische Theater. Vortrag von Ludwig Spitkó). Arad, 1884, Gyulai, 21 S.

DENKREDE AUF GEORG VON MAILÁTH.[1]

So oft wir in diesem Kreise Derjenigen gedenken, die demselben im Laufe des verflossenen Jahres entrissen wurden, empfinden wir lebhaft der menschlichen Dinge Vergänglichkeit, deren unausweichliche Gewalt bald der Entwickelung des Jünglings-, bald der gereiften Tätigkeit des Mannesalters oder den ruhigen Rückblicken auf eine verdienstvolle, lange Lebenslaufbahn ein Ziel setzt. Mit gesteigertem Schmerze aber muss sich dieses Gefühl dort geltend machen, wo wir dem vorzeitigen blutigen und verhängnissvollen Verlöschen eines glänzenden, an patriotischer Tätigkeit reichen Lebens gegenüber stehen; wo wir den Bannerträger und obersten Richter des Landes, den Präsidenten des Oberhauses, eine der hervorragendsten und bedeutendsten politischen Persönlichkeiten unseres Vaterlandes, einen eifrigen Anteilnehmer an dem Wirken der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und begeisterten Gönner der vaterländischen Literatur, mitten im Herzen des Landes, als das Opfer eines feigen, niederträchtigen Attentates fallen sehen, dessen tragischen Ausgang des Judex Curiae ungebrochener männlicher Mut und unbeugsame Energie nur förderten, während diese seine charakteristischen Eigenschaften nach menschlicher Berechnung die Mittel und Bürgschaften seiner Rettung hätten sein müssen.

Und wenn wir, vom Manne des öffentlichen Lebens absehend, auf den Gatten, auf den Familienvater zurückblicken, dann verstummt, dem Schmerze und Verluste der Seinen gegenüber, beinahe das ohnmächtige Wort der Teilnahme und «der Menschheit ganzer Jammer fasst uns an». Selbst die Trauer der Freunde tritt in den Hintergrund; sie fühlen, dass das Vorrecht derselben nicht ihnen

[1] Vorgetragen in der Ung. Akad. d. Wiss. am 26. Mai 1884.

zustehe, welche aber auch wissen, dass, ausser den Seinigen, sie in erster Reihe berufen sind, von den Vorzügen des Charakters, Geistes und Gemütes des verklärten Dahingeschiedenen Zeugniss zu geben. Denn es ist die stärkste Beglaubigung dieser Vorzüge, wenn der Verlust eines ausgezeichneten Mannes am tiefsten und nachhaltigsten von Denjenigen betrauert wird, die ihm am nächsten gestanden, ihn am längsten und genauesten gekannt und am innigsten geliebt haben. Solch eine zeugnissgebende Rückerinnerung hat für sie etwas Tröstendes, Erhebendes, Versöhnendes. Die treu bewahrten Erinnerungen der Vergangenheit übergiessen, gleich den Strahlen der untergehenden Sonne, auch noch das Dunkel der anbrechenden Nacht mit ihrem Glanze, und das menschliche Herz liebt es, in ihnen die Vorboten und Bürgen eines neuen Tagesanbruchs zu erblicken.

Es war ein charakteristischer Zug der alten politischen Organisation unseres Vaterlandes, dass in ihr die Aufgaben der öffentlichen Tätigkeit nicht durch starre und unübersteigliche Schranken von einander geschieden waren. Die Kreise der richterlichen, administrativen und politischen Agenden kamen mit einander, vom Comitat angefangen, oft in Berührung und wurden in zahlreichen Fällen cumulativ von ein und derselben Person besorgt. Eine solche politische und administrative Organisation war indess nicht eine ausschliessliche Eigentümlichkeit unseres Vaterlandes; eine strenge und consequente Anwendung der Idee der Arbeitsteilung wurde, in der alten Welt ebenso wie in der christlichen Aera, beinahe bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts, auf dem Gebiete des Staatslebens, kaum ins Auge gefasst. In Ungarn bestanden diese Zustände länger fort als — England ausgenommen — in irgend einem anderen Lande, weil die Nation grösstenteils in ihnen den traditionellen Ausdruck und die Gewährleistung ihres politischen Lebens fand. Die veränderliche, vielseitige und complicirte Entwickelung der modernen Gesellschaft duldet diesen gemischten Charakter der Stellungen und Berufe nicht mehr; die Wissenschaft hat denselben in vielen Beziehungen verurteilt; die Anforderungen des practischen Lebens endlich können ihre gehörige Erkenntniss und Berücksichtigung einzig und allein von der gründlichen Berufsbildung der Fachmänner erwarten; aber wenn die alten Institutionen, von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt, sich der Lösung der Aufgaben der Gegenwart auch nicht mehr gewachsen erwiesen, ist es doch unleugbar, dass ihren Schattenseiten zahl-

reiche Vorzüge das Gegengewicht hielten. Nicht der letzte derselben bestand darin, dass sich unsere politischen Persönlichkeiten infolge ihre vielseitigen Tätigkeit gewöhnten, die öffentlichen Angelegenheiten mit Berücksichtigung sämmtlicher Factoren ihres Wesens anzusehn und zu behandeln. Es kann kaum in Zweifel gezogen werden, dass das Interesse der Gesellschaft die Selbständigkeit der richterlichen Gewalt und ihre Unabhängigkeit von jeder politischen Parteirichtung gebieterisch fordern. Aber andererseits hat sich der Einfluss des wahren, objectiven, leidenschaftlosen, alle Seiten der obschwebenden Fragen unbefangen abwägenden richterlichen Geistes auf die verfassungsmässige Behandlung der Staatsangelegenheiten in der Regel, und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Gesetzgebung, als ebenso heilsam, wie die starre Geltendmachung der exclusiv advocatischen Anschauung und Auffassung, welche oft mit der glänzendsten parlamentarischen und rednerischen Begabung Hand in Hand geht, als verderblich erwiesen. Jener Zweig der Familie Mailáth, dessen Sprössling der letzte Judex Curiae gewesen, war drei ununterbrochene Generationen hindurch zur Repräsentation des politischen Einflusses dieses richterlichen Geistes berufen. Auf Georg Mailáth, einen berühmten Personal im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, folgte dessen Sohn, gleichfalls Georg Mailáth, der zuerst 1828 als königlicher Personal dem Unterhause, dann 1839—40 als Judex Curiae dem Oberhause präsidirte, auf zwei denkwürdigen Reichstagen, deren anfangs stürmische Beratungen und scharfe Gegensätze in versöhnenden und beruhigenden Ergebnissen ihre ausgleichende Lösung fanden.

Sein Sohn, der jüngere Georg Mailáth, war in jenen hohen politischen und richterlichen Stellungen, welche das Vertrauen der Krone ihm als ungarischen Oberkanzler und später Judex Curiae übertrug, zu einer ähnlichen Rolle berufen. Denn wenn die Durchsetzung und Inslebenführung der 1867-er Lösungen auch nicht in erster Reihe sein Werk gewesen, hat doch er den Boden für das Zustandekommen derselben vorbereitet, und in den entscheidenden Augenblicken ist sein selbstloser Patriotismus ein mächtiger Hebel und Factor des Gelingens derselben gewesen. Anlässlich des 1839—40-er Reichstages betrat er zum erstenmal, als Ablegat des Comitats Baranya, die öffentliche Laufbahn. Am 3. Dec. 1818 geboren war er das jüngste Glied des Ablegatenhauses. Schon damals gab er seine künftige Bedeutung durch jene weise Zurückhaltung zu erkennen,

die ihn, trotz seines früh entwickelten Rednertalentes, jedes vorzeitige Auftreten vermeiden liess. Diese Zurückhaltung war seinerseits nicht geschickte Berechnung oder bewusste Klugheit, sondern sie lag in seiner Natur: sie war ein Ausfluss seines Charakters und, ich möchte sagen, ein traditioneller Familienzug desselben, welcher öfters missverstanden worden ist, dessen heilsame Wirkungen aber nicht nur er selbst auf seiner glänzenden Laufbahn, sondern auch jede Angelegenheit, der er aus lauterer Ueberzeugung diente, wiederholt erfahren hat. Die schweigsame Zurückhaltung gilt bei uns nicht als vorteilhafte Empfehlung, sagt irgendwo ein französischer Schriftsteller, und er hätte dasselbe kühn auch von uns sagen können. Ist jedoch von einem Manne die Rede, auf den, wie auf Georg Mailáth, vollkommen die Worte desselben Schriftstellers passen: «In seinem einfachen und geraden Ideengange waren weniger verborgene Motive, als Manche sich einbildeten, und seine seltenen, prägnanten Auslassungen waren stets der treue Ausdruck seiner intimsten Gedanken und Gefühle» —, so fühlt Jeder, der das Leben und dessen Aufgaben kennt, dass die consequent beobachtete Zurückhaltung, wo sie sich mit Adel und Verlässlichkeit des Charakters paart, nicht Mysteriosität, sondern die männliche Herrschaft des festen Willens über die nervösen Eindrücke des Augenblicks oder der Leidenschaft, und in solchem Sinne, insbesondere auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens, eines der sichersten Unterpfänder des staatsmännischen Ernstes und der staatsmännischen Besonnenheit ist. So oft sich Georg Mailáth durch die Wichtigkeit einzelner Fragen, hauptsächlich aber durch sein verletztes Rechtsgefühl oder durch ungerechtfertigte Angriffe auf seine Ueberzeugung zum Auftreten gedrängt fühlte, warfen die Entschiedenheit seiner Haltung, die feurige Energie seiner Beredtsamkeit, die unerbittliche Folgerichtigkeit seines Raisonnements ein helles Licht auf jene reichen Schätze des Charakters und Geistes, welche bei ihm, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, unter der Hülle des würdevollen Ernstes verborgen blieben. Schon als Kind umgab den «kleinen Gyuri» im Kreise seiner Genossen der Nimbus der Autorität. Aber nur Diejenigen, die näher und intimermit ihm bekannt waren, wissen es im vollen Umfange, wie viel Liebens- und Vertrauenswürdigkeit, wie viel Empfänglichkeit für alle edleren Genüsse des Lebens, wie viel anspruchlose Heiterkeit und gemütlicher Humor sich hinter der scheinbaren Kälte seines Benehmens verbarg.

Mit Betrübniss erfahren wir in vielen Fällen, dass aus den Reihen der Lebenden beinahe gleichzeitig Solche gerissen werden, die durch die Intimität ihres Freundschaftsverhältnisses wechselseitig berufen gewesen sein würden, über ihren inneren Wert vor der Welt Zeugniss zu geben. Ich empfinde dies tief, indem ich in unseren Reihen umsonst jenen alten Freund Georg Mailáth's suche, der ihn im zarten Kindesalter lieben gelernt und dieses Gefühl ein ganzes Menschenleben hindurch treu bewahrt hat. Wenn irgend Jemand, war Johann Cziráky solch ein selbstloser und lauterer Charakter; die Güte und Wärme seines Herzens, die Lebendigkeit seiner patriotischen Gefühle und die unerschütterliche Selbständigkeit seiner Ueberzeugung in allen Fragen, die er als Hauptfragen betrachtete, machten ihn dessen würdig, dass sich Georg Mailáth's edler Charakter und hohe Geisteseigenschaften in der Aeusserung seiner Anhänglichkeit wiederspiegeln. Das öffentliche Leben lässt die politischen Persönlichkeiten vor ihren Zeitgenossen und vor der Geschichte in der Regel in einer hellen, aber zugleich einseitigen Beleuchtung erscheinen. Ihre Bedeutung wird indessen durch ihre politische Tätigkeit selten erschöpft, und sie können, selbst aus dem Gesichtspunkte der Politik, kaum richtig beurteilt werden, wenn wir ihre Privatindividualität nicht gehörig kennen. Und deshalb kann ich nicht umhin, die im ersten Momente der Schreckenskunde an mich gerichteten Zeilen eines Freundes Georg Mailáths anzuführen, mit dem dieser erst in seinem Mannesalter in ein vertrautes Verhältniss trat, dessen Worte aber als Beweis dienen, wie sehr und wie nachhaltig er edler fühlende, höher denkende Individualitäten an sich zu fesseln verstand, und welch bestrickende Anziehungskraft er auf diejenigen ausübte, die ihn gehörig kennen und lieben lernten. «Wir verstehen einander», schreibt mir Graf Heinrich Clam, «und begegnen uns in der tiefsten Betrübniss und im schaudernden Schmerze unseres Herzens über das unerwartete und grauenvolle Hinscheiden des Mannes, der uns beiden ein treuer und teurer Freund gewesen, dessen Wert und Bedeutung wir so häufig Gelegenheit hatten kennen zu lernen, dessen Andenken wir unser Leben lang treu bewahren werden. Unsere Freundschaft beruhte auf unserer Uebereinstimmung hinsichtlich all jener grossen Fragen, welche den Kreis der ernsten Ueberzeugungen bezeichnen; ihre Intimität wurde durch den eigenartigen Einklang unserer Charaktere erhöht, und erhielt in der fesseln-

den Liebenswürdigkeit dieses seltenen Mannes neue belebende Nahrung. Wenn wir uns auch durch längere Zeit nicht gesehen hatten, fanden und verstanden wir einander bei unserem Wiedersehen sofort wieder, als ob wir nie von einander getrennt gewesen wären, und so erkannte ich ihn, inmitten alles Wechsels und aller Widerwärtigkeiten der Zeiten, immer als denselben wieder.»

Die Generation, zu deren hervorragenden Vertretern Georg Mailáth gehörte, sah sich in schwierigen und stürmischen Zeitläuften zum Wirken berufen, und wie viele Fragen auch, welche damals die leidenschaftlichsten Gegnerschaften heraufbeschworen, gegenwärtig gelöst scheinen oder auch wirklich gelöst sein mögen: der Nachhall der ausgefochtenen Kämpfe kann in den Gemütern kaum vollständig verklungen sein.

Vor der schweigsamen Würde des Todes verstummt zwar in den edleren Gemütern die leidenschaftliche Unduldsamkeit der Meinungskämpfe, und schon in einer verhängnissvollen Katastrophe an sich ist Etwas, was die kleinlichen Auffassungen der Alltäglichkeit und Einseitigkeit spurlos hinwegfegt; aber ausser diesen Factoren der Gemütswelt giebt es noch ein anderes geistiges Element, welches ermutigend und beruhigend auf denjenigen einwirkt, der angesichts der zahlreichen abweichenden, oft gegensätzlichen Nuancen der Meinungen und Richtungen sich anschickt das Andenken des öffentlichen Lebens und Wirkens einer hervorragenden politischen Persönlichkeit von entschiedener Ueberzeugung und unerschütterlicher Principientreue zu erneuern. Dieses ermutigende Element liegt in dem echten historischen Geiste, in jenem Geiste, dessen Erwachen, Entwickelung, wachsende Wirksamkeit auf dem Gebiete der vaterländischen historischen Forschung und Literatur G. Mailáth mit lebhafter Freude begrüsste und mit reger Aufmerksamkeit verfogte; in jenem Geiste, der, ebenso entfernt von der nur scheinbar wissenschaftlichen Indifferenz, wie vom gedankenlosen Nachsprechen der flüchtigen Losungsworte und oberflächlichen Urteile des Tages, den Grund und den Massstab seiner Urteilssprüche im eindringenden Erkennen nnd Verstehen der Dinge, Verhältnisse und Zeiten sucht; in jenem Geiste, dessen Obhut Jedermann getrost das Andenken seines Namens anvertrauen kann, der, gleichviel ob erfolggekrönt oder erfolglos, jedoch aufrichtig, ernst und selbstlos all das, was er seinem Vaterlande schuldig war, abzutragen getrachtet und allezeit die gebieteri-

schen Eingebungen seiner innersten Ueberzeugung geltend zu machen gestrebt hat.

Die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts bezeichnen, auch noch vor den 1848er Ereignissen, einen grossen Wendepunkt in der neueren politischen Entwickelung unseres Vaterlandes. Das politische Leben bewegte sich, obgleich lebhafter und leidenschaftlicher, scheinbar innerhalb des gewohnten Rahmens auf dem gewohnten Gebiete. Aber die staatsrechtlichen und Reform-Bestrebungen und Aspirationen, unterstützt und gehoben durch die wachsende Macht der in ganz Europa zur Herrschaft strebenden Ideen und Tendenzen, bewogen, wenn auch einigermassen unbewusst, eben sowohl ihre Vorkämpfer wie ihre Gegenpartner, an Fragen heranzutreten, deren Lösung nur ausserhalb des Rahmens der bestehenden factischen Verhältnisse gesucht und gefunden werden konnte. Als später eine, an Zahl verhältnissmässig geringe, aber geistig bedeutende Schattirung der Opposition die Ideen der centralisirten parlamentarischen Regierung zu entwickeln begann, fand sie in den Kreisen, welche vornehmlich an dem municipalen Charakter unserer verfassungsmässigen Institutionen festhielten, und welche unzweifelhaft die traditionellen Gefühle der damaligen ungarischen politischen Welt, man kann in dieser Hinsicht beinahe behaupten, ohne Parteiunterschied überwiegend vertraten, kaum gehörige Beachtung, noch weniger Sympathie. Und dennoch machte die wachsende Wichtigkeit der Landtage, nicht allein auf dem Gebiete der Gesetzgebung, sondern auch der Politik und Regierung früher oder später die Aufwerfung und Lösung der Frage unvermeidlich: in welcher Weise die wachsende Macht, Bedeutung und die Ansprüche der centralisirten parlamentarischen Elemente mit dem Geiste und politischen Gewichte der municipalen Institutionen vereinbart werden könnten? Die wie immer erfolgende Lösung derselben musste ferner notwendigerweise auch auf unsere Beziehungen zu den übrigen Ländern der Monarchie und auf das Band unserer Vereinigung mit denselben zurückwirken, welches gesetzlichen Institutionen angepasst war, denen die Ideen und Principien der parlamentarischen Majoritäts-Regierung ferne lagen. Ebendarum konnte sich das Land, indem es an die Lösung einer rein inneren und staatsrechtlichen Frage gehen zu sollen meinte, einer Aufgabe gegenüber sehen, — wie es sich später, fast unvermutet, auch wirklich sah, — welche auf internationalem Gebiete einer euro-

päischen und Gleichgewichtsfrage ersten Ranges gleichkam; von dieser wichtigen und ernsten Seite der Lage gaben sich Wenige Rechenschaft, noch Wenigere wagten es, sie vorsichtig anzudeuten, aber das instinctive Gefühl der neben und unter den Fragen und lauten Debatten des Tages sich bergenden schwierigen Aufgaben und verhängnissvollen Möglichkeiten war ein nicht genug beachteter Factor der ausserordentlich nervös erregten Kämpfe jener Zeit, und unzweifelhaft eine Quelle ebenso ihrer Leidenschaftlichkeit, wie ihrer einstweiligen Unfruchtbarkeit.

Unter dem Einflusse dieser gewitterschwangeren politischen Atmosphäre erschien Georg Mailáth zum zweiten Male als Abgeordneter des Baranyaer Comitates auf dem 1843—44er Reichstage, auch diesfalls im Ganzen jene Stellung der bescheidenen, aber selbstbewussten Zurückhaltung bewahrend, welche seine politische und rednerische Begabung mehr vermuten, als hervortreten liess; sich seltener, als manche seiner Altersgenossen, in die Kämpfe der Parteien mengend, aber stufenweise im Ansehen und öffentlichen Vertrauen emporsteigend, in einzelnen Fragen, wie unter anderen in der schon damals die Schatten der Entwickelungen der Zukunft vor sich her werfenden kroatischen Frage, seiner besonnenen und ernsten staatsmännischen Auffassung glänzenden und wirksamen rednerischen Ausdruck gebend.

Von nachhaltigem Einflusse auf seine politische Entwickelung war in diesen ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens der Geist des Auftretens des Grafen Aurel Dezsewffy. Er blickte mit pietätsvoller Verehrung und Anhänglichkeit auf den früh dahingeschiedenen Mann zurück, der sich einer der Ersten die consequente Berücksichtigung der höheren staatsmännischen Gesichtspunkte zur Aufgabe machte, und der dem geistigen und literarischen Leben der Nation kein geringeres Interesse entgegenbrachte, als welcher immer anderen, rein politischen Frage oder Aufgabe, wovon der literarische Wert seiner Reden und politischen Schriften glänzendes Zeugniss geben.

Nach Beendigung des Reichstages schienen die in der Leitung der Regierung eingetretenen Veränderungen und der Rücktritt des Grafen Anton Mailáth vom Kanzlerposten seinem Neffen, den an ihn nicht allein die Bande der Verwandtschaft, sondern auch der persönlichen Anhänglichkeit knüpften, eine heikliche Stellung zu

schaffen, während ihn andererseits seine Anschauungen, Auffassungen, persönlichen und principiengenosslichen Verbindungen an die erneuerte conservative und Regierungspartei schlossen. Sie schienen dies aber auch nur, denn jene höhere Art des Tactes, welcher ein Ausfluss der innigen Harmonie des klaren Kopfes, zarten Gemütes und männlichen Charakters ist, findet sich leicht und sicher zurecht, wo sich die kleinlichen Berechnungen der Geschicklichkeit in der Regel als unzureichend erweisen.

Zum Administrator und bald darauf zum Obergespan des Baranyaer Comitates ernannt, welches er bereits mehrere Jahre hindurch als einer der jüngsten Vicegespäne des Landes geleitet hatte, widmete er seine Zeit und Kraft mit grossem Interesse diesem seinem Amte, welches er als eine potenzirte Fortsetzung seines früheren Wirkens ansah, und unterbrach diese seine Tätigkeit nur von Zeit zu Zeit durch Reisen im Auslande, in welchen er ebenso sehr ein Mittel zu seiner von ihm niemals als vollendet angesehenen Weiterbildung suchte, wie er in ihnen einen seiner belebendsten Genüsse fand. Er erinnerte sich vor allem gerne an unseren gemeinsamen Aufenthalt in Paris und unsere Reise in England, deren lieber Genosse Josef Prónay in den jüngsten Tagen aus den Reihen der Lebenden geschieden ist; und ob er gleich später sowohl nach Paris, als nach England zurückkehrte, verblichen in seiner Erinnerung dennoch die Eindrücke dieser ersten Bekanntschaft nicht, und zwar ohne dass man dies vornehmlich der Empfänglichkeit des Jugendalters und dem Zauber seiner Rückerinnerungen hätte zuschreiben können. Die wunderbare Entwickelung der Schnelligkeit und Anzahl der Verkehrsmittel hat in unserer Zeit die Zahl der Reisenden und der Reisen in grossem Maasse vermehrt, die Möglichkeit des Genusses der Reisen weiteren Kreisen eröffnet und den Rahmen ihrer Ausdehnung erweitert, aber in vielen Hinsichten auch den Charakter und die Ziele derselben verändert. Der «Tourist» drängt in der Regel den «Reisenden» in den Hintergrund. Das Reisen trägt gegenwärtig nur in Ausnahmefällen den Charakter einer Periode eindringender Selbstbildung an sich. Georg Mailáth, obgleich schon seit mehreren Jahren auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens tätig, betrachtete seine Reise in Frankreich und England als eine solche, insbesondere vom Gesichtspunkte des Studiums des parlamentarischen Lebens. Er genoss die gesellschaftlichen Berührungen, die Schätze der Kunst, die

Eindrücke der Natur, der historischen Denkmäler, des Volkslebens; sein Hauptinteresse und Hauptaugenmerk aber war dennoch demjenigen gewidmet, was seinem in seinem Vaterlande erwählten Berufe am nächsten lag. Er besuchte in Paris fleissig die Kammern, war Zeuge ihrer glänzenden, oft leidenschaftlichen Debatten, hörte einige der berühmtesten Reden einer ganzen Reihe hervorragender Redner, aber alle diese lehrreichen Eindrücke erblassten vor den grossartigen politischen und parlamentarischen Scenen, die seiner in England warteten. Mit nie ermattendem Interesse und unermüdlicher Aufmerksamkeit verfolgte er dort Wochen hindurch im Ober- und Unterhause die Entwickelungen der Frage der Modification der Getreidegesetze und der sich daran knüpfenden Folgen für die Regierungs- und Parteigestaltung; er sah Peel's Sieg und den kurz nach diesem Siege folgenden Sturz seines Ministeriums; und durchdrungen von der ernsten Realität des englischen Lebens, welche er, trotz des blendenden Glanzes des Pariser politischen Lebens, in dessen moderner Nachahmung der englischen Institutionen nicht auffinden zu können glaubte, kehrte er in sein Vaterland mit der Hoffnung zurück, dass es ihm vergönnt sein werde, seine gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen auf dem Gebiete des vaterländischen öffentlichen Lebens und in der friedlichen systematischen Entwickelung desselben zu verwenden und zu verwerten, da er die historischen Grundlagen der englischen und der ungarischen constitutionellen Institutionen als ihrer Natur nach verwandt, wenn auch nicht als identisch betrachtete.

Doch, gleichwie manchem Anderen, hat auch ihm der Gang der Begebenheiten und jener politische Sturm, welcher allenthalben die verschiedenen politischen Gestaltungen der bestehenden Verhältnisse und der meisten Regierungsgewalten zum Sturz oder zum Wanken brachte, die Verwirklichung dieser seiner Hoffnung und Absicht versagt; er trat im schönsten, zur Tätigkeit am meisten berufenen Alter seines Lebens beiseite. zog sich trotz der Entschiedenheit und Kühnheit seines Charakters zurück, weil er bei jeder der kämpfenden Richtungen auf einen Punkt stiess, bezüglich dessen er mit seiner Ueberzeugung transigiren weder konnte, noch wollte. Mit voller Bereitwilligkeit und Freude ergriff er jede Gelegenheit, schloss er sich jedem Schritte an, welcher zur Geltendmachung seiner Ueberzeugung Aussicht zu bieten schien, doch richtete er Jahre hindurch sein

Leben derart ein, als ob er der Verwirklichung derselben vollständig entsagt hätte.

Sein Gemüt besass eine lebendige Empfänglichkeit für die Freuden des Familienlebens, dessen Muster er im Bunde seiner Eltern fand und an das mit treuer Pietät bewahrte Andenken seiner inniggeliebten Mutter anzuknüpfen liebte. Er verlobte sich zu Beginn der fünfziger Jahre mit der Baronesse Stephanie Prandau, die mit ihren Kindern seinen unersetzlichen Verlust betrauert. Sie allein waren berufen zu sagen, was sie in ihm verloren; wer aber vertrauter Zeuge der anmutenden Innigkeit ihres Familienlebens gewesen, weiss und begreift, wie viel an edelsten Freuden des Lebens er verlor, als ihn das Verhängniss den Armen Derjenigen entriss, in denen er Alles fand, was der Gatte und Vater in den Seinigen zu finden wünscht und hofft. Er verlebte die Tage seiner Zurückgezogenheit in Fünfkirchen und Bakócza, oft in Valpó bei seinem Schwiegervater, dem Baron Gustav Prandau; von Zeit zu Zeit machte er Ausflüge zu seinen alten Freunden nach Pest oder Wien, oder suchte auf einer Reise ins Ausland, in die Schweiz, Schweden und Norwegen, Zerstreuung und Genuss, die ihm in dieser Zeit, angesichts der wechselnden Wendungen der menschlichen Dinge, vornehmlich die unwandelbaren Schönheiten der Natur boten. Eine unerschöpfliche Quelle des Interesses suchte und fand er auch im Lesen und Studiren; und in späteren Zeiten, auf dem höchsten Gipfel seiner glänzenden Stellungen, blickte er oft sehnsuchtsvoll auf jene stillen Stunden zurück, die er damals ungestört dem geistigen Leben weihen durfte. Er erfuhr reichlich, dass das Gleichgewicht des Gemüts, die Objectivität des Urteils, die Unbefangenheit und Billigkeit der Auffassung durch nichts so gesichert werden könne, wie wenn wir, ferne von den Interessen und Leidenschaften, Aufgaben und Mühen des Tages, uns ein gewisses Gebiet des geistigen Interesses zu sichern wissen, dessen reine Atmosphäre ein ebenso gewaltiges Bewahrungs- und Belebungsmittel unserer Geistes- und Charakter-Gesundheit ist, wie der Hauch der Lüfte der Berggipfel oder Meeresküsten, welcher dem ermüdeten Körper und den überreizten Nerven neue Kraft und Elasticität verleiht. Und er hätte auf diese seine Neigung kühn die Worte anwenden können, welche Cicero vom Dichter Archias sagt: «Du fragst mich, weshalb ich an diesen Studien so vieles Vergnügen finde? Weil sie mir alles das bieten, was

meinen Geist nach dem Geräusche des Tages erquickt und meinem, durch die Heftigkeit der Debatten ermudeten Ohre Ruhe bringt. Glaubst du etwa, dass ich fähig sein würde, in der wechselnden Masse der öffentlichen Angelegenheiten meine Stimme zu erheben, wenn ich meinen Geist durch diese meine Studien dazu nicht befähigte, oder dass ich die Wucht all dieser Kämpfe zu ertragen vermöchte, wenn ich dieselben mit diesen meinen Studien nicht abwechselte? Ich bekenne es, dass ich diesen geistigen Interessen fröhne; mögen Andere sich dessen schämen, wenn sie dem literarischen Interesse derart fröhnen, dass sie keine Frucht desselben für das gemeine Wohl zu verwerten vermögen.» In Georg Mailáth bildete eben die Vereinigung der vielseitigen Bildung und des hohen Geistesniveaus mit den Erfordernissen des practischen Staatsmannes einen Hauptcharakterzug seiner Individualität.

Am Ausgange der fünfziger Jahre fühlten sich mehrere Männer, von welchen ich blos den Baron Samuel Jósika und den Grafen Emil Dezsewffy erwähnen will, bewogen, in den damaligen Regierungskreisen die Behandlung der ungarischen Angelegenheiten vom ungarischen Gesichtspunkte anzubahnen. Es waren dies individuelle Versuche, welche, von älteren persönlichen Verbindungen ausgehend, vorläufig ohne Ergebniss blieben, ob sie gleich mit viel Entgegenkommen und Wohlwollen aufgenommen wurden und unzweifelhaft die Keime vieler künftigen Entwickelungen niederlegten. An den auf diese Versuche folgenden Privatberatungen in engerem Kreise nahm auch Georg Mailáth teil. Es ist charakteristisch, dass, als sein Name in dieser Verbindung zuerst genannt wurde, seine Persönlichkeit ausserhalb der ungarischen Kreise Vielen aus dem Gedächtniss entschwunden war. Aber kaum dass er wieder die politische Bühne betreten hatte, und wiewohl er auch diesmal seiner gewohnten Zurückhaltung treu blieb: markirten ihn die Triftigkeit, das Gewicht und der Ernst seiner kurzen Aeusserungen als einen im eventuellen Laufe der Begebenheiten zu einer Rolle ersten Ranges Berufenen. Er war im Jahre 1861 Mitglied des verstärkten Reichsrats; in dem auf den Erlass des October-Diploms folgenden kurzen Zeitraum Tavernikus und einer der leitenden Männer der damaligen Regierung; — zog sich nach der Auflösung des 1861-er Reichstages in das Privatleben zurück; — wurde 1865 wieder als Kanzler an die Spitze der Regierung gestellt und nahm mit dem Grafen Moriz

Esterházy und dem Baron Paul Sennyey die Lösung der ungarischen Fragen in die Hand; — als der 1867-er Ausgleich eine neue Regierung schuf, vertauschte er die leitende Regierungsrolle mit der Stellung des Judex Curiæ und Oberhaus-Präsidenten, welche er bekleidete, bis ihn sein verhängnissvoller Tod aus unserer Mitte riss.

Dieser Teil seiner Laufbahn ist eng verschlungen mit der neuesten Geschichte unseres Vaterlandes. Je wandelbarer die Wendungen derselben und je mannigfaltiger die mit denselben in unlöslichem Connex stehenden Auffassungen waren, umsoweniger ziemt es, angesichts eines von allgemeiner Verehrung und Pietät umringten Grabes, die zuweilen leidenschaftlichen Gegensätze heraufzubeschwören. Aber Mailáth scheute nie die eindringende Prüfung und Beurteilung seines öffentlichen Lebens; er verleugnete nie Etwas aus seiner Vergangenheit; er beanspruchte keine Unfehlbarkeit, aber vertraute ruhig auf den Ernst seiner Ueberzeugung und die Lauterkeit seiner Beweggründe. Er legte davon Zeugniss ab in jener wirkungsvollen Rede, mit welcher er in den letzten Tagen des 1861-er Reichstags seine Haltung dem October-Diplom gegenüber motivirte, und die 1865-er allerhöchste Tronrede wird allezeit glänzend Zeugniss geben von dem Geiste und der Tendenz jener Politik, welche zu initiiren, seine Kanzlerschaft berufen gewesen ist. Er war trotz seiner rednerischen Begabung kein Mann der theoretischen Erörterungen. Dessenungeachtet aber entbehrte sein politisches Wirken nicht des systematischen Zusammenklanges und einheitlichen Gusses. Dasselbe ruhte auf zwei Grundpfeilern. Er war in erster Reihe Ungar in allen seinen Empfindungen, Auffassungen, Ueberzeugungen. Als er im verstärkten Reichsrat erklärte, dass er in Ungarn nur Ungarn kenne, war dieser sein Ausspruch seinerseits keineswegs der Ausfluss der Racenunduldsamkeit oder Ueberhebung, welche, wie er in der kroatischen Frage wiederholt bewiesen, Niemandem ferner lagen, als ihm, sondern der Ausdruck seiner entschiedenen Ueberzeugung, dass Ungarn ein staatsrechtlich einheitliches Reich und die politische ungarische Nationalität desselben durch die Geschichte von Jahrhunderten festbegründet sei. Er betrachtete dies als eine feststehende, tiefeingewurzelte Tatsache, welche innerhalb ihres Rahmens in keinem Punkte die Forderungen der Billigkeit ausschliesst, und deren Existenz durch abstracte Theorien zu erschüttern oder ihnen aufzuopfern weder möglich noch erlaubt ist. Die Adelsprivilegien unserer alten Verfassung haben

ohne Zweifel einen der wirksamsten Factoren des Werdens dieser Tatsache gebildet. Die Breite ihrer Basis und die Elasticität ihrer Institutionen, welche zuliess, dass der in seinem Wesen — selbst in den lateinischen Zeiten — der Nationalität nach ungarische Adel Jahrhunderte hindurch alle auftauchenden neuen Kräfte in Verdienst, Begabung, Besitz, Bedeutung an sich schliessen und in sich verschmelzen konnte, hat grossen Anteil an der Umgestaltung der leitenden ungarischen Nationalität zur wirklichen politischen Nation, indem sie der Verwirklichung ihrer Idee einen so consequent und unausgesetzt wirkenden socialen Factor und Einfluss dienstbar machte, wie ihn das gebieterische Wort der Macht allein und eine bureaukratische Regierungsmaschinerie zu entfalten kaum im Stande gewesen sein würde. Dieses Ergebniss der leitenden Rolle des ungarischen Adels haben alle Schichten der ungarischen Aristokratie als eine kostbare Hinterlassenschaft ihrer aufgegebenen Vorrechte auf das Vaterland übertragen. Denn die allmählig entwickelte Wirkung jahrhundertealter Institutionen erlischt nicht sofort mit ihrer Abschaffung; aber eine erspriessliche Nachhaltigkeit dieser Wirkung ist nur dann zu erwarten, wenn dasjenige, was sociales Recht gewesen, mit Vermeidung jedes Druckes und Zwanges, sich in geistige Superiorität umzuwandeln weiss. Georg Mailáth ergänzte seinen ungarischen Gesichtspunkt auf dem Gebiete der practischen Politik durch jene tiefe unerschütterliche Ueberzeugung, dass unsere Verbindung mit den übrigen Ländern der Monarchie nicht eine historische Zufälligkeit, nicht eine blos beeinträchtigend und negativ wirkende Beschränkung der Selbstständigkeit Ungarns, sondern ein sehr positiver Factor der europäischen internationalen Verhältnisse sei, welcher, als solcher, bestimmte, nur mit vereinter Kraft zu lösende Aufgaben hatte, hat und haben wird. Die Ausgleichung und Vereinbarung dieser beiden Gesichtspunkte war die leitende Idee seines gouvernementalen Wirkens, und seine politische Laufbahn wird nur Derjenige richtig beurteilen, der diese beiden Gesichtspunkte als die Leitsterne seiner Ueberzeugungen und Handlungen erkennt. Nicht als ob sein politisches Glaubensbekenntniss damit erschöpft wäre; er hatte hinsichtlich jener zahlreichen Fragen der Administration, Gesetzgebung, Volkswirtschaft, deren Lösung die Aufgabe unseres Zeitalters bildet, sehr bestimmte Ansichten. Aber in den dem 1867-er Ausgleiche zunächst vorangehenden Jahren standen die staatsrechtlichen Fragen

in der ersten Linie, und so musste auch die gouvernementale Tätigkeit sich vorwiegend mit ihnen beschäftigen. Er wollte sein ganzes Leben hindurch als conservativ betrachtet werden, und er war dies auch, insofern er die Achtung der historischen Grundlagen, die behutsame Schonung der bestehenden Verhältnisse, die tatsächlichen Bedingungen und Anforderungen des practischen Lebens niemals aus den Augen verlor, aber zugleich einen lebendigen Sinn für die Zeit und die Symptome ihrer Entwicklung besass, welche er ohne Vorurteil zu erkennen und zu würdigen bestrebt war. Er war in dieser Hinsicht eine treuer Schüler Stefan Széchenyi's, der ihn noch in seiner Jugend seiner wohlwollenden Aufmerksamkeit würdigte, und mit Freuden nahm er damals schon die durch den politischen Machtkampf in den Hintergrund gedrängten und im Laufe der Begebenheiten überholten Reformpläne des Grafen Georg Apponyi an, deren Verwirklichung seiner Ansicht nach allein im Stande gewesen sein würde, der Wirksamkeit der conservativen Partei jener Zeiten einen ergiebigen und fruchtbringenden Boden zu sichern. Der Ernst seiner religiösen Gesinnungen liess ihn nicht die Demonstration suchen; die Entschiedenheit seiner eigenen Ueberzeugungen ging bei ihm Hand in Hand mit der Achtung vor den Ansichten und Rechten Anderer; er beugte sich selbst vor weitgehenden Consequenzen der inneren Freiheit des Gewissens, wenn er dieselben als aufrichtig und ernst erkannte; aber er nahm nie Anstand, sich als Katholiken zu bekennen, der er war, und für die Rechte seiner Kirche in die Schranken zu treten, wenn er dieselben für gefährdet hielt, und er war allezeit bereit, die geistigen Interessen derselben innerhalb ihrer Grenzen mit voller Hingabe zu fördern, was er als Mitglied, später als Präsident des St. Stefans-Vereins reichlich betätigte.

Als 1865 der Faden der 1861 abgerissenen reichstäglichen Verhandlungen wieder aufgenommen wurde, sah er sich einem gewaltigen, ausschlaggebenden Factor der Situation, dem Auftreten und den Enunciationen Franz Deáks, gegenübergestellt. Er anerkannte vollständig die Bedeutung derselben und suchte mit staatsmännischer Auffassung und ganzer Entschiedenheit in ihm die Grundlagen seiner Wirksamkeit. — Nicht als ob zwischen ihnen keine Meinungsverschiedenheiten vorhanden gewesen wären; aber er war innig überzeugt, dass die befriedigende Lösung der obschwebenden Fragen nur mit Deák und durch Deák zu erhoffen sei. Franz

Deák war bereits allverehrte Landesauctorität und Parteiführer, als der junge Baranyaer Ablegat zum erstenmal in den Saal des 1839-er Ablegatenhauses trat; er lebte auf diesem Reichstage vielleicht die glänzendsten Tage seines oppositionellen Wirkens; aber ungeachtet des Gegensatzes der Parteistellung und des Unterschiedes des Alters war in diesen zwei Individualitäten etwas, was sie wechselseitig anzog, und was seitens des gereiften grossen Mannes in der Form wohlwollender Aufmerksamkeit, seitens des aufsprossenden Jünglings in der Form verehrender Anhänglichkeit Ausdruck fand. Sie begegneten sich später in der Mässigung ihrer Auffassungen, in der Aufrichtigkeit ihrer Loyalität und Vaterlandsliebe, in dem tiefen Gefühle der Legalität, insbesondere aber in jener Besonnenheit der Ansichten, welche zwar zwischen ihnen gegenseitig das Auflodern der Erregtheit nicht ausschloss, aber sie immer wieder auf den Boden der practischen Beurteilung und friedlichen Lösung der Fragen zurückführte. Als der Lauf der Ereignisse die Beendigung der Ausgleichsverhandlungen immer dringender machte, fand Georg Mailáth in erster Reihe Franz Deák zur Erteilung der entscheidenden Ratschläge berufen. Er verblieb zwar einstweilen als Vermittler in seiner Oberkanzlerstellung, aber in welchem Maasse er die Vermittlerrolle ausübte; *ob* er — und *wenn* er solche hatte — *inwiefern* er bezüglich gewisser Modalitäten und Details der angestrebten Lösung Besorgnisse und Einwendungen hatte; in welchem Maasse er an denselben festhielt oder inwieweit und wann er auf die Geltendmachung derselben verzichtete, alles dies wird ausser den damaligen Eingeweihten, wenn je, nur die spätere Geschichte aufklären können. Denn von dem Augenblicke an, in welchem, grossenteils auf seinen Rat, andere politische Elemente mit voller Gleichberechtigung in das Bereich der Beratungen eintraten, fühlte er sich — von seinem in unserer Zeit allenthalben immer seltener werdenden ernsten und zarten Pflichtgefühl geleitet — selbst seinen vertrauten persönlichen Freunden und Principiengenossen gegenüber zu einer potenzirten Zurückhaltung bewogen. Wie immer beschaffen auch die Einzelheiten und Entwicklungen dieser Beratungen gewesen sein mögen, zwei Dinge dürfen als ausser allem Zweifel stehend betrachtet werden: dass er den Fortgang derselben vom Gesichtspunkte seiner Stellung aus niemals hinderte oder erschwerte und dass er die persönliche gesetzliche Feststellung derselben ohne jeden Hintergedanken acceptirte.

Gelegentlich der 1877-er und 1878-er Ausgleichs-Beratungen schien er noch einmal berufen, in die Action zu treten. Aber die ernste und allseitige Erwägung der Factoren und Elemente der politischen Lage noch mehr als die mahnende Stimme des vorgerückten Alters hiessen ihn in der Stellung verharren, in welcher er, von jeder positiven Einflussnahme auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ebensowohl wie von den Kämpfen der Parteien entfernt, von der öffentlichen Meinung dennoch als der Mann betrachtet wurde, dessen Wort vor Jedermann Gewicht haben würde, so oft die höchsten Interessen der Krone und des Landes in Frage kämen. Von unserem erhabenen Herrscher mit den glänzendsten Beweisen seiner Huld, dem Grosskreuz des St. Stefans-Ordens und dem goldenen Vliess, ausgezeichnet, widmete er die noch übrigen Tage seines so unerwartet abgebrochenen Lebens seinem Richterberufe und dem Präsidium des Oberhauses, mit der zuweilen erdrückenden Menge seiner amtlichen Agenden jenes lebendige Interesse für die vaterländische Literatur verbindend, welches die Ungarische Akademie der Wissenschaften, sowohl ihre materielle, wie ihre geistige Förderung anbelangend, wiederholt an sich selbst erfahren hat. In nicht minderem Masse liess er der Kisfaludy-Gesellschaft und der Historischen Gesellschaft seine sympathische Würdigung ihrer Interessen und ihres Wirkens angedeihen. Hiemit gingen seine auf Belebung und Förderung des Kunstsinnes gerichteten Bestrebungen Hand in Hand. Er betrachtete die Kunst und die Wissenschaft als nahe verwandt, als die Früchte desselben Baumes, der im Boden des Gefühles für das Schöne und Edle wurzelt.

Die Gräuelscenen einer kurzen Nacht machten diesem reichen und edlen Leben ein Ende. Unwillkürlich drängen sich uns die traurigen Worte des römischen Dichters, der einer seiner Lieblinge gewesen, und die Canning in seinen letzten Lebenstagen im Vorgefühle seines vorzeitigen Todes öfters ergreifend citirte, auf die Lippen:

> «Hi motus animorum atque haec certamina tanta
> Pectoris exigui jactu compressa quiescunt.»

In einem grossen Teil der Laufbahn Georg Mailáth's ging der hoffnungsreichen Jugend und dem glücklichen Familienleben auch der Glanz des äusseren Erfolges zur Seite, worüber

mir Baron Paul Sennyei in seinem Schmerze über den tragischen Hingang seines Principiengenossen so treffend schrieb: «Nichts charakterisirte seine Individualität so sehr, als dass alle Erfolge, die er erntete, allezeit und von Jedermann als eine natürliche und sich von selbst verstehende Folge seiner Eigenschaften betrachtet wurden. Auch in dieser Hinsicht war *er* in unserem Vaterlande vielleicht der letzte Repräsentant der Auctorität.» — Aber auch *er* kannte die Kämpfe und Enttäuschungen des Lebens, er empfand in reichem Maasse die Stachel der Kämpfe einer stürmischen Epoche, und jene Aufwallungen der Seele, deren der Dichter gedenkt und die fast die unzertrennlichen Begleiter eines hohen Geistes und edlen Gemütes sind. Das Grab deckt seine Freuden und Leiden, seine Kämpfe und Erfolge. Wir blicken mit sich erneuerndem Schmerz auf dasselbe zurück, in seinem Geiste uns beugend vor den unerforschlichen Ratschlägen der Vorsehung, und pietätsvoll in der Tiefe unseres Herzens das Andenken alles dessen bewahrend, was wir in ihm, dem Staatsmann, dem Patrioten, dem Akademiker, dem Familienvater und dem unvergesslichen Freunde verehrt und geliebt haben.

GRAF ANTON SZÉCHEN.

DIE KUPFERZEIT IN UNGARN.

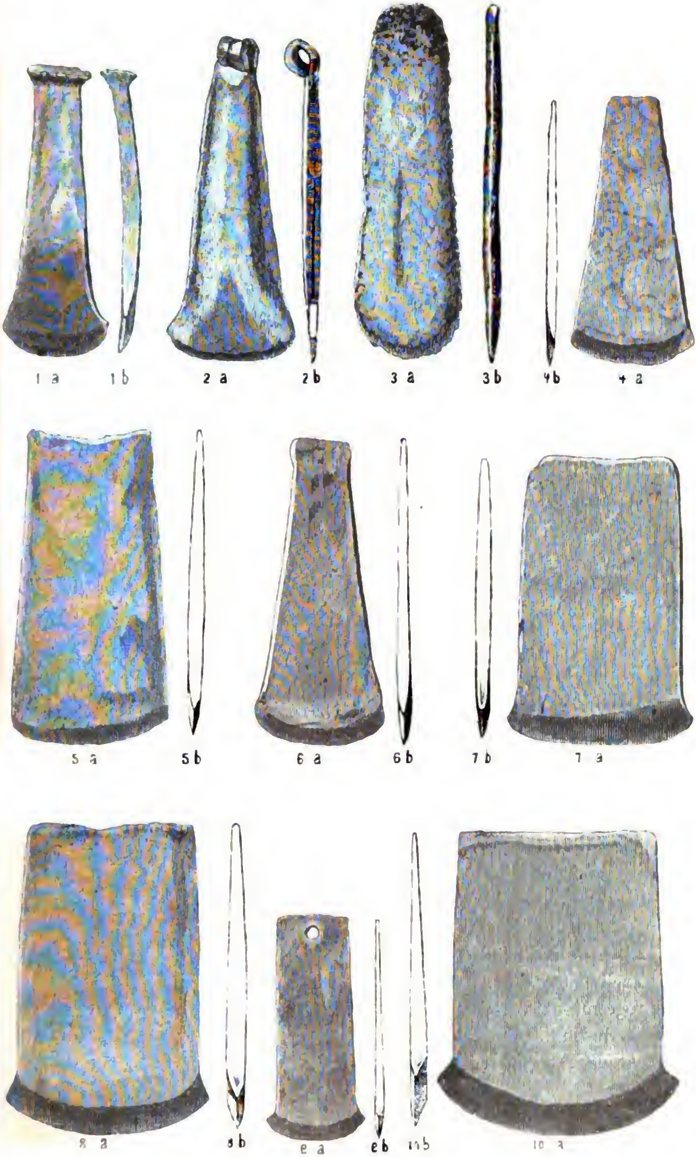
(Fortsetzung und Schluss.)

XXIII. *Flache, viereckige, dünne Meissel.* (S. 50) 1. Dünner Flachmeissel, der in Folge von Hammerschlägen am Kopfe breiter geworden und in der Mitte verbogen ist. Länge 0·09, Gewicht 97 Gr. Gefunden in der Gegend von Komorn.

2. Bei diesem Werkzeug verstärkt eine mittlere hervorragende Rippe den Körper, damit er beim Gebrauche nicht verbogen werde. Es ist keine Spur geblieben, welche zeigen würde, auf welche Weise dieser Meissel gebraucht werden konnte, dessen oberer Teil absichtlich derart gebogen ist, dass er ein Oehr bildet. Länge 0·11, Gewicht 110.5 Gr.

3. Dieser durch Oxydation an der Oberfläche angegriffene Meissel zeigt ganz die Steinform. Länge 0·12, Gewicht 110·5 Gr.

Nun folgen solche Formen, welche von den Steinformen da-


1 a
1 b
2 a
2 b
3 a
3 b
4 b
4 a
5 a
5 b
6 a
6 b
7 b
7 a
8 a
8 b
9 a
9 b
10 b
10 a

durch viel stärker abweichen, dass sie bedeutend und gleichmässig dünn, und ihre beiden Längenseiten vollkommen gerade sind. Einige nähern sich der Form des Parallelogramms. Charakteristisch ist ihre Polirung und der sorgsame Schliff der Schneide ; bei einigen Stücken ist die eine Seite nicht polirt, bei anderen wieder erscheinen beide Seiten sorgsam geschliffen. Es ist schwer zu bestimmen, auf welche Art man diese dünnen breiten Meissel mit kreissegmentförmiger Schneide, die unseren Hobeleisen ähneln, benützen konnte. Die Kupferinstrumente, die in Gungeria in Ostindien gefunden worden, sind durch ihre Flachheit und Dünne diesen Formen verwandt, nur dass sie bedeutend grösser sind. Auch unter den Steinwerkzeugen kommen manchmal ähnliche breite, viereckige Flachmeissel mit halbkreisförmigem Abschnitte vor, von denen die Kupfermeissel nur durch ihre grössere Dünne und Regelmässigkeit abweichen.

4. Dünner Flachmeissel, mit scharfen Kanten, verbreitert sich gegen die kreissegmentförmig geschliffene Schneide zu. Länge 0·088, Gewicht 82 Gr. Aus der Sammlung Franz Kiss.

5. Dünner Meissel in einfacher, länglicher, viereckiger Form. Länge 0·10, Gewicht 226 Gr.

6. An diesem Meissel sieht man oben Hammerschläge. Länge 0·010, Gewicht 101 Gr. Aus der Sammlung Franz Kiss.

7. Dieser lange, ein Parellelogramm bildende dünne Meissel wurde in Ete gefunden (Comitat Komorn). Das sorgsame Schmieden der Schneide hat das Metall über die Contour des Vierecks hinausgedrückt. Länge 0·107, Gewicht 388 Gr.

8. Regelmässig geformter, langer, viereckiger, dünner Flachmeissel, bei welchem die Schneide regelmässig gehämmert und polirt worden ist. Länge 0·10, Gewicht 382 *g*.

9. Mit der Sammlung Franz Kiss kam dieser ganz besonders dünne, regelmässige Kupfermeissel ins National-Museum. Es ist schwer zu bestimmen, ob das am oberen Teile befindliche regelmässige Bohrloch aus alter oder neuerer Zeit stammt. Länge 0·077, Gewicht 49 Gr.

10. Vollkommen regelmässig geformter, dünner Flachmeissel mit kreissegmentförmiger Schneide, welche an den geraden Breitseiten regelmässig vorspringt, an der Oberfläche sorgsam polirt. Länge 0·102, Gewicht 240 Gr.

XXIV. *Länglich viereckige, dünne Flachmeissel.* (S. 53). Wir fah-

ren in der Publicirung der länglichen viereckigen Flachmeissel fort, welche einen charakteristischen Typus der Kupferwerkzeuge repräsentiren, da sie in Bronze überhaupt keine Analogien finden. Ihre Form genügt, um sie gleich als Kupfer erkennen zu lassen, während die sorgsamer gehämmerten Exemplare der Kupfermeissel mit dem Rande einem Paalstabtypus der Bronzezeit ähnlich sind.

1. Länglich viereckiger dünner Flachmeissel mit hervorspringender, kreissegmentförmiger, regelmässiger Schneide; die untere Seite vollkommen flach, die Schneide ist nur an der oberen Breitseite scharf zugehämmert und polirt. Aus der Sammlung Georg Rath's. Länge 0·11, Gewicht 388 Gr.

2. Dieser Meissel unterscheidet sich von dem vorigen nur durch seine geringere Breite. Auch bei diesem ist die Schneide nur durch das Schmieden und Poliren der einen Breitseite gefertigt, und sind an ihr die Spuren des Hämmerns noch sichtbar. Länge 0·108, Gewicht 263·75 Gr.

4. Dünner Flachmeissel, der sich durch seine Regelmässigkeit und sorgsame Hämmerung auszeichnet, ein besonders schöner Repräsentant dieses Typus. Länge 0·1, Gewicht 407 Gr.

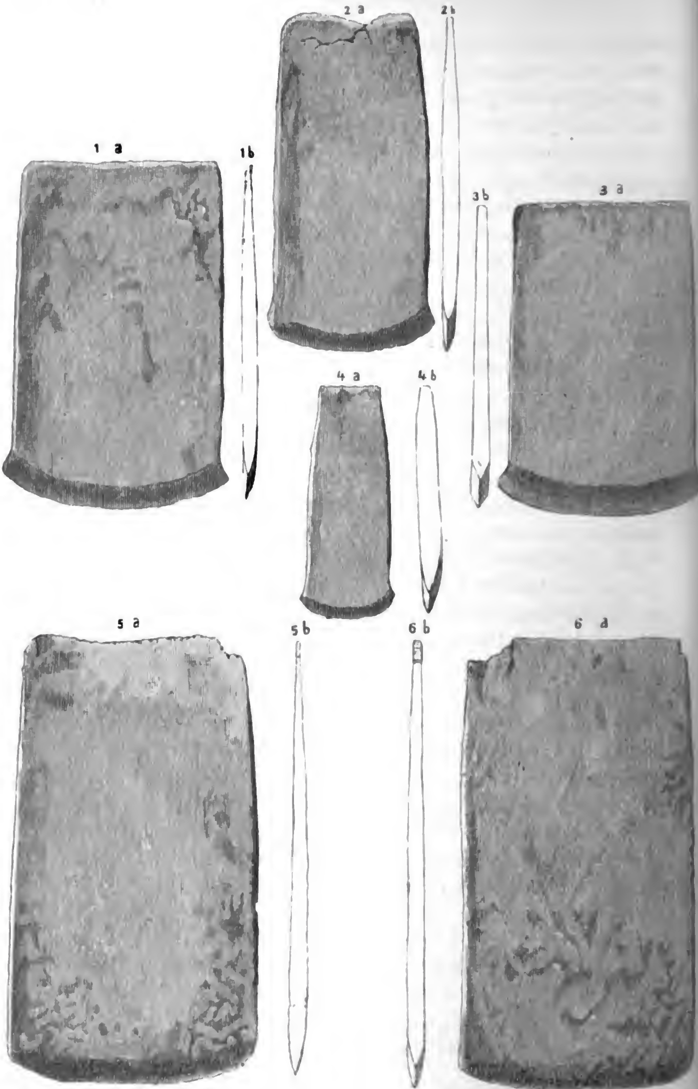
4. Kleinerer Flachmeissel aus der Sammlung Georg Rath's im Museum; verhältnissmässig dicker als die vorhergehenden und mehr den steinzeitlichen Formen verwandt. Länge 0·071, Gewicht 138 Gr.

5. Dieses Stück ist unter den Flachmeisseln des Museums bisher das schwerste und beinahe das grösste. Die ähnlich gestalteten indischen Flachmeissel sind aber noch viel grösser und dicker als dieser. Er unterscheidet sich von dem Typus der vorigen nur darin, dass die Schneide nicht an beiden Seiten hervorragt, sondern so wie bei den Steinwerkzeugen einfach geschliffen ist. Länge 0·147, Gewicht 850Gr.

6. Dieses Exemplar ist noch etwas länger als das vorhergehende, an der Oberfläche sind die Spuren des Schmiedehämmerns sichtbar. Die untere Seite ist ganz flach und etwas rauh, die obere Seite sorgfältig geschmiedet. Länge 0·15, Gewicht 620 Gr.

Ende September 1883 zählte das ungarische National-Museum insgesammt 23 länglich viereckige Kupfermeissel.

XXV. *Das Bohrloch.* Der Flachmeissel, den die skandinavischen Altertumsforscher mit dem Namen Paalstab bezeichnen, ist unserer Ansicht nach nicht die älteste Form des Kupfermeissels; es ging ihm das schwere durchbohrte Beil voraus oder war wenigstens gleichzeitig


2 a
2 b
1 a
1 b
3 b
3 a
4 a
4 b
5 a
5 b
6 b
6 a

mit ihm. Es ist in seiner Form ohne irgend eine Veränderung ein Ebenbild des durchbohrten steinzeitlichen Beiles. Bei den Werkzeugen der Steinzeit charakterisiren jedenfalls die durchbohrten Meissel oder Beile ein späteres Stadium der Cultur, als die nicht durchbohrten. Die Archäologen haben dieselben anfangs in die Bronzezeit eingereiht, denn man glaubte lange, dass die Durchbohrung der Steine ohne Metallwerkzeuge nicht denkbar sei. In neuerer Zeit wurde aber bewiesen, dass zur Durchbohrung der Steinmeissel Bronze oder Eisen nicht notwendig sei, denn es wurde durch Versuche gezeigt, dass hiezu Horn, Holz und sogar Rohr genüge. Die Bohrversuche, welche in den Sammlungen nicht selten vorkommen, und die erhaltenen Bohrkerne beweisen zur Genüge, dass die Löcher nicht durch scharfe Metallcylinder, sondern mittelst ziemlich stumpfer Hörner hervorgebracht wurden.

Es ist daher nicht notwendig, jedes durchbohrte Steinwerkzeug in die Bronzezeit zu versetzen; denn zugegeben, dass die Benützung der Steingeräthe noch in der Bronzezeit, ja noch länger fortgesetzt wurde, zeigt doch die Erfahrung, dass unter den mit Bronzegegenständen beisammen gefundenen Steingeräten, die allerprimitivsten Keile und Meissel viel häufiger vorkommen, als die durchbohrten. Da jedoch bei den Waffen und Werkzeugen der Bronzezeit besonders in West-Europa das Schaftloch kaum vorkommt, die Dülle aber besonders bei den Streitbeilen meist verziert ist, und da das Schaftloch hauptsächlich bei den Eisenwerkzeugen vorkommt, wo es nicht durch den Guss, sondern durch das Schmieden erzeugt wurde, so hielten die Prähistoriker lange Zeit die durchbohrten Steingegenstände für gleichzeitig mit den späteren Bronzewerkzeugen und dem Beginn der Eisenperiode. Da nun das Schaftloch bei den Kupfergegenständen häufig vorkommt, eignete man auch diese einer späteren Epoche zu, welche in die erste Eisenzeit fällt. Das Schaftloch gehört demnach zu den spätesten Formen. Hierbei fehlt aber die Basis der Behauptung, seitdem bewiesen wurde, dass zur Durchbohrung der Steingeräte ein Metallcylinder durchaus nicht notwendig sei. Es ist wahr, dass uns das Schaftloch viel zweckdienlicher scheint, als die Dülle, welche den bronzezeitlichen Celt charakterisirt; da aber trotzdem die Erfahrung zeigt, dass die Bronzezeit das Bohrloch, welches die Steinzeit schon kennt, nicht benützte, dass also zwischen den Typen der Stein- und Bronzezeit gar kein Zusammenhang besteht, so war dieses auch

einer der Gründe, weshalb die Præhistoriker die Bronzezeit in Europa nicht für eine einfache Fortsetzung und Weiterentwicklung der Steinzeit halten, sondern dieselbe mit einer einwandernden, erobernden, wahrscheinlich asiatischen Nation in Zusammenhang bringen. Die Kupferwerkzeuge und Waffen hingegen, so wie sie in Ungarn gefunden werden, zeigen eine überraschende Aehnlichkeit mit den Steinwerkzeugen, sowohl mit den einfacheren als mit den durchbohrten.

Evans, der gewissenhafte englische Præhistoriker, beschäftigt sich in jenem Werke, welches er über die in Grossbritannien gefundenen alten Steinwerkzeuge, Waffen und Zierstücke schrieb, ebenfalls mit dieser Frage und erzählt, er habe, — nachdem Worsaae erwähnt hatte, wie in den Urzeiten das Bohren durch einen spitzen Stock, Sand und Wasser geschehen konnte, ja dass es sogar fraglich sei, ob der weichere Stoff nicht geeigneter dazu sei, als Kiesel oder Metall, zum Versuch ebenfalls ein Loch durch einen Steinkeil aus Schweizer Steatit gebohrt und gefunden, dass dazu auch der Kieselsplitter als Bohrer verwendet werden könne, ja dass zum Poliren der Holzstock noch geeigneter sei als der Kiesel oder das Bein, weil er dem Sande ein besseres Bett bildet. Auch Professor Brant in New-York machte ähnliche Versuche, die er im 1868er Jahresberichte des Smithsonian-Institutes beschreibt. Er fand, dass sogar das Rohr zu diesem Zweck vollkommen geeignet sei. Dr. Keller, der hiezu ein Ochsenhorn verwendete und es für zweckdienlich fand, macht auch darauf aufmerksam, dass eine derartige Metallröhre, welche zu einer solchen Bohrung hätte benützt werden können, bisher noch nirgends gefunden worden sei, trotzdem Troyon und Nilsen glauben, dass solche Bohrlöcher nur mit Metall, ja sogar nur mit Stahlwerkzeugen hergestellt werden können, und daher die durchbohrten Steinbeile in die Eisenzeit versetzen. Evans kommt Seite 49 seines erwähnten Werkes zu dem Resultate, dass man in der Neolithzeit wohl schon die Steinbeile durchbohrte, dieselben aber in Grossbritannien selten seien, dass ferner jene Steinwerkzeuge, welche in der Bronzezeit im Gebrauche waren, gewöhnlich mit grosser Sorgfalt verfertigt wurden, und die Beile aus dieser Zeit grösstenteils durchbohrt und von gewählter Form seien, ja dass unter den Silex-Pfeilspitzen einige die höchste Stufe der Handfertigkeit verraten.

Es geht also auch nach Evans das Bohrloch schon der Bronzezeit voran und fällt in die Epoche des polirten Steines;

nur die schöneren Stücke mit gewählteren Formen und sorgsamer Bohrung, wie sie bei uns sehr selten, häufiger nur auf der skandinavischen Halbinsel vorkommen, gehören seiner Meinung nach in die Bronzezeit. Es gibt also gar keinen Grund, das Bohrloch für eine so späte Form zu halten, um es in die Eisenzeit zu verlegen.

Das Durchbohren eines Werkzeuges zu dem Zwecke, um einen Schaft darein fügen zu können, bezeichnet jedenfalls einen grossen Fortschritt in der menschlichen Civilisation. Ja die Durchlöcherung eines Steinwerkzeuges und die Einfügung eines Schaftes setzen so verschiedene Kenntnisse voraus, dass wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn viele Altertumsforscher das Bohrloch bei Steinen mit der Entwicklung der Bronzezeit in Zusammenhang brachten und darin im Allgemeinen eine späte Form erkannten. Doch ist das Schaftloch, welches bei Bronzewerkzeugen ausserhalb unseres Vaterlandes nur selten und spät vorkommt, keine Erfindung der Bronzezeit, ja nicht einmal der Epoche der polirten Steine, ist auch nicht zuerst für Steinwerkzeuge verwendet worden, sondern findet sich an dem viel leichter zu behandelnden Bein und Horn zu einer Zeit, die der Epoche der polirten Steine noch um ein Gutes voranging

Jene Gelehrten, die sich mit der Præhistorik und besonders mit der Steinzeit befassen, pflegen in derselben verschiedene Epochen zu unterscheiden, ja sie versuchten sogar in der palæolithischen Periode verschiedene Epochen zu bestimmen. Sie bemerkten nämlich, dass man in einer gewissen Zeit neben dem schwer zu behandelnden Steine auch Bein zu Werkzeugen benützte, da für gewisse Werkzeuge z. B. für Messer, die Seitenrippen der Tiere viel leichter verwendbar sind, als der Stein. Die Nadel, welche aus Stein ganz unmöglich ist, war aus Bein leicht herstellbar; ebenso wie die anfänglichen Stosswaffen aus den Geweihen der Hirsche, und das Hohlmeissel aus den zähen Röhrenknochen dieser Tiere verfertigt wurden. Damals führte die Form der Wirbelknochen auf die Idee des Schaftloches.

Die Præhistoriker bezeichneten jene Epoche, in welcher die Beinwerkzeuge zuerst vorkommen, mit verschiedenen Namen. Lartet, der diese Epoche in Gemeinschaft mit seinem Freunde Christy in Frankreich in den Höhlen zuerst studirte, benannte sie «Höhlenepoche»; da es aber seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte, dass die Menschen schon in einer früheren und wiederum in verschie-

denen späteren Zeiten Höhlenbewohner waren und dort ihre Waffen und Werkzeuge liessen, erkannte er bald die Unrichtigkeit dieser Benennung. Mortillet nannte sie «Magdalenen-Epoche», weil man in der Gemarkung von La Madeléne zuerst solche Werkzeuge aus Bein fand und beschrieb. Die meisten Schriftsteller bezeichnen sie mit dem Namen «Renntierzeit», weil die Verbreitung des Renntieres durch ganz Europa diese Epoche charakterisirt, und von jener späteren Epoche trennt, wo sich in der Zeit des polirten Steines wieder Knochenwerkzeuge vorfinden.

In jener Renntierzeit, in welcher das Mammuth noch nicht ausgestorben war, der riesige Höhlenbär und die Hyäne in Europa hausten, und noch keine Spur der Haustiere vorkommt, finden wir zuerst das Schaftloch, welches seither bei den Knochenwerkzeugen stets vorkommt und seitdem nie in Vergessenheit geriet.

In unserem Vaterlande fiel den Knochenwerkzeugen eine viel grössere Rolle zu, als im Auslande, denn in der ganzen ungarischen Tiefebene kommt kein Gestein vor, so dass der Stoff für die primitiven Waffen und Werkzeuge fehlte. Die Natur selbst wies also dort die Ureinwohner darauf, die Steinwerkzeuge durch Beinwerkzeuge zu ersetzen, und dazu empfahlen sich die Geweihe und Knochen der Hirscharten ganz besonders durch ihre Festigkeit. In den künstlichen Hügeln längs der Theiss fehlen daher die Knochenwerkzeuge nie, während Steinwerkzeuge äusserst selten sind. Diese Hügel reichen vom Beginn des polirten Steines hinab bis in die Bronzezeit. Das Bohrloch am unteren Teile des Hirschgeweihes charakterisirt diese Zeit.

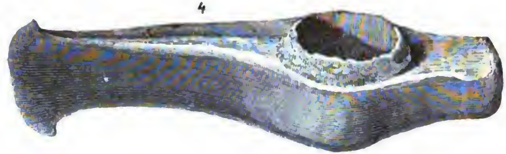
Wir können also ruhig behaupten, dass das Bohrloch durchaus nicht mit den späteren entwickelten Formen der Bronzezeit zusammenhängt, sondern schon vor Beginn der Epoche des polirten Steines in der Palaeolithzeit bekannt war, also durchaus keinen späteren Charakter an sich trägt.

XXVI. *Kupferbeile und Hämmer.* (S. 58). Auf den bisher mitgeteilten Tafeln sahen wir, wie die, dem Steinbeiltypus verwandten Kupferkeile in Randmeissel übergehen, wie sie sich den Bronzeformen nähern und in diesem Metalle ihre Fortentwickelung finden, andererseits wie von den flachen, dünneren, breiten, viereckigen Steinformen ausgehend, sich ein besonderer Kupfertypus entwickelt, für den in der Bronzezeit durchaus keine Analogie zu finden ist, der aber in

1



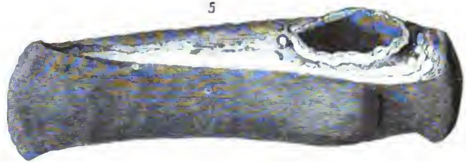
4



2



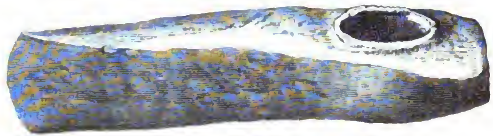
5



3



6



Kupfer sowohl in Indien als in Ungarn häufig vorkömmt. Bei allen diesen Kupferwerkzeugen sehen wir keine Spur von Verzierung, und das Schönheitsgefühl äussert sich höchstens in der Eleganz der Contouren und in der Regelmässigkeit der Ränder. Aehnliches sehen wir auch bei den schweren Kupferwerkzeugen, welche sich an die Typen der durchbohrten Steinbeile anschliessend, einerseits in den zweischneidigen Streithammer, andererseits in die verschiedenen Formen der Axt übergehen. Der ursprüngliche Steintypus geht nach und nach in Formen über, für welche sich in der Bronzezeit keine Analogie findet. Zur Charakteristik dieser Formen gehört neben der Massivität auch die Abwesenheit jeder Verzierung, wenn wir nicht etwa die an einigen Stücken unmittelbar neben dem Schaftloche eingeschlagenen runden Vertiefungen für Ornamente nehmen, welche durch jedes beliebige stumpfe Werkzeug, das in einen Knopf endet, hervorgebracht werden können. Im Allgemeinen ist es charakteristisch bei den Gegenständen der Kupferzeit, dass im Gegensatze zu den Bronzewerkzeugen, bei welchen sich das Schönheitsgefühl sowohl in der Mannigfaltigkeit der Formen, als auch in den geometrischen Verzierungen offenbart, bei diesen eine Unfruchtbarkeit der Phantasie und Mangel an schöpferischer Kraft sich äussert. Die Form der Werkzeuge ändert sich nur wenig und für die Verzierung bleibt kein Raum; das Schönheitsgefühl veredelt noch nicht die Formen, welche die Notwendigkeit geschaffen hat.

Kupferbeil und Hammer sind meistens ein vollständiges Ebenbild des durchbohrten Steinbeiles und Hammers, von denen sie sich hauptsächlich darin unterscheiden, dass beim Kupferbeil das Schaftloch nicht durch Bohrung, und auch nicht durch Guss erzeugt worden, sondern indem das glühende Kupfer mittelst einer Kupferstange durchgeschlagen wurde, wodurch rings um das Schaftloch eine kurze Dülle entstand, bei einigen Stücken stärker, bei anderen schwächer, aber meistens unregelmässiger, als dass sie als Verzierung dienen könnte. Wir finden überhaupt keine Spur von Ornamentation an diesen Kupferbeilen, welche noch einfacher sind als die Kupferkeile und Flachmeissel. Nur an einzelnen seltenen Stücken sehen wir zwei, drei, sechs und acht mit einer Puntze eingeschlagene, runde, oberflächliche Vertiefungen, die man vielleicht eher für Marken, als für primitive Verzierungen halten kann. Das Schaftloch ist gewöhnlich so wie bei den Steinbeilen nahe zum Kopfe, der, wie dies bei

einigen Exemplaren ersichtlich ist, auch als Hammer benützt wurde. Um ihn zu diesem Zwecke geeigneter zu machen, verlegte man später das Schaftloch weiter, manchmal gerade in die Mitte, und so wurde daraus ein regelrechter Schmiedehammer, wie z. B. das unter Nr. 3 gezeichnete Werkzeug.

1. Kupferbeil, oben beim Schaftloche drei in gerader Linie eingeschlagene, oberflächliche Vertiefungen, am unteren Theile zwei eben solche. Dieses Werkzeug entspricht vollkommen den Steinbeilen, von welchen es sich nur durch die, rings um das Schaftloch sich erhebende, unregelmässige Dülle unterscheidet. Die Abnützung des Beilkopfes zeigt, dass es auch als Hammer in Gebrauch war. Länge 0·14.

2. Längeres, schlankeres, dünneres Kupferbeil. Aus dieser Form entwickelte sich der Kupferstreithammer mit zwei, im Kreuz stehenden Schneiden. Gefunden in Puszta-Tóth, Comitat Bihar. Länge 0·18.

3. Kupferhammer, der ursprünglich ganz den Steinhämmern glich. Sein Kopf ist durch die Benützung bei der Schmiedearbeit breit auseinandergeschlagen und etwäs verkrümmt. Aus der Sammlung G. Rath. Länge 0·10.

4. Die Form dieses Kupferbeiles ist gewählter als jene der früheren, die Schneide etwas verbreitert, ein Einschnitt längs der Mitte vom Schaftloch bis zur Schneide ziert dieses Werkzeug. Aus der Sammlung G. Rath. Länge 0·155.

5. Je drei durch eine Puntze eingeschlagene Vertiefungen neben der unregelmässigen Dülle am Schaftloch nach vorn und hinten charakterisiren dieses Kupferbeil, dessen Kopf als Hammer diente. Fundort Tápió-Szécsö. Länge 0·15.

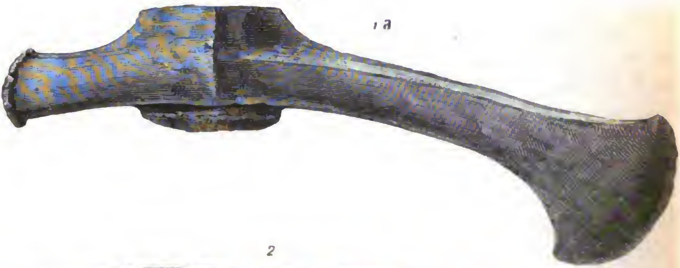
6. Kupferbeil, entspricht vollständig einem Steinbeile, und diente so wie Nr. 1 und 5 als Vorbild einer einfachen Axt. Am unteren Teile ist ein Puntzeneinschlag sichtbar. Länge 0·165.

XXVII. *Kupferbeile.* (S. 61). 1. Unter den Steinbeilen kommen manche sehr gewählte Stücke vor, welche eher als Zierstücke, vielleicht als Symbole der Herrschaft benützt wurden, mit schlanken Formen, schön geschwungenen Linien und kreissegmentförmigen Schneiden. Wir sahen solche bei der Stockholmer Ausstellung, ähnlich ist auch das Dadaer Serpentinbeil in unserem Museum. Diesem gleicht vollständig dieses Kupferbeil, nur dass durch die Benützung der Kopf

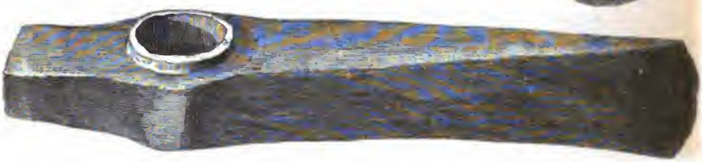
1 b



1 a



2



3



4



abgenützt und auseinandergeschlagen ist, als ob er als Hammer gebraucht worden wäre. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·25.

2. Kupferbeil, dessen Verhältnisse von den steinzeitlichen Formen abzuweichen beginnen. Länge 0·23.

3. Kupferbeil, ähnlich dem vorigen, nur um das Schaftloch herum breiter, und in der Form einfacher. Fundort Balassa-Gyarmat. Länge 0·235.

4. An diesem Stücke sehen wir neben der Dülle des Schaftloches je vier mit der Puntze eingeschlagene Vertiefungen. Die nachträgliche Verbreiterung des Kopfes zeigt, dass das Werkzeug als Hammer gebraucht wurde. Länge 0·145.

Im ungarischen Nationalmuseum befindeu sich insgesammt 36 Kupferbeile.

XXVIII. *Der Streithammer aus Kupfer.* Die Form der flachen Kupfermeissel zeigt eine nahe Verwandtschaft mit den steinzeitlichen Formen und obgleich die Randmeissel auch in Bronze vorkommen, dienen doch bei den gegossenen Bronzestücken die Ränder nur als Verzierung, während sie bei Kupferexemplaren aus dem Schmieden der Schmalseite leicht erklärlich sind. Die Vorbilder der länglichen, viereckigen Flachmeissel mit kreissegmentförmiger Schneide finden wir ebenfalls unter den Steinmeisseln, nur dass die derartig gestalteten Kupfermeissel viel dünner sind als die Steinmeissel. Solche kommen aber weder in Bronze noch in Eisen vor und bilden eine der Kupferzeit eigentümliche Form, die in anderem Metall nicht gefunden wird. Dasselbe können wir von den einfachen mit einem Schaftloche versehenen Kupferbeilen sagen, welche so sehr den durchbohrten Steinkeilen gleichen, dass man oft glauben könnte, der Steinmeissel sei einfach abgeformt worden, um als Gussform für das Kupferbeil zu dienen. Bei dieser Form kömmt auch, ebenso wie beim Steinkeil, nicht die Schneide, sondern das Gewicht in Betracht. Aber die Steinkeile hatten immer den Nachteil, dass sie beim Gebrauche dort, wo sie durch das ausgebohrte Schaftloch geschwächt waren, leicht abbrachen. Zahlreiche Bruchstücke beweisen dies, und der steinzeitliche Mensch kam oft in den Fall, den übriggebliebenen unteren Teil des gebrochenen Steinkeiles neuerdings durchbohren zu müssen, damit die viel Zeit und Mühe raubende Polirung nicht verloren gehe. Bei den Kupferbeilen, welche diese Form vollständig nachahmen, konnte eine solche Gefahr nicht vorkommen; diese konnten nicht

zerbrechen und erwiesen sich in dieser Beziehung als geeigneter, nur dass sie wieder solche Nachteile hatten, die bei Steininstrumenten nicht vorkamen, dass nämlich die Kupferbeile im Gebrauche sich verbogen und abnützten, indem ihre Köpfe durch die Schläge breitgeschlagen wurden, und die Schneide sich abstumpfte. Wenn sie aber auf diese Weise unbrauchbar geworden waren, konnte ihre Form leichter wiederhergestellt werden, als jene der Steinkeile, welche neuerdings durchbohrt werden mussten, oder als jene der Bronzewerkzeuge, welche, wenn sie zerbrachen, umgegossen werden mussten, während die Kupferbeile, sobald ihre Schneiden stumpf geworden waren, durch neues Schmieden leicht wiederhergestellt wurden.

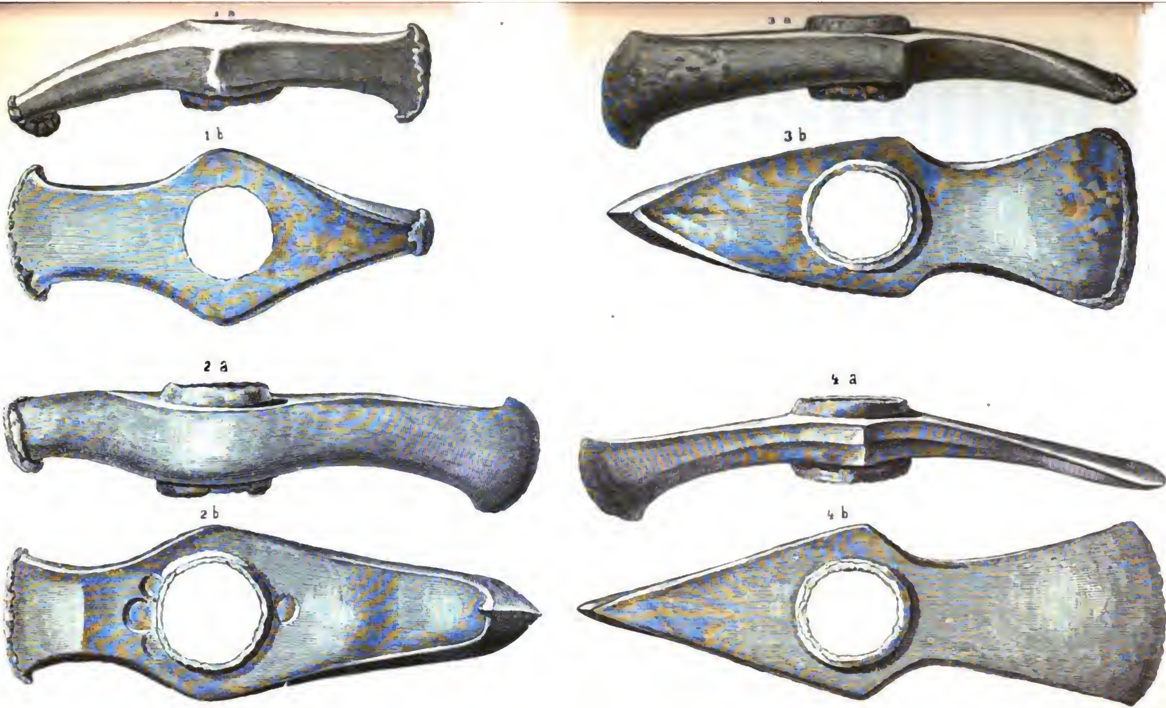
Aus jener einfachen Form, welche den durchbohrten Steinkeil in jeder Beziehung nachahmt, und unter den Bronzewerkzeugen durchaus keine Analogie findet, entwickelten sich in zwei Richtungen neue Typen, die aber mit den Steinformen nicht mehr direct im Zusammenhange stehen. Der Kopf wurde nämlich länger, das Schaftloch zog sich, wie das auch schon bei Steinwerkzeugen vorzukommen pflegt, gegen die Mitte zu, wodurch sich der Kopf zum Gebrauche als Hammer geeigneter bewies. Diese Form des Kupferbeiles diente zu doppeltem Zweck: das eine Ende zum Schneiden, das andere zum Schlagen; dies ist auch der Sinn des heutigen Schlosserhammers, und darin zeigt sich eine gewisse Verwandtschaft zwischen der Grundidee des Kupferbeiles und des Eisenhammers. Später wurde der stumpfe Kopf zu einer Schneide geschmiedet, und so entstand der zweischneidige Streithammer in einer solchen Form, dass die beiden Schneiden im Kreuze zu einander stehen. Bei den Steinwerkzeugen bemerken wir ebenfalls eine gewisse Entwickelung in dieser Richtung; in Skandinavien, wo das üblichste Steinmaterial der Steinwerkzeuge, der Feuerstein, viel fester und härter ist, als die Steinarten Ungarns, welche der steinzeitliche Mensch als Stoff für seine Werkzeuge benützte, ist auch die Form der Steinkeile eine viel künstlichere als bei uns, und dort kann man wohl eine zweischneidige Steinwaffe finden, welche nicht dem Streithammer gleicht, sondern eher ein zweischneidiges Beil ist (bipennis), wie es in Kupfer gar nicht und in Bronze nur ausserordentlich selten vorkömmt. Bei uns wurden nur zwei solche Doppelbeile gefunden, in den übrigen prähistorischen Sammlungen Europa's sind sie unbekannt, während wir

sie in Klein-Asien auf den Münzen der karischen Könige finden. Der labrandäische Jupiter, dieser stehende Typus der Münzen der karischen Könige, ist nämlich mit einem solchen Doppel-Beile bewaffnet. Ein ähnliches kömmt auf den Münzen der Insel Tenedos vor, auch sehen wir es in den Händen der Amazonen auf griechischen Prachtgefässen und geschnittenen Steinen, und bei den Bacchantinnen, welche den thrakischen König Lykurgos tödten.

Der zweischneidige Streithammer unterscheidet sich dadurch von dem Doppelbeil, dass die eine Schneide horizontal, die andere vertical steht. Da aber das Schaftloch genau in die Mitte des Instrumentes fällt, wird der Streithammer hiedurch zerbrechlicher, als das Kupferbeil, das blos einen kurzen Kopf hat. Daher geschieht es häufig, dass der Kupferstreithammer in der Gegend des Schaftloches bricht; solche zerbrochene Stücke sind auch bei unseren Funden nicht selten. Um aber das Brechen zu vermeiden, wurde der Streithammer beim Schaftloche breiter und kantig geschmiedet. So bildete sich der zweischneidige Kupferstreithammer aus, für den wir weder bei den Stein- noch bei den Bronzewerkzeugen eine Analogie finden.

So wie aus der Verlängerung und Schärfung des Kopfes des einfachen Kupferbeiles einerseits sich der eigentümliche zweischneidige Kupferstreithammer entwickelte, so wurde andererseits die Kupferaxt daraus, dadurch, dass der Kopf des Kupferbeiles kürzer und dünner geschmiedet wurde, damit es nicht mehr zum Schlagen und Schneiden, sondern blos zum Hacken diene. Demgemäss wurde auch seine Schneide breiter geschmiedet, und das Schaftloch mit der Zeit zur Verstärkung verlängert. Diese Form war bei den Steininstrumenten schon in Folge der Natur des Steines unmöglich, war aber in Bronze leicht herstellbar; trotzdem ist in der Bronzezeit die Axt ausserordentlich selten und weicht in ihren Formen von der Kupferaxt ab. In der Eisenzeit hingegen kömmt sie, sei es als Streitaxt, sei es als Holzhacke, häufig vor, und blieb bis auf unsere Zeit in Gebrauch, nur dass sie jetzt aus Stahl verfertigt wird.

XXIX. *Streithämmer, I.* (S. 402). 1. Dieser Streithammer, an welchem unten eine eingeschlagene Vertiefung sichtbar, ist an beiden Schneiden vollständig abgenützt, so sehr, dass er als Schneidewerkzeug vollkommen unbrauchbar ist, und wie es scheint als Hammer benützt wurde, obgleich seine Gestalt dazu nicht eben geeignet ist. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·14.


1 a
1 b
3 a
3 b
2 a
2 b
4 a
4 b

2. Ein Beil, das aus der Sammlung Georg Rath's ins Museum kam. Das Schaftloch hat nur eine kurze Dülle. Auf dem Beile sind je eine und drei mit der Puntze eingeschlagene Verzierungen; Spuren des Schmiedens sind sichtbar. Das eine Ende ist scharf, das andere durch den Gebrauch auseinandergeschlagen. Länge 0·18.

3. Es ist eine Eigentümlichkeit dieses Streithammers, dass die horizontale Schneide mit einem regelmässigen Saume versehen ist, als ob sie, nachdem sie stumpf geworden, durch neues Schmieden ausgebessert worden wäre. Das Schaftloch hat zwar eine kurze Dülle, diese ist aber eher in Folge des Schmiedens als des Gusses entstanden, ganz ebenso wie bei den früheren und späteren Exemplaren Länge 0·18.

4. In Taksony (Comitat Pest) wurden im Jahre 1881 zwei vollkommen gleiche Streithämmer ausgeackert, mit jener schmutzigen glanzlosen Patina, welche so oft die Kupferwerkzeuge charakterisirt. Die Form ist regelmässiger als bei den früheren Stücken. Länge 0·2.

Im ungarischen Nationalmuseum werden gegenwärtig 17 Kupferstreithämmer aufbewahrt.

XXX. *Streithämmer, II.* (S. 404). 1. In Szilvás in der Mátra, wo das Kupfer noch jetzt in gediegenem Zustande vorkömmt, wurde dieser zweischneidige Streithammer gefunden, an welchem Spuren von Hammerschlägen wahrnehmbar sind. Länge 0·28.

2. Zweischneidiger Streithammer, stärker gebogen als der vorhergehende; auch dieser ist durch eine, mit einer Puntze eingeschlagene Vertiefung markirt; rings um das Schaftloch bildete sich eine kurze Dülle, trotzdem erhielt gerade dort dieses Werkzeug einen Riss; doch sind keine Spuren der Abnützung durch Gebrauch zu sehen. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·27.

3. Kleinerer und leichterer zweischneidiger Streithammer aus der Sammlung G. Rath. Länge 0·19.

XXXI. *Keilhauen.* (S. 406). Unter den Kupferwerkzeugen sind die eigentümlichsten jene langen und schweren Keilhauen, welche in Bronze nie vorkommen, von welchen wir sagen können, dass es die grössten und schwersten Metallwerkzeuge sind, welche wir aus præhistorischer Zeit besitzen, und welche bis jetzt nirgends anders als in Ungarn gefunden wurden. Ausser den drei Exemplaren des Nationalmuseums kennen wir eines im Besitze des Baron Desider Prónay, ein


3 b
3 a
1 a
1 b
2 a
2 b

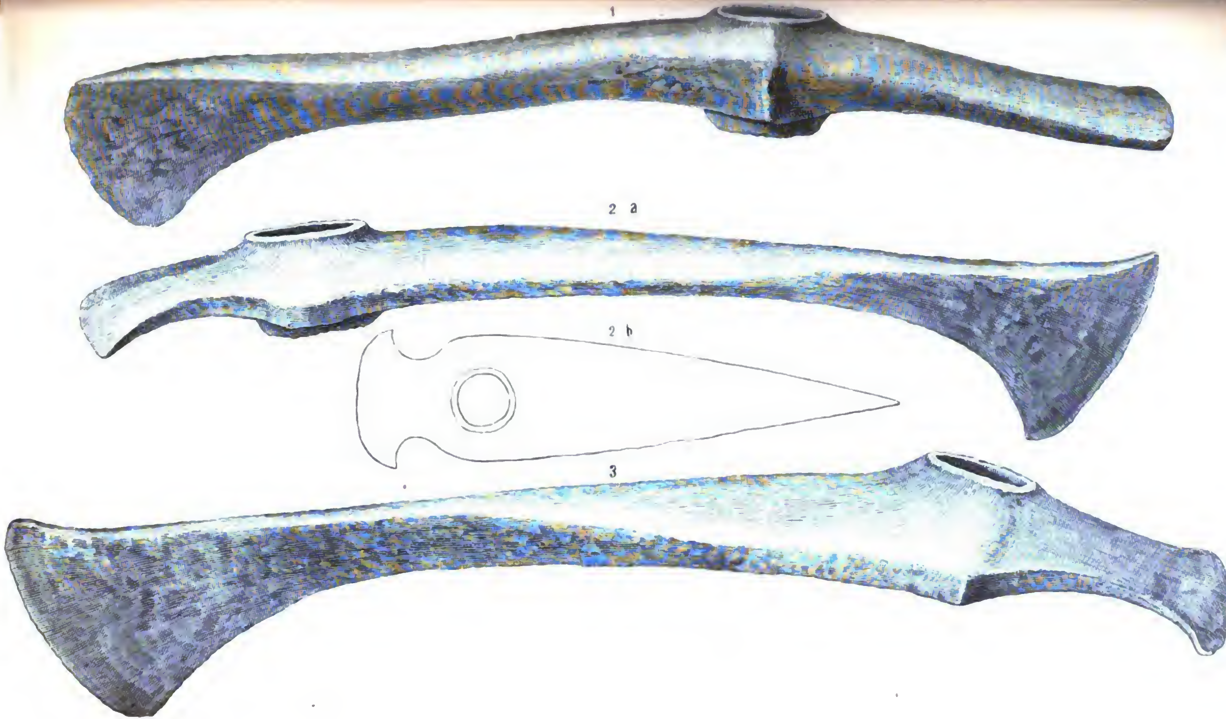
zweites bei dem Obergespan des Temeser Comitates Sigmund Ormós. Es ist schwer sich vorzustellen, wozu diese riesigen Keilhauen benützt wurden, die in verschiedenen Teilen des Landes vorkommen, an solchen Orten, welche von Salzwerken und anderen Gruben ganz entfernt liegen. Ihre Schneiden sind nicht durch Gebrauch abgenützt, ihre Herstellung eine sorgfältige und die Formen regelmässig.

1. Herr Ladislaus Földváry, Grundbesitzer in Tótgyörk, schenkte diese schöne 0·37 lange Keilhaue, welche in der Gemarkung von Tótgyörk gefunden wurde, dem Nationalmuseum. In ihrer Form gleicht sie zwar den schweren Kupferstreithämmern mit zwei im Kreuze stehenden Schneiden, nur dass bei diesen das Schaftloch ungefähr in die Mitte fällt, damit er gut ins Gleichgewicht gebracht werde. An unserem Stücke hingegen ist die horizontale Schneide um die Hälfte kürzer als die verticale.

2. Die rückwärtige breite Schneide dieser Keilhaue ist noch viel kürzer als beim vorhergehenden Stücke, und die Form eine so gewählte, dass man ganz wohl diese Keilhaue für ein Symbol der Obrigkeit halten könnte. Die deutschen Archæologen nannten eine Art der Bronze-Streitbeile Commandostab; nun kommen solche in Ungarn in so grosser Zahl vor, dass diese Benennung auf unsere Bronze-Streitbeile nicht anwendbar scheint, ausser wir nehmen an, dass in Ungarn schon in der Bronzezeit jeder Mensch ein Befehlshaber war, da in unserem Museum mehr denn 70 solche Bronze-Streitbeile aufbewahrt werden, und diese Form auch in den Provinzialsammlungen durch zahlreiche Stücke repräsentirt wird. Wenn es in der Urzeit überhaupt Commandostäbe als Symbol der Obrigkeit gab, könnte diese Benennung vielleicht eher auf solch grosse Kupferkeilhauen, als auf die erwähnten Bronze-Streitbeile angewendet werden. Länge unseres Stückes 0·38.

3. Diese Keilhaue wurde in Mezőkeresztes gefunden, und kam durch das Cultus- und Unterrichts-Ministerium in's Museum. Länge 0·40. Gleicht in jeder Beziehung dem vorigen Stücke, nur dass es dicker und schwerer ist.

XXXII. *Kupferäxte.* (S. 408). So wie der Kupfer-Streithammer von allen Bronzeformen vollkommen abweicht, und an Grösse und Gewicht von den kleineren, leichteren, mit Verzierungen versehenen Bronzewerkzeugen vollständig verschieden ist, so findet auch die Kupferaxt kaum eine Analogie in der Bronzezeit. Es kommen zwar auch in


1
2 a
2 b
3

dieser, doch nur selten, Streitbeile und Aexte mit einem Schaftloch vor, aber es sind vollkommen originelle Bronzetypen, welche mit jenen der Kupferzeit in keinem Zusammenhange stehen. Hingegen ist die Axt einer der bekanntesten Typen der Eisenzeit, und wurde bald als Waffe, bald als Werkzeug gebraucht, da sie in beiden Fällen die Brauchbarkeit ihrer Form bewährte. Wahrscheinlich ist dies der Grund, weshalb Chantre, Mortillet und Unsedt die Kupferformen für spätere und der Eisenzeit nahende Typen halten, ohne dass diese sonst gründlichen Gelehrten ihre Behauptungen auch zu begründen der Mühe wert fänden, oder wenigstens sagen würden, was sie unter späteren Formen verstehen, und welches jene sind, die sie mit den bronze- und eisenzeitlichen vergleichen. In der Form der Aexte finden wir wohl eine Aehnlichkeit zwischen den Werkzeugen der Kupfer- und der Eisenzeit, woraus wir aber noch keine weitere Folgerung auf das Zeitalter dieser Form ziehen können, denn die einfachste Form der Axt, wie z. B. Nr. 2, ist nur eine Abart des Kupferbeiles mit dem Schaftloch, bei welcher der massive, viereckige Kopf immer kürzer wird und schliesslich beinahe vollständig verschwindet. Es wäre ein Irrtum, auf die Gleichzeitigkeit der einfachen Formen blos aus dem Grunde zu schliessen, weil diese bei ähnlichen Werkzeugen in verschiedenen Metallen vorkommen. Wir wissen, dass sowohl der Randmeissel als der Celt, trotzdem dieselben zu den ältesten Formen der Bronzezeit gezählt werden, manchmal z. B. in Hallstadt und an verschiedenen Orten in Ungarn, auch in Eisen vorkommen, ohne dass wir deshalb jeden Celt und Paalstab für gleichzeitig mit den ähnlichen Eisenwerkzeugen erklären würden. So verhält es sich auch mit den Kupferäxten, welche sich übrigens in der Kupferzeit auf ganz natürliche Weise aus den Kupferbeilen, so wie diese aus den durchbohrten Steinkeilen entwickeln, während bei den Eisenäxten eine solche stufenweise Entwickelung fehlt, und diese ganz selbstständig ohne jede Prämisse, plötzlich erscheinen, denn aus der Bronzezeit, wo diese Form der Axt unbekannt war, konnte sie nicht übernommen worden sein.

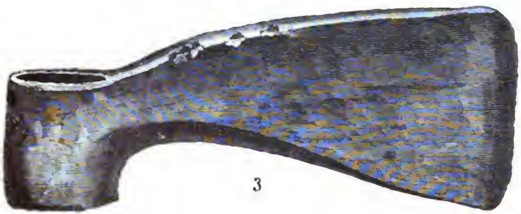
Uebrigens ist auch noch eine andere Aehnlichkeit zwischen den Kupfer- und Eisenwerkzeugen zu finden, dass nämlich bei den ältesten Eisenwerkzeugen und Waffen die Verzierung ebenso fehlt, wie bei den Kupferwerkzeugen, was wieder darin seine Erklärung findet, dass, während die Bronzegegenstände schon grösstenteils beim Gusse



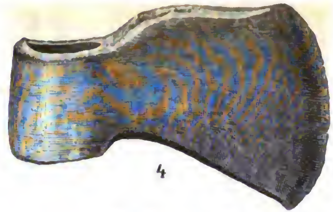
1



2



3



4



5



6

ihre Verzierungen erhielten, welche in die Steinform eingeschnitten waren, die Kupfer- und Eisenwerkzeuge ihr Entstehen dem Schmieden verdanken; wenn man diese verzieren wollte, konnte dies nur später durch ein neuerliches Bearbeiten geschehen, durch Eingraviren von Linien und Figuren. Dieses blieb beim Kupfer vollständig weg und ist auch bei den ältesten Formen in Eisen nicht zu finden, was aber noch immer kein genügender Grund ist, die Kupferzeit in Zusammenhang mit der Eisenzeit zu bringen. Ja wir müssen noch bemerken, dass, ob wir nun die Epoche von Hallstadt oder La Têne beobachten, welche das erste Auftreten des Eisens bezeichnen, wir am Ende der Bronzezeit unter den entdeckten Eisenwerkzeugen kein solches finden, welches eine Aehnlichkeit mit dem Kupferbeil, Streithammer oder der Kupferaxt zeigen würde. Eine solche Aehnlichkeit finden wir höchstens in den Eisenwerkzeugen der späteren römischen Zeit und in der Franciska der Franken, mit einem Worte in einer solchen Zeit, in der sowohl das Kupfer als die Bronze für Schneidewerkzeuge schon längst nicht mehr in Gebrauch waren.

Da es ein Charakteristikon der kupferzeitlichen Gegenstände ist, dass ihnen jede Verzierung fehlt, so ist es sehr natürlich, dass der Unterschied der Typen nicht gross ist. So sind auch im Grossen und Ganzen die Aexte einander gleich, und der Unterschied äussert sich am ehesten am Schaftloche, das bald zum Körper der Axt gehört, und nichts Anderes ist, als ein durchbohrter Teil desselben, bald wieder als ein besonderes Glied anzusehen ist, und als solches auf verschiedene Weise aus dem Körper der Axt hervorsteckt. Den zweiten Unterschied macht die Form der Schneide, und die Art, wie sie über das Schaftloch hinaus schmäler oder breiter wird, und wie die scharfe Schneide sich verbreitert, bald in Form eines Kreissegmentes, bald gradlinig.

1. Diese Axt aus der Sammlung Georg Ráth's im Museum scheint eher gegossen als geschmiedet zu sein, denn wir bemerken auf ihrer Oberfläche keine Spuren des Hammers, sondern blos der Feile. Länge 0·148.

2. An dieser Axt sehen wir ebenfalls keine Spuren des Schmiedens; sie steht übrigens den Kupferbeilen dadurch näher, dass das Schaftloch nur einfach am oberen Ende des Werkzeuges sich befindet und kein besonderes Glied bildet. Länge 0·165.

3. Eine Axt, an welcher wir leicht das Schmieden erkennen; das Schaftloch bildet ein besonderes Glied, die Schneide ist gerade, wie bei den jetzigen Aexten, während sie bei anderen Kupferäxten gewöhnlich ein Kreissegment bildet. Länge 0·14.

4. Bei den Aexten finden wir ebenso wie bei den Streithämmern bald kleinere, bald grössere Exemplare. Diese Axt gehört zu den kleineren. Länge 0·11.

5. Aus der Sammlung Georg Rath's mit Spuren des Hämmerns. Länge 0·12.

6. Diese Axt ist ebenfalls zweifellos Schmiedearbeit. Länge 0·13.

Im ungarischen National-Museum sind insgesammt 23 Kupferäxte vorhanden.

XXXIII. *Waffen I.* (S. 414). Die ältere Zeit der menschlichen Civilisation ist auch durch jenen Umstand charakterisirt, dass die Waffen und Werkzeuge sich noch nicht von einander unterscheiden; dasselbe Instrument dient zum Angriff und zur Verteidigung, mit welchem der urzeitliche Mensch den Baum fällte und ihn seinen Bedürfnissen entsprechend umbildete. In Folge dessen ist es bei den Werkzeugen der ältesten Steinzeit schwer zu bestimmen, was Waffe und was Werkzeug ist, und deshalb finden wir auch bei den steinzeitlichen Typen, selbst in der Neolith-Periode keine besonders grosse Mannigfaltigkeit. Als in dem Menschen das Gefühl der Schönheit zu erwachen begann, polirte er seine Werkzeuge, sogar jene aus Silex, sorgfältig ab und gab ihnen eine glatte Oberfläche. Zur Herstellung eines solchen polirten Gegenstandes bedarf es unendlich langer Zeit und vieler Geduld, weshalb auch der Krieger und Jäger diese Geduldarbeit von sich wies und dieselbe den Krüppeln und Schwächlingen überliess, die weder zum Kampfe noch zur Jagd fähig waren. Darauf scheint auch der Umstand zu weisen, auf den mich Professor Reulaux in Berlin aufmerksam machte, dass in allen Mythologien und allen Volkssagen die Götter des Schmiedens Zwerge oder Krüppel sind, von Hephaistos und dem idäischen Daktylen bis zum Schmiede Wieland und den Nibelungenzwergen.

Das Kunstgefühl konnte sich in dieser Zeit nur in der feineren Ausarbeitung äussern. Die Ornamentirung, welche auf einer späteren Stufe der Civilisation eine so bedeutende Rolle spielt und in gewissen Zeiten sich sogar auf jedes noch so kleine Werkzeug erstreckt, erscheint erst am Ende der Neolithperiode, auch dann nur in der ein-

fachsten Form, durch das Ziehen von graden und parallelen Linien. Schmuckstücke kommen kaum vor, wenn wir nicht etwa einige flache unförmliche Bernsteinfiguren als Schmucksachen ansehen wollen. Das Nützliche und Notwendige herrscht über das Entbehrliche; Zierstücke und Schmuck zeigen sich kaum, und das Schönheitsgefühl äussert sich höchstens in der fleissigen Arbeit und geduldigen Ausführung. Dasselbe sehen wir auch noch in der Kupferzeit; die Typen sind anfangs dieselben wie jene der Steinzeit, der Mensch weicht nur langsam von den Traditionen der Steinzeit ab, und die Begriffe der Waffe und des Werkzeuges beginnen sich von einander zu scheiden. Neben Beil und Streithammer, welche noch gleichmässig zum Kampfe und zur Arbeit geeignet sind, entwickelt sich aus dem Messer der Dolch, der an einen langen Schaft befestigt zur Lanze wird, und wenn die Länge des Dolches wächst, zum Schwerte. Dieses ist die logische natürliche Entwicklung, und auf diesem Punkte finden wir auch die Kupferzeit, in welcher Messer, Dolch und Lanzenspitze, die in der Steinzeit in solchen Gegenden, wo der Silex nicht vorkommt, fast gänzlich unbekannt waren, schon viel häufiger erscheinen. Der Mensch gewöhnt sich allmälig, bei den Waffen mehr auf die Schneide als auf das Gewicht sich zu verlassen. Die Formen werden also im Allgemeinen schmäler und handlicher, aber die Ornamentirung, die später hauptsächlich in der Bronzezeit ganz besonders bei Waffen angewendet wurde, fehlt bei den Kupferdolchen noch vollständig. Die Prahlerei und Eitelkeit, die mit den Waffenübungen vorschreitet, und sich in dem Glanze und der Verzierung der Waffen äussert, ist noch kaum wahrnehmbar. Die Hauptaufgabe dieser Periode ist noch immer der Griff, mit dem man sich in der Periode des polirten Steines so viel abgemüht hatte, bevor man von den Beinwerkzeugen die Idee des durchbohrten Schaftloches übernahm, die das Binden mit Fasern und gesponnenen Fäden überflüssig machte.

In der Kupferzeit wurde durch das Schmieden die Herstellung eines jeden beliebigen Fortsatzes ermöglicht, der als Griff dienen konnte; es war leicht in das glühende Metall mittels eines kalten Metallstabes ein Loch zu schlagen, und so war auch das Nieten gefunden. Dieses war die eine Art, auf welche das Metallinstrument mit einem Nagel an den Holz- oder Beinschaft befestigt werden konnte; die zweite Art war ebenso einfach, indem man nämlich den Dolch selbst mit einem dünnen Fortsatze versah, dass er nagelförmig wurde,

und in glühendem Zustande sich in dem Holzschafte leicht einbohrte: und damit dieser von ihm nicht hinabgleite, wurde dieser Fortsatz dort, wo er aus dem Holzschafte herausragte, einfach umgebogen.

Neben der Waffe beginnt nun auch die Sichel vorzukommen, welche in ihrer einfachsten Form nichts anderes ist, als ein stark gebogenes Messer, das durch diese Modification geeignet wurde zum Abschneiden der Halme. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Spirale eher zum Schmucke oder zur Verteidigung diente. Dieses ist ebenfalls eine Form, die durch das Schmieden leicht herstellbar ist, daher sind auch die Bronze-Spiralen grösstenteils geschmiedet. Nachdem endlich auch das Gold in Ungarn oft gediegen vorkommt, und noch leichter zu schmieden ist, als das Kupfer, so fehlen in der Kupferzeit auch die Goldschmuckgegenstände nicht, in welche man die Verzierung mit dem Puntzen einschlug. Dies gab dem Menschen die Idee der getriebenen Arbeit.

Unsere Zeit, die durch die Errungenschaften der Civilisation so sehr verwöhnt ist, dass sie für jede Arbeit mit den zweckdienlichsten Instrumenten versehen ist, begreift nur schwer jene Geschicklichkeit und Geduld, mit welcher unsere Vorfahren mit Hilfe der einfachsten Werkzeuge die complicirtesten Arbeiten ausführten. Darüber geben die Entdecker des vorigen Jahrhunderts die beste Aufklärung, wenn sie ihre Erfahrungen bei Einwohnern solcher Inseln beschreiben, welche, wie z. B. die Gesellschaftsinseln, sich noch im Steinzeitalter befanden, selbst das Kochen noch nicht kannten, und dennoch auf einer ziemlich hohen Stufe der Cultur standen. Je weniger und einfacher die Werkzeuge des Menschen sind, um so mehr werden sie zu den verschiedensten Zwecken benützt. So wie die Civilisation sich entwickelt, vermehrt sich auch die Zahl und Gestalt der Werkzeuge; und so fand auch das Princip der Arbeitsteilung zuerst darin seinen Ausdruck, dass für jede Arbeit ein anders geformtes Werkzeug benützt wurde. Es war schwer, Mannigfaltigkeit in Steinwerkzeuge zu bringen, besonders in jenen Ländern, wo der feste Feuerstein selten ist, denn dieser ist zwar wegen seiner Dichtigkeit und Härte schwerer zu bearbeiten, bricht aber beim Gebrauche schwerer, selbst dann, wenn er für schmälere Formen geschliffen wurde. In solchen Ländern, wo die kieselartigen Gesteine seltener vorkommen, wie z. B. in Ungarn, wo also ein grosser Teil der Steinwerkzeuge aus weicherem, weniger dichtem und zähem Materiale verfertigt

wurde, blieben in dieser Zeit einzelne Formen der Werkzeuge, wie z. B. der Hohlmeissel, gänzlich unbekannt.

Bei den Kupferwerkzeugen ist ebenso wie bei den Steinwerkzeugen die Mannigfaltigkeit der Typen nicht gross, es beginnt sich aber doch schon ein Unterschied zwischen dem Werkzeuge und der Waffe zu zeigen, welche jetzt in Form des Dolches zum ersten Male selbstständig erscheint.

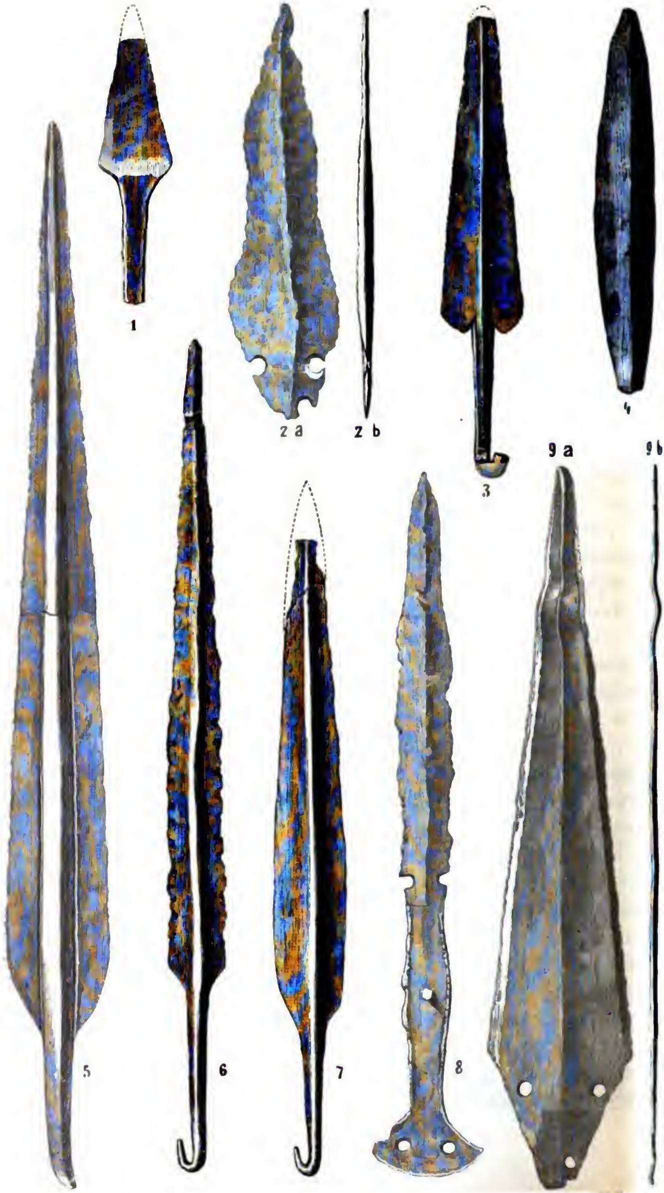
Der Zweck des Dolches ist, dass er zum Stechen diene, also spitz und an beiden Rändern scharf sei. Mit der Zeit wächst seine Länge, bis sich endlich das einfache Schwert aus ihm entwickelt. Der Dolch unterscheidet sich von dem Messer darin, dass er zweischneidig ist, während das Messer nur eine Schneide hat. Wenn aber der Dolch in die Länge wächst, wird er zum Schwerte, das nicht blos zum Stich, sondern auch zum Hieb geeignet ist; andererseits wieder entwickelt er sich zur Lanze, wenn er an der Spitze eines langen Schaftes verwendet wird. Der Dolch ist die einfachste und ursprünglichste Form der Waffe, und selbst die Pfeilspitze ist nichts anderes, als eine verkleinerte Ausgabe des Dolches.

Auf der Insel Cypern begegnen wir ebenso wie in Ungarn schon in der Kupferzeit dem Dolche ziemlich häufig, sowohl dem längeren als dem kürzeren, auch das Schwert und die Pfeilspitze kommen vor, obgleich viel seltener; eine Lanzenspitze aus Kupfer ward bisher nicht gefunden.

Bei dem Kupferdolch lassen sich drei Typen unterscheiden:

Bei dem ersten, den wir S. 414 unter Nr. 2 u. 9 sehen, verbreitert sich die dreieckförmige Klinge allmälig gegen den Schaft zu. Die Mitte ist der ganzen Länge nach durch eine Rippe verdickt, und das untere, wahrscheinlich in ein Holz- oder Beinschaft gehörende Dreieck ist mit Löchern versehen, durch welche ursprünglich Nägel durchgingen, um die Waffe an den Griff zu befestigen. Diesen Formen gleichen auch die einfachsten Bronzedolche, und zwar so sehr, dass der Unterschied zwischen ihnen und den Kupferdolchen oft nur durch die Analyse bewiesen werden kann.

Bei dem zweiten Typus des Dolches, der übrigens bisher nur in einem einzigen Exemplare vorkam, ist auch der Griff der Klinge aus Kupfer, aber so, dass auch dieser mit Holz oder Bein überzogen wurde, wozu fünf Löcher dienen; mit einem Worte, der Kupferschaft ist nur die sogenannte Seele des Dolchgriffes und ragte nur an den


1
2 a
2 b
3
4
9 a
9 b
5
6
7
8

Seiten aus dem Holze, Beine oder Horne heraus, wo er einen erhabenen Saum bildet, der zur Befestigung des Holzes, Beines oder Horns diente. (Siehe Nr. 8.)

Von diesen weicht der dritte Typus des Kupferdolches ab: Nr. 3, 5, 6, 7. Sein Charakteristikon ist die stärkere Entwicklung des Mittelgrates trotz der Schlankheit der Waffe, wodurch sie die Form eines langen Pflanzenblattes gewinnt; der Schaft ist die Fortsetzung der Blattrippe, ein eigentlicher Stengel, der durch den der Länge nach durchbohrten Holz- oder Beinschaft hindurchging und am Ende durch eine Umbiegung an den Griff befestigt wurde. Derartig sind die auf der Insel Cypern gefundenen Dolche, und so auch jene, die bei uns gefunden wurden. Diese stehen in gar keiner Verwandtschaft mit den Typen der Bronzedolche, eine entfernte Aehnlichkeit können wir höchstens zu einigen Lanzenspitzen finden, von welchen sie sich darin unterscheiden, dass die Lanzen zum Aufnehmen des Holzschaftes eine Dülle haben.

Wir kennen nur eine Kupferwaffe, die möglicherweise als Lanzenspitze diente; sie ist unter Nr. 1 mitgeteilt. Die Form ist ganz einfach dreieckig, wie die des Kupferdolches unter Nr. 9, und die Spuren der Hammerschläge bezeugen das Schmieden.

Der unter Nr. 4 mitgeteilte Dolch ist ebenfalls blattförmig, aber seine Rippe hebt sich nicht so charakteristisch heraus, wie bei den Nummern 3, 5, 6 und 7. Da der Fortsatz abgebrochen und verloren ist, wissen wir nicht, auf welche Weise er an den Griff befestigt war. Bei all' diesen Dolchen ist die Klinge sehr dünn und nur die Rippe gibt ihnen einen Halt, eben deshalb verbog sich die Waffe oft beim Gebrauche, wurde aber leicht wieder gerade geschmiedet, wie wir das bei dem Dolche Nr. 9 wahrnehmen können, an dem sowohl die Verbiegung als die Ausgradung sehr gut wahrnehmbar ist.

1. Kurzer Dolch oder Lanzenspitze, gefunden in Duna-Földvár; der Stiel, mit welchem diese Waffe an den Holzschaft befestigt war, ist breit; die Länge inclusive des Stieles 0.087, die Spitze abgebrochen.

2. Dolch, dessen Contour durch Oxydirung zerstört ist; am untern Ende, wo er an den Griff genagelt wurde, sieht man drei Nietlöcher ohne jede Symmetrie, denn das untere Loch ist nicht in der Mitte, um der Rippe des Dolches auszuweichen. Gefunden in Ovcsarszko, in der Nähe von Sillein. Länge 0·135.

3. Dolch mit Stiel und Mittelrippe, ähnlich jenen, welche General Cesnola auf der Insel Cypern aufgefunden hat, kam durch den Antiquitätenhändler Kraus ins Museum, nach dessen Behauptung er zugleich mit drei anderen Kupferdolchen in Csorvás gefunden wurde; alle vier gleichen einander in der Hauptform. Die Spitze ist abgebrochen. Länge 0·145.

4. Dolchklinge, angeblich aus Uj-Szöny, woher mehrere Kupfergegenstände ins Museum kamen, sämmtlich durch den Antiquitätenhändler Kraus. Länge 0·135.

5. Langer weidenbaumblattförmiger Dolch aus dem Csorváser Funde, in der Mitte gebrochen. Dieses ist bisher der grösste Dolch in unserer Sammlung; im Bronzezeitalter finden wir keine Analogie seiner Form. Länge 0·36. Der Stengel ist unten gebrochen, wo er umgebogen war.

6. Dem vorigen ähnlicher schmaler Kupferdolch mit der gewöhnlichen Biegung des Stieles; seine Contouren hat die Oxydirung stark angegriffen; aus dem Csorváser Funde. Länge 0.265.

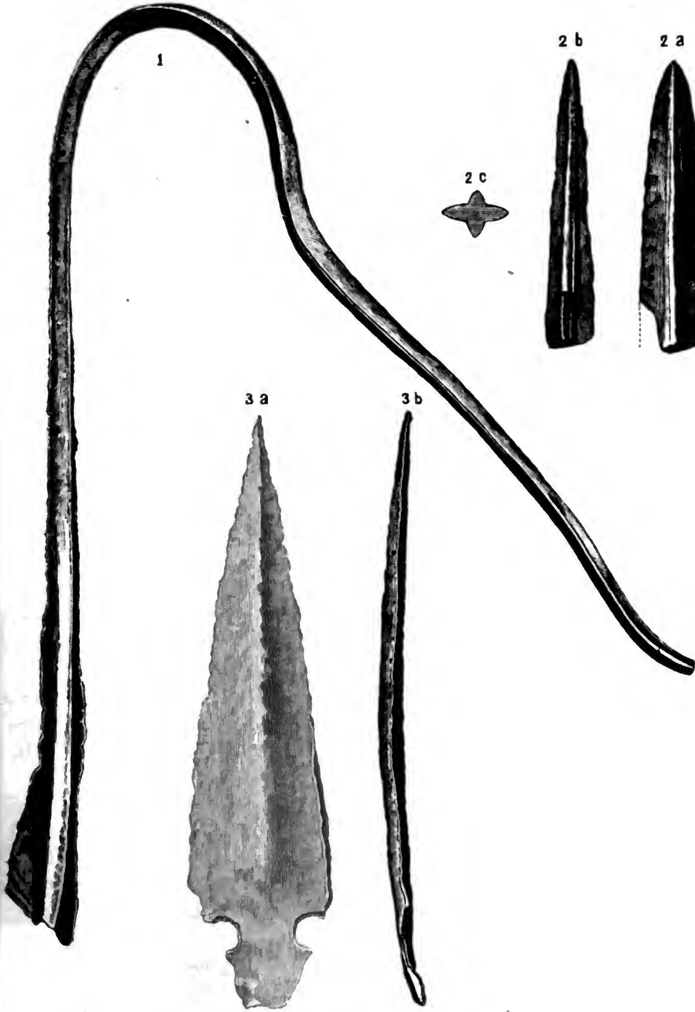
7. Auch dieser Kupferdolch ist den vorigen zwei Exemplaren ähnlich, mit denen er angeblich zusammen gefunden wurde; die Schneide ist gut erhalten, die Spitze abgebrochen. Länge 0·21.

8. Diesen Dolch fand man in Szent-Gál, in drei Stücke gebrochen. Eigentümlich ist bei ihm der entwickelte Griff, an welchem die Holz-, Bein- oder Hornplatte von beiden Seiten durch fünf Nägel, für welche Nietlöcher durchgeschlagen sind, befestigt war.

9. Breiterer Dolch, ähnlich den Bronzeformen, unten mit drei Nietlöchern; es scheint, dass er oben verbogen war und wieder gerade gehämmert worden ist. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·24. Die Spuren des Schmiedens sind an ihm sichtbar.

XXXIV. *Waffen, II.* (S. 417). Bisher kennen wir nur ein einziges Schwert, das man in der Nähe von Karlsburg in Siebenbürgen fand, und das jetzt im Bruckenthal-Museum in Hermannstadt aufbewahrt wird. Es ist gebogen, wahrscheinlich absichtlich, bevor man es ins Grab legte, wie das bei in Gräbern gefundenen Schwertern aus der Bronze- und Eisenzeit sehr häufig vorkömmt. Wie es scheint, verband man mit dieser Gewohnheit den Gedanken, dass jene Waffe, welche der Verstorbene zu Lebzeiten benützte, Niemandem mehr dienen könne, selbst dann nicht, wenn die Heiligkeit des Grabes verletzt würde.

Dies Schwert, das wir S. 417 unter Nr. 1 nach einer Photographie


1
2 b
2 a
2 c
3 a
3 b

publiciren, weicht in seiner Form sowohl von den Bronze- als Eisenformen ab, und ist vollkommen rapierartig; die Klinge bildet im Querschnitte ein längliches Viereck, denn die Breite ist etwas grösser, als die Dicke; gegen die Spitze zu wird es aber rechtwinklig, während es gegen den Griff zu breiter wird. Die ursprüngliche Form des Griffes und die Art, wie die Klinge an den Griff befestigt war, kennen wir übrigens nicht, da dort die Klinge abgebrochen ist.

Zu diesem Schwerte fand ich im ganzen Altertume keine Analogie; bisher steht es ganz isolirt da; am nächsten würde ihm noch das unter Nr. 2 mitgeteilte Bruchstück kommen, das wahrscheinlich zu einem Dolche gehörte, aber auch die Spitze eines Schwertes sein konnte. Es gehört dem National-Museum. Charakteristisch ist die an beiden Seiten so aussergewöhnlich stark entwickelte Rippe, dass dieselbe im Querschnitte kreuzförmig wurde. Auch dieses Stück gehört zum Csorváser Funde. Länge 0·10.

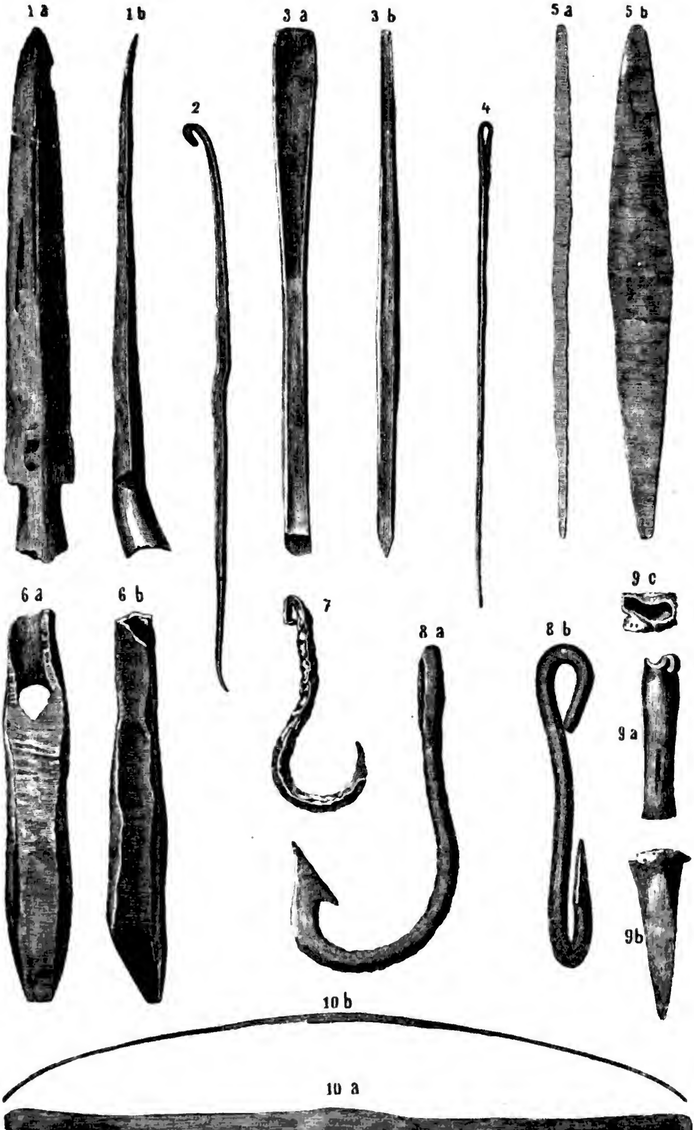
3. Unter Nr. 3 geben wir einen Dolch aus dem Comitate Pressburg mit zwei grossen Nietlöchern; in der Mitte verflacht sich die Rippe gegen den Griff zu. Länge 0·20.

XXXV. *Verschiedene Werkzeuge.* Auf der Tafel S. 419 geben wir die Abbildungen verschiedener Werkzeuge, welche zumeist im Haushalt benützt wurden.

1. Messer, trotzdem es zwei Schneiden hat, was eigentlich ein Charakteristikon des Dolches ist; die ganze Form mit der kurzen Spitze ist aber zum Schneiden geeigneter, als zum Stechen. Der kurze Schaft ist massiv, möglich, dass er länger war und nur in Folge eines Bruches so kurz ward; er ist verbogen, hat keine Dülle. An beiden Seiten der Rippe sind auch solche Risse sichtbar, wie sie beim Schmieden vorkommen, beim Gusse aber unmöglich sind. Kam durch einen Antiquitätenhändler ins Museum. Fundort unbek.; Länge 0·175.

2. Brustnadel, ähnlich den Bronzenadeln, die wir neben weiblichen Skeletten zu finden pflegen. Mit diesen steckte man die Kleider an der Brust zusammen, bevor die Fibula erfunden wurde, welche in ihrer Urgestalt aus der künstlichen Verbiegung der Nadel entstand. Länge 204 $^{m}/_{m}$. Fundort unbekannt.

3. Schmaler dünner Randmeissel; der obere Teil, welcher eventuell auch zu einem Schafte verwendet werden konnte, ist etwas breiter, die Schneide schmal; die Form kam blos in diesem Exemplare vor. Länge 0·18.


1 a
1 b
2
3 a
3 b
4
5 a
5 b
6 a
6 b
7
8 a
8 b
9 c
9 a
9b
10 b
10 a

4. In dem Tószeger Hügel, der nach den bisherigen Erfahrungen der Steinzeit angehört, wurde diese Kupfernadel gefunden, deren Oehr dadurch gebildet ist, dass der obere Teil umgebogen wurde. Einziges Exemplar. Länge 0·167.

5. Meisselartiges Werkzeug, das in der Mitte breiter ist, und gegen die beiden Enden gleichmässig schmäler wird; es hat aber keine Schneide, und scheint auch nicht durch Gebrauch abgestumpft. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·175.

6. Sehr roher Meissel, an welchem die Schläge des Schmiedehammers viel deutlicher zu sehen sind, als an irgend einem anderen Stücke. Es ist klar, dass er ohne Guss gleich aus dem gediegenen Kupfer verfertigt wurde. Das Stück des Roherzes war löcherig und wurde beim Schmieden nicht ausgebessert. Es ist dieses das roheste Werkzeug in unserer ganzen Sammlung, und trägt an allen vier Seiten Spuren des Hämmerns. Angeblich in Békás-Megyer ausgeackert. Länge 0·135.

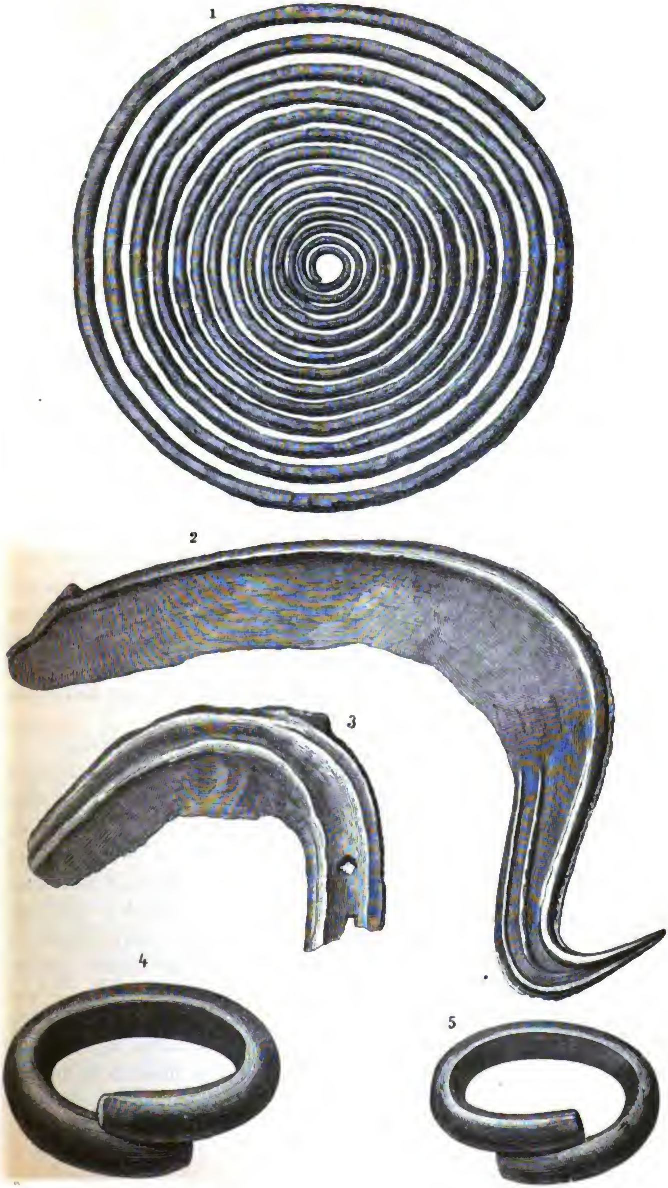
7. Angel, die vielleicht zum Fischen benützt wurde; die Oberfläche ist durch Oxydirung stark verdorben. Aus der Sammlung Georg Rath. Länge 0·07.

8. Aussergewöhnlich grosse Fischangel, die in Altofen gefunden wurde; der obere Theil ist umgebogen, damit er an dem so gebildeten Oehr an die Leine gebunden werden könne. Länge 0·105.

9. Einfacher Celt Es scheint, dass er nicht auf einen Schaft gesteckt war, denn die Dülle ist durch Hammerschläge ganz zerschlagen. Fundort Békás-Megyer. Länge 0·57.

10. In der Gegend von Miskolcz wurden 1879 siebzehn solche Gegenstände gefunden, wie Nr. 10 hier einen derselben wiedergibt. Nur einige unter ihnen sind gebrochen, doch ist der Bruch alt. Die Länge ist ungleich, das längste Stück 0·24, das kürzesse 0.22. Es ist schwer zu erklären, wozu diese dünnen, langen, in der Mitte und an beiden Enden breiteren Gegenstände gebraucht werden konnten; vielleicht wurden sie als Schmuck auf das Gewand genäht. Selbst ihre Dünne zeigt, dass sie nicht durch Guss, sondern durch Schmieden ihre Gestalt erhalten haben; übrigens ist auch die Spur des Hammers auf der Oberfläche eines jeden Stückes wahrnehmbar.

XXXVI. *Verschiedene Gegenstände.* (S. 421). 1. Im Magazin des Museums fand ich vier grosse Spiralscheiben und mehrere dicke Draht-


1
2
3
4
5

bruchstücke, deren eines in eine kleinere Spiralscheibe endet. Diese gehören jedenfalls einem und demselben Funde an, aber über die Umstände desselben fand ich nichts aufgezeichnet. Die am besten erhaltene Scheibe liess ich zeichnen. Sie bildet 15 Windungen; aber das Ende ist gebrochen, und wir wissen deshalb nicht, ob sie selbstständig war oder durch einen Bügel mit einer zweiten ähnlichen Platte zusammenhing, so wie beim Funde von der «Langen Wand» und Domahida. Durchmesser 0·10.

2. Kupfersichel, die durch Tausch aus der Altertumssammlung der Universität in's Museum gelangte. Die Form ist dieselbe wie jene der Bronzefunde von Szent-Erzsebetfalu und Bodrogh-Keresztur. Sie endigt in einen spitzen Haken, den man leicht in einen Holzschaft stecken konnte. Dieses Stück ist deshalb bemerkenswert, weil am äusseren Rande noch die Gussnaht zu sehen ist, die übrigens weder weggeschnitten, noch weggeschliffen, sondern mit einem Hammer oder Steine niedergebogen wurde. Länge von dem Haken bis zur Spitze 0·23.

3. Diese Sichel gleicht in ihrer Form ebenfalls den Bronzesicheln und war mit einem Nagel an den Schaft befestigt, dessen Nietloch diesen Typus charakterisirt. Ausser dem äusseren Rande hat sie noch eine Mittelrippe, welche sich längs des ganzen Werkzeuges hinzieht. Es ist dies jedenfalls eine ältere und einfachere Form als die vorhergehende. Scharten an der Schneide bezeugen den Gebrauch. Länge 0·12.

4—5. Bei dem Aufschütten der Schutzdämme zum Schutze der Stadt Szegedin kamen längs der Linie Bökény-Mindszent zahlreiche Altertümer zum Vorscheine. Unter diesen befanden sich die unter Nr. 4 und 5 mitgeteilten Kupferarmringe. Bei beiden weicht die Form von den Bronzearmringen darin ab, dass sie viel dicker und massiver sind als diese, und dass die beiden Enden absichtlich übereinander gelegtwerden: auch zu diesen Armringen finden wir keine Analogie unter den Bronzearmringen, hingegen sind ihnen die Goldarmringe in den skandinavischen Sammlungen ganz ähnlich. Der Durchmesser der einen ist 0·09, der des andern 0·07.

XXXVII. *Verschiedene Werkzeuge.* (S. 424). 1. Bruchstück eines Randmeissels; der untere Teil ist abgebrochen; im ursprünglichen Zustande wäre wohl dieser der schönste unter allen unseren Randmeisseln gewesen; in der Mitte läuft eine sich regelmässig erhebende

Rippe, an beiden Seiten schmale, schöne Ränder, an welchen man sieht, dass sie mit dem Hammer verfertigt wurden. Länge 0.125.

2. Nicht minder zierlich ist auch dieses Werkzeug, das aus der Sammlung G. Ráth in's Museum kam; ursprünglich wird es wohl ebenfalls ein Randmeissel gewesen sein, doch die Schneide, wie dies aus der Zeichnung Nr. 2 ersichtlich, ward absichtlich platt geschlagen; da dies regelmässig geschehen, müssen wir dieses Abstumpfen für ein beabsichtigtes halten. Länge 0.165.

3. Randmeissel, ebenso zierlich, mit schöner meergrüner, glanzloser Patina. Länge 0·128.

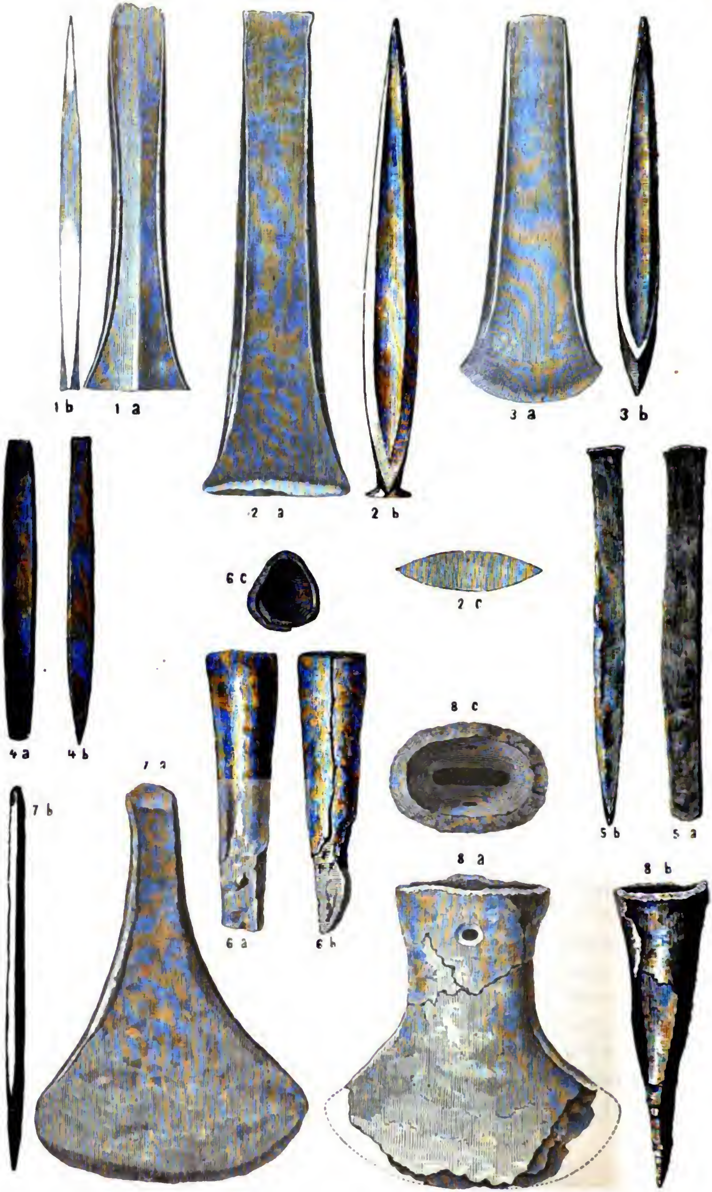
4. Schmalmeissel aus Dorog, ein bei den Kupfergegenständen seltener Typus. Breite und Dicke sind beinahe gleich. Länge 0·105.

5. Schmalmeissel, dem vorigen ähnlich, nur dass die Herstellung eine plumpere ist; die Hammerschläge sind an ihm besser zu sehen; er steckte in keinem Schafte, denn der Kopf ist durch unmittelbare Schläge breit gedrückt. Länge 0·12.

6. Viel plumper ist dieser Schmalmeissel, der oben in eine Dülle endigt, um den Schaft darein zu fügen. An diesem Stücke sieht man genau, dass es geschmiedet war und nicht gegossen; das glühende Kupfer wurde oben zu einer flachen Platte geschmiedet und dann zu einer Dülle zusammengebogen, so wie dies auch jetzt bei den Eisenwerkzeugen geschieht, und wofür wir bei den nordamerikanischen Kupferwerkzeugen zahlreiche Analogien finden. Länge 0·6.

7. Eigentümlich geformter Kupfermeissel, oben schmal, an den Seiten schwach erhobene Ränder; die unverhältnissmässig breite Schneide bildet ein Kreissegment. Aus der Sammlung G. Ráth. In seiner Form steht er unter unseren Kupferwerkzeugen vereinzelt da und ist weder den Bronze- noch den Steintypen ähnlich. Aber unter den Kupfergegenständen von Gungeria in Indien finden sich einige, deren Schneide ebenfalls im Verhältnisse zum Schaft unverhältnissmässig breit wird; doch diese indischen Werkzeuge haben eine viel regelmässigere Form, und sind sorgfältiger gefertigt. Länge 0·13.

8. Der einzige Kupfercelt, der in Ungarn gefunden wurde. Er weicht vollständig von dem bekannten Typus des Bronzeceltes ab, sowohl durch seine Form, die gegen die Schneide zu bedeutend breiter wird, als durch die Art, wie er an den Schaft befestigt war; er hat nämlich kein Oehr, wie der grösste Teil der Bronzecelte, sondern die Dülle war von beiden Seiten durchlöchert, um den Schaft mit-


1 b
1 a
2 a
2 b
3 a
3 b
4 a
4 b
6 c
2 c
5 b
5 a
8 c
7 a
7 b
6 a
6 b
8 a
8 b

telst eines durchgeschlagenen Nagels an den Meissel zu befestigen. Ein ähnlich geformter aber viel kleinerer Bronzemeissel, der in Irland gefunden wurde, wird im Dubliner Museum aufbewahrt; Worsaae erwähnt einen aus Java; in Europa gehört diese Form zu den allerseltensten. Unser Exemplar ist durch Oxydirung stark angegriffen, so dass die Oberfläche des Kupfers an mehreren Stellen in einer Dicke von 0·0015 abgebröckelt ist. Von einem Antiquitätenhändler, zugleich mit zwei anderen Kupferwerkzeugen von gewöhnlicher Form, gekauft. Fundort unbekannt. Länge 0·95.

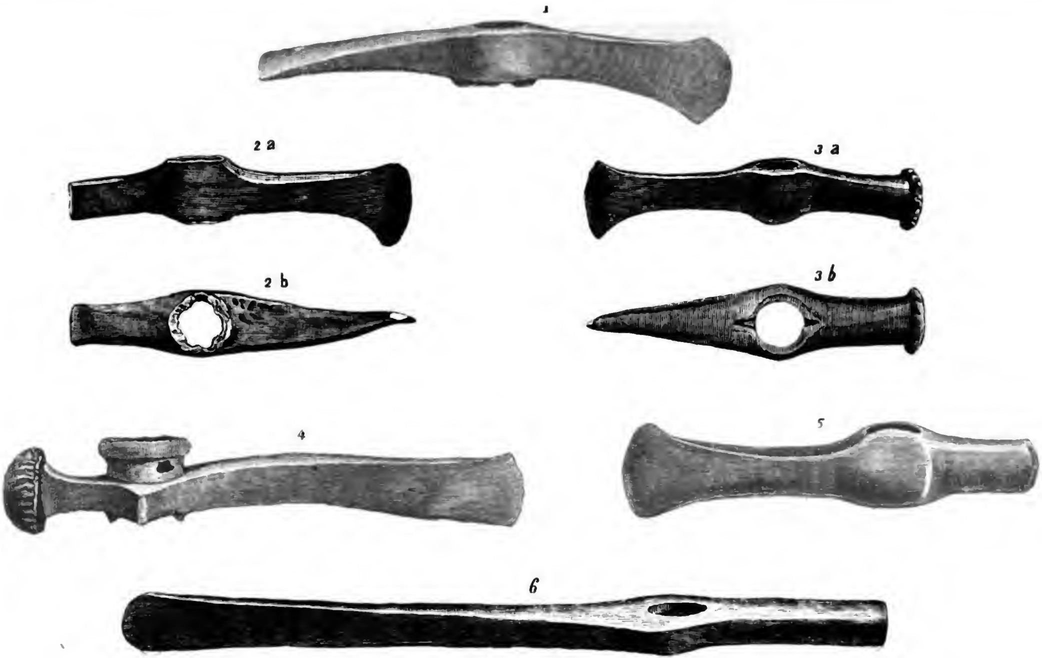
XXXVIII. *Spätere Formen der Kupferbeile und Streithämmer.* Die auf der Tafel S. 426 abgebildeten Kupferwerkzeuge weichen in ihrem Charakter von jenen ab, die wir bisher besprachen. Während jene das Gewicht, die Massivität und die Einfachheit charakterisirt, sind diese leichter, dünner und zierlicher. Die Hauptformen sind zwar dieselben, aber die Details sind netter, die Contouren weichen in stärkeren Krümmungen von der geraden Linie ab; mit einem Worte, diese Werkzeuge deuten auf eine spätere Periode der Kupferzeit, als jene, die wir bisher beschrieben haben.

1. Streithammer mit zwei im Kreuze stehenden Schneiden aus Mirhagád. Länge 0·155.

2. Kupferbeil, bei welchem die Spuren des Hammers an mehreren Stellen sichtbar sind. Der Verfertiger hatte besonders darauf Acht, das Werkzeug rings um das Schaftloch zu verstärken, damit es dort nicht breche; deshalb ist dieses Werkzeug beim Schaftloche massiver und breiter. Länge 0·115.

3. Auch bei diesem kleinen Kupferbeile sehen wir rings um das Schaftloch die grösste Verstärkung. Es ist auffallend, dass der Kopf weit mehr benützt worden ist als die Schneide, denn die letztere zeigt keine Merkmale der Abnützung, während der Kopf, als ob er als Hammer benützt worden wäre, oben ganz zerdrückt ist.

4. Dieses Beil weicht von den bisher beschriebenen Kupferbeilen ab und nähert sich in seinen Formen den Streitbeilen aus Bronze, insofern als das Schaftloch über den eigentlichen Körper des Werkzeuges hinaus eine hohe Dülle mit breiterem Rande bildet, was nicht mehr vom Schmieden, sondern vom Gusse zeugt. Das halbkreisförmig sich erweiternde Kopfende trägt auch schon Spuren von Verzierung an sich. Da dieser Typus kein Kupfertypus ist, liess ich dieses Stück, das viel weicher ist als Bronze, und mit der den Kupfergegen-


1
2 a
2 b
3 a
3 b
4
5
6

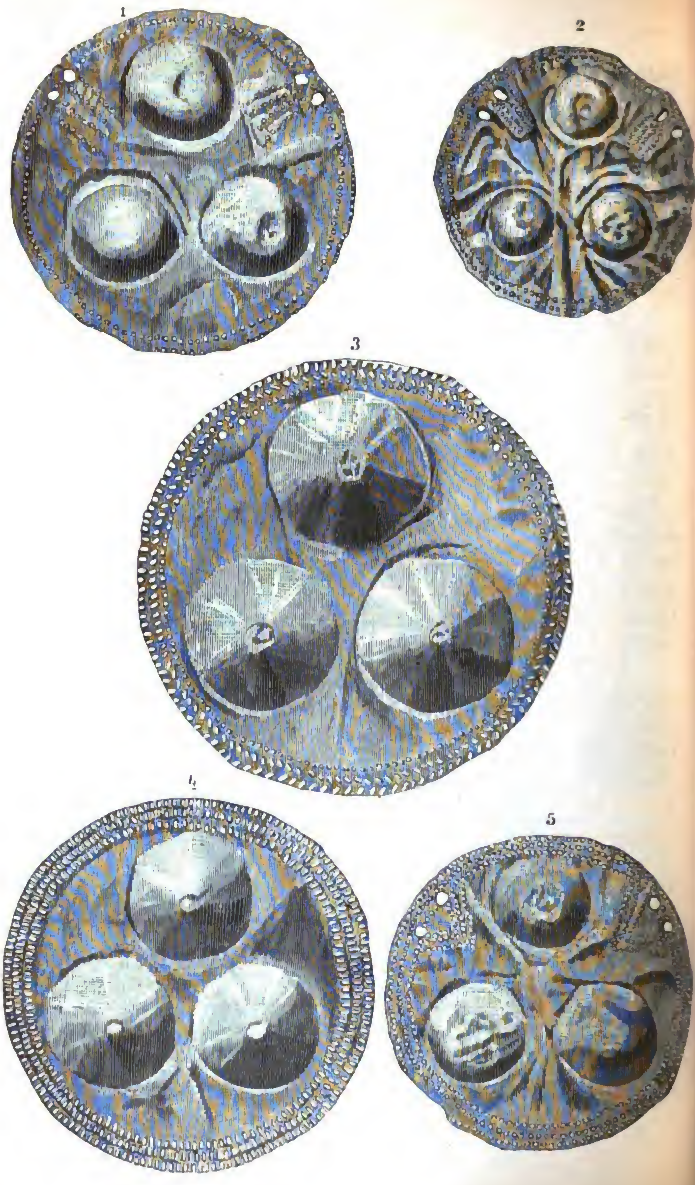
ständen eigentümlichen Patina bedeckt ist, chemisch analysiren, wobei sich erwies, dass sich in diesem ein geringer Percentsatz von Zinn befindet, dass es also aus der Reihe der Kupferinstrumente ausgeschieden werden soll. Wurde in Schemnitz gefunden. Länge 0·175.

5. Auch bei diesem Kupferbeil wächst die Breite rings um das Schaftloch, damit es an der Stelle verstärkt werde, wo es doch am leichtesten brechen könnte. Aus der Sammlung Franz Kiss. Länge 0·103.

6. Streitbeil von aussergewöhnlicher Länge, die in keinem Verhältnisse mit der Dünne desselben steht; es lässt uns in Zweifel, wie es benützt werden konnte. Länge 0·252.

Bei allen diesen Werkzeugen sehen wir nichts mehr, was an die steinzeitlichen Typen und deren Schwere und Unförmlichkeit erinnern würde. Es befinden sich jetzt 19 solche Stücke im ungarischen Nationalmuseum.

XXXIX. *Goldzierscheiben.* (S. 428). Da das Gold noch viel häufiger gediegen vorkömmt als das Kupfer, so ist es natürlich, dass es schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog. Obwohl es gediegen in kleineren Stücken vorkömmt als das gediegene Kupfer, wird es doch leicht auch aus dem Gesteine, in welchem es seine Farbe allsogleich verrät, bei reichhaltigen Stücken durch Feuer ausgeschmolzen; seine Herstellung ist daher ebenso einfach und nicht schwieriger, als die des Kupfers. Der Theorie nach geht also jedenfalls das Gold ebenso wie das Kupfer der Bronze voraus. Die Erfahrung widerspricht dieser Ansicht durchaus nicht, doch fanden wir bisher nur in einem Falle einfache plumpe Goldzierstücke zusammen mit Kupferzierstücken. Dieses geschah bei dem «Lange Wand»-Fund, dessen ich weiter oben ausführlich gedacht habe. Dort wurden neben den sechs brillenförmigen Doppel-Spiralscheiben aus Kupfer auch zwei dünne Goldscheiben mit je drei getriebenen Buckeln gefunden, die auf der Scheibe im Dreieck stehen, während eine getriebene rohe Perlen-Verzierung am Rande der Scheibe einen Kreis bildet. Die Arbeit ist in jeder Beziehung primitiv. Da sich im ungarischen Nationalmuseum fünf solche Goldscheiben befinden, welche mit jenen des Wiener Antikencabinetes vollkommen übereinstimmen, geben wir die Zeichnung derselben auf der folgenden Tafel, trotzdem mit diesen kein Kupfergegenstand gefunden wurde, und dieselben zu den sporadischen Einzelfunden gehören. Es ist zu bemerken, dass diese


1
2
3
4
5

Goldscheiben stets paarweise vorkommen, und an ihrem oberen Teile je zwei Löcher zu sehen sind, welche beweisen, dass sie als Schmuck benützt, auf das Gewand aufgenäht wurden.

Der Durchmesser dieser Goldscheiben ist bei Nr. 1 : 0·106, bei Nr. 2: 0·29, bei Nr. 3 : 0·143, bei Nr. 4: 0·123 und bei Nr. 5: 0·115.

XL. *Zusammenfassung unserer Beobachtungen.* Wenn wir nun all das zusammenfassen, was wir von den Kupfergegenständen im Einzelnen bemerkt haben, so gelangen wir zu folgenden Resultaten:

Kupfergegenstände kommen sporadisch in ganz Europa vor, in Frankreich, Italien, Deutschland und dem skandinavischen Norden ebenso wie in Irland und in den Pfahlbauten der Alpenseen; diese sind aber fast ausschliesslich einfache Flachmeissel und Keile, und in so geringer Zahl, dass in allen diesen Ländern von einer besonderen Kupferzeit kaum gesprochen werden kann. Hingegen kommen, wie dies der scharfsichtige Keller schon vor dreissig Jahren bemerkte, in Ungarn Kupfergegenstände in solcher Menge vor, dass wir in Betreff des mittleren Donaubeckens kühn behaupten dürften, jene Kupferzeit welche die Logik nach der Steinzeit und vor der Bronzezeit fordert, welche jeder Præhistoriker anerkennt, obwohl er dieselbe in die unbekannten und bisher undurchforschten Teile des Orients verlegt, habe in Ungarn doch existirt, wo sie unleugbare Spuren hinterlassen hat.

Wir sind nicht im Stande die geopraphische Verbreitung der Kupfergegenstände genau zu bestimmen, da der südliche Teil des mittleren und untern Donaubeckens, die ganze Balkanhalbinsel, bisher noch nicht der Boden urgeschichtlicher Forschungen war. In Bosnien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Albanien, Macedonien, an den nördlichen und südlichen Abdachungen des Balkans sind præhistorische Studien noch immer unbekannt; wir können daher nicht wissen, zu welchem Resultate die Præhistorik dort mit der Zeit kommen dürfte. Bisher ist nur soviel sicher, dass auf dem ganzen Gebiete von Ungarn, von Pressburg und Kroatien bis nach Maros-Vásárhely überall, sowohl in den gebirgigen Gegenden wie in der Ebene zahlreiche Kupfergegenstände vorkommen; dass wir daher vollberechtigt sind, für Ungarn ein besonderes Kupferzeitalter aufzustellen, dessen Grenze nach Norden und Osten die Gebirgskette der Karpathen bestimmt, das nach Westen über die politischen Grenzen Ungarns hinaus nach Oesterreich in die Alpengegenden hineinreicht

und dort bis zu den fernsten Alpenketten verfolgt werden kann, über die hinaus wir aber nur geringe Spuren desselben finden; gegen Süden hin kann bisher von einer Grenze noch nicht gesprochen werden, denn die Gegend jenseits der Save und Donau ist in urgeschichtlicher Beziehung noch eine terra incognita. Die Belgrader und Bukarester Museen sind noch sehr primitiv und das Interesse der Südslaven hat sich bisher noch nicht auf die Præhistorik erstreckt; es ist deshalb noch nicht an der Zeit, schon jetzt die Grenze der Verbreitung der Kupfergegenstände zu bestimmen; nur soviel müssen wir bemerken, dass auf der Insel Cypern, deren Namen mit der lateinischen und deutschen Benennung des Kupfers verwandt ist, die Gestalt der Kupferwaffen identisch mit den ungarländischen Kupfertypen ist; die Annahme eines alten Zusammenhanges dieser Länder wäre daher nicht grundlos.

Die Kupfergegenstände, die in Ungarn gefunden wurden, weichen von der Gestalt der Bronzegegenstände ab. Selbst jene Flach- und Randmeissel, welche mit den Bronzemeisseln eine gewisse Verwandtschaft zeigen, sind doch im allgemeinen dicker und massiver; eine solche Verschwendung des Metalles widerspricht daher der Hypothese, dass diese Werkzeuge in Zeiten temporären Mangels des Zinnes in der Bronzezeit verfertigt worden wären. Es ist übrigens zu bemerken, dass bei den Kupfermeisseln der Uebergang vom einfachen Flachmeissel, der sich vom polirten Steinmeissel nur darin unterscheidet, dass er aus Metall und nicht aus Stein, und dass er geschmiedet und nicht polirt ist, zum Randmeissel mit Schaftlappen sich Schritt für Schritt, als natürliche Folge des Schmiedens nachweisen lässt, während ein solcher Uebergang bei den gegossenen Bronzemeisseln durch nichts motivirt werden kann.

Die Typen der Kupfergegenstände sind weniger mannigfaltig als jene der Bronzegegenstände; einige, wie die Flachmeissel und Beile, schliessen sich so sehr an die Formen der Steinzeit an, dass sie deren vollkommene Ebenbilder werden. Es gibt ferner solche Kupfertypen, die weder mit den Formen der Steinzeit noch mit jenen der Bronzezeit verwandt sind und der Kupferzeit ganz eigentümlich angehören. Solche sind die Axt, der Streithammer mit den zwei im Kreuze stehenden Schneiden, die grosse Keilhaue und der lange dünne viereckige Flachmeissel. Charakteristisch endlich ist bei den Kupfergegenständen das Schaftloch, das dem Bohrloch der grossen

Steinkeile gleicht, während in der Bronzezeit ähnliche Schaftlöcher nicht vorkommen.

Die Kupferwaffen gehören ebenfalls zu den Eigentümlichkeiten dieser Periode und gleichen den Waffen der Bronzezeit in gar Nichts. Der Dolch ist viel schmäler und in Bezug auf den Griff ganz abweichend; bei den Kupferwaffen ahmt er als Fortsetzung der Klingenrippe den Stengel eines Baumblattes nach, den man wahrscheinlich glühend durch den Holzschaft stiess und sein Ende umbog, damit der Holzschaft nicht von ihm herabgleite.

Charakteristisch ist ferner bei den Kupferwerkzeugen und Waffen, dass an ihnen keine Ornamentirung, auch nicht die einfachste Einkerbung vorkömmt, wenn man nicht etwa die zwei, drei, fünf oder sechs Punkte an jenen Kupferstreithämmern, welche den durchbohrten Steinkeilen gleichen, für Verzierungen nimmt. Charakteristisch ist weiters die ausserordentliche Seltenheit der Schmuckgegenstände, der Ringe und Armbänder; Ohrringe und Brust- oder Gürtelzierstücke fehlen gänzlich.

Sämmtliche Kupferwaffen und Werkzeuge, mit Ausnahme einer einzigen Sichel, an der die Gussnaht noch wahrnehmbar ist, verdanken ihre Form dem Schmieden, was nicht ausschliesst, dass diese Werkzeuge aus gegossenen Kupferkuchen geschmiedet wurden. In Szegedin wurde ein solcher gegossener Kupferkuchen gefunden. Da nun die Eisenwerkzeuge und Waffen ebenfalls durch das Schmieden hergestellt wurden, gibt es Formen, welche von einer scheinbaren Verwandtschaft der Kupfer- und Eisengegenstände zeugen, was bei vielen Archäologen die Ansicht veranlasste, dass die Kupfer-Werkzeuge und Waffen der Bronzezeit nicht vorhergegangen sind, sondern aus der Endperiode derselben und dem ersten Auftreten des Eisens stammen. Gegen diese Ansicht berufen wir uns auf die unleugbare Verwandtschaft der Kupferkeile mit den durchbohrten Steinkeilen und auf den Umstand, dass unter jenen Formen, welche von den Bronzetypen vollständig abweichen, und deshalb als eine Eigentümlichkeit der Kupferzeit betrachtet werden können, nur wenig solche vorkommen, denen wir auch in der Eisenzeit begegnen. Wir legen hier ein besonderes Gewicht darauf, dass die weidenblätterartige Gestalt der Kupferdolche in der Eisenzeit unbekannt ist; wenn wir aber die Verfertigung der in Ungarn gefundenen Kupferwerkzeuge und Waffen in die späteste Bronzezeit, in den Beginn der

Eisenzeit versetzen, wäre es nicht erklärlich, warum die Form des Kupferdolches vollkommen von den Formen sowohl der Bronze- als der Eisendolche abweicht, während die Eisendolche und Lanzenspitzen von den Bronzetypen nicht abweichen.

Die eigentümlichen Typen der Kupferzeit, welchen wir in ganz Ungarn begegnen, sind überall identisch; die in Croatien, in Comitate Varasdin zum Vorschein gekommenen Aexte unterscheiden sich nicht von jenen, deren Fundort Marosvásárhely ist, was zum genügenden Beweise dient, dass die Herstellung der Kupferwerkzeuge nicht aus dem Umstande erklärt werden kann, dass es Zeiten gab, in welchen Kriege den gewöhnlichen Handelsweg unterbrachen und die Einfuhr des zinnes unmöglich machten, welches zur Herstellung der Bronze notwendig war, dass also in solchen Zeiten wegen des zeitweiligen Mangels an Zinn nur Kupferinstrumente verfertigt werden konnten. Es konnte auch unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen, dass selbst in solchen Fällen die grosse Zahl der zerbrochenen, durch Gebrauch abgestumpften und verdorbenen Werkzeuge, die noch jetzt in den Resten der urzeitlichen Gussstätten unser Erstaunen erregen, genügendes Material geboten hätten zum Gusse der notwendigen neuen Werkzeuge und Waffen, ja gegenüber der erwähnten Hypothese können wir uns auch darauf berufen, dass Denkmäler der Kupferzeit nicht gegossen, sondern geschmiedet, also ebenso durch die Art ihrer Herstellung wie durch ihre Formen von den Bronzeinstrumenten verschieden sind.

Auf die Frage, wie lange die Kupferzeit gedauert habe, können wir keine Antwort geben; nur soviel dürfen wir bemerken, dass während derselben einige plumpere, schwerere Formen sich in leichte, handliche verändern, welche jedenfalls eine spätere Zeit und eine entwickeltere Industrie kennzeichnen, dass also die Kupferperiode mehrere Menschenalter hindurch dauerte, denn in den urgeschichtlichen Zeiten nahm jeder Forstchritt viel Zeit in Anspruch; die Spiralscheiben reichen wahrscheinlich schon in die Bronzezeit hinein.

Bis wir aber nicht irgendwo im Lande ein Grabfeld oder wenigstens ein einzelnes Grab aus der Kupferzeit aufdecken, werden unsere Beobachtungen über die Kupferzeit in Ungarn stets mangelhaft sein. Urnen-Grabfelder aus jener Zeit, wo man die Verstorbenen verbrannte, sind bei uns ziemlich häufig, aber ein Grabfeld von grösserer Ausdehnung aus jener Periode der Bronzezeit, wo das Begraben

vorherrschte, ist bei uns kaum zu finden, obgleich einzelne Gräber schon öfters, so z. B. jenes von Istenmező, sich durch den Reichtum und die Menge der Fundstücke auszeichneten. Ein solcher Fund aus der Kupferzeit ist bisher unbekannt, ja wir fanden bisher nicht einmal eine kupferzeitliche Niederlassung, daher können wir auch nicht davon sprechen, wie es um die Thonindustrie in jener Zeit stand, in welcher man die häuslichen Werkzeuge und Waffen aus Kupfer verfertigte, ob etwa die Thongefässe und eventuelle Verzierungen derselben den Verzierungen und Formen der Thonwaaren aus der späteren Bronzezeit ähnlich waren, oder ob sie sich eher den einfacheren Formen der Steinzeit anschlossen.

In Ermangelung eines zwingenden Beweises sind wir genötigt, neben dem positiven Zeugnisse der sporadischen Funde auch die negativen Argumente vorzubringen, welche auf die Civilisation der Kupferzeit ein Licht werfen können, indem wir auf jene Gegenstände aufmerksam machen, welche bisher in Kupfer nicht vorkamen. Wir kennen die Schwäche einer solchen Beweisführung und wissen, dass irgend ein zufälliger Fund dieselbe auf einmal aus den Angeln heben kann; wir erinnern uns jenes neapolitanischen Archæologen, der in einer gelehrten Dissertation bewies, dass die Römer keine Glasfenster kannten, und in derselben Woche, in der seine Dissertation erschien, deckte man in Pompeji das erste Glasfenster auf, das seine ganze gelehrte Arbeit zunichte machte. Soviel können wir aber dennoch behaupten, dass an den mehr als vierhundert Kupfergegenständen die wir kennen, keine Spur von Ornamentation gefunden wird, was übrigens auch mit der Einfachheit der Formen übereinstimmt, welche mit den Typen aus der Zeit des polirten Steines verwandt sind, bei denen wir auch ihre Analogien finden. Der vollständige Mangel an Verzierungen ist übrigens auch aus der Herstellungsweise der Kupfer-Werkzeuge und Waffen erklärlich. Bei dem Gusse ist es leicht, in das Thonmodel eine Linearverzierung einzudrücken, wie sie z. B. bei den Bronze-Celten, Lanzenspitzen und Sicheln so häufig vorkömmt; aber das Schmieden, dem doch die Kupfergegenstände ihre Form verdanken, schliesst die erhabene Verzierung gänzlich aus, die vertiefte konnte nur durch das Einschlagen mit dem Punzten oder durch das Graviren mit dem Grabstichel hergestellt werden. Bei den wenigen Goldschmucksachen, die im «Lange Wand»-Fund mit den Kupferspiralscheiben beisammen gefunden wurden, ist die primitive unregel-

mässige Ornamentirung, die in ihrer plumpen Einfachheit in einem besonderen Gegensatze zu dem wertvollen Materiale steht, mit dem Puntzen eingeschlagen; ebenso auf jenen verwandten Scheiben, die in Ungarn gefunden wurden. Ausser diesen, welche wahrscheinlich auf ein Kleid aufgenäht waren, wurde kein anderes Schmuckstück in Kupfer gefunden, nur in Tordos ein dicker Spiralring, der dreimal um den Finger gewunden war, und ein ganzes Glied desselben vollständig bedeckte, und zwei dicke Armringe, die durch das einfache Umbiegen eines runden Kupferstäbchens verfertigt wurden, daher überall gleich dick sind. In neuester Zeit gelangten fünf einfache Halsringe ins National-Museum.

Vollständig fehlen aber bisher die Kupferfibula und die Kupferschnalle.

Die Fibula ist bekanntlich eine Entwickelung der Nadel, welche durch die Umbiegung derselben entsteht und sie ersetzt; sie setzt Kleider aus gewebter Wolle voraus und dient dazu, zwei Enden derselben, wo sie zusammentreffen, zusammenzuheften. Wo wir das Knopfloch anwenden, dort benützten die Alten vorzugsweise die Fibula, denn das Knopfloch reisst, wenn es nicht eingesäumt ist, sehr schnell entzwei, und der Saum, besonders der Knopfloch-Saum, ist erst die Erfindung einer viel späteren Zeit. Die Fibula, deren Dorn dünn, lang und spitzig ist, um das Tuch, welches sie kräftig zusammenhält, nicht stark zu durchlöchern, setzt schon die Kunst des Webens voraus; als man dieselbe benützte, bekleidete man sich nicht mehr mit dem Felle der erlegten Tiere. Durch die ganze Bronzezeit wurde diese Art der Gewandnadel am häufigsten gebraucht, man heftete das Frauenkleid an den beiden Schultern zusammen, und deshalb wird in Frauen-Gräbern der Bronzezeit die Fibula, manchmal in grösserer Gestalt, stets aber paarweise ober dem Schulterknochen vorgefunden. In Männergräbern finden wir ebenfalls die Fibula, aber auf der Brust, wo sie das Kleid oder den Mantel zusammenhielt.

Ein Kind der Eisenzeit ist die Schnalle, die einen gegerbten Ledergürtel, d. h. einen Riemen voraussetzt. So wie das Lederkleid und der Riemen in Gebrauch kommen, erscheint auch die Schnalle, die man in der Bronzezeit noch nicht kannte. Die Schnalle ist also der leitende Typus der Eisenzeit und wo wir sie finden, können wir mit Sicherheit auf die späteste Periode der Urgeschichte schliessen. Die Schnalle schloss aber den Gebrauch der Fibula nicht

aus, und diese beiden Formen waren Jahrhunderte lang neben einander in Gebrauch. Selbst wegen des Vorkommens der Schnalle konnte man die kaukasischen Bronzefunde, die in neuerer Zeit soviel Lärm machten, in die Eisenzeit einreihen, wenn auch das Email nicht ebenfalls einen späteren Ursprung beweisen würde. Wenn man also eine Kupferschnalle mit Kupferwerkzeugen u. Waffen beisammen finden würde, dann müssten wir natürlich eingestehen, dass die Kupferzeit in Ungarn, wie dies einige Gelehrte, ohne dass sie sich bemühen würden, ihre Ansicht auch zu beweisen, noch immer behaupten, mit der Eisenzeit enge verwandt ist und nur eine untergeordnete Periode der Bronzezeit sei, wofür sie der gelehrte Unsedt hält. Bisher gibt es aber keine Spur einer Schnalle unter den Kupfergegenständen, ja nicht einmal die Spur einer Fibula findet sich vor, wo doch die Spiralscheiben, welche in Kupfer aus den Exemplaren des Wiener, Züricher und Budapester Museums bekannt sind, der Draht-Scheibenfibula so nahe stehen, dass wir uns gar nicht wundern würden, wenn solche auch aus Kupfer verfertigt worden wären.

Ebenso wie das Fehlen der Schnalle die Kupferzeit von der Eisenzeit entfernt, so führt das Fehlen der Fibula die Kupferzeit hinauf zur Steinzeit. Die Fibula, die aus Stein oder Bein nicht herstellbar ist, war erst eine Erfindung der Bronzezeit; sie setzt eine viel höhere Civilisation und eine andere Art des Gewandes voraus als die Steinzeit. Diese Behauptung würde dadurch nicht geschwächt werden, wenn man dennoch irgendwo eine Kupferfibula ausgraben würde, denn ebenso wie die Steinpfeile, Steinkeile und Steinbeile selbst in der Bronzezeit nicht aufhören und sogar noch in geschichtlichen Zeiten neben Eisenwaffen in Gebrauch bleiben, so hörten auch die Kupfergegenstände in der Bronzezeit nicht vollständig auf, wie wir dieses beim Funde von Domahida erfahren, wo unter den Resten einer Gussstätte aus der Bronzezeit eine brillenförmige Doppelspiralscheibe verbogen und gebrochen ausgeackert wurde. Der mittlere Bügel dieses Scheibenpaares führte die deutschen Archæologen bei den verwandten Bronzeexemplaren zu der Vermutung, dass dieselben Gürtelhaken sein könnten; aber Prof. Rud. Virchow, der bei der Beschreibung des Grabfeldes von Koban [1] in Kaukasien, über diesen

[1] Das Gräberfeld von Koban im Lande der Osseten im Kaukasus. Eine vergleichende archaeologische Studie von Rudolf Virchow. Mit einem Atlas in 11 Tafeln. Berlin A. Ascher et Co. 1883. pag. 45—48.

Gegenstand mit grosser Sachkenntniss berichtet, kam dennoch zu der Ueberzeugung, dass die bisherigen derartigen Funde in Bezug auf die Verwendung solcher Scheiben stumm bleiben; ja er findet sogar, dass die grösseren und schwereren Exemplare zu Gürtelendstücken nicht geeignet wären, denn ihre lange gerade Gestalt würde einen unangenehmen Druck auf den Magen ausüben.

Aus all' diesem können wir also die Ueberzeugung schöpfen dass die Kupferzeit in Ungarn unmittelbar auf die Steinzeit folgte, aus ihr sich entwickelte, ihr die ersten Formen entlehnte, die sie dann später in verschiedener Richtung weiter entwickelte: dass sie ferner der Bronzezeit vorausgeht, die nach dem Zeugnisse der Denkmäler ganz neue, fremde, weder mit der Steinzeit noch mit der Kupferzeit verwandte Formen einführte, also mit einem neuen einwandernden, erobernden Volke nach Europa kam.

Die Benützung des Goldes kam wahrscheinlich in der Kupferzeit in Gebrauch. Es gewann seine verschiedenen Umgestaltungen, ebenso wie die Kupfergegenstände durch das Schmieden und nicht durch den Guss, die Zähigkeit desselben lehrte die Menschen die Technik des Treibens und die Herstellung getriebenen Schmuckes und getriebener Gefässe. Auch in der Bronzezeit wurden viele Gefässe nicht durch den Guss sondern durch Hämmern verfertigt, während sie sonst eine Periode des Gusses, die Eisenzeit abermals eine Periode des Schmiedens ist.

Nachschrift. Als diese Monographie schon unter der Presse war, erhielt ich das vortreffliche Werk von Victor Gross,[1] in welchem er seine aus den Pfahlbauten des Sees von Bienne und Neufchatel zusammgebrachte Sammlung mit jener Genauigkeit und jenem Scharfsinne beschreibt, die wir schon aus den früheren Werken dieses Gelehrten hinreichend kennen. Seite 21 und ff. spricht er folgendermassen von den Kupferdenkmälern:

«Die Kupfergegenstände, die in unseren Seen gefunden wurden, erhielten erst seit Auffindung des Feniler Pfahlbaues eine gewisse Wichtigkeit. Vorher lieferten zwar schon einige Ortschaften — Sutz,

[1] Les protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne Neuchatel avec preface de M. le prof. Virchow par Victor Gross. Docteur en médecine. Berlin. Librairie A. Ascher et Co. 1883.

Latrigen, Gérofin — einige Stücke in Kupfer, aber ihre Zahl war zu gering, als dass man aus denselben irgend einen wertvollen Schluss hätte ziehen können.

Die Feniler Niederlassung, von der bisher kaum ein Drittel ausgegraben ist, lieferte bisher schon mehr als dreissig Gegenstände aus reinem Kupfer, und weitere Grabungen werden sicher noch eine weitere Anzahl liefern.

Auf Tafel X. habe ich sämmtliche Kupferobjecte aus meiner Sammlung und einige aus dem Berner Museum zusammengestellt. Es sind dieses grösstenteils kleine Dolche, die nach der Form der Silexdolche verfertigt wurden; so z. B. zeigt das unter Nr. 27 mitgeteilte Exemplar eine auffallende Aehnlichkeit mit den auf Tafel V. mitgeteilten Silexdolchen; einige sind schon unten durchlöchert, damit die Kupferklinge an den Holzgriff befestigt werden könne.

Man fand hier auch mehrere Meissel, deren grösster 15 c/m lang ist, und kleine Pfrieme, von denen einige in einen Beingriff eingefügt waren, Perlen für eine Halskette, eine kleine gehämmerte Scheibe mit Löchern zum Annähen an irgend ein Kleidungsstück, endlich einen merkwürdig geformten, nicht vollendeten breiten Meissel, der offenbar einer der ersten Versuche der Metallarbeiten in der Kupferzeit war.

Der merkwürdigste Gegenstand, der bisher unter den Seefunden ganz vereinzelt dasteht, ist ein aussergewöhnlich grosses Doppelbeil aus reinem Kupfer, das im Jahre 1879 auf der neuen Niederlassung von Locras gefunden wurde. Die Länge 42 c/m, das Gewicht grösser als 3 k/g. In der Mitte ist es dicker, wird gegen die beiden Enden zu breiter und bildet eine 12 c/m breite kreissegmentförmige Schneide.

Dieses Beil ist in der Mitte mit einem Loche von 6 m/m Durchschnitt durchlöchert; die Oeffnung ist zu klein, um für einen Schaft benützt werden zu können, und ist wahrscheinlich, nur der Anfang eines grösseren Schaftloches. Das ganze Beil scheint gehämmert, und da die beiden Schneiden stumpf sind (5 m/m breit), war es noch nicht fertig. Es wäre übrigens nicht unmöglich, dass es dennoch als Schlagwaffe benützt wurde, denn an demselben Orte fand ich auch ein durchbohrtes Steinbeil, das an allen Seiten polirt war und dessen Schneide denselben Character hatte.

Ob dieses Beil dazu bestimmt war, nach Art unserer Beile zum täglichen Gebrauche auf einen Schaft getrieben zu werden?

Ich zweifle daran! Es ist auch nicht natürlich, zuzugeben, dass beim ersten Gebrauche des Metalls in unserer Gegend das von mir beschriebene Beil in solcher Grösse als Werkzeug verfertigt wurde, da man aus derselben Quantität des Metalls hundert kleine Waffen und Werkzeuge hätte herstellen können. Es war dieses eher eine Luxuswaffe, das Abzeichen irgend eines Führers oder ein Commandostab.

In Bezug auf den Ursprung ist es wahrscheinlich, dass dieses Beil nicht dort gegossen wurde, sondern aus einem solchen Lande importirt worden ist, wo das Kupfer nicht so selten war wie an den Ufern unserer Seen. Diese Hypothese ist um so zulässiger, als man auch anderswo solche beilähnliche gegossene Barren fand — freilich in Bronze, — die zu den Einrichtungsstücken eines wandernden Erzgiessers gehörten; dieselben sind ebenfalls durchlöchert und gleichen in Bezug auf Gewicht und Dimension ungefähr unserem Beile. Die Abwesenheit der Schneide und der Umstand, dass ein Riemen leicht durch das Mittelloch gezogen werden konnte, erleichterte den Transport: solche Beile wurden entweder verkauft oder eingetauscht, um an Ort und Stelle zu verschiedenen Werkzeugen umgegossen oder zu Waffen geschmiedet zu werden.»

Demgemäss bekräftigen auch die Erfahrungen des Herrn Gross dasjenige, was ich von der Kupferzeit behauptet habe.

Franz von Pulszky.

WANN ENTSTAND DAS EHEMALIGE WALACHISCHE FÜRSTENTUM?

In der heurigen (1884-er) *Ungarischen Revue,* Seite 239, finden wir folgende Notiz, dass «die Zigeuner wahrscheinlich um das Jahr 1241 in die Walachei wanderten, *als Radu I. das Joch des Mongolen-Chan's Batu abschüttelte und das Fürstentum Walachei gründete.*» Da die Mongolen- oder Tatarenflut 1241 in Ungarn und in dessen südöstliche Nebenländer einbrach und sich schon 1242 zurückzog, so muss die Frage entstehen: in welchem politischen Verhältnisse stand die Walachei vor 1241? Aber auch die Existenz eines Radu, der 1241

das Fürstentum Walachei gegründet haben soll, ist sehr fraglich. Zudem gerät die *Revue* mit sich selbst in Widerspruch, denn sie hatte 1881 eine ganz andere Ansicht ausgesprochen. Damals erzählte sie (Seite 713) Folgendes:

«In der Moldau und Walachei herrschten von 889 bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts die Petschenegen und Kumanen. Die letzteren werden, wenigstens teilweise, durch den ungarischen Clerus zum Christentume bekehrt, d. h. in den Schoss der r. katholischen Kirche geführt, und schon um 1228—1229 (nicht um 1234) wurde ein kumanisches Bistum errichtet; Béla IV. betrachtete sich als Souverain von ganz Kumanien (d. h. Moldau und Walachei — denn diese Namen existirten noch nicht um diese Zeit) und nahm den Titel «rex Cumaniæ» um 1233 an. Nach der Mongolenflut von 1241 und 1242, welche viele Kumanen weggeschwemmt hatte (ein Teil derselben war schon 1239 nach Ungarn geflüchtet), schenkte Béla 1247 ganz Kumanien bis an das Schwarze Meer dem Johanniter-Orden, welche Schenkung aber ohne dauernden Erfolg blieb.» — Für Radu I., als Gründer des walachischen Fürstentumes, finden wir demnach keinen Raum, weder vor noch nach dem Jahre 1241. Wir wollen aber die Entscheidung einer walachischen (rumänischen) Autorität, namentlich *Hurmuzaki*, überlassen, dessen «*Fragmente zur Geschichte der Rumänen*» 1878 erschienen sind, und der gewiss dem Altertume des walachischen Fürstentumes keinen Abbruch tat. Und nicht den deutschen Originaltext, sondern die rumänische Uebersetzung wollen wir gebrauchen, weil wir überzeugt sind, dass die Uebersetzung das etwaige Versehen des Originals berichtigt hat. In dieser Uebersetzung werden nun die Anfänge des walachischen Fürstentumes so erzählt:[1]

«Das Territorium, das nachher Walachei genannt wurde, hatte einen Teil des römischen Reiches gebildet, und gehörte zur Provinz Dacien. Seine Bevölkerung, ein Gemisch von seit langem dort wohnenden Geten und den neulich hieher gekommenen römischen Colonisten, wurde, als der Einbruch der Barbaren sich häufiger wiederholte, um 270 n. Chr. durch den Kaiser Aurelianus auf das rechte Donauufer

[1] Fragmenta din istoria Romăniloru de Eudoxiu Cavaler de Hurmuzaki. — Editiunea Ministeriului Cultelor şi al Invecaturilor publice. Tomul I. Bucaresci 1879 S. 225—227.

übersetzt. Von da an war die Walachei die Heerstrasse der barbarischen Stämme, die von Norden und Nord-Osten über die Donau drangen und sich zumal auf Thracien warfen. Als nachher das bulgarische Reich in Moesien mächtig geworden, erstreckte es nach und nach seine Grenzen auch über die Walachei, welche eben in Folge dessen von zahlreichen Walachen (Rumänen) bevölkert wurde, die zum Teil freiwillig von den Haemus-Bergen und aus Macedonien in die sesshaften Niederungen der schönen Gegenden diesseits der Donau einwanderten, zum Teil auch dazu durch die vielfältigen Bedrückungen der byzantinischen Regierung gezwungen wurden.»

«Im IX. Jahrhundert liessen sich auf dem Boden der Walachei Petschenegen nieder, welche aber bald den Kumanen Platz machen mussten. Diese hausten daselbst lange, von 1083—1220. Aber auch während der Petschenegen-Herrschaft hörte der Zug der rumänischen Colonisten aus Thracien und Bulgarien in die Walachei nicht auf. Während diese Colonisten mit den Kumanen kämpften, setzte die ungarische Regierung zuerst den Deutschen Ritterorden (unter Andreas II.), dann den Johanniterorden (unter Béla IV.) als Vorkämpfer an die Grenzen Kumaniens, doch ohne den gehofften Erfolg zu erreichen.»

«In diesem ungeordneten und unsichern Zustande befand sich die Walachei, bis sie endlich die Unabhängigkeit erlangte, welche sich nur allmälig den Umständen gemäss entwickeln konnte. Das Land stand wohl dem Namen, aber nicht der Wirklichkeit nach, unter der ungarischen Souveränität; es huldigte Ungarn nur in den Fällen, dass dieses Heeresfolge von ihm verlangte, sonst war dessen Souveränität nirgends sichtbar. Die ungarische Souveränität über die Walachei war also nicht nur staatsrechtlich ungewiss, sondern auch dem Inhalt nach unbestimmt und schwankend dem Bestande nach.»

«Ein rumänischer Anführer, Namens *Lythen*, der sich an die Spitze einer nationalen Truppe gestellt hatte, empörte sich 1242 gegen den minorennen ungarischen König Ladislaus IV., bemächtigte sich eines Teils der Walachei, welche damals zu den Vasallenprovinzen der ungarischen Krone gerechnet wurde, und verweigerte standhaft die Zahlung des Tributes. Da sandte der König den erfahrenen Krieger Georg (Soós) mit einer Armee gegen ihn. Georg besiegte und erschlug den Abtrünnigen, machte dessen Bruder Barbat zum Gefangenen und zwang diesen zum Tributzahlen.»

«Mit mehr Erfolg äusserte sich das Bestreben, die Walachei zu consolidiren, nachdem unter dem Woewoden Radu-Negru (schwarzer Radu) im Jahre 1290 die Unabhängigkeit derselben, als eines besondern Staates, ausgesprochen wurde. Dieser Regent, der sich von der ungarischen Souveränität befreite, regierte von 1290 bis 1314» u. s. w.

Die Darstellung der rumänischen Autorität stimmt mit der Ansicht unserer *Revue* von 1881 überein, so dass die Meinung, welche v. Wlislocki in seinem lehrreichen Artikel «Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner» über den Anfang des walachischen Fürstentumes ausspricht, jedes historischen Grundes entbehrt.

P. HUNFALVY.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 9. Juni las Zoltán Beöthy eine Studie über *das Naturgesetz im Tragischen,* in welcher er den aus den Aesthetiken des Auslandes bekannten Gegenstand mit grosser Selbstständigkeit der Auffassung und Einbeziehung der vaterländischen tragischen Stoffe in logisch scharfer Darstellung behandelt. Die gehaltvolle Abhandlung ist ein Capitel aus dem demnächst erscheinenden selbstständigen Werke Beöthy's «Ueber das Tragische», dessen Herausgabe die Kisfaludy-Gesellschaft übernommen hat.

Hierauf folgte ein Vortrag von Dr. Alexander Nagy «Ueber Sabbatarier-Handschriften.» Den Gegenstand desselben bildeten sieben, teils in der Bibliothek des Nationalmuseums, teils in Privatsammlungen befindliche, zu den Religionsbüchern der siebenbürgischen Sabbatarier-Glaubensgenossenschaft gehörige Codices. Der älteste von ihnen ist ein dem Nationalmuseum gehöriges, 1720 zusammengestelltes Liederbuch, doch ihr Inhalt stammt aus weit früheren Zeiten, meist aus der Blütezeit der Sabbatarier-Secte. Sie zerfallen dem Inhalte nach in zwei Gruppen: Ritualbücher und Liedersammlungen.

Die in den Ritualbüchern enthaltenen Gebete sind nicht original, sondern von dem grossen Apostel der Sabbatarier-Secte, Simon Péchy, aus den jüdischen Gebetbüchern entlehnt und mit ebenfalls von ihm übersetzten Psalmen durchflochten. Wahrscheinlich ist er auch der Verfasser des einzigen original scheinenden Gebetes «gegen die Waffen», das in Ton und Auffassung ganz zur ungarischen patriotischen Lyrik jener Zeit stimmt.

Weit wertvoller als die Gebete sind die in den Hymnarien enthaltenen

Lieder, welche nicht blos eine Ergänzung der Liederdichtung der Sabbatarier-Secte, sondern schätzbare Beiträge zur ungarischen geistlichen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrhunderts überhaupt liefern. Ihre Zahl beträgt im Ganzen 96, von denen jedoch ungefähr die Hälfte auch in den bisher bekannten Sabbatarier-Liederbüchern vorfindlich ist, so dass unsere Codices die Zahl der bekannten Sabbatarierlieder nur um 49 unbekannte vermehren.

Die Namen der Liederdichter finden wir nicht aufgezeichnet, sie können jedoch aus den Anfangsbuchstaben mancher Hymnen herausgelesen werden, so z. B. Johannes Bökéni, Stefan Tolnai. Peter Magyari, Georg Sinka, Johann Sándor. Aus den Anfangsbuchstaben anderer dieser Hymnen sind aphoristische Sätze confessioneller Farbe herauszulesen.

Die Entstehung der Lieder kann nicht Jahr für Jahr genau bestimmt werden, doch sind sie offenbar am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts entstanden, wiewohl darunter einzelne auch neueren Datums scheinen. Ihre Gegenstände stimmen mit denen der bekannten Hymnen überein: es sind Festtags- und Alltagslieder.

Es lassen sich an ihnen sofort die allgemeinen Charakterzüge der geistlichen Lyrik ihrer Zeit erkennen. Der lyrische Erguss wird durch dogmatische Erörterungen oder polemische Beweisführungen ziemlich in den Hintergrund gedrängt, so dass uns rein lyrische Töne meist nur in den Schlussstrophen entgegentreten, während die gesammte Glaubens- und Sittenlehre in diesen Hymnen enthalten ist. In den spätern wird der Ton immer reiner und gehobener und diese sind die gelungensten Stücke nicht nur der sabbatarischen Dichtung, sondern der gesammten geistlichen Lyrik jener Zeit. Düsterer Schmerz, schwärmerische Religiosität und geläutert sittliche Auffassung gibt sich in ihnen mit ergreifender Innigkeit kund. Aber eine Saite, deren Ton fortwährend in die Lyrik der protestantischen Confessionen hinüberspielt und welche unsere Dichter zu allen Zeiten am häufigsten angeschlagen haben, die Saite des patriotischen Gefühls, bleibt bei den sabbatarischen Liederdichtern ganz unberührt. Den Wert dieser Hymnen erhöht der Umstand, dass sie fast ausnahmslos Originalproducte der Sabbatarier sind; kaum 3—4 sind, natürlich mit den nötigen Aenderungen, kalvinischen und unitarischen Liederbüchern entlehnt. Einige darunter sind (offenbar von Simon Péchy) aus dem Hebräischen in ungarische Versformen umgedichtet.

2. In der Sitzung der zweiten Classe am 16. Juni las Ferdinand Kranz *Ueber die Geschichte der Burg Drégel.* Der Vortragende leitet die Benennung der Burg Drégel von dem Personennamen Dragul her und setzt ihre Gründung nach der Tataren-Invasion. 1274 geschieht der *terra Dragul*, 1330 der Burg Dragul zuerst Erwähnung. Nach Matthäus Csák wird sie eine königliche Burg, später Besitz des Erzbistums Gran und erlangt in der

Türkenzeit ihre höchste Bedeutung. Ihre heldenmütige Verteidigung durch Georg Szondy im Jahre 1552 ist nach Forgách, Istvánfy und Tinódi mit Vorliebe behandelt. Ueber die Herkunft und die früheren Lebensverhältnisse des Helden wissen die Quellen wenig zu melden.

Hierauf las Eugen Szentkláray *Ueber die königlich-ungarische Donau-Kriegsflottille.* Der Verfasser behandelt in dieser interessanten Abhandlung auf Grund eingehender Quellenstudien die bisher von unseren Geschichtsschreibern unberücksichtigte Institution der auf der Donau operirenden sogenannten Naszáden-Flottille der ungarischen Könige, welche als wichtiger Factor im Landesverteidigungs-System Ungarns ein kriegsgeschichtliches und wegen der nachweisbaren hohen Stufe ihrer Schiffsbautechnik ein culturhistorisches Interesse hat. Vortragender sieht in «királynaszádosok hada» (Truppe der Königsflottille) einen Bestandteil des von König Stefan I. organisirten «királyi had» (Königstruppe), findet diese Flottille bereits unter König Samuel Aba tätig und verfolgt sodann ihre Teilnahme an den Kämpfen der ungarischen Nation von Stefan dem II. bis zur Mohácser Schlacht. Zum Schlusse spricht er von der Ausrüstung, militärischen Organisation und dem sozialen Leben der königlichen Flottentruppe.

3. *Die neuen Preisaufgaben der Akademie. Aus der I. Classe* für 1884 auf Lustspiele (im engern Sinne) der Graf Josef Teleki-Preis (100 Ducaten) und für 1885 auf Lustspiele (jeder Art) der Graf Karátsonyi-Preis (400 Ducaten), auf ein historisches Drama der Péczely-Preis (1000 fl.), auf ein erzählendes Gedicht die Nádasdy'sche 100 Ducaten-Stiftung, auf ein patriotisches Gedicht aus der Farkas-Raskó'schen Stiftung 100. fl., auf eine syntaktisch-hermeneutische Behandlung von Franz Faludi's Werken aus der Marczibányi-Stiftung 40 Ducaten, auf eine Geschichte des ungarischen Journalismus mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der politischen Ideen und Parteien der Athenäums-Preis (100 Dukaten), auf eine literarische Biographie Kazinczy's die Lukács-Stiftung von 1000 fl., auf eine Biographie Kölcsey's die Lévay-Stiftung von 1000 fl., auf ein Werk «über die Funktion der bestimmenden Satzteile in der ungarischen Sprache, besonders mit Berücksichtigung der verwandten Sprachen, und auch jener Sprachen, welche die ungarische beeinflusst haben», die Lukács-Stiftung von 1000 fl., endlich auf ein in nicht ungarischer Sprache erschienenes Buch, welches ungarische Sprache und Literatur behandelt, aus der Fekésházy-Stiftung 500 fl.

Aus der II. Classe: 1. Auf die besten sozialwissenschaftlichen Werke der grosse Preis 200 Ducaten und der Marczibányi'sche zweite Preis von 50 Ducaten. 2. Auf eine Geschichte der ungarischen Schulen und der Schulfrequentationen ungarischer Jünglinge im Auslande im XVII. Jahrhundert, aus der Gorove-Stiftung 100 Ducaten. 3. Geschichte des ungar. Pauliner-

Ordens bis zur Schlacht bei Mohács. Preis 600 fl., Einreichnungs-Termin 31. December 1884. 4. Biographie eines ungarischen katholischen Prälaten, der auf die politischen Ereignisse unseres Vaterlandes Einfluss nahm. Preis 100 Ducaten, Termin 31. December 1884. 5. Welche Verfügungen wären in dem Civilcodex und den hiemit in Verbindung stehenden Gesetzen aufzunehmen im Interesse der Grundbesitzerclasse und des materiellen Wohlstandes derselben. Preis 3000 fl., Einreichungs-Termin 31. December 1884. 6. Welche Fortschritte hat die Wissenschaft der National-Oeconomie im letzten Jahrzehnt gemacht? Preis 500 fl., Termin 31. December 1884. 7. Geschichte der Landnahme Ungarns. Preis 40 Ducaten, Termin 30. September 1885. 8. Geschichte der Erwerbung, des Verlustes und des Wiederanschlusses einzelner Gebiete Ungarns. Preis 1000 fl., Termin 30. September 1886. 9. Kritik und Analyse der ungarischen historischen Quellen über die Zeit der Periode der Könige aus dem Hause Anjou und den gemischten Häusern. Preis 500 fl., Termin 30. September 1885. 10. Die Entwicklung des ungarischen Staatsrechtes von Ludwig dem Grossen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts, verglichen mit dem Staatsrechte Polens. Preis 1000 fl., Termin 30. September 1885. 11. Theorie des ethischen Determinismus, dessen wissenschaftliche Berechtigung und Anwendung in der philosophischen Ethik. Preis 100 Ducaten, Termin 30. September 1886. 12. Was haben unsere Kaufleute zu tun im Interesse der Erhaltung und Erweiterung der Märkte an der unteren Donau? Preis 50 Ducaten, Termin 30. September 1885. 13. Der Pacht- und Mietvertrag von rechtlichem und wirtschaftlichem Gesichtspunkte und mit Rücksicht auf die Aufgabe der vaterländischen Gesetzgebung. Preis 100 Ducaten, Termin 30. September 1885.

Aus der III. Classe: Die Integrirung der allgemeineren Formen jener Differentialgleichungen, welche die strenge Theorie des Dynamometers bilden. Preis 1200 fl., Termin 31. December 1886. — Es sollen die Principien dargestellt werden, welche bei der Regelung von Flüssen mit geringem Falle anzuwenden sind; dabei sind die in solchen Fällen geltend zu machenden Regulirungsarten erschöpfend und motivirt zu beschreiben. Preis 100 fl., Termin 31. December 1886.

VERMISCHTES.

— **Moriz Kolbenheyer** †. Am 4. Januar starb nach langen Leiden der evangelische Pfarrer zu Oedenburg, Moriz Kolbenheyer, der sich auch als berufener Uebersetzer ungarischer Dichtungen verdient gemacht hat. Ueber sein Leben berichtet ein dem Dahingeschiedenen vertrauter Freund in der «Oedenburger Zeitung»:

Am 17. Juli 1810 erblickte er, der Sohn eines hochangesehenen wohl-

habenden Tuchfabrikanten in der kleinen Stadt Bielitz in Schlesien das Licht der Welt. «Früh zeigt sich, was ein Meister werden soll», bewahrheitete sich auch an ihm. Keime der edelsten, schönsten, ethischen Kräfte und Geistesfähigkeiten ruhten in der Brust des wissbegierigen Knaben. Hohe Geistesanlagen gepaart mit eisernem Fleisse berechtigten die Eltern zu den schönsten Hoffnungen, womit sie der gesunden, normalen Entwicklung ihres Sohnes entgegenblickten. Schon als achtjähriger Knabe sass er zu den Füssen treuer, pflichteifriger Lehrer im Collegium zu Eperies, wo er den Entschluss fasste, sich den Musen zu weihen. In Käsmark setzte er seine Gymnasialstudien fort; hier erhielt er im Hause seiner innig-religiösen und hochgebildeten Tante, Frau Wilhelmine v. Görgey, die erste Weihe zu dem hehren Berufe, auf dessen Bahn er beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch unentwegt vorwärts drang zum Ziele, das sich der hochstrebende Geist in lichtumstrahlter Ferne des Ideals gesteckt. Ein Schicksalsschlag, der über das Elternhaus, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, herniederfuhr, drängte ihn von der Bahn ab, die er betreten. Er widmete seinen Dienst einige Jahre hindurch dem Geschäfte seines Vaters. Doch bald trieb es ihn wieder hinaus vom Comptoir, hinaus in die heiligen Hallen der Wissenschaft. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien brachte er einige Jahre an den Hochschulen Wiens und Berlins zu. Neben den theologischen Fachstudien war es die Poesie, die sein Sinnen und Streben, Herz und Geist in zarte Bande schlug.

Zum Manne gereift, erhielt er im Jahre 1836 den ehrenvollen Ruf, in Eperies an der Seite eines ihm freundlichst zugetanen alten Collegen die zweite Pfarrerstelle einzunehmen. Michael Schwarz — dies der Name des wackeren Amtsgenossen — ein Mann mit dem tiefinnigen Gemüte eines Johannes und dem offenen Charakter eines Nathanael, in welchem kein Falsch ist, Mädchenlehrer Schmidt, Professor Vandrák und der slavische Pfarrer Felix — sie schlossen mit Kolbenheyer einen innigen Freundschaftsbund, dessen Bande sich selbst dann nicht lösten, als er, nach Oedenburg berufen, aus ihrem Kreise schied. Zehn Jahre hindurch wirkte er in Eperies mit jugendlicher Begeisterung und entwickelte eine Tätigkeit, deren seine einstigen Pfarrkinder noch heute mit inniger Dankbarkeit gedenken.

Nach dem Tode des rühmlichst bekannten einstigen Pfarrers der ev. Gemeinde zu Oedenburg, Emerich Schwartner, richtete sich der Blick der verwaisten Gemeinde nach Eperies. Kolbenheyer stand damals im Zenithe seines pfarrämtlichen Wirkens. Die Gemeinde wählte ihn, Kolbenheyer übersiedelte nach Oedenburg und hielt am 22. März 1846 seine schwungvolle Antrittsrede, mit welcher er die Herzen der Oedenburger im Sturme eroberte. Er fand ungeteilten Beifall als Redner, Vertrauen und Liebe,

Achtung und die vollste Zuneigung seiner Gemeindeglieder als Pastor und teilnahmsvoller Freund in Palästen und Hütten.

Wo es galt, eine edle, hehre Idee zu realisiren, sei es im Interesse der Kirche oder der Stadt, oder des weiten Vaterlandes, kannte er keine Mühe, und traten ihm auch riesige Hindernisse in den Weg, er sprach und tat, er pilgerte von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis er dieselben beseitigte. Das evang. Waisenhaus, das Distrikt-Schullehrerseminar, der monumentale Turm, der die Oedenburger evang. Kirche schmückt, die vielclassige, blühende Elementarschule der protest. Gemeinde, und in neuester Zeit der grosse, schöne Schulbau unmittelbar neben der Kirche, — sie alle sind beredte Zeugen jener unverdrossenen Tatkraft, die Kolbenheyer im Verlaufe seines beinahe 38-jährigen Wirkens in Oedenburg betätigte.

Im Auftrage des Kirchendistrictes jenseits der Donau reiste er mit dem damaligen Lyceal-Director von Király in das protestantische Ausland, um die Blicke der einflussreichen Männer, die damals an der Spitze der kirchlichen Unterstützungs- und Gustav-Adolf-Vereine standen, auf den geplanten Schullehrerseminar-Bau in Oedenburg zu lenken. Viel verdankt die im Jahre 1858 ins Leben getretene Anstalt Kolbenheyer, der, im Interesse der gedeihlichen Lösung dieser Lebensfrage für die evang. Kirche Ungarns, seine vielseitigen Verbindungen mit den Koryphäen der ausländischen protestantischen Kirche geltend machte. Superintendent Grossmann in Leipzig, Minister Manteuffel in Berlin, die Spitzen des in Bremen tagenden Gustav-Adolf-Vereines, Bunsen in Heidelberg, Monod und Pressensé in Paris, Steinkropf in London, Senior Bädeker in Hannover, König Georg V. von Hannover, der berühmte Conservator des Reichsmuseums in Leyden, v. Hanssen, und unzählige andere klangvolle Namen wurden der Angelegenheit gewonnen, deren Vertretung Kolbenheyer mit seinem Gefährten opferwillig auf sich nahm. In Paris, wie in London predigte Kolbenheyer mit grossem Beifalle; beide Predigten, die er in der deutsch-evang.-luth. Kirche Londons hielt, erschienen auch im Drucke.

Kolbenheyer's kirchlichem Wirken steht sein literarisches Schaffen würdig zur Seite. Ihm verdankt das Ausland den Genuss der «Toldi-Trilogie» Arany's, durch deren gediegene, die schärfste Kritik bestehende Uebertragung ins Deutsche, er einer der edelsten Perlen der ungarischen Poesie dem Kunst-Weltmarkt erschloss, zu einer Zeit, wo man ausser den Gauen Ungarns über ungarische Literatur so viel wie gar nichts wusste. Vargyas' Geschichte des ungar. Freiheitskampfes, Horváth's Geschichte v. Ungarn, Toldy's Geschichte der ung. Literatur, sowie Gedichte Petőfis wurden durch ihn verdeutscht und fanden Würdigung bei den Männern der in- und ausländischen schönen Literatur.

Doch auch eigenes Schaffen brachte reife Früchte auf seinem Lebensbaume. Seine zahlreichen im Drucke erschienenen Reden, Gelegenheitsgedichte, anregenden Aufsätze, die teils in verschiedenen periodischen Zeitschriften, teils selbstständig erschienen, zeigen von einer reichen und beachtenswerten productiven Tätigkeit. Kolbenheyer stand auch mit den literarischen Grössen ersten Ranges im regen geistigen Verkehre. Arany, Hebbel, Grillparzer, Anastasius Grün und Andere würdigten seine hervorragende Tätigkeit auf dem Gebiete der Literatur, wovon die vielen herzlichen Zuschriften zeigen, die von diesen hochangesehenen Männern an ihn gerichtet wurden.

Auch als Patriot tat er seine Pflicht. Begeistert schloss er sich der patriotischen Bewegung des Jahres 1848 an und verlieh seiner Ueberzeugung energischen Ausdruck, — hatte freilich eine empfindliche Freiheitsstrafe als Lohn dafür abzubüssen.

Als Gatte und Familienvater kannte seine zärtliche Liebe keine Grenzen. Im Kreise seiner zahlreichen Familie suchte und fand er nach des Tages Mühen und Arbeit Erholung. Im Jahre 1870 entriss ihm der Tod die Lebensgefährtin und als neun Jahre später auch die vortreffliche Tochter Louise, welche mit kindlicher Liebe an ihrem Vater hing und dessen Hauswesen leitete, als treue Gattin des würdigen jungen Amtscollegen ihres Vaters das elterliche Haus verliess, wurde es hier still und leer und nur die rastlose Sorge für die Kinder und die süssen Freuden an den Kindern und Kindeskindern brachte Abwechslung in das einförmige Leben seines Greisenalters. Er tat und opferte Alles für seine Lieben. Sein Stolz war der älteste seiner Söhne, der sich durch Fleiss und Talent zu einer Höhe emporgeschwungen, wohin der liebevolle Vater mit Genugtuung emporblickte. Doch zu den vielen Schicksalsschlägen, die ihn getroffen, gesellte sich vor drei Jahren der schwerste, — er musste seinen hoffnungsvollen Sohn, in der Blüte des Mannesalters, in's Grab steigen sehen. Dies war eine schwere Heimsuchung für das Herz, welches für die Seinen so warm geschlagen.

Seit dieser herben Stunde waren auch seine Tage gezählt. Allmälig nahmen seine Kräfte ab. Seit einem Jahre war er an das stille, einsame Stübchen gekettet, wo er seine Seele ausgehaucht. Er kämpfte rüstig und wacker wider den bleichen Todesengel, der ihm vor Monaten schon seine dürre Hand entgegengestreckt. Arbeitend, die Gefühle seines bewegten Herzens in zierlichen Versen zu Papier bringend, durchwachte er die Schmerzensnächte, bis die Feder der zitternden Hand entfiel und der edle Geist sich in eine bessere, höhere Heimat emporschwang.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Ábrányi Emil, Teréz és kisebb költemények. (Therese, epische Dichtung, und kleinere Gedichte von Emil Ábrányi). Budapest, 1884, Franklin, 103 S.

Alexander B., A XIX. zazad pesszimizmusa. (Der Pessimismus des XIX. Jahrhunderts: Schopenhauer und Hartmann. Von der ungarischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift von Bernhard Alexander). Budapest, 1884, Franklin, 152 S.

Csiky Gergely szinművei. VIII. Cecil hazassága. (Gregor Csiky's Schauspiele. VIII. Teil: Cecil's Ehe, Schauspiel in drei Aufzügen). Budapest, 1884, Athenaeum, 100 S.

Fest, Emerich von, Gedichte. Budapest, 1884, Grill, V und 189 S.

Finaly Henrik, A latin nyelv szótara. (Wörterbuch der lateinischen Sprache, aus den Quellen, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Hilfsmittel bearbeitet von Dr. Heinrich Finály). Budapest, 1884, Franklin, 2134 Spalten.

Fodor Jozs., A lakásviszonyok befolyása cholera és typhusra (Der Einfluss der Wohnungsverhältnisse auf die Verbreitung der Cholera und des Typhus, von Prof. Dr. Josef Fodor). Budapest, 1884, Akademie, 23 S.

Gewerbegesetz, das neue. — Der XVII. Gesetz-Artikel vom Jahre 1884. Uebersetzt, mit den einzelnen §§ des VIII. Gesetz-Artikels vom Jahre 1872 (des früheren Gewerbegesetzes) verglichen und mit besonderer Rücksicht auf den Gewerbestand in seinen Hauptbestimmungen erläutert von *E. Steinacker.* Budapest, 1884, Dobrowsky, XI und 95 S.

Helmar August, Das ungarische Millenarium. Ein Rückblick auf die tausendjährige Geschichte Ungarns. Pressburg, 1884, Stampfel, 4°, 32 S.

Kőváry L., Az életbiztosítás rendszere. (System der Lebensversicherung von Ladislaus Kőváry). Budapest, 1884, Akademie, 120 S.

Landes-Gesetzsammlung für das Jahr 1884, herausgegeben vom königl. ungar. Ministerium des Innern. I. Heft: G.-A. I—X. Budapest, 1884, Nagel, 118 S.

Schenzl Guido, Útmutatás földmagnességi helymeghatározásokra (Anweisung zu erdmagnetischen Ortsbestimmungen von Dr. Guido Schenzl). Budapest, 1884. Ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft (Kilián). XII, 321 S. mit 113 Abbildungen.

Thalloczy Lajos, Oroszország és hazank (Russland und unser Vaterland von Ludw. Thallóczy. Mit 41 Illustrationen im Text von Theodor Dörre. Mit Unterstützung des kgl. ungar. Ministeriums für Ackerbau, Handel und Gewerbe). Budapest, 1884, Athenäum, 276 S.

Városy Mihály, Bordalok (Trinklieder, 252 Dithyramben, von Michael Városy). Szegedin, 1884, Traub, 175 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

UNGARN IM WELTVERKEHR.

(Vorgetragen in der feierlichen Jahressitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften am 8. Juni 1884.)

Das Flächenmaass unseres Vaterlandes beträgt 322,000 □Kilometer, seine Einwohnerzahl 15.7 Millionen Seelen. Ich sollte um Entschuldigung bitten, dass ich vor einer so glänzenden Versammlung solch primitive Zahlen citire, wie sie in jedem statistischen Handbuch, ja in jedem geographischen Lehrbuch vorkommen. Ist es denn aber nicht unumgänglich notwendig immer und immer wieder auf diese Grundzahlen zurückzukommen und sie fortwährend vor Augen zu halten, wenn wir klar und objectiv beurteilen wollen, welcher Platz Ungarn im Weltverkehr zukomme? Erst vor einigen Wochen ging in Stuhlweissenburg eine geisterhebende Feier vor sich, bei welcher das Andenken eines kenntnissreichen Gelehrten und unermüdlich fleissigen Geschichtsforschers unserer Nation, das Andenken Stephan Horváths gefeiert wurde, der, vom Ergebniss seiner Forschungen begeistert, alles, was er in der Vergangenheit Grosses, Edles, Hehres fand, mit dem ungarischen Namen in Verbindung brachte, der unsere Vorfahren in Indien und Egypten, in den alten Parthern und spanischen Mauren wieder zu erkennen glaubte, nach dessen Ideen sich auch der Schauplatz des Mythus verändern sollte, insofern dieser Ansicht nach das Paradies, die Wiege des Menschengeschlechts, auf ungarischem Boden, in der Gegend von Kecskemét zu suchen sei. Ja spukte nicht auch noch im Jahre 1848/49 im Kopfe mancher grossen Söhne unseres Landes der Glaube an die Grossmachtstellung Ungarns, welchem das stolze Albion und das reiche Frankreich und die ganze gebildete Welt zu Hilfe eilen mussten, während tatsächlich nur *ein* Staat von diesem Lande Notiz nahm, auch dieser *gegen* dasselbe anstürmte und mit

den Hunderttausenden seiner Bajonette die Tausende der Freiheitskämpfer in den Staub streckte?

Doch die Nation war nur zeitweilig besiegt; während der auf die Katastrophe folgenden Todtenstille lebte in ihr das begeisterte Andenken an ihre glänzende Vergangenheit ungebrochen fort und in der Brust des wahren Patrioten erstarb die Hoffnung auf eine bessere Zukunft niemals vollständig. Aber mussten wir nicht später, nachdem in Folge der unerschütterlichen Haltung der Nation und nach einem, zwar weniger glänzenden, aber ebenso hehren Kampfe, diese bessere Zukunft wirklich eingetreten war, nachdem die Nation alles das, was sie früher besessen, wieder errungen, ja noch mehr dazu erworben hatte, nachdem sie in den Besitz aller der Mittel gelangt war, mit denen sie ihre Nationalität und Cultur, ihren Wohlstand und ihr Gedeihen sichern konnte: mussten und müssen wir da nicht wieder ungerechtfertigte Wehklagen hören, welche Ungarn als kleines Land, als bettlerhafte Nation hinstellen?

Ist es wohl beim Anhören solch widerstreitender Ansichten, der Phantasien des Grössenwahnes einerseits, der pessimistischen Aufschreie der Unterschätzung andererseits, nicht unsere Pflicht, zu den Quellen der Wissenschaft zurückzugreifen? und hat da wohl unsere Berufung auf jene zwei Fundamentalziffern nicht ihre volle Berechtigung, wenn wir wiederholen: — «Das Flächenmaass Ungarns beträgt 322,000 □ Kilometer, seine Einwohnerzahl 15.7 Millionen Seelen».

Und diese zwei bescheidenen Ziffern gewinnen beträchtlich an Bedeutung, wenn wir hinzufügen, dass Ungarn in Hinsicht auf Territorialausdehnung unter den 22 europäischen Staaten (Deutschland als eins gerechnet und nur den europäischen Besitz der Staaten in Betracht gezogen) den 6., in Hinsicht auf Bevölkerungszahl den 8. Platz einnimmt. Wird das Riesenreich Russland mit seiner 5.4 Millionen □ Kilometer betragenden Flächenausdehnung und seiner noch jüngst auf 60, jetzt bereits auf 82 Millionen Seelen geschätzten, aber kaum je gezählten Bevölkerung nicht in Rechnung gezogen, so giebt es in Europa kein Land, welches eine doppelt so grosse Flächenausdehnung wie unser Vaterland hätte, da auch diejenige des grossen deutschen Reiches nur 540,000, diejenige Frankreichs nur 528,000 □ Kilometer beträgt; — und es ist wohl zu erwägen, dass hinsichtlich der Territorialgrösse Oesterreich, Grossbritannien, Italien u. s. w. hinter Ungarn stehen.

Die Bevölkerungszahl anbelangend ist freilich das deutsche Reich mit seinen 45 Millionen Einwohnern nahezu dreimal, Frankreich mit seinen 37.6 und England mit seinen 35 Millionen Seelen mehr als doppelt so stark wie Ungarn, aber es darf auch das nicht ausser Acht gelassen werden, dass keiner von den 14 auf Ungarn folgenden Staaten ein Dritteil der Bevölkerungszahl Ungarns übersteigt. Der Umstand endlich, dass unser Vaterland in der Reihenfolge der Staaten, und zwar im ersten Dritteil derselben, der Territorialgrösse und Bevölkerungsziffer nach beinahe denselben Platz einnimmt, bezeugt zugleich seine Proportionalität in Hinsicht auf Ausdehnung und Bevölkerung, im Unterschiede von Norwegen z. B., welches hinsichtlich der Ausdehnung auf die 7., hinsichtlich der Bevölkerung aber auf die 20., oder umgekehrt von Belgien, welches mit seiner kleinen Ausdehnung auf die 21., mit seiner dichten Bevölkerung dagegen auf die 9. Stelle der bezüglichen Reihenfolge zu stehen kommt.

* * *

Man pflegt Ungarn einen jungen Staat, sein Volk eine junge Nation zu nennen, ich glaube jedoch mit Unrecht. Unter den gegenwärtig bestehenden Staaten kann, vielleicht Italien und Griechenland ausgenommen, kein einziger seine Entstehung in das Altertum zurückführen. Die heutigen modernen Staaten sind insgesammt Erzeugnisse der Völkerwanderung und der durch dieselbe bewirkten Veränderungen. Die Landerwerbungen der Goten, Longobarden, Gepiden u. s. w. dürften von der Landerwerbung der Hunnen, Avaren und später der Ungarn kaum verschieden gewesen sein. Ja, wenn wir die kolossalen Umgestaltungen betrachten, welche ein grosser Teil des europäischen Continents nach dem Zerfalle des grossen fränkischen Reiches durchzumachen hatte, erscheinen Frankreich und Spanien als jüngere Staatengebilde, nicht zu gedenken des neuestens entstandenen deutschen Reiches und des jungen Einheitsstaates der italischen Halbinsel. Belgien und Holland datiren erst aus den 40-er Jahren: Schweden-Norwegen ist in seiner heutigen Staatsform die einzig übriggebliebene Schöpfung der napoleonischen Kriege; uns allen sind die Neugestaltungen der Balkanhalbinsel bekannt, wo alte Volksstämme und spätere Ankömmlinge zusammen junge Staaten schufen, ja die allmählige Entstehung und Erstarkung

des heute über zwei Weltteile ausgedehnten russischen Kolosses fällt bereits tief in die Zeit der schon befestigten Staatlichkeit Ungarns hinein.

Unser Boden ist ebenso alt, wie der jedes anderen europäischen Staates, und wenn auf den Ebenen des Alfölds, wo heute ein Meer von Weizenähren woget, vor Zeiten die Wogen der See sich tummelten, so kann dies nur in prähistorischen Zeiten der Fall gewesen sein; die Geschichte hat davon keine Kunde.

Wenn wir endlich die Staatlichkeit in Betracht ziehen, und vor Allem den für die heutige Zeit prägnantesten Ausdruck derselben, den Constitutionalismus, ins Auge fassen, so muss Ungarn geradezu als der älteste der europäischen Staaten, selbst England nicht ausgenommen, angesehen werden; und, wenn seine Grenzen zeitweilig auch von drei Meeren bespült wurden, giebt es doch kaum ein zweites Land, welches nach so vielen Widerwärtigkeiten seine ursprüngliche Grösse und seine natürlichen Grenzen in solchem Grade bewahrt hätte, wie unser Vaterland, welches im Norden und Osten vom Halbkreis der Karpathen umschlossen, im Süden die Donau als Grenze hat, im Südwesten sich an die Adria lehnt, im Westen aber auch schon zur Zeit der Occupation des Landes nicht dauernd über die Grenzen der späteren Ostmark sich erstreckt hat.

Von solchem Gesichtspunkte aus darf dem ungarischen Staate das Epitheton der Jugend wohl kaum beigelegt werden; dies kann allenfalls in Betreff der Bildung geschehen, aber auch nur unter Beachtung der Tatsache, dass er derselben in der Periode seines vollen politischen Glanzes teilhaft gewesen, in der darauffolgenden Zeit der türkischen Unterjochung aber derselben verlustig gegangen sei.

Doch eben diese Bildung, nebst all den mit ihr verbundenen Factoren der Erzeugung und des Verbrauches, der Wohlhabenheit und des Wohlstandes ist es, was die Stelle eines Landes im Weltverkehr bedingt.

Denn wir müssen ein Land, wenn wir seine Stelle im Weltverkehr richtig beurteilen wollen, in der Tat in seinen sämmtlichen Beziehungen betrachten; und es sind dabei die öconomischen und commerziellen, die finanziellen und Populations-Verhältnisse ebenso wichtig, wie die politischen, vor Allem aber die Culturverhältnisse.

Und das Material für dieses Studium ist auch vorhanden. Wir

brauchen nur die vergleichenden Statistiken eines Kolb und Brachelli oder die Hübner'schen Tabellen oder Bloch's Annuaire oder das Statesman-Yearbook oder Neumann-Spallarts wertvolles Werk über die Weltwirtschaft durchzusehen, um in einem Ocean von Ziffern unterzutauchen. Aber wer unterzieht sich dieser Mühe? und würde ihm, wenn er sich ihr unterzöge, die Nebeneinanderstellung, die kritiklose Vergleichung der nackten Ziffern das gewünschte treue Bild liefern?

In der Tat, die Aufgabe des Statistikers ist keine leichte; und er hat einen um so schwierigeren Stand, als das Publikum seine Tätigkeit selten richtig beurteilt.

Das Wort des Statistikers ebenso wie des Geschichtschreibers ist dann am glaubwürdigsten, wenn er klar und objectiv mitteilt, was er bei seinen Studien gefunden hat. Nur ist die Aufgabe beider eine doppelte. Der Geschichtschreiber giebt in erster Reihe Monumenta, trägt in historischen Urkunden das geschichtliche Material zusammen, der Statistiker aber schafft Quellenwerke, indem er ziffermässiges Material sammelt. Jene so wie diese kann wieder nur der Fachmann benutzen; für das grosse Publikum bleiben insbesondere die letzteren immer Productionen von geringem Werte.

Aber wie der berufene Geschichtschreiber mit Hilfe des von ihm selbst oder von Anderen gesammelten historischen Materials sich in die betreffende Zeit hineinlebt und mit der Macht seiner eigenen Individualität auch uns in dieselbe zaubert, zur Kenntniss der historischen Persönlichkeiten, zur richtigen Beurteilung der Verkettung der Ursachen und Wirkungen der Begebenheiten behilflich ist: so vermag auch der Statistiker, wenn er auf der Höhe seiner Aufgabe steht, mittelst einer richtigen Gruppirung und mässigen Benützung der Ziffern gleichsam die einzelnen Stationen unseres Studienweges zu beleuchten, indem er auch auf die umliegende Gegend Licht wirft und so zur Bildung eines selbständigen, verlässlichen Urteils Gelegenheit bietet.

Und gleichwie in der Literaturgeschichte z. B. die Citate aus einzelnen Autoren und Dichtern gleichsam an das eigene Urteil des Lesers appelliren und den Text beleben und interessanter machen; so können auch in einem statistischen Werke die in den Text eingestreuten, zur Illustration dienenden einzelnen Ziffern dieselbe Wirkung haben. Auf den ersten Anblick mag dies vielleicht Lächeln erregen.

Aber auch der Zauber der Poesie liegt nicht allein in den hingeworfenen, wenn gleich in Reim und Rhythmus noch so untadeligen Sätzen, sondern zugleich in der auf unser Gemüt geübten Wirkung, in jenen grossen Gedanken und Gefühlen, mit welchen sie uns erfüllt und zum Cultus des Grossen, Schönen, Edlen begeistert. Minder schön und — ich erkenne es an — durchaus nicht entzückend, aber ebenfalls an das eigene Urteil des Lesers appellirend, wirken auch die stellenweise unseren Argumentationen eingewobenen statistischen Zahlen. Welch ein Gesichtsfeld eröffnen und beleuchten sie durch die Enthüllung der Mängel und durch die Aufhellung der Zwecke der Bestrebungen? in welchem Maasse erwecken sie grosse Gedanken und Gefühle, die das Feuer der reinsten und edelsten Empfindung, der Vaterlandsliebe beleben, und überdies den Vorzug besitzen, aus reellem Boden hervorgegangen zu sein?

Mögen wir Ungarn aus dem Gesichtspunkte welches immer der früher berührten Verhältnisse betrachten, so können wir seine Stelle im Weltverkehre am kürzesten in *politischer* Beziehung bezeichnen. Am kürzesten nicht blos deshalb, weil die Politik statutengemäss nicht unter die von der Akademie zu cultivirenden Wissenschaftszweige gehört, wiewohl von historischen, nationalöconomischen und statistischen Studien auch die Politik nicht absolut ausgeschlossen werden kann; sondern am kürzesten deshalb, weil uns die Politik nur in einer Hinsicht, nur in Betreff der Machtstellung des Landes angeht. In diesem Betreff aber kann Ungarn, infolge seiner eigenartigen Verhältnisse, gar nicht separat, sondern blos im staatlichen Verbande mit den übrigen Ländern und Provinzen Sr. Majestät, nur im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie betrachtet werden. Vermöge dieses nach der Mohácser Katastrophe inaugurirten und in unseren Tagen mittelst besonderer, als zwischen unabhängigen Staaten geschlossener Verträge garantirten Verhältnisses, nimmt die Monarchie in Europa eine Grossmachtstellung ein, und zwar ist sie — wenn wir Russland, zufolge seines durch seinen grossen asiatischen Besitz bedingten Charakters ausser Betracht lassen — sowohl hinsichtlich der Territorialausdehnung, als auch hinsichtlich der Bevölkerungszahl die *zweite* Grossmacht des Continents.

Welche Vorteile, eventuell Nachteile aus diesem Verhältnisse für Ungarn auch hervorgehen mögen, so können dieselben, als ausschliesslich politischer Gegenstand, an dieser Stelle nicht erörtert

werden; das ist jedoch Tatsache, dass wir durch diesen politischen Staatsverband der gleichberechtigte Teil einer Grossmacht ersten Ranges sind.

Ueber diese Grenzlinie hinaus aber hört beinahe die Möglichkeit der unmittelbaren Vergleichung mit anderen Staaten auf. Sie hört aus dem bereits vorher angedeuteten Grunde auf, weil Ungarn, nachdem es vor Jahrhunderten, in der Glanzperiode des grossen Ludwigs und Mathias Corvinus, wenn nicht an der Spitze der damals herrschend gewesenen höchsten Cultur gestanden, an derselben doch mindestens in gleichem Range mit anderen Staaten beteiligt gewesen, von der Höhe derselben sodann, grossenteils infolge kriegerischer Ereignisse, nach und nach herabgesunken ist, und, abgeschlossen von dem lebendigen Fortschritte der neueren Zeit, mit diesem nicht Schritt halten konnte, bis es — erst gegen die Mitte des jetzigen Jahrhunderts — die rostigen Fesseln des Feudalismus abschüttelnd, mit einem Male, ohne Uebergang und Vorbereitung, in den Mittelpunkt des modernen Lebens sozusagen hineinsprengte.

Weder Frankreich, welches die enervirenden napoleonischen Kriege bereits in einer weit vorgeschritteneren wirtschaftlichen Entwickelung antrafen; noch Deutschland, welches infolge seiner staatlichen Zerfahrenheit in den Residenzen seiner zahlreichen, mehr oder minder Macht und Land besitzenden Fürsten ebensoviele Mittelpunkte der Industrie, Kunst und überhaupt der Cultur besass; noch — und am wenigsten — Grossbritannien, welches durch seine riesigen Colonialbesitzungen schon sehr früh zum reichen Handelslande geworden ist, sind geeignet, mit ihren gegenwärtigen staatswirtschaftlichen Zuständen als Basis der Vergleichung mit den sozusagen improvisirten Culturzuständen Ungarns zu dienen. — Die wirtschaftlichen Zustände der skandinavischen Länder sind viel zu abweichend, um die Vergleichung zu gestatten Holland schöpft den Reichtum seines Mutterlandes gleichfalls zum grossen Teile aus seinen Colonialbesitzungen; Belgien ist ein viel zu kleiner und viel zu intensiv industrieller Staat, um mit dem sich auch heute noch auf agricultureller Grundlage entwickelnden Ungarn in Parallele gestellt werden zu können; Italien mit den tausend Ueberresten seiner uralten Cultur und der sozusagen ununterbrochenen Kette seines Fortschrittes bietet erst in seiner jüngsten staatlichen Umgestaltung einige Anhaltspunkte, an welchen auch unsere eigenen Verhältnisse gemessen

werden könnten. Vielleicht würde das ehemals mächtige, aber heute nur langsam zu sich kommende Spanien uns mehr Analogien zur Beurteilung unseres eigenen Zustandes an die Hand geben können, wenn ihm über seine eigenen inneren Zustände mehr statistisches Material zu Gebote stände; solche würde uns schliesslich auch das, in vieler Hinsicht unter mit den unsrigen verwandten wirtschaftlichen Verhältnissen existirende Russland liefern können, wenn dort nicht wieder das autokratische Regiment und der streng gehandhabte Grenzzoll so grundverschiedene staatswirtschaftliche Zustände geschaffen hätten. Manche meinen, bei uns den amerikanischen Verhältnisse ähnliche Zustände zu finden; doch zur Analogie fehlt jenes fertige Menschenmaterial, welches jahraus jahrein von Europa dorthin strömt und ausser ansehnlichem Capital die sämmtlichen alten Culturfactoren fortgeschrittener Staaten mit sich bringt.

Zur Aufhellung des einen oder des anderen Verhältnisses können wir zwar einzelne Daten aus allen diesen Ländern benützen, aber den allerbesten Anhaltspunkt für die Bestimmung der Stellung Ungarns im Weltverkehre, namentlich in Betreff seiner Fortschritts-, Cultur- und Prosperitäts-Verhältnisse, bietet uns, ausser den benachbarten österreichischen Ländern, das gründliche Studium der Gegenwart des Landes selbst, verglichen mit dessen jüngster Vergangenheit und seinem damaligen Zustande.

Die Gemütlichkeit der alten patriarchalischen Zeiten umweht uns, wenn wir das statistische Material Ungarns aus der Zeit vor dem Unabhängigkeitskampfe durchstöbern, ob wir gleich zu diesem Zwecke zu Wiener Quellen greifen müssen, weil, wenn wir auch damals schon unseren *Fényes* hatten, dessen Datensammlungen sich zu jener Zeit erst auf einige Comitate erstreckten, während sein das ganze Land umfassendes, systematisches Werk erst später erschien und schon die Zustände nach 1850 schildert.

Wenn es um jene Zeit Jemandem eingefallen wäre zu sagen, dass Ungarn nach ungefähr 40 Jahren über ein Staatsbudget von über 300 Millionen Gulden verfügen werde, würde er wahrscheinlich für wahnsinnig erklärt worden sein. Welch paradiesische Zustände mussten das sein, da für Ungarn an directer Steuer 17.9 Millionen Gulden als Soll präliminirt waren, in der Einnahme-Rubrik aber die Abstattung nur 6.45 Millionen Gulden erreichte! Die «Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie», als damaliges einziges

amtliches Quellenwerk, dem ich diese Daten entnommen habe, beziffern die Gesammtstaatseinnahmen Ungarns im Jahre 1845 mit 47.6 Millionen Gulden und nachdem hievon die zur Eintreibung dieses Einkommens notwendigen und andere Ausgaben abgezogen sind, heisst es weiter: «bleibt zur Deckung der Centralauslagen als Erträgniss der Provinz ein reiner Ueberschuss von 18.965,000 Gulden»! Bemerkenswert ist noch, dass in diesen Tabellen «Ungarn», «Siebenbürgen» und «die Militärgrenze» abgesondert als Länder behandelt werden; dagegen die damaligen 6 Comitate des heutigen Kroatien-Slavoniens, mit derselben Einteilung wie einzelne Teile des Mutterlandes: «diesseits der Donau», «jenseits der Donau» u. s. w., in der Reihenfolge der ungarischen Comitate unter den Untertiteln: «Slavonien» mit den Comitaten Syrmien, Veröcze und Posega, und «Kroatien» mit den Comitaten Kreuz, Warasdin und Agram vorkommen. Erst nach diesen folgen Jazygien, Kumanien u. s. w. als besondere Districte, aber die gesammten Einnahmen und Ausgaben Kroatien-Slavoniens sind in der Hauptsumme des Mutterlandes mit enthalten.

Heute stehen wir anders. Nicht blos insoferne die glücklichen Zeiten vorüber sind, welche vielleicht niemals existirt haben, weil auch damals Jedermann seine kleinen Leiden hatte und nur die zeitliche Entfernung, indem sie die Uebel dem Auge entzieht, die damaligen Zustände in rosigem Lichte erscheinen lässt. Wir stehen aber heute auch nicht blos darum anders, weil die kroatischen Comitate nicht mehr in der Reihe der Comitate des Mutterlandes aufgezählt werden — worüber wir uns vielleicht trösten könnten! — sondern wir stehen auch in Betreff der Steuerzahlung anders. Unsere Grundsteuer allein ist mit Inbegriff des Grundentlastungs-Zuschlages heute mit 33 Millionen Gulden präliminirt. Wir dürfen uns auch dessen nicht rühmen, dass wir, wie in jenen gemütlichen Zeiten, blos dreissig und einige Percente dieser Summe factisch einzahlen werden, denn dieselbe wird heute vom Grundbesitzer wahrhaftig auf Kreuzer und Heller eingetrieben. Aber wir zahlen dieselbe wenigstens nicht als Provinz zu fremden Zwecken, sondern verwenden sie, als selbständiger Staat, zu Landeszwecken und verrechnen uns mit der anderen Hälfte der Monarchie auf Grund einer vertragsmässig festgestellten Quote.

Ob diese Steuerlast gross oder klein sei, können wir, leider,

nicht nach den Klagen derjenigen beurteilen, die sich von derselben mehr oder weniger gedrückt fühlen, sondern müssen den Massstab für dieselbe von anderen Staaten hernehmen. So entfallen von der Grundsteuer — welche nicht bei allen Staaten klar ausgewiesen werden kann, sondern im Budget der meisten in die Gesammtheit der directen Steuern einbegriffen wird — bei uns auf je 100 □ Kilometer Ackergrund 285 Gulden, in Frankreich, z. B., nur 265, aber in Italien schon 485, in Holland sogar 1024 Gulden. Freilich giebt auch dies kein vollständiges Bild, denn es muss dazu das gesammte Steuersystem in Rechnung gezogen werden. Wir wissen indessen, dass sowohl Frankreich als Italien auch viel grössere indirecte Steuern zahlen, welche bei dem ersteren sogar sechsmal, bei uns blos dreimal so gross sind wie die Grundsteuer. Ueberdies macht der Ackerboden in Frankreich 50%, bei uns nur 36% des gesammten urbaren Bodens aus. Wenn demnach hier und dort die Grundsteuer als bezahlt zu betrachten ist, wenn nach je einem Joch Ackerland 1.60 Gulden gerechnet wird, so folgt daraus, dass in Frankreich nur 50%, bei uns 64% des urbaren Landes von der Art sind, dass die Grundsteuer schon allein durch den Ackergrund bezahlt ist.

Ob wir auch hinsichtlich der Bodenproduction so günstig stehen, wie nach dem Vorstehenden hinsichtlich der Steuerzahlung, ist schwer so kurz zu bestimmen. Der urbare Boden unseres Landes hat sich seit den 40-er Jahren, welche ich als Basis meiner Vergleichungen gewählt habe, infolge der mittlerweile vollzogenen ausgedehnten Flussregulirungen bedeutend vergrössert; der Ackerboden allein ist um nahezu 6 Millionen Joche grösser geworden. Wir haben dem entsprechend auch mehr producirt, aber leider, grossenteils einseitig, indem wir meist nur die Weizenproduction gesteigert haben. Dennoch ist der Fortschritt überraschend. Im Durchschnitt der 40-er Jahre bewertete sich unsere Gesammtausfuhr an landwirtschaftlichen und Roherzeugnissen auf 24.1 Millionen Gulden, heute übersteigt dieselbe Waare den Wert von dritthalbhundert Millionen Gulden. Freilich sind auch andere Staaten inmitten ihrer Fortschritte nicht stillstehen geblieben und dadurch starke Mitconcurrenten unseres Landes geworden. Russland z. B. ist am Beginn dieses Jahrhunderts als getreideerzeugendes Land kaum in Betracht gekommen. Seine Gesammtausfuhr betrug 3.5 Millionen Hektoliter Getreide. Auch noch um die Mitte der 40-er Jahre war es auf dem Weltmarkte

noch kaum mit 10—12 Mill. Hektoliter vertreten; in den letzten fünf Jahren fluctuirt seine Ausfuhr nach den verschiedenen europäischen Plätzen zwischen 45 und 90 Mill. Hektolitern jährlich.

Ebenso war um die Mitte des Jahrhunderts auch die Getreideproduction Nordamerikas noch so primitiv, dass sich seine Ausfuhr selten auf 5 Millionen Hektoliter erhob, heute übersteigt dieselbe 100 Millionen Hektoliter im Wert von mehr als 600 Millionen Gulden.

Zur russischen und amerikanischen Concurrenz hat sich in neuerer Zeit auch diejenige Indiens und Australiens und teilweise der Nordküste Afrika's hinzugesellt, und auch in unserem Vaterlande bereits die Ueberzeugung gereift, dass wir, wenigstens bei der gegenwärtigen Form der Wirtschaft, auf rein landwirtschaftlicher Basis, nicht fortbestehen können. Dies bedeutet jedoch nicht, dass wir zu Grunde gehen müssen, sondern blos, dass wir in die Reihe der übrigen civilisirten Länder Europa's eingetreten und genötigt sind, dieselben Kämpfe durchzukämpfen, welche ihre Landwirtschaft durchgemacht hat, und zu denselben culturellen Beschäftigungen überzugehen, bei welchen jene prosperiren. Von dem sämmtlichen Brodbedarf der Welt, welcher jährlich auf etwa 1050 bis 1060 Millionen Hektoliter geschätzt werden kann, sind auf Ungarn auch bisher kaum 40 bis 50 Millionen Hektoliter entfallen. Aber je mehr wir uns dem Stande jener gebildetsten Industriestaaten nähern, welche, neben noch immer genug ausgedehnter Landwirtschaft, einen grossen Teil ihrer Alimentation mittelst Import decken, um so besser werden wir unser Land, ausser in der Landwirtschaft, auch in der industriellen Production entwickelt sehen. Umsonst beklagen wir uns über die russische Tschernosjom, eine unserem Alföld ähnliche aber ausgedehntere, mit schwarzem Humusboden bedeckte Fläche, welche denselben stahlartigen Weizen erzeugt, auf den wir bisher als auf eine ungarische Specialität so stolz gewesen; umsonst beklagen wir uns über den Hindu, der, seinen Acker billiger als wir bearbeitend, infolge der grossen Entwickelung der Communicationsmittel im Stande ist, mit unserem Erzeugniss auch in Europa zu concurriren, oder über den findigen Yankee, der mit seinen Rohproducten an den Marken unseres Landes anklopft.

Der Weltverkehr in Brodproducten und Mehl ist so riesig, dass er jährlich 2500—2800 Millionen Gulden Wert in Bewegung setzt,

und so vollkommen organisirt, dass er den kleinsten Productions- oder Transportvorteil auszunützen im Stande ist. Diese gesteigerte Concurrenz macht indessen die Menschen auch erfinderisch und nötigt sie zu einer Production von der Art, dass sie aus ihrem höheren Werte das alimentäre Rohproduct auch bezahlen können. Auch wir selbst verwerten ja beispielsweise unseren Weizen schon nicht mehr unmittelbar, sondern in Mehl, unsere Gerste in Spiritus, unseren Mais in Schweinen. So werden wir durch die Alimentation des oberungarischen Bergmanns den Weizen unseres Tieflandes in immer zunehmendem Maasse in gesteigerte Eisenproduction, und damit in noch immer neuer und neuer Richtung sich entwickelnde anderweitige Industrie, Kunstindustrieartikel. Kunstproducte u. s. w. umwandeln.

Der Anfang zu alledem ist bereits gemacht, es kommt nur auf die weitere Entwickelung, auf die Verfolgung des betretenen Weges an, und der Zustand unserer Landwirtschaft wird sich fortwährend zum Besseren gestalten.

* * *

Nur in civilisirten Ländern finden wir den Grundbesitz ziffermässig aufgenommen, classificirt und darüber öffentliche Bücher geführt, die wir unter den Namen Kataster und Grundbuch kennen. Jenes dient als Grundlage für die gerechte Repartirung der Grundsteuer, dieses ist berufen die Besitzverhältnisse und auf Grund derselben den Hypothekarcredit zu sichern und in Evidenz zu halten. Beide Institutionen bestehen auch in unserem Vaterlande und obgleich hier beide eine Erbschaft der absoluten Regierung der 50er Jahre sind, haben doch auch wir an der Entwickelung und Verbesserung derselben mitgewirkt. Während bezüglich der Ineinklangbringung des Land- und Grundbuches die Verhandlungen noch im Zuge sind, hat das Land die Rectification des Katasters soeben beendigt.

Glauben wir jedoch ja nicht, dass dies eine kleine Sache sei. Frankreich z. B. besitzt beide Institutionen in musterhafter Weise, worin ihm Italien und Holland nahe stehen, im grossen Deutschland dagegen existiren noch nach sehr verschiedenen Systemen gemachte derartige Aufzeichnungen, welche kaum überall der entwickelten Grundbuchführung der heutigen Zeit entsprechen, in einigen Provinzen Oesterreichs dagegen, wie z. B. in Galizien und der Bukovina,

sind sie nur teilweise vorhanden, in anderen, wie in Tyrol und Vorarlberg, fehlen sie gänzlich.

Dass es in Ungarn, wo die Rectification des Katasters berufen war, den improvisirten Charakter der Institution und die Ungerechtigkeiten der, ohne die Mitwirkung der Nation geschehenen, ersten Aufzeichnungen zu repariren, nicht an Klagen gegen den neuen Kataster fehlen konnte, ist natürlich, vornehmlich bei denjenigen, die, weil sie sich früher in günstigeren Verhältnissen befanden, jetzt von grösseren Lasten bedrückt werden. Aber der wissenschaftlich forschende Statistiker und Nationalöconom hat nicht die Verhältnisse der einzelnen Privatpersonen, sondern die Gesammtheit, das ganze Land zum Gegenstande seiner Untersuchung zu machen, und dann kann es in der Tat nicht zu gross gefunden werden, dass das sämmtliche reine Katastral-Einkommen in den Ländern der ungarischen Krone mit nur 155.85 Millionen Gulden ausgewiesen ist, wovon auf die früher erwähnten 23 Millionen Joch Ackerbaugrund (die Gärten miteingerechnet) 110 Millionen Gulden entfallen.

Diese Schätzung — welche übrigens, ich wiederhole es, nicht eine Bestimmung des wirklichen Wertes des Bodens, sondern blos behufs gerechter Repartirung der in einer fixen Summe festgestellten Grundsteuer vorgenommen worden ist — wird sich als gering erweisen, wenn wir erwägen, dass der Wert der einjährigen Ausfuhr an Garten- und Felderzeugnissen schon allein das gesammte katastralisch ausgewiesene Reineinkommen übersteigt. Denn hoffentlich wird Niemand behaupten wollen, dass die zur Alimentation von 15.7 Millionen Einwohnern erforderlichen, die durch die Haustiere consumirten und die zu gewerblichen Zwecken verwendeten Getreide- und sonstigen Feld- und Garten-Rohproducte keinen Wert repräsentiren und im einjährigen Einkommen der Landwirtschaft keine bedeutende Ziffer ausmachen.

So geht es uns mit zahlreichen wirtschaftlichen Erscheinungen, bezüglich welcher die zu ihrer Erklärung nötigen Ziffern fehlen oder nicht gehörig in Betracht gezogen werden, oder in Betreff deren wir auf in mehr oder weniger weitem Kreise erworbene Erfahrungen oder noch öfter auf unser subjectives Gefühl angewiesen sind.

Als in Deutschland, grossenteils ebenfalls in Folge der amerikanischen Concurrenz, die agrarische Bewegung in Gang kam, weil sich der deutsche Grundbesitzer wegen jener tatsächlich unbehag-

lich zu fühlen begann: schoss auf den Fusstapfen der Katheder-Socialisten auch die unverständliche Lehre des Staatssocialismus in die Höhe.

Es ist bekannt, dass es in Deutschland auch heute noch Gegenden giebt, wo bezüglich des Grundbesitzes die freie Erbfolge besteht und wieder andere, wo ein Anwesen oder ein Rittergut von gewisser Ausdehnung und Beschaffenheit nur *einem* Erben zufallen darf, der die übrigen erbberechtigten Verwandten zu befriedigen verpflichtet ist. Ebenso ist es auch bekannt, dass in einigen der Vereinigten Staaten Nordamerikas das homestead-exemptions law besteht, nach welchem ein gewisser Besitzteil unter keinerlei Rechtstitel der executionellen Veräusserung anheimfallen und der Besitz ohne Einwilligung der Gattin des Betreffenden auch nicht mit Schulden belastet werden darf. Dabei konnte natürlich nicht ausgewiesen werden und wird wohl erst durch spätere Enquêten festgestellt werden können, ob bei dieser oder jener Erbfolge-Ordnung — und bei dieser oder jener Befugniss des Ausnahme-Gesetzes in Betreff der Feststellung des Parcellen-Maasses — das Volk glücklicher und der Grundbesitzer zufriedener sei? Denn wenn dies hätte festgestellt werden können, würde nie auf die englischen Grundbesitzverhältnisse Berufung geschehen sein, welche auf der ganzen Welt die jämmerlichsten, jedenfalls aber die ungerechtesten sind, wo nämlich neben den steinreichen Besitzern einiger hundert Latifundien, millionenweise die ihres ehemaligen Besitzes beraubten Farmer, jetzt natürlich nur mehr Pächter, vegetiren.

Wenn man in Deutschland von diesen Verhältnissen einen klaren Begriff gehabt hätte, würde man die Ursache der unbehaglichen Situation der dortigen Grundbesitzer gewiss in der möglicherweise übermässig entwickelten Weltconcurrenz gefunden, aber kaum die Frage nach Ungarn herüber verpflanzt haben, welches nach langwierigen Kämpfen auch für die ehemaligen Hörigen den freien Grund errungen und durch aufgeklärte Staatsinstitutionen den Hypothekarcredit befestigt hat.

Die Agrarbewegung in Ungarn wird auch nur dadurch verständlich, dass wir bisher in jeder socialen Frage der deutschen Strömung ausgesetzt waren und dass die Betreffenden, die in diese Strömung hineingerieten — ich kann nicht sagen, die Urheber der Bewegung waren — den Kampf nicht kannten, der einst bei uns für die Ein-

führung des Urbariums und gegen die Aviticität geführt worden ist und auch unter unseren dazumal noch sterilen literarischen Verhältnissen eine verhältnissmässig reiche Literatur geschaffen hat. Wobei wir nicht vergessen dürfen, dass damals für die Befreiung der Leibeigenen und die Aufhebung der Aviticität die Elite der Grossen unseres Landes kämpfte.

Dass wir die Verhältnisse unserer kleinen und mittleren Grundbesitzer zu verbessern wünschen, verdient jedenfalls nur Billigung. Dass wir uns auch um die Deckung des Creditbedürfnisses des Besitzes bemühen, der unter diesen Verhältnissen häufig der gehörigen Instruction ermangelt, ist nur lobenswert. Aber von einer derartigen Verschuldung des Grundbesitzes in Ungarn zu reden, durch die der Grundbesitz überhaupt — dass es bei Einzelnen, ja bei zahlreichen Einzelnen, der Fall sei, leugne ich nicht — schon mit dem Untergange bedroht sei, ist, am gelindesten gesagt, ein gewagtes Urteil.

Welch gleichberechtigte Stellung mit den gebildeten Staaten im Weltverkehr Ungarn schon jetzt einnimmt, characterisirt kaum irgend etwas so sehr, wie dies, dass jede im gebildeten Auslande auftauchende sociale oder culturelle Frage auch bei uns nicht blos lebhaften Widerhall findet, sondern allermeist als speciell ungarische Frage behandelt wird.

Diejenigen, die sich mit der Agrar-Frage eingehender befassen, wissen sehr wohl, dass die gegenwärtige Belastung des Grundes in den wenigsten Staaten bekannt ist, und auch dort, wo dies im Grossen der Fall ist, nur einige rohe Ziffern angeführt werden können, welche über die Zustände nicht das gehörige Licht verbreiten.

Erst in neuester Zeit sind auf diesem Gebiede eingehende Studien auf statistischer Grundlage gemacht worden. Hinter diesen ist auch Ungarn nicht zurückgeblieben, ja es würde, wenn wir die Datensammlung schon hätten beendigen können, auf diesem Gebiete vielleicht sämmtlichen europäischen Staaten voranstehen. Es steht mir leider noch nicht das ganze Material zu Gebote und ich verfüge bisher nur über die, auf einer in grösserem Stile durchgeführten Probeaufnahme beruhenden Daten meiner Privatforschung und indidividuellen Combination.

Was das Ausland anbelangt, so sind nur 4 Staaten in der Lage, Daten dieser Art aufzuweisen, aus welchen ersichtlich wird, dass die hypothekarische Belastung des Grundbesitzes pro □Kilometer in

Frankreich 15,000, in Italien 18,000, in Holland 20,000 und in Oesterreich 14,000 Gulden beträgt. Unsere eigenen versuchsweisen Datensammlungen weisen die analoge Belastung des ungarischen Grundbesitzes pro □Kilometer mit 5000 Gulden aus. Von derselben Hypothekarlast entfallen auf je einen Einwohner in Frankreich 218, in Italien und Oesterreich 189, in Holland 172 Gulden, auf dem ungarischen Versuchsgebiet — welches die verschiedensten Gegenden des Landes in sich begreift — nur 71 Gulden.

Die Daten des Auslandes geben keine Auskunft darüber, ob diese Schuld dort den kleineren oder grösseren Besitz — und unter welchem Rechtstitel sie diese Besitze — belaste; das ungarische Elaborat wird auch dies ersichtlich machen, ja es geht aus demselben bereits jetzt hervor, dass von einem auf dem Gebiete von neun Gerichtssprengeln durchforschten und 400,000 Joche umfassenden Grundbesitzquantum nahezu 127,000 Joche lastenfrei waren und dass 48% dieses lastenfreien Grundbesitzes gerade auf den kleinsten, oder weniger als 10 Joch betragenden Besitz entfallen.

Wir können also auch nach diesen wenigen Daten zuversichtlich behaupten, dass Ungarn bezüglich eines der wichtigsten Zweige der Staatswirtschaft im Weltverkehre eine würdige und vorteilhafte Stelle einnehme.

Eine bescheidenere Stelle fällt ihm vielleicht auf dem nicht minder wichtigen Gebiete des *Handels* oder *Waarenverkehrs* zu.

Hier können wir natürlich nur den Aussenverkehr der einzelnen Staaten, d. h. den Wert jener Waaren betrachten, welche über die Grenzen des betreffenden Landes ein- und ausgeführt werden. In dieser Hinsicht steht Grossbritannien weitaus an der Spitze der europäischen Staaten, indem sein Aussenverkehr in den letzten Jahren 6000 Millionen Gulden erreicht hat. Neben diesem über alle fünf Weltteile ausgedehnten Riesenhandel folgt in bedeutend geringerem Maasse Frankreich und Deutschland, indem jenes den Wert seines Aussenhandels nur auf 3600, dieses nur auf 3000 Millionen Gulden zu bringen vermochte. Noch bescheidener steht die österreichisch-ungarische Monarchie da, deren Aussenverkehr sich blos auf 1500 Millionen Gulden beläuft.

Ich musste hier der ganzen Monarchie Erwähnung tun, denn da sich die zahlmässige Aufnahme des Aussenhandels auf das Zollgebiet stützt, ist man bisher gewöhnt gewesen, nur dasjenige als

Aussenverkehr zu betrachten, was über die Grenzen dieses zur Zeit gemeinsamen Zollgebiets ein- oder ausgeführt wird.

Ungarn indessen hat sich mit diesem unklaren Begriff nicht genügen lassen. Wir wussten z. B. sehr wohl, dass Ungarn an Getreide, Mehl und anderen Producten nach Oesterreich und dem Auslande mehr ausführe, als in den Zollregistern der Monarchie angegeben ist, weil an der inneren Grenze der Monarchie keine Zolllinie besteht; dagegen wird umgekehrt an Industrieartikeln, namentlich Erzeugnissen der Strick- und Webe-Industrie, insbesondere Producten Oesterreichs, nach Ungarn mehr eingeführt, als aus den amtlichen Ausweisen ersichtlich wird. Die Regierung und Gesetzgebung des Landes, welche in Sachen des ungarischen Handels klar sehen wollte, hat diesem Uebelstande abgeholfen. Sie hat eine besondere Waarenverkehrsstatistik organisirt, welche nicht die Ausweise der Zollämter, sondern die durch die grossen Transportunternehmungen über jeden die Grenze des Landes passirenden Transport aufgenommenen besonderen Erklärungen in Rechnung zieht und auf dieser gesetzlich sanctionirten Grundlage den Zustand und die Bewegungen des ungarischen Aussenhandels ersichtlich macht.

Das Ergebniss ist überraschend. Wir sind bereits im Besitze der Daten von nahezu drei Jahren, und da wir die Institution fortwährend vervollkommnen, — z. B. dadurch, dass auch die Waarenbeförderungen des immer wichtiger werdenden Postverkehrs in die Ausweise einbezogen und die Handelswerte der einzelnen Waarengattungen in Beratungen der berufensten Fachmänner halbjährlich festgesetzt werden —, sind wir bereits im Stande, uns über unseren Aussenverkehr ein Urteil zu bilden.

Freilich ist jener den anfänglich noch mangelhaften Werterklärungen entsprungene Irrglaube geschwunden, dass wir monatlich um 40—50 Millionen Gulden Wert mehr aus dem Lande ausführen, als in das Land einführen. Es ist jedoch als positives Ergebniss zu Tage getreten, dass wir 1883 Waaren im Wert von 475.8 Millionen Gulden aus Oesterreich und dem übrigen Auslande eingeführt und Waaren an Wert von 454.5 Millionen Gulden dorthin ausgeführt haben. Unser gesammter einjähriger Aussenverkehr beträgt demnach über 930, und wenn wir den hier noch nicht mitgerechneten Postverkehr mit in Betracht ziehen, über 1000 Millionen Gulden Wert.

Während wir demnach im Gesammtverkehr der Monarchie in der Reihenfolge der europäischen Staaten an die 5-te Stelle einrücken, weichen wir auch mit unserem selbständigen ungarischen Handel nicht hinter die 8-te Stelle zurück, haben demnach auch hier wieder die nämliche Position inne, welche wir in Hinsicht auf Territorialumfang und Bevölkerungszahl einnehmen. Wir stehen auf gleichem Niveau mit Italien; die Schweiz, Spanien, Schweden-Norwegen rangiren unter uns.

In Betreff der Beschaffungsart dieser Handelsverkehrsdaten aber stehen wir in Europa sozusagen an der ersten Stelle. Denn, abgesehen von den Experimenten Deutschlands, welche dort mehr die blosse Controle der Zollgebietsdaten bezwecken, sind wir die Ersten gewesen, die das reiche Material der Verkehrs-Unternehmungen consequent verwertet und für die wissenschaftlichen Forschungen der Statistik eine Grundlage geschaffen haben, welche von den Gelehrten des Auslandes in der Theorie längst anerkannt worden ist, während practisch sich erst seit kurzem die Regierung Oesterreichs anschickt dem ungarischen Beispiel zu folgen.

Mit nicht minderer Befriedigung dürfen wir auf unsere *Communications-Verhältnisse* hinblicken. Es ist bekannt, dass auf diesem Gebiete die *Eisenbahnen* die wichtigste Rolle spielen und dass den Vergleichungsmassstab zwischen den einzelnen Staaten nicht die laufenden Kilometer, sondern die auf einen □Kilometer des Gebiets entfallende Bahnlänge bietet. Unter den grossen Staaten eröffnet auch hier wieder Grossbritannien die Reihe, unser Vaterland kommt wieder an die 8-te Stelle zu stehen, indem bei uns 1 laufender Kilometer Eisenbahn auf je 41 □Kilometer entfällt, während Italien mit 32 □Kilometer uns unmittelbar vorangeht, Spanien aber mit 65 nach uns rangirt. Dass dies aber noch insgesammt hohe Ziffern seien, erhellt daraus, dass im europäischen Teile des den Eisenbahnbau mit so fieberhafter Hast betreibenden russischen Reiches ein laufender Kilometer Eisenbahn erst auf 220, in Griechenland, dem Vaterlande der antiken hellenischen Bildung, aber erst auf 4390 □Kilometer entfällt.

Ja wir rücken — dessen ungeachtet, dass mehrere unserer grösseren Linien noch des entsprechenden Anschlusspunktes ermangeln und so die Ausnützungsmöglichkeit derselben keine vollständige ist —, auch in Betreff der Ausnützung der Eisenbahnen nicht über

die 9-te Stelle hinunter; und wenn wir auch hinter dem Betriebe der kleinen Schweiz, wo auf je einen laufenden Kilometer Eisenbahn 8000 Tonnen Fracht entfallen, weit zurückstehen, gehen wir doch mit 1366 Tonnen per Kilometer Italien voran, wo auf je einen Kilometer nur 1127 Tonnen Fracht entfallen.

In keiner so günstigen Stellung befinden wir uns hinsichtlich der künstlichen *Wasserstrassen*, deren Vernachlässigung bei uns, wenn wir z. B. auf Frankreich blicken, maasslos erscheint, und hinsichtlich des *Seeverkehrs*. Wir dürfen indess nicht ausser Acht lassen, dass wir ein Continentalstaat par excellence sind und dass unter den Ländern Europa's verhältnissmässig keines eine so wenig ausgedehnte Seeküste besitzt, wie unsere Monarchie und namentlich Ungarn. Dessenungeachtet füllt dieses seine Stelle unter den übrigen Staaten Europa's auch auf diesem Gebiete würdig aus, wenn wir bedenken, welchen Wert die in Fiume gemachten Investitionen repräsentiren, und dass wir, im Besitze eines einzigen grösseren Seehafens, auch zu einer ungarischen Handelsmarine den Grund gelegt und eine ungarische Seeflotte, wenn auch vor der Hand nur von bescheidener Schiffs-Zahl, geschaffen haben.

Wenn wir jedoch die Länge unserer natürlichen Wasserstrassen und jene colossalen Summen in Betracht ziehen, welche wir nur in den letzten Jahrzehnten auf die Regulirung der Donau und noch mehr der Theiss und ihrer Nebenflüsse verwendet haben, so gebührt uns auf diesem Gebiete eine der ersten Stellen, indem wir, ausser dem sich Jahrhunderte alter Investitionen rühmenden Italien, unmittelbar nach Frankreich rangiren.

Und auch hinsichtlich des auf diesem königlichen Strome herrschenden Verkehres stehen wir nicht weiter zurück, indem der Schiffspark der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft der grösste in ganz Europa ist. Das Unternehmen ist ungarischen Ursprungs, eine der unsterblichen Schöpfungen unseres Széchenyi, und, obgleich darin viel fremdes Capital investirt ist, gereicht es dem Lande nicht zum grossen Ruhme, dass wir die Gesellschaft, die, auf ungarischem Boden geboren, aus in ungarischen Boden gesenkten Wurzelfasern die Lebenssäfte ihres Bestandes und Gedeihens zieht, doch als eine fremde betrachten müssen. Und wir können mit dieser Stellung um so weniger zufrieden sein, weil der ungarische Staat mit der Verstaatlichung der Eisenbahnen und mit der Entzweitrennung, beziehungsweise

Magyarisirung der ehemals ebenfalls ein Staat im Staate gewesenen österreichischen Staatseisenbahn eine rühmliche Aera seiner Communicationspolitik inaugurirt hat.

Mit dem Baue der Staatseisenbahnen und der Verstaatlichung der Privateisenbahnen aber haben wir dem Lande Güter erworben, welche dem modernen Staatsleben mehr entsprechen und ein viel wertvolleres Staatseigentum bilden, als die mittlerweile verkauften und noch zu verkaufenden landwirtschaftlichen Staatsdomänen.

Soll ich von unseren *Finanzen* reden? Auf den ersten Blick möchte es scheinen, dass wir hier auf ein sehr trauriges Capitel geraten sind. Der Zustand mag aus dem Gesichtspunkte der inneren Verhältnisse des Landes auch wirklich kein glänzender sein; aber wenn es sich darum handelt, die Stelle Ungarns im Weltverkehr auch aus diesem Gesichtspunkte beurteilen zu können, gilt dies ganz und gar nicht.

Es stellt sich nämlich heraus, dass in Betreff der Staatsausgaben, deren Reihenfolge hier Frankreich mit 1690 Millionen Gulden jährlicher Ausgaben eröffnet, Ungarn wieder mit 323 Millionen an die 7-te Stelle hinter Italien und vor Spanien zu stehen kommt, indem die jährlichen Staatsausgaben dort 626, hier 315 Millionen betragen.

Ja selbst hinsichtlich der *Staatsschulden* bleibt nahezu das nämliche Verhältniss in Geltung. Auch hier steht Frankreich mit 9200 Millionen Gulden Schulden an der Spitze; die österreichisch-ungarische Monarchie, welche der allgemeinen Staatsschuld halber hier in der Tat gewissermassen gemeinsam betrachtet werden muss, kommt an die 4-te Stelle, Ungarn mit seiner besonderen Staatsschuld an die 8-te Stelle zu stehen.

Nach der Last, welche aus der Gesammtheit der Staatsschulden auf je einen Kopf der Bevölkerung entfällt, nimmt Oesterreich-Ungarn (welches hierin kaum getrennt werden kann) im europäischen Staatenconcert mit 124 Gulden per Kopf den 7. Platz ein, während Spanien mit 229 Gulden an erster, Frankreich mit 224 Gulden an zweiter Stelle figurirt und so weiter. Wenn wir die besonderen Schulden des ungarischen Staates in Betracht ziehen, so kommt er, Gott sei Dank, mit 72 Gulden Belastung per Kopf, nur sehr weit hinten an die Reihe.

Aber auf hervorragend europäischem Niveau steht unser Va-

terland die *Natur* der Staatsschulden anbelangend. Wir hatten vor noch gar nicht allzu langer Zeit 8—10 und (die Provision u. s. w. gerechnet) noch höher percentige Schulden, welche, wiewohl sie auch hypothekarisch versichert waren, mit kurzer Fälligkeit drohten und selbst für Privatleute drückend gewesen sein würden. Diese Staatsschuld ist in neuerer Zeit erstlich in eine 6%-ige, keine Rückzahlung beanspruchende Rentenschuld verwandelt worden, allerneuestens aber ist es gelungen, sie 4%-ig zu convertiren und daraus ein auf sämmtlichen europäischen Plätzen gesuchtes Papier zu schaffen.

Wenn aber die Zeit kommt, wo diese ungarische Rente grossenteils auch im Lande placirt sein wird, so werden von der Last, welche der Staat oder die Gesammtheit des steuerzahlenden Publikums trägt, Zahlreiche unter der kleineren und grösseren Grundbesitzerclasse im Lande auch die Vorteile derselben in ihren Zinsen geniessen.

Und diese Zeit ist gar nicht so ferne. Betrachten wir nur unsere Geldinstitute, deren Einlagssummen im Jahre 1882 bereits 353 Millionen Gulden erreichten! Ich habe absichtlich nur diesen einen Satz aus der Statistik der Privatfinanzen hervorgehoben, denn man kennt die Angriffe, welche in neuerer Zeit, wenn auch nicht immer mit voller Gerechtigkeit, gegen unsere Sparcassen gerichtet werden. Aber wenn die Klage über die zu grosse Teure des von manchen derselben gebotenen Credits und die zu grossen Dividenden auch begründet ist, so kann dieselbe nur das Actiencapital betreffen, die Einlagen geben immerhin Zeugniss von der Hebung des Sparsinnes der Nation und von der Zunahme des Geldreichtums.

Den Betrag dieser Einlagen betreffend aber gebührt dem deutschen Reiche die erste Stelle, mit einem Einlagsbetrag von 1375 Millionen Gulden, während Oesterreich mit 796 Millionen schon an die dritte, Ungarn aber mit der erwähnten Summe (353 Millionen) an die 6-te Stelle zu stehen kommt.

Wollte Gott, dass wir auch hinsichtlich unserer *Industrie* eine günstige Stellung constatiren könnten! Was der Staat im Interesse der Entwickelung der Industrie tun kann, hat er so ziemlich schon getan; was dagegen die Nation selbst anbelangt, so ist die Industrie noch immer ihr Stiefkind. Ihr Stiefkind insofern, als auch heute noch für Viele unter uns das Erzeugniss des Auslandes wertvoller ist

als das inländische; ihr Stiefkind auch insofern, als sich weder die Kinder der gebildeten Classen, noch der Unternehmungsgeist, noch das Capital in genügendem Maasse der ungarischen Industrie zuwenden.

Welche Stelle im Weltverkehre wir in Betreff der Industrie einnehmen, lässt sich heute noch mehr nur aus unserer Handelsbewegung, als aus dem Zustande der Industrie selbst beurteilen. Aus jener wissen wir, dass wir Industrieartikel im Werte von nahezu 350 Millionen Gulden einführen und deren nur im Werte von 80—90 Millionen Gulden zumeist in die Unteren Donaustaaten, ausführen. Die Grösse unserer Industrie selbst wird aber dadurch nicht ersichtlich gemacht. Wir werden dieselbe, sobald die ihrer letzten Vollendung nahestehende Industriestatistik fertig wird, quantitativ und, sobald die 1885-er Landesausstellung eröffnet wird, qualitativ kennen lernen.

Ein kleines Datum indessen giebt auch hier ein ungefähres Bild. Wir wissen, welch wichtige Rolle die Steinkohle in der industriellen Production spielt. England z. B. hat am Beginn des XVIII. Jahrhunderts nur erst 2.5 Millionen Metercentner Steinkohlen producirt, 1863 schon 830 Millionen, heute übersteigt seine Production bereits 1500 Millionen; sie ist demnach innerhalb zweier Jahrhunderte sechshundertmal grösser geworden. Ungarn hat im Jahre 1845 nur erst 147.000 Metercentner Steinkohlen producirt, heute erzeugt es 20.5 Millionen Meterc.; seine Production ist somit innerhalb nicht ganz 40 Jahren 1400-mal grösser geworden. Und auch England verbraucht seine Kohlen nicht insgesammt für seine Industrie und seine Eisenbahnen, sondern exportirt deren noch jährlich im Werte von ungefähr 50 Millionen Gulden, während Ungarn deren jährlich im Werte von 3.5 Millionen Gulden importirt. Wenn wir bei unserer Ausstellung eine strenge Bilanz ziehen werden, werden wir nicht allein sehen, was wir zu erzeugen fähig sind, sondern auch, was uns noch fehlt. Aber wie das gewiss ist, dass ohne entwickelte Textil-Industrie, mit der es freilich bei uns nicht allzu glänzend bestellt ist, eine industrielle Entwickelung in grösserem Massstabe in irgend einem Lande kaum denkbar ist, so ist hinwiederum auch das gewiss, was Andreas György in seinem schätzbaren Werke «Keletre magyar!» («Nach Osten, Ungar!») erörtert. Jene industriellen Krisen, welche das Eindringen des Dampfes und der Maschinen in der

industriellen Production der ganzen Welt hervorgerufen hat, über welche aber der gebildete Westen bereits vor Jahrzehnten hinweggekommen ist, haben auch wir bereits grossenteils überwunden. Wir stehen bereits auf westeuropäischem Niveau und wenn auch noch alle Geburtswehen nicht vollständig vorüber sind, bewegt sich unsere industrielle Production dennoch in europäischem Geleise vorwärts. Unsere östlichen Nachbarn sind zum Teil erst jetzt in diese anfänglich auszehrende, mit der Zeit aber belebende Bewegung eingetreten und werden, je weiter nach Osten sie wohnen, um so später in diesen Zustand einrücken. Derselbe lähmt die innere Production und nötigt die Länder für längere Zeit ihren Bedarf an Industrieartikeln vom Auslande her zu beziehen. Diese Zeit müssen wir als unmittelbare Nachbarn ausnützen, eine nationale Erstarkung unserer Industrie können wir einzig und allein von dieser Seite her erwarten.

Ich halte sie zwar nicht für gesund und sie ist die Veranlasserin zahlreicher Handels- und Creditkrisen gewesen, diese fortwährend nach auswärts blickende Production, welche in der mörderischen Weltconcurrenz zu immer wohlfeilerer Production, später zur Ueberproduction und endlich zur Krise führt, wie ich auch die Lehre des Amerikaners Carey von der unmittelbaren Berührung des Producenten und Consumenten, und der Stigmatisirung des Handels nicht für richtig halte. Grossenteils hieraus entspringt die colossale Fluctuation, die Ueberproduction und die Preislosigkeit, weil die regelmässige Function des Handels: der Ausgleich zwischen Bedarf und Deckung, fehlt.

Vor der Hand indessen und noch auf eine ziemliche Zeit hinaus haben wir hievon nichts zu besorgen. Unser nach dem Osten gerichtetes Streben hat mehr den Zweck, dass wir vermöge des natürlichen Rechtes der nachbarlichen Nähe und des Vorzuges unserer Industrie vor derjenigen der zu versorgenden Länder, in denselben unser eigenes Erzeugniss an die Stelle der aus weiterer Ferne kommenden englischen, französischen und deutschen Einfuhr von Industrieartikeln setzen sollen. Der Hauptzweck ist dabei in erster Linie die industrielle Unabhängigmachung unseres eigenen Vaterlandes zum Zwecke der Vermehrung der industriellen Beschäftigung und der Sicherstellung der durch die Weltconcurrenz bedrohten landwirtschaftlichen Industrie.

Besitzen wir aber eine industrielle Bevölkerung? und, wenn

ja — was nicht geleugnet werden kann — geben unsere allgemeinen Bevölkerungs-Verhältnisse hinreichend der Hoffnung Raum, dass dadurch eine industrielle Entwickelung in grösserem Massstabe gewährleistet sein könnte?

Es ist nicht zu leugnen, dass unsere *Bevölkerungs-Verhältnisse* und hauptsächlich die Verhältnisse unserer Bevölkerungs-Vermehrung nicht so glänzender Art sind, dass wir uns mit denselben stolz vor aller Welt brüsten könnten: sie sind jedoch auch nicht so trübseliger Art, dass sie unsere nahezu klar bestimmte Stellung im übrigen Weltverkehr in Frage zu stellen vermöchten.

Wir dürfen uns nämlich durch den ersten Eindruck der nackten Ziffern nicht verblüffen lassen, und nicht infolge der factisch geringen Vermehrung der Bevölkerung des Landes während der letzten Jahre wähnen, dass die Bevölkerung des Landes im Allgemeinen, oder die ungarische Race im Besonderen, im Aussterben begriffen sei.

Bisher haben erst die auf die Bevölkerungsvermehrung im Jahre 1880 bezüglichen Daten allgemeine Publicität erlangt und mit der Constatirung, dass die Bevölkerung Ungarns sich vom Jahre 1879 auf 1880 nur um 89,581 Seelen vermehrt habe, verstimmend gewirkt. Aber für das Jahr 1881 beträgt die Zunahme bereits 135,086, für 1882 136,157 Seelen.

Sie ist im Ganzen gering, jedoch nicht gering im Verhältniss zu jener allgemeinen geringen Vermehrung, welche wir z. B. in Frankreich wahrnehmen, sondern gering infolge jener ausserordentlichen Kindersterblichkeit, deren betrübnisserregender Schauplatz unser Vaterland seit Jahrzehnten ist.

Es könnte zwar eingeworfen werden, dass es völlig auf Eins herauskomme, ob die Bevölkerungszahl deshalb nicht zunimmt, weil alljährlich wenig Kinder geboren werden, oder die Nation sich deshalb nicht vermehrt, weil ihre Neugebornen in unverhältnissmässiger Anzahl sterben. Das kommt jedoch ganz und gar nicht auf Eins heraus. An der bezüglichen Natureigentümlichkeit einer sterilen Race lässt sich nichts ändern; aber die Kindersterblichkeit zu vermindern, die Neugebornen je zahlreicher am Leben zu erhalten, grosszuziehen und zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden, liegt allerdings in unserer Macht, und dies wird mit der Verbesserung der Bildung der unteren Volksclassen — der zahlreichsten socialen Schichte —

und mit der strengeren Anwendung des im Grunde richtigen, in seiner Ausführung aber noch mangelhaften Sanitätsgesetzes auch immer mehr gelingen.

Wollte Gott, dass uns ein Apostel erstünde, der, wie seiner Zeit Stephan Széchenyi dem in träger Ruhe dahinträumenden Ungar durch eine vollständige Umwälzung unserer volkswirtschaftlichen Zustände die Schranken des materiellen Gedeihens eröffnet hat, heute dem indolenten Volk das Gebot der Erhaltung und dadurch nationalen Kräftigung der Bevölkerung predigte und es hiedurch aus seiner Sorglosigkeit aufrüttelte! Die Stirne dieses Mannes würde keine geringere Glorie umstrahlen, wie die gegenwärtig das Haupt des dahingeschiedenen «ersten Ungars» umstrahlende! Freilich kann eine Milderung des in Rede stehenden Uebels nicht von einem Mann, auch nicht von der Staatsgewalt, sondern einzig und allein von dem besonnenen Zusammenwirken der gesammten Gesellschaft erwartet werden. Erst wenn jede Mutter davon überzeugt sein wird, dass sie in ihrem Kinde nicht blos eine Spielpuppe besitze, sondern dass ihrer Sorge ein Teil des teuersten Schatzes der Nation, nämlich ihres Menschenmateriales, anvertraut sei, welchen sie, wenn seinem Sein Gefahr droht, nicht mit dummem mohamedanischen Fatalismus dem guten Glücke überlassen dürfe: — erst wenn jeder Vater überzeugt sein wird, dass er das Kind, mit welchem seine Familie gesegnet wurde, dem Vaterlande und für das Vaterland auch auferziehen müsse: den Knaben zum Manne, der das Vaterland beschützen und fördern helfe, das Mädchen zum Weibe, das zur sorglich erziehenden Mutter einer neuen Generation werde, — erst dann dürfen wir erwarten, dass die Kindersterblichkeit auf jenes Niveau herabsinken werde, unterhalb dessen wir den Kampf mit der Natur nicht mehr aufnehmen können, oberhalb dessen aber jahraus jahrein Tausende zu Grunde gehen zu lassen eine Feigheit seitens jeder Nation ist, die dies duldet.

Wenn aber unser Vaterland hinsichtlich der Zahl der jährlich geborenen Kinder unter den europäischen Staaten nach Russland an zweiter Stelle steht, indem dort 50, bei uns 43 Neugeborne auf je 1000 Einwohner entfallen, während in Frankreich z. B., welches in dieser Hinsicht die letzte Stelle einnimmt, nur 26 auf je 1000 kommen: ist es fast natürlich, dass Ungarn auch in der Sterblichkeit vorn an rangiren müsse, und hier wetteifert es, leider, wieder nur

mit Russland, indem in beiden jährlich 38 Sterbefälle auf je 1000 Einwohner entfallen, während in Italien u. Spanien deren auf je 1000 jährlich nur 30, in England nur 22 kommen.

Nachdem wir also Ungarn hinsichtlich der positiven Volkszahlvermehrung oder der Ueberzahl der Gebornen über die Gestorbenen, keine sehr günstige Stellung einnehmen gesehen, dürfen wir auch die günstigeren Seiten der ungarischen Populationsbewegung, welche wir namentlich im Verhältniss der grossgezogenen, der arbeits- und erwerbsfähigen Classen finden können, nicht ausser Acht lassen.

Oberhalb des 5-ten Lebensjahres, bis zu welchem die Kindersterblichkeit am stärksten ist, steht Ungarn unter den sämmtlichen Staaten mit den 10—15-jährigen an 3-ter, mit den 15—20-jährigen an 4-ter Stelle und sind überhaupt bis zum 50-ten Jahre, also gerade im arbeits- und erwerbsfähigsten Alter, die Bevölkerungs-Verhältnisse in Ungarn sehr günstige.

Dies ist eine volkswirtschaftlich sehr wichtige Tatsache, denn die Nation ist nicht nur grösserer Arbeitsleistung fähig, wenn der zahlreichere Teil seiner Bevölkerung aus den 15—50-jährigen besteht; aber auch deswegen, weil durch das zahlreichere Sterben kleiner Kinder, welche noch weniger Unkosten verursacht haben, auch das Nationalvermögen in minderem Maasse geschädigt wird, als durch das zahlreichere Sterben der einer vollständigen Auferziehung teilhaft gewordenen 15—20-jährigen.

Die Auswanderung mögen wir bei unserer ohnedies nicht genügend dichten Bevölkerung als ungesund, jedoch nicht als betrübend betrachten. Unsere nach Amerika gewanderten Slovaken senden einen grossen Teil ihres Erwerbes ihren Familien nach Hause und Viele von ihnen kehren nach und nach in die Heimat wieder. Auch unsere Székler wandern mehr nur des Erwerbes halber nach Rumänien und kommen ebenso wieder zurück, wie sich der seit Jahrhunderten abgetrennte Csángó zurückwünscht, welche Bewegung wir freilich richtiger hätten leiten können.

Wir haben das Land in mehreren Richtungen überblickt und können nunmehr ohne Selbsttäuschung behaupten, dass wir auf allen Gebieten sozusagen übereinstimmend jene Zustände vorgefunden haben, welche den Territorial- und Bevölkerungs-Verhältnissen des Landes entsprechen.

Ich habe von unseren kleinen Leiden geschwiegen, welche wir mit dem Volke jedes anderen Staates gemeinsam tragen; aber ich habe mich auch der Schönfärberei enthalten.

Es erübrigt, dass wir noch insbesondere auf unsere *Culturverhältnisse* einen flüchtigen Blick werfen.

Es ist hier nicht nötig den Zustand der Volkserziehung ins Einzelne auszuführen, da jene angestrengten Bestrebungen bekannt sind, welche das Land, seitdem es seine Angelegenheiten frei handhabt, in dieser Richtung gemacht hat und welche dahin geführt haben, dass wir teilweise schon im Jahre 1880 die transleithanische Hälfte der Monarchie überholt hatten, indem bei uns 110, dort nur 107 Volksschulzöglinge auf je 1000 Einwohner entfielen, welches Verhältniss bis Ende 1883, wo auf je 1000 Einwohner 112 Volksschulbesucher entfielen, sich noch günstiger gestaltet hat. Ich untersuche auch den Stand der Gymnasien und Realschulen nicht. Wir wissen, dass wir auf diesem Gebiete unseren deutschen Nachbarn am nächsten stehen, deren Beispiele übrigens auch England folgt, indem dort von jenen Lehranstalten, an denen in demselben Lehrsaale von demselben Lehrer gleichzeitig vier Classen unterrichtet werden, immer mehr und mehr abgegangen wird, und es heute bereits allenthalben anerkannte Tatsache ist, dass daselbst die sogenannten «German Schools» am meisten wert seien. Ich führe nur beispielshalber an, dass in Hinsicht auf Frequenz die Budapester Universität nur von der Berliner und Wiener übertroffen wird, indem an diesen die Zahl der Zuhörer je 5000, bei uns vierthalb tausend beträgt. Auch die Leipziger Universität kommt der Budapester in dieser Hinsicht nur nahe, die berühmten Universitäten von Oxford und Cambridge stehen weit hinter ihr zurück.

Was aber die Lehrmittel anbelangt, so können wir mit Stolz auf die mustergiltigen Institute unserer Hauptstadt hinweisen, von denen mehrere, wie z. B. die Klinik, das chemische Laboratorium, das Polytechnicum u. s. w. auch von Seiten des Auslandes zum Gegenstande des Studiums gemacht wurden und fortwährend gemacht werden. Unser National-Museum ist zwar nicht das erste auf dem Continent, doch giebt es, was Ordnung und Reichtum an Gegenständen anbelangt, wenige seinesgleichen. Unsere Künstler machen unserem Lande in ganz Europa Ehre; unsere Dichter werden in allen Sprachen der Welt gelesen; auf unserer Nationalbühne treten Künstler ersten

Ranges auf, demnächst wird unser Opernhaus eröffnet, welches in den glänzendsten Städten Europa's einen würdigen Platz einnehmen würde, und zugleich das erste monumentale Gebäude ist, welches königliche Munificenz dem Lande zum Geschenke gemacht hat, sowie das grossartig geplante Parlamentshaus das erste öffentliche Gebäude sein wird, zu dessen Ausführung mit einer der Idee würdigen Pracht und dem Selbstgefühl der Nation entsprechenden reichen Ornamentik die Legislative des Landes selbst die Kosten bewilligt. — Schade, dass ein Gebäude, das in anderen civilisirten Staaten ebenfalls eine der Hauptzierden der Hauptstadt bildet, der Justizpalast, in der stattlichen Reihe unserer öffentlichen Gebäude bisher noch fehlt.

Alle übrigen, unsere nationale Cultur verkündigenden Bauten sind auf Grundlage freiwilliger Spenden der Nation erstanden, in erster Linie dieser herrliche Akademiepalast selbst.

Soll ich von unserer Literatur sprechen, von unserer wissenschaftlichen Forschung, mit welcher sich bei jeder grossen Nation immer nur einzelne hervorragendere Geister Ruhm erwerben, auf welchem Gebiete aber nur das Zusammenwirken Vieler die den Schatz der Nation bildende Literatur schaffen kann?

Auf jedem Gebiete des menschheitlichen Fortschrittes spielt auch Ungarn eine Rolle; auf den wissenschaftlichen Congressen der neueren Zeit war es jedesmal vertreten und hat solche auch selbst in seiner Hauptstadt empfangen; seinem Sinne und seiner Wertschätzung für die höchste Blüte der Cultur, die Kunst, hat das Land neuestens einen würdigen Ausdruck gegeben, indem es aus den in seinem Besitze befindlichen wertvollen Kunstgegenständen eine Ausstellung, wie die Goldschmiedekunstausstellung, zusammenzubringen vermochte, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf dieses Land gelenkt hat.

Doch ich fahre nicht weiter fort.

Als Benjamin Kállay vor einem Jahre an eben dieser Stelle seinen hochinteressanten Vortrag: «Ungarn an der Grenze des Ostens und Westens» hielt, bemerkte er sehr richtig: «Wenn wir uns alles das verschaffen, was von irgend einem Lande Westeuropa's in Zeitungen und Büchern geschrieben wurde, und die gesammelten Daten sodann unbefangen und aufmerksam studiren, können wir ein im Ganzen, ja selbst in den Details befriedigend treues Bild von

den sämmtlichen Verhältnissen jenes Landes erlangen, ohne unser Arbeitszimmer zu verlassen.»

Und sollte dies nur von Ungarn nicht gelten? Sind wir noch immer so sehr ein «Volk des Ostens,» dass wir von der Welt nur an Ort und Stelle studirt werden können? damit wir dann in Werken, wie das TISSOT'sche «Dans le pays des Tziganes» oder das BRAUN'sche «Tokay und Jokay» oder gar das verrückte Reisetagebuch einer mondsüchtigen amerikanischen Miss, in denen die Zigeuner und der Wein, der Pusztenstrolch und die Csárda die Hauptrolle spielen, der Sympathie ihrer Verfasser versichert und dem grossen Weltpublikum zur Schau gestellt werden?

Ich glaube: nein!

Wir dürfen vom Auslande nunmehr fordern, dass es — so wie es andere westeuropäische Völker nach ihren Culturbestrebungen und ihren über dieselben handelnden Schriften und Mitteilungen beurteilt und schätzt — auch uns nach diesen beurteile; die Schätzung wird schon von selbst kommen. Wir haben bereits aufgehört eine «interessante Nation» zu sein, und sowie wir unseren Platz in der Culturmission Europas pflichtmässig und ehrenhaft ausfüllen, mögen uns die westlichen Culturvölker auch als gleichberechtigten Factor gelten lassen.

Wir dürfen aber auch von unseren Landesgenossen — ja von ihnen vor allen anderen — ein nüchternes Urteil fordern. Wir haben gesehen, dass Ungarn ebenso in staatlicher wie in socialer, ebenso in wirtschaftlicher wie in cultureller Hinsicht eine hervorragende Stellung unter den Staaten Europa's einnimmt. Wir sind nicht, oder nur im Verbande mit Oesterreich, eine Grossmacht ersten Ranges; aber wir sind, wenn unsere Verhältnisse auch ganz abgesondert studirt werden, ein Land, welches in jeder Hinsicht bedeutend über den Mitteldurchschnitt der Staaten, im ersten Dritteil derselben mitzählt.

Mit einer alten Vergangenheit, einer jungen Gegenwart und einer verheissungsvollen Zukunft dürfen wir kühn den Kämpfen entgegensehen, von welchen kein Staat verschont bleibt. Wir dürfen uns aber auch mit Stolz als Ungarn bekennen, denn jener Teil Europa's, der sich ein Jahrtausend hindurch unter unserer Oberhoheit entwickelt hat, hält auch heute den Schild der westlichen Civilisation der östlichen und vielleicht der nordöstlichen Barbarei entgegen.

Wenn aber der Plan unseres erhabenen Tronerben, die Länder und Völker der Monarchie in einem des fürstlichen Autors würdigen und glänzend ausgestatteten Werke zu schildern und die Taten ihrer Vergangenheit wie die Bestrebungen ihrer Gegenwart in treuer Darstellung vorzuführen, zur Verwirklichung gelangt, möge von diesem Werke meine gegenwärtige Skizze in allen ihren Punkten dadurch widerlegt werden, dass es uns den Ungar unter den Nationen der Welt mit einer glänzenderen Gegenwart und stolzeren Zukunft vor Augen stelle, als ich es zu tun vermochte.

KARL KELETI.

ADOLF FRANKENBURG †.

Adolf Frankenburg ist am 3. Juli d. J. in der Heilanstalt Eggenberg bei Graz gestorben. Der allgemein verehrte Schriftsteller-Veteran hatte sich vor einigen Wochen in Begleitung seiner Gattin und Schwägerin schwer krank nach diesem fernen Heilorte begeben, wo sein Uebel sich alsbald sehr verschlimmerte und er fortwährend litt. Zu seinen körperlichen Schmerzen gesellten sich die Besorgnisse seiner Vaterlandsliebe : er fürchtete, dass man seine irdischen Ueberreste fern von der Heimat bestatten werde und nahm seinen lieben Angehörigen das Gelöbniss ab, dass sie seine Leiche nach Ungarn befördern werden. Auch bezüglich der bei ihm befindlichen wertvollen literarischen Arbeiten konnte er noch verfügen, bevor er sein Auge auf immer schloss.

Die ungarische Literatur hat in dem Verstorbenen einen bis an sein Ende eifrigen Arbeiter, einen ihrer besten, witz- und gemütreichsten Humoristen, seine Gattin und seine Freunde ein anhängliches, warmes Herz, das Vaterland einen für alles Schöne glühenden, treuen Sohn verloren.

Frankenburg wurde in einer Zeit (am 21. November 1811) und an einem Orte geboren, wo in seiner Umgebung nur deutsche Rede hörbar war. Sein Geburtsort war das Dorf Deutsch-Kreuz im Oedenburger Comitate. Einen Monat vor ihm war Franz Liszt im benachbarten Doborján geboren. Ihre Väter waren fürstlich Eszterházy'sche Oeconomiebeamte und Frankenburgs Mutter wurde Liszts Taufpatin. Die Spielgenossen der Kindheit wurden bald von einander getrennt.

Aus dem einen wurde ein weltberühmter Tonkünstler, aus dem anderen ein beliebter ungarischer Schriftsteller.

Frankenburg frequentirte die Elementarschule und die unteren Gymnasialclassen in Oedenburg und studirte sodann zwei Jahre in Fünfkirchen. Hier schrieb er 1827 mit 16 Jahren sein erstes Werk, eine lateinische Satire auf einen seine Collegen denuncirenden Mitschüler, welche auch im Druck erschien. Sie gefiel dem Universitätsprofessor Stephan Horváth und dieser schrieb dem Vater des jungen Studiosus: «Der Junge hat eine journalistische Ader, er soll aber ungarisch schreiben!» Er setzte dann seine Schulstudien in Raab und Steinamanger fort, studirte am Keszthelyer Georgicon Oeconomie und in Erlau die Rechte. Hierauf war er ein Jahr lang Rechtspractikant beim Obernotär des Heveser Comitats, ging sodann nach Pressburg als Jurat, kam hier an die Seite des Grafen Stephan Széchenyi und weilte bei ihm ein halbes Jahr in Czenk. Nachher diente er einige Monate lang als Kadet bei den sächsischen Kürassieren, doch der Militärdienst behagte ihm nicht und er kehrte nach Erlau zurück, — um zu heiraten. Er ehelichte eine sehr brave, liebe ungarische Frau, von der er zu sagen pflegte: «Sie hat mich nur ein einzigesmal betrübt — als sie starb!» Als junger Ehemann versuchte er zu wirtschaften und nahm ein Gut im Somogyer Comitate in Pacht, aber er verstand die Landwirtschaft nicht. Ein Jahr darauf kam er nach Pest, wo er auf Gabriel Mátray's Empfehlung Beamter in der Secretärskanzlei der Ungarischen Akademie wurde. Fünfviertel Jahre darauf ging er als Concepts-Practikant zur ungarischen Kammer in Ofen und wurde hier später Archivbeamter. Im Jahre 1847 ging er als königl. Hof-Dolmetsch zur ungarischen Hofkanzlei nach Wien, 1848 beliess ihn auch das ungarische Ministerium in dieser Stelle, während der Revolution aber hatte er auf Befehl des Fürsten Windischgrätz, als verdächtiger Ungar, eine dreimonatliche Haft zu überstehen. Später wurde er Concipist des Wiener obersten Gerichtshofes, bald ebendaselbst Präsidialsecretär des obersten Urbarialgerichts, 1860 aber Hofsecretär bei der neu errichteten ungarischen Hofkanzlei. 1866 trat er in den Ruhestand, kam nach Pest und redigirte hier Zeitungen, übersiedelte aber bald wieder nach Wien, und von dort 1868 nach Oedenburg, wo er bis zum Herbst 1881 wohnte, den «Ungarischen Schriftsteller- und Künstler-Verein» gründete und dessen eifriger, allgeliebter Präsident war. Dieser Verein

feierte das fünfzigjährige Jubiläum der schriftstellerischen Tätigkeit seines Präsidenten, bei welchem der Veteran mit allerlei Auszeichnungen überhäuft wurde und zu welchem auch hervorragende hauptstädtische Schriftsteller hineilten, um ihn im Namen der literarischen Gesellschaften zu beglückwünschen.

Denn seine Beamtentätigkeit zog seinen Eifer und sein Talent zu keiner Zeit vom literarischen Gebiete ab, auf welchem er sich am wohlsten fühlte. Er war Beamter durch die Notgedrungenheit des Broderwerbes, Schriftsteller und Redacteur aber aus eigener freier Neigung. Er schrieb schon sehr jung in den «Koszorú» (Kranz), die schönliterarische Beilage des «Tudományos Gyüjtemény» (Wissenschaftliches Magazin), sodann in den «Regélő» (Erzähler — anfangs Gedichte), in die «Rajzolatok» (Federzeichnungen) und in die «Természet» (Natur), welch letztere er eine Zeitlang auch redigirte. Bald darauf wurde er Mitarbeiter des «Jelenkor» (Gegenwart), durch zwei Jahre hindurch aber Feuilletonist des Kossuth'schen «Pesti Hirlap» (Pester Zeitung). Als ihm letzteres, als königlichen Beamten, untersagt wurde, nahm Kossuth von ihm öffentlich Abschied und nannte ihn «die Würze seines ernsten Blattes». Er hatte eine witzige Feder und starke ungarisch-nationale Tendenzen. Schon im Jahre 1838 hielt er in Pest zum erstenmal eine ungarische humoristische Vorlesung zum Besten der durch die Ueberschwemmung Beschädigten, wofür er vom Comitat eine Dankadresse erhielt.

In den vierziger Jahren leistete er der Entwickelung unserer schönen Literatur durch die Redaction der «Magyar Életképek» (Ungarische Lebensbilder) betitelten gehaltvollen Hefte und später der «Életképek» (Lebensbilder) betitelten, mehrere Jahre hindurch in Flor gewesenen, vortrefflichen Wochenschrift, sehr wesentliche Dienste. Er vereinigte hier die besten Kräfte. Seine Mitarbeiter waren Vörösmarty und Jósika; in seinem Blatte trat zuerst Johann Arany mit einer Novelle auf; dort zeichnete sich der junge Jókai aus und dorthin schrieb auch Petőfi zahlreiche, einander an Schönheit überbietende Gedichte. Es wurde ein gehalt-, geist- und geschmackvolles Blatt, welches von ihm, als er nach Wien ging, Petőfi und Jókai übernahmen. Die Revolution setzte dem Bestande desselben ein Ziel. Frankenburg erwarb sich in der Zeit der Redaction der «Életképek» einen sehr populären Namen. Er wurde mehrfacher Auszeichnungen teilhaftig. Die Akademie der Wissenschaften wählte ihn 1845 zu

ihrem Mitgliede, das Graner Comitat zu seinem Tafelbeisitzer, das Pester Kinderspital und Conservatorium aber zu ihren Ehrenmitgliedern.

Auch in Wien entwickelte er eine eifrige literarische Tätigkeit, obgleich dort sein Herz schwere Schläge trafen: seine gute Frau starb, sein Sohn aber (ein vielversprechender junger Officier) gab sich aus bis heute unbekannter Ursache den Tod. Als er später in der Schaffung eines neuen Familienkreises für jene Verluste Ersatz suchte: schlug es ihm fehl, denn seine zweite Gattin (eine deutsche Baronin, Tochter eines Officiers) konnte ihn nicht verstehen und sie trennten sich bald, ohne geschieden werden zu können. Dies war eine tiefe Wunde für sein Herz. Die Frau starb vor drei Jahren und da fand Frankenburg den Ersatz in seiner dritten Gemahlin, die unter dem Namen Anna Carina viele Jahre hindurch eine bekannte und geschätzte dramatische Sängerin war und ihrem Gatten mit inniger Liebe anhing. Leider konnten sie sich nur kurze Zeit des harmonischen Glückes erfreuen, welches der gemütvolle Mann am Abend seines Lebens wiedergefunden hatte.

Während seines Wiener Aufenthaltes machte sich der satirisch beanlagte Schriftsteller durch seine unter dem Namen «Bolond Miska» (der närrische Michel) herausgegebene Kalender, Albums und humoristischen «Reisen» bemerkbar. Bemerkenswert ist, dass er die Germanisation, trotz seines Beamtentums, mit witzigem Spott geisselte. Eine Anekdote seines Kalenders ist sprichwörtlich geworden. Zwei Ungarn bestellen in einem Wiener Kiosk Gefrorenes und der Eine fängt es an zu blasen. «Nicht blasen», — bemerkt der Kellner. «Blase nur zu, glaube dem Deutschen nicht!» ruft darauf der andere Ungar.

Seine humoristischen Erzählungen erschienen unter den Titeln: «Estikék» (Nachtveilchen), «Sirva vigadók» (Weinend frohlockende) und «Zsibvásár» (Trödelmarkt). Wertvoll, weil die Zeit und ihre Männer charakterisirend, sind seine Memoiren-Bände: «Őszinte vallomások» (Offene Geständnisse), «Emlékiratok» (Memoiren) u. s. w. In seiner Jugend schrieb er auch deutsch: Theaterstücke, Gedichte, Feuilletons, Theaterkritiken. Nach der Revolution aber schrieb er nur in den ungarisch gesinnten «Wanderer», dessen Redacteur einmal wegen eines seiner Artikel zu achtmonatlicher Haft verurteilt wurde. Eine Zeit lang war er auch Mitarbeiter des «Fremden-

blatt». Doch wenn er auch deutsch schrieb, tat er es stets in der Absicht, einem ungarischen Interesse zu dienen.

Als er in den Ruhestand trat, wurde er 1866 zuerst Redacteur der illustrirten Zeitung: «Magyarország és a Nagyvilág» (Ungarn und die Welt), später aber redigirte er eine Zeitlang das «1848» betitelte politische Tageblatt. In dieser Zeit, 1867, wählte ihn die Kisfaludy-Gesellschaft zu ihrem Mitgliede.

Als er vor drei Jahren definitiv nach Budapest übersiedelte, veranstaltete der Schriftsteller- und Künstler-Verein ihm zu Ehren ein Banket und Jedermann bewillkommte ihn freudig, als jungen Veteranen. Er fühlte sich im Kreise der Akademiker und Belletristen wohl und schrieb fleissig Artikel in mehrere Blätter, die meisten in die «Fővárosi Lapok» (Hauptstädtische Blätter), zu deren eifrigsten Mitarbeitern er von allem Anfang an zählte.

Auch alt besass er jugendliche Lebendigkeit, bis ihn vor ein paar Jahren eine schwere Krankheit sehr schwächte. Am Weihnachtsabend 1882 war er in einer fröhlichen Gesellschaft zugegen. Auch er war fröhlich, sprach von seiner Vergangenheit, wo ihm die Rosen viele Dornen trugen, und von seiner Gegenwart, die sein Herz mit Glück überfüllte. Wer ihn nicht näher kannte, würde es kaum glaubhaft gefunden haben, dass er bereits ein Zweiundsiebziger sei. Er schien viel jünger. Es war jedoch ein Augenblick, wo er den Hausherrn in ein Cabinet beiseite rief und ihm mit tränenvollen Augen sagte: «—Mit einer guten Gattin und fröhlichen Schwägerin gesegnet, von alten und neuen Freunden umgeben, fühle ich mich glücklicher als je. Ich fühle aber auch, dass meine Freude nicht mehr von langer Dauer sein wird.» Ein schweres Vorgefühl senkte sich auf seine heitere Laune, eine üble Ahnung beeinträchtigte seine bis zu Ende bewahrte Wärme, er schenkte dem Trost keinen Glauben. Und in der Tat litt er damals schon an einem schweren Uebel, von dem er nicht mehr genesen konnte. Und seitdem wurde er immer schwächer und unruhiger. Dessenungeachtet schrieb er oft und hielt auch wiederholt Vorlesungen.

Wir können nur mit Schmerz daran denken, dass er nimmer mehr schreiben kann, und dass wir weder seinen neuen Producten, noch seiner heiteren Gestalt, noch seiner freundschaftlichen Liebe wiederbegegnen werden. Am Abende des Lebens riss diesen liebenswerten Alten, der sich soviel von der Jugend des Herzens und

Gemüts zu bewahren verstanden, der Tod sozusagen mitten aus den Freuden eines wiedergewonnenen Paradieses.

Zum Schluss wollen wir aus seiner «Im Alter» überschriebenen Sammlung *deutscher Gedichte,* welche er in den siebziger Jahren herausgeben wollte, deren Drucklegung jedoch aus politischen Gründen unterblieb, zu seiner Charakteristik einige der besseren auswählen. Stimmungsvoll ist die

Lorelei.

O Rheinstein, stolze Veste,
Wie hängst du kühn und rauh,
Gleich einem Adlerneste,
Hoch in der Lüfte Blau!
Um deiner Mauern Reste,
Um deine Türme grau,
Schwebt leis' im Hauch der Weste
Der Abend mild und lau.

Ich sass einst dort und träumte
Von Schild und Eisenhut,
Vom Schlachtross, das sich bäumte,
Von Rittern voller Mut;
Die leichten Wolken säumte
Dann oft die letzte Glut,
Und lauter braust' und schäumte
Tief unter mir die Flut.

Im Mondenstrahl die Welle
Sich wiegt im muntern Scherz:
'S war, als ob Lieb' ihr schwelle
Das träumerische Herz;
Und aus des Wassers Tiefen
Rauscht's wunderbar herauf.
Die Winde, die dort schliefen,
Sie wachten Alle auf,
Und trugen auf den Flügeln
Gar lieblichen Gesang,
Vorbei an grünen Hügeln
Am Ufersaum entlang.

Und näher zum Gestade
Eilt' lauschend ich herbei . . .
Aus schaumbewegtem Bade
Winkt mir — die *Lorelei!*
War's Traum? Vor wonnig Beben
Schloss ich die Augen zu.
Ist, was sie *gibt*, das Leben?
Ist, was sie *nimmt*, die Ruh?

Du längstentschwundner Zeiten
Gar wundersames Bild,
Das einst voll Seligkeiten
Mein junges Herz erfüllt:
Tauchst aus den Tiefen wieder
Verlockend du empor,
Vernimmt die süssen Lieder
Nochmals entzückt mein Ohr?

Ja, ja; ich hör' dich wieder,
Ich seh' voll Zauber dich:
Doch hast du keine *Lieder*,
Und keinen *Blick* für mich.

Als patriotische Devise für den ungarisch fühlenden Deutschen gelte folgendes Gedicht:

Mahnruf.

Lieb' immer treu dein Vaterland,
Sohn Ungarns, hasse fremden Tand
Und fühle deine Kraft!
Nie war man gegen Dich gerecht,
Das Ausland findet Alles schlecht,
Was dein Talent erschafft.

Vergilt es nicht mit gleichem Mass,
Wenn fremder Spott ohn' Unterlass
Dein ernstes Streben misst;
Doch hüte dich, sie zu erhöh'n,
Die nicht so edel sind, zu seh'n,
Wie schön dein Fehler ist.

Aus dem reichen Buche seiner humoristischen Gedichte:

Frommer Wunsch.

Die Mandel blüht, die Lerche singt,
Der Tau am frischen Halme blinkt.
Auf Bergeshöh'n, in Wald und Flur
Hält Auferstehung die Natur.
Dies Alles wäre wohl recht nett,
Wenn nur die Stirn nicht Runzeln hätt'.
Der Kopf nicht grau, der Gang nicht schwer'
Um dreissig Jahr' man jünger wär' !—

Endlich einzelne Splitter aus seiner «Spruchweisheit» :

Alte und neue Bauernregeln.

Wenn man verstanden wird, ist oft ein Wort genug,
Den Dummen machst du nicht mit tausend Worten klug.

Das Glück hilft dem, der selbst zu helfen sich versteht,
Kommt's nicht zu dir, so hasch' es, wenn's vorübergeht.

Wer von der Hoffnung lebt, der stirbt am Fasten:
Willst du Gewinn, so scheu' auch nicht die Lasten!

Die Narren machen Gasterei'n,
Die Klugen laden sich d'rauf ein. U. s. w.

Die druckfertigen deutschen Gedichte Frankenburgs würden wohl verdienen veröffentlicht zu werden.[1]

[1] Mit Benützung eines Artikels der «Fővárosi Lapok» und der Mitteilungen des «Pester Lloyd.»

XLIV. JAHRESVERSAMMLUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

Am 8. Juli hielt die ungarische Akademie ihre diesjährige, seit ihrer Gründung die 44. Jahresversammlung, in Gegenwart eines sehr zahlreichen Publikums, im Prunksaale ihres eigenen Palastes.

Der erste Präsident, Graf Melchior Lónyai, eröffnete die Versammlung mit der folgenden Ansprache:

Geehrtes Publikum!

Der wichtigste Tag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ist alljährlich der Tag, an dem sie ihre feierliche Jahressitzung hält; sie tut den Marmorsaal des von der Opferfreudigkeit der Nation erbauten Palastes auf, um die Ergebnisse ihrer Tätigkeit im abgelaufenen Jahre vorzulegen, die neugewählten Mitglieder anzumelden, die ausgeschriebenen Preise zu verteilen und neue auszuschreiben und endlich über die von den Patrioten zu den Zwecken der Wissenschaft gespendeten Summen Rechnung zu legen.

Ich habe mir auch heute die Aufgabe gestellt, des Vermögensstandes der Akademie und seines Wachstums zu gedenken; um im Namen der vaterländischen Wissenschaft und der Akademie der Wissenschaften selbst warmen Dank zu sagen für die Opferwilligkeit, welche sich auch im Vorjahre der Akademie gegenüber kundgegeben, und zu constatiren, dass unsere Anstalt zufolge ihrer Erstarkung eine gesteigerte Tätigkeit entfalten müsse, um ihrem erhabenen Berufe je völliger zu entsprechen.

Die Zahlen, welche die erreichten Ergebnisse rechtfertigen, sprechen gewaltiger als die glänzendste Beredtsamkeit. Die Zahlen, welche das Wachstum des Stammvermögens der Akademie ausweisen, geben Zeugniss von der Sympathie und Teilnahme, welche die Nation der Akademie entgegenbrachte. Im Vorjahre hat das Vermögen der Akademie um anderthalbhunderttausend Gulden zugenommen, an neuen Stiftungen aber sind in dasselbe hunderttausend Gulden eingeflossen, und es steht zu hoffen, dass ihm nächstens wieder an Stiftungen neue zwanzigtausend Gulden zuwachsen werden. Die an eine Aufschubsbedingung geknüpften, noch nicht zinsentragenden, aber durch Pfandschein- oder Wertpapier-Deposite gesicherten Stiftungen belaufen sich auf nahezu fünfzigtausend Gulden. Jene Legate und Stiftungen, welche nicht rein der Akademie, aber zu verwandten Zwecken legirt wurden und durch sie verwaltet werden, betragen über hunderttausend Gulden.

Die Akademie hat ihre Tätigkeit vor 53 Jahren begonnen. Das Ergebniss der ersten Sammlungen von 1826—1831 betrug im Ganzen 294,693 Gulden. Sodann waren die glänzendsten zwei Jahre die Jahre 1860—1861,

wo unser Präsident rühmlichen Angedenkens, Graf Emil Dessewffy, den günstigen Moment benützend, die patriotische Bewegung zum Zwecke der Erbauung des Akademiepalastes und der Vermehrung ihres Stammcapitals in Fluss setzte, welche 1860: 697,578 Gulden, 1861: 166,950 Gulden zur Vermehrung des Stammcapitals ergab. Günstiger als alle vorhergegangenen Jahre aber war das vorige Jahr 1883 und ich kann mit Freude melden, dass bei der am 1. Jänner geschehenen Abrechnung das Stammvermögen der Akademie bereits zwei Millionen überstieg.

Es sei mir bei diesem Anlasse gestattet, von jenem Zeitraume zu sprechen, während dessen ich, zuerst als zweiter, später als erster Präsident der Akademie meine Sorge der Hebung des Vermögensstandes der Akademie zuwandte.

Im Jahre 1866, — als wir den Tod unseres verdienstvollen Präsidenten, des Grafen Dessewffy, tief betrauerten, der die Freude nicht erleben konnte, der ersten feierlichen Sitzung in dem von ihm geschaffenen Palaste anwohnen zu können, — zum zweiten Präsidenten gewählt, übernahm ich die Leitung der materiellen Angelegenheiten der Akademie.

Das prächtige Gebäude der Akademie stand zwar bereits, die über eine Million betragenden Kosten desselben waren ebenfalls grossenteils ausgezahlt, sie war indessen noch mit bedeutenden Schulden belastet, welche behufs Vollendung des Baues bei der Ersten Ungarischen Allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft, bei der Pester Vaterländischen Ersten, wie bei der Ofner Sparcasse und bei der Ungarischen Bodencredit-Anstalt aufgenommen worden. Diese Anstalten gaben der Akademie mit voller Bereitwilligkeit Anleihen. Allein wir hatten die Tilgung dieser Anleihen begonnen, als neuerliche Bauarbeiten, wie die Metallbedachung und die Einrichtung der Wasserheizung nothwendig wurden, welche wieder 144,000 Gulden Kosten in Anspruch nahmen. Der Directionsrat ordnete die Abschreibung der uneintreibbaren Stiftungen an und dessenungeachtet setzten uns die sparsame Einrichtung unserer Ausgaben und die neueren Stiftungen in den Stand, von 1866—1883 die sämmtlichen Lasten der Akademie vollständig zu tilgen und nunmehr ein zwei Millionen Gulden übersteigendes lastenfreies Akademievermögen auszuweisen.

Dieses Ergebniss haben wir jener Opferwilligkeit zu verdanken, welche die Nation der Akademie gegenüber auch in diesem Zeitraum kundgab. Die Spenden betrugen während dieses Zeitraumes nahezu eine halbe Million. Wir haben dasselbe dem Directionsrat zuzuschreiben, der über das seiner Obhut anvertraute Vermögen gewissenhaft wachte; der Akademie, welche ihre Wünsche allezeit den zur Verfügung stehenden Summen entsprechend zu mässigen wusste; der Ungarischen Bodencredit-Anstalt, welche seit 1869 ohne jede Entlohnung die Casse der Akademie verwaltete und ihre Rechnungen führte, dadurch der Akademie die früher zu diesen Zwecken verwende-

ten Summen ersparte und damit unter die Gründer der Akademie trat. Sagen wir dieser patriotischen Anstalt aufrichtigen Dank.

Sagen wir aber aufrichtigen Dank allen Denen, die der Förderung des Wohlstandes und des Gedeihens der Akademie ihre Opfer brachten, und unter diesen jenen blühenden Geldinstituten, welche, wie die Erste Ung. Versicherungsgesellschaft und die Pester vaterländische Sparcasse, als die Akademie zur Auszahlung ihrer Baukosten Geld benötigte, ihr bereitwillig Credit eröffneten; aber danken wir ihnen auch für jene Stiftungen und Preise, welche sie zu wissenschaftlichen Zwecken stifteten. Die Akademie wünscht ein Zeichen ihres anerkennenden Dankes nicht allein diesen, ihr Stammvermögen vermehrenden ungarischen Anstalten, sondern überhaupt dem vaterländischen Handel auch dadurch zu geben, dass sie die Ausarbeitung eines ungarischen Handelswörterbuches beschlossen hat, dessen Wichtigkeit auch der Umstand rechtfertigt, dass im Handel, in welchem unlängst die deutsche Sprache herrschte, nunmehr die ungarische Sprache allgemein zu werden beginnt.

Was waren die leitenden Principien, welche in diesem Zeitraum befolgt wurden, und welche auch in der Folge streng eingehalten werden müssen? Unsere Akademie führte bei der Vermögensverwaltung die strenge Ordnung und die pünktliche Verrechnung ein.

Der Directionsrat hat seinem Berufe gemäss über das Vermögen der Akademie gewacht und einverständlich mit der Akademie das Budget festgestellt, die Sparsamkeit aufrechtgehalten und für die Vermehrung des Stammvermögens das Möglichste getan. Er hat unter Anderem verfügt, dass zwei Percent des jährlichen reinen Einkommens zur Vermehrung des Stammvermögens verwendet werden sollen, und endlich seine Aufmerksamkeit auch darauf gerichtet, dass das Vermögen der Akademie möglichst zweckmässig und sicher angelegt werde.

Der Hauptfactor des Aufblühens der Akademie war aber vor allem Anderen die Arbeit, jene unermüdliche Arbeit, welche unsere Akademie in allen Zweigen der Wissenschaft entfaltet hat.

Strenge Ordnung, bewusstes Handeln, Schritthalten der Ausgaben mit den Einnahmen, also Sparsamkeit: dies waren die Principien, welche uns in der Vergangenheit geleitet haben, dies soll die Richtschnur sein, an der wir auch für die Folge festzuhalten haben.

Die Akademie hat sich in der Vergangenheit für die Teilnahme der Nation dankbar erwiesen: sie hat gleich im Anbeginn der erhabenen Aufgabe entsprochen, welche ihre ersten Gründer ihr vorgesteckt haben und zu welchen Graf Széchenyi, auch später als Präsident unserer Akademie, sie unentwegt aneiferte. Sie hat unsere Orthographie geregelt, sie ist durch Herausgabe von Grammatiken und Wörterbüchern der in unseren Lehranstalten und in unserer öffentlichen Verwaltung immer mehr Terrain erobern-

den Sprache zu Hilfe gekommen. Sie hat mit einem Worte die Nationalsprache zur gebildeten Sprache gemacht, mit solchem Erfolge, dass die gebildete ungarische Sprache nicht allein die Sprache der Gelehrten und der Literatur, sondern auch die Sprache des Volkes wurde. Und nach der Revolution, als unsere Akademie beinahe der einzige Schutzwall unserer Nationalität und Sprache blieb, nahm sie mit den schwierigsten Verhältnissen den Kampf auf, ja sie begann, insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte, um aus der Vergangenheit Trost und Kraft für die Zukunft zu schöpfen, eine umfassendere Tätigkeit als früher zu entwickeln und wurde wiederholt sozusagen der Dollmetsch des nationalen Gemeingefühls. Als eine zweite Aufgabe ihrer Tätigkeit betrachtete die Akademie die Pflege und Verbreitung der Wissenschaften in ungarischer Sprache und hat hierin im Laufe eines halben Jahrhunderts grosse Resultate erzielt. Die neuere Entwickelung der ungarischen Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, der vaterländischen Geschichte, der Archäologie und Naturgeschichte Ungarns ist ganz und gar von der Akademie ausgegangen und auch die Verbreitung der Wissenschaften anbelangend hat dieselbe eine stetig wachsende Tätigkeit entfaltet. Gewisse Lücken der ungarischen Literatur und Wissenschaft hat sie durch ihr Bücherverlags-Unternehmen auszufüllen gestrebt. Alljährlich hat sie zahlreiche wissenschaftliche und literarische Zeitschriften subventionirt und beinahe jeder Hoch- und Mittelschule des Landes ihre Publicationen unentgeltlich zugesandt. Ausserdem hat sie sich mit der wissenschaftlichen Beleuchtung und Klärung jener Fragen befasst, welche die Fragen der Zeit bilden. Die Akademie hat demnach unserem Vaterlande nach drei Richtungen hin wichtige Dienste erwiesen: sie hat mit grossem Erfolge die Sprache gebildet, — sie hat die Wissenschaften cultivirt und verbreitet, — und sie hat lebhaften Anteil an der Erörterung all jener Fragen genommen, welche von Zeit zu Zeit das Interesse der ganzen Nation in Anspruch nahmen.

Jetzt, wo sie wieder erfährt, dass die Teilnahme für sie im Steigen begriffen ist und ihr Stammvermögen durch die Opferlust der Patrioten Zuwachs um Zuwachs erhält, erwächst der Akademie die Verpflichtung, im Verhältniss ihrer materiellen Kraft auch ihre Tätigkeit zu steigern, systematischer zu gestalten.

Als sie 1867 ihre Statuten neugestaltete, durch die Verselbstständigung des Wirkens der Classen und durch die Errichtung der Fachcommissionen die Entwicklung der Wissenschaften unterstützte, bewirkte diese Verfügung namhafte Erfolge. Heute darf sie von diesem System nicht mehr abweichen, sie hat indessen für die Zukunft die Aufgabe, die fachliche Tätigkeit weiter zu entwickeln und dieselbe möglichst planmässig zu organisiren, in gehörigem Maasse darauf Bedacht nehmend, dass sie mit der Richtung der vaterländischen und allgemeinen Wissenschaft Schritt halte, ein Factor in ihrer Entwicklung sei, den zeitweise zu Tage tretenden Bedürfnissen der

Nation und Mängeln unserer Literatur aufmerksame Beachtung angedeihen lasse. Sie muss sich mit den Fragen befassen, welche Forderungen der Zeit bilden, an deren Lösung die Nation ein hervorragendes Interesse nimmt. Sie soll diese Fragen mit der Fackel der Wissenschaft beleuchten, damit Diejenigen, die im öffentlichen Leben zur Erledigung unserer Angelegenheiten berufen sind, dieselben bis in ihre kleinsten Details kennen lernend, mit Bewusstsein und in jeder Richtung orientirt zu handeln befähigt werden. Ich glaube, dass die Akademie im Rahmen ihrer gegenwärtigen Statuten, auch bei Intactlassung des Classen- und Commissions-Systems wissen wird, sich mit jenen Fragen zu befassen, welche auf die Entwicklung wichtiger Reformfragen unserer Nation von Einfluss sind.

Erinnern wir uns an jenen Einfluss zurück, welchen die Gelehrten unserer Akademie in den vierziger Jahren, in der Aera der geistigen Entwicklung, in allen wichtigen Fragen entfalteten, als sie in der Klärung der constitutionellen Ideen, in der Discussion der parlamentarischen Reform der Nation die Richtung gaben. Man kann sagen, dass die Mitglieder der Akademie in allen Zweigen der Staats- und Rechtswissenschaft ein reges geistiges Leben schufen, als sie die Lösung der Fragen der allgemeinen Lastentragung, der Grundablösung, des Strafcodex, der Gefängnissreform, der Aviticität und vieler anderer, die materielle und geistige Hebung der Nation bezweckender Fragen durch jene wissenschaftlichen Werke förderten, welche Erzeugnisse dieser Zeit sind.

Graf Stefan Széchenyi stieg als Meteor am Himmel unseres Vaterlandes empor; er wünschte mit seinen grossen Reformplänen und schöpferischen Ideen nicht gedankenlos zu zerstören, sondern auf den vorhandenen gesunden Grundlagen weiterbauend unsere zurückgebliebene Nation in die Reihe der gebildeten Nationen emporzuheben. Zahlreiche hervorragende Mitglieder unserer Akademie befassten sich in den vierziger Jahren eifrig mit den einzelnen Reformfragen, so: Baron Nikolaus Wesselényi, die Grafen Aurel und Emil Dessewffy, Baron Josef Eötvös, Bartholomäus Szemere, Moriz Lukács, August Tréfort, Ladislaus Szalay, Baron Sigmund Kemény, Anton Csengery. Welch tätige glänzende Epoche war dies im Leben unserer Akademie! und wie unbedeutend waren damals ihre materiellen Mittel! Wenn wir die Summe, die sie rein zu wissenschaftlichen Zwecken verausgaben konnte, im Durchschnitt nehmen, so belief sich dieselbe in einem Jahre nicht über 7000 bis 8000 Gulden, während heute, auch für das laufende Jahr, zu wissenschaftlichen Zwecken der zehnfache Betrag, nämlich 75.000 Gulden, präliminirt sind. Die Nation kann also von uns mit Fug erwarten, dass nicht der Fleiss und die Neigung der einzelnen Gelehrten, sondern die Forderung der Zeit der in grossem Massstabe zu entfaltenden Tätigkeit der Akademie die Richtung gebe. Ich wiederhole es, die Tätigkeit der Akademie möge eine planmässige sein, sie möge, wie bisher, die sämmtlichen einzelnen

Zweige der Wissenschaft fördern, sie möge aber auch jene Wissenschaften cultiviren und jene Fragen beleuchten, welche zu den Postulaten der Gegenwart gehören.

Heute ist es bei der zweckentsprechenden Lösung jeder Frage nicht mehr genügend die gegebenen Verhältnisse unseres Vaterlandes zu kennen, sondern es ist dazu notwendig, die diesbezüglichen Erfahrungen der gebildeten Nationen und insbesondere die von der Wissenschaft festgestellten Principien zu kennen.

Heute, wo auch die zweckentsprechende Lösung der Fragen des materiellen Gedeihens, die Anordnung von Massnahmen, welche die materielle Kraft der Nation zu steigern im Stande sind, von der Gesetzgebung abhängt, muss ich es an dieser Stelle nochmals hervorheben, wie wichtig die Verbreitung einer gründlichen und allgemeinen Kenntniss der nationalöconomischen Wissenschaft sei, da das Nichtvorhandensein dieser Kenntniss zu so manchen, in ihren Folgen nachteiligen Verfügungen geführt hat. Sehr richtig sagt Buckle, der grosse englische Gelehrte, dass die Nationalöconomie die Richtung der guten Staatsregierung und jene Principien vorzeichne, nach welchen die richtige Regierung der Völker vorgehen müsse.

Die Akademie möge unentwegt dessen eingedenk sein, dass sie das erste wissenschaftliche Institut unseres Vaterlandes ist; die Mutteranstalt, um welche sich als Töchter die zahlreichen literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaften schaaren; sie möge eingedenk sein, dass sie berufen ist, dem wissenschaftlichen und literarischen Leben unserer Nation die Richtung und Führung zu geben, welchem Berufe zu dienen die Aufgabe aller Derjenigen ist, welche die Akademie in die Reihe ihrer Arbeiter aufnimmt.

Die Akademie darf mit Selbstgefühl auf ihre Vergangenheit zurückblicken und sie sieht mit Vertrauen ihrer Zukunft entgegen.

Und damit erkläre ich die 44. feierliche Jahressitzung der Akademie für eröffnet.

Hierauf folgte der Bericht des Generalsecretärs Wilhelm Fraknói über *die Tätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1883—84*, den wir nachstehend in ausführlichem Auszuge wiedergeben.

Geehrte Versammlung!

Wenn die Akademie in ihren feierlichen Jahressitzungen den gewöhnlichen Ort ihrer Verhandlungen verlassend vor eine zahlreichere Zuhörerschaft tritt, wird sie nicht blos von der Hoffnung geleitet, durch allgemein interessante Vorträge und durch die Gedächtnissfeier ihrer hervorragendsten Mitglieder die Aufmerksamkeit des gebildeten grossen Publikums fesseln zu können, sondern sie wird auch vom Gefühle der Pflicht getrieben, mit einer gewissen Feierlichkeit von ihrem Wirken der Nation Rechenschaft zu geben, deren Opferfrendigkeit unser Institut ins Leben gerufen, deren

warme Teilnahme es in kritischen Zeiten aufrechtgehalten und deren beispiellose fortwährende Freigebigkeit ihm alle Mittel der wissenschaftlichen Tätigkeit zur Verfügung stellt. In der Tat, das Ziel, welches die Akademie anstrebt, die Wirkung, die sie im Endresultat erzielt, verdient das Interesse aller Classen der Nation. Ja bisweilen gewinnen selbst die Einzelheiten und unmittelbaren Ergebnisse unseres Wirkens die Teilnahme des grossen Publikums. Die eigenartigen Umstände der Gründung unseres Instituts und die eigentümliche Art seiner Entwicklung bringen dies mit sich. Unsere Nation beweist öfter, als eine andere, ihr Interesse für die Akademie, umgekehrt spricht unsere Akademie öfter, als eine andere ähnliche Körperschaft, zur ganzen Nation.

Die meiste Gelegenheit dazu gibt das auf die Entwicklung der Nationalsprache gerichtete Wirken derselben, das selbst mit seinen rein theoretischen Momenten tief in die Gefühlswelt der Nation eingreift, während die practischen Aufgaben desselben mit der Befriedigung der wesentlichsten Bedürfnisse der Nation zusammenhängen.

Zu diesen theoretischen Fragen gehört die Controverse über den Ursprung der ungarischen Sprache, welche auch im abgeflossenen Jahre nicht gefeiert hat. Hermann Vámbéry verteidigte in einer längeren Arbeit sein Werk «Der Ursprung der Magyaren», bez. seine Theorie des türkisch-tatarischen Ursprungs gegen die Angriffe der finnisch-ugrischen Schule. Von Seiten dieser anderen Richtung der vergleichenden ungarischen Sprachwissenschaft erschien Josef Szinnyei's finnisch-ungarisches Wörterbuch, die «Ugrischen Hefte» (darin «Sürjänische Sprachproben» u. a. m.), die «Sprachwissenschaftlichen Mitteilungen» (darin die vergleichende Formenlehre der ugrischen Sprachen) und Paul Hunfalvy's Abhandlung über die Zählmethoden und Monatsnamen, welche die vergleichende Sprachwissenschaft als reiche Quelle culturhistorischer Belehrung aufwies. An der Spitze der unmittelbar practisch bedeutsamen und allgemeiner interessirenden Aufgaben der Sprachwissenschaft stehen auch heute die Fragen, welche den Gegenstand der Streitigkeiten der Orthologie und Neologie bilden. Von beiden Seiten kamen wichtige Aeusserungen vor die Akademie. Gabriel Szarvas drang in einer Abhandlung «Von den Sprachfehlern und was wir dagegen zu tun haben» auf einmütiges Wirken zur Durchführung des unaufschieblichen Werkes der Purification und setzte seinerseits das Werk derselben in der Zeitschrift «Sprachwart» auch in diesem Jahre unermüdlich fort. Andererseits erhob Moriz Ballagi in einer Vorlesung: «Die historische Continuität der Sprachentwicklung und der «Sprachwart»» seine Stimme zu Gunsten einer gewissen Einschränkung dieses Werkes der Purification. Während des Kampfes der beiden Richtungen ruhte auch das Studium der feststehenden Gesetze der Sprache nicht. Eben zur Heilung des einen von Gabriel Szarvas hervorgehobenen Uebels sind Georg Joannovics' Erörterun-

gen über die ungarische Wortfolge berufen, während Sigmund Simonyi im dritten Bande seines Werkes über die ungarischen Bindewörter den Gebrauch der Bindewörter der bestimmenden Sätze beleuchtet hat. Das seit lange gesammelte sprachgeschichtliche Material zum Gemeingut zu machen, ist das sprachgeschichtliche Wörterbuch berufen, über dessen Fortschritte ebenfalls Simonyi in einer Sitzung berichtete. Von der «Sprachdenkmäler-Sammlung» ist der 9., 10. und 11. Band bis auf die Einleitung gedruckt, der 12. unter der Presse. Von der «Sammlung alter ungarischer Dichter» ist ebenfalls der Druck des 5. und 6. Bandes im Gange.

Auch die im abgelaufenen Jahre errichtete classisch-philologische Commission wird, nachdem sie nunmehr die Vorarbeiten dazu beendigt hat, nächstens ihre Sammlung griechischer und lateinischer Classiker (in ungarischer Kunstübersetzung mit gegenüberstehendem Urtext) mit der Herausgabe der Aeneis und der Dichtungen Anakreon's eröffnen.

Die Akademie, welche allezeit bereitwilligst die auf die Verwertung und Bekanntmachung der Ueberlieferungen der classischen Civilisation gerichteten Tendenzen zu fördern bemüht gewesen, hat im Vorjahre auch in ihrem Bücherverlags-Unternehmen zwei hiehergehörige Werke veröffentlicht, die «Antike Gemeinde von Fustel de Coulange» und die «Archäologischen Spaziergänge» v. G. Boissier, welche mit ihrer anziehenden Darstellung auch dem grossen Publikum eine interessante Lectüre bieten, während die von Emil Ponori-Thewrewk besorgte, bereits unter der Presse befindliche kritische Ausgabe des Festus-Codex dem engern Kreise der Fachgelehrten dienen wird. Thomas Vécsey hat die Biographie eines namhaften römischen Rechtsgelehrten, Aemilius Papinianus, ausgearbeitet mit gleich eingehender Würdigung seiner rechtswissenschaftlichen Werke und seines erhabenen sittlichen Charakters. Das zunehmende Absterben jener Männer, welche die Traditionen der Rechtsbegriffe und Institutionen des alten Ungarns hüten, macht die Anfertigung von Handbüchern notwendig, welche der kommenden Generation das Verständniss der Vergangenheit erleichtern sollen. Ein solches ist das Glossarium der ungarländischen infima und media latinitas, dessen Herausgabe die Akademie auf Antrag Heinrich Finály's beschlossen hat. Die Herausgabe eines umfassenden Quellenwerkes für die vaterländische Rechtsgeschichte hat die Akademie in der von Alexander Kolozsvári und Klemens Óvári redigirten Sammlung der Municipal-Statuten Siebenbürgens bereits begonnen. Der politischen und Rechtsgeschichte dient in gleichem Maasse die Sammlung der Reichstags-Denkmäler, von deren siebenbürgischer Abteilung der mit dem Todesjahre Gabriel Bethlen's beginnende neunte Band fertig geworden ist. Eine fernere Publication Alexander Szilágyi's: Briefe und Urkunden zur Geschichte der orientalischen Verbindungen Georg Rákóczi's I.; die von Wolfgang Deák herausgegebene Sammlung der Urkunden der Emigranten; Árpád Károlyi's Abhandlung über die Suspen-

sion der ungarischen Verfassung im Jahre 1673; Koloman Thaly's Abhandlung Zur Geschichte der 1683er Campagne liefern wertvolle Beiträge zur Aufhellung der Geschichte der grossen nationalen Kämpfe des XVIII. Jahrhunderts. Daneben wurde die Erforschung der älteren Geschichtsperioden unseres Vaterlandes nicht vernachlässigt. Franz Pulszky hat in seinem soeben veröffentlichten Werke, Die Kupferzeit in Ungarn, ein bedeutendes Capitel der prähistorischen Geschichte Ungarns geschrieben. Um die Bekanntmachung der ungarländischen Denkmäler der viele Jahrhunderte später herrschenden römischen Civilisation hat sich im Vorjahre Karl Torma hervorragende Verdienste erworben, indem er die von ihm glücklich entzifferten Stempel und Inschriften der auf pannonischem und dacischem Boden gefundenen Thongefässe veröffentlichte und die Ergebnisse seiner die Grenzen Daciens betreffenden erfolgreichen Forschungen vorlas, während Ortvay die Altertumswissenschaft durch seine den mediterranen Strassenzug Pannoniens betreffenden Forschungen bereicherte. Aus der Reihe der die Aufhellung der mittelalterlichen Geschichte Ungarns bezweckenden Arbeiten heben wir Franz Salamon's Abhandlung über die Pester goldene Bulle und Gustav Wenzel's Arbeit über die Familie Frangepan hervor. Denselben quellenkundigen Forscher hat die historische Commission mit der Aufhellung eines hochwichtigen bisher ganz vernachlässigten Capitels unserer mittelalterlichen Culturgeschichte, der Geschichte der Landwirtschaft, betraut. Nicht minder wichtige Capitel unserer Culturgeschichte behandeln: A. Péch's grosses Werk über die Geschichte des niederungarischen Bergbaues, B. Albert Nyáry's Ungarische Wappenkunde, Aladár Ballagi's Geschichte der ungarischen Goldschmiedekunst. Während die erhebenden Momente des Ruhmes und die Lehren der traurigen Tage der Vergangenheit hoffnungsreiche Perspectiven für die künftige Fortdauer und Blüte der Nation eröffnen, wirkt die Akademie durch die Pflege der die Factoren des materiellen Gedeihens entwickelnden Wissenschaftszweige gleichsam unmittelbar auf die Sicherung der Zukunft hin. Die nationalöconomische Commission hat auch im Vorjahre eine eifrige Tätigkeit entfaltet, in ihren Abhandlungen viele wichtige Fragen behandelt. Wir erwähnen Julius Kautz' Die Idee der Staatswirtschaft und die Anfänge der socialistischen Finanztheorie; Béla Lukács' Französische Staatshaushalts-Verhältnisse; Béla Földes', Ludwig Láng's, Josef Jekelfalussy's statistische Abhandlungen; Karl Keleti's Unsere Marine und Fiume's Zukunft; Anton Kerpely's Zukunft der ungarischen Eisenindustrie. Gegenwärtig wird die Tätigkeit der Commission durch die Redaction des commerziellen Kunstwörterbuchs in grossem Maasse in Anspruch genommen, mit welcher Moriz Ballagi und Aladár György betraut wurden, denen ein beratendes Comité zur Seite steht.

Nicht minder eifrig und erfolgreich ist die Tätigkeit der naturwissenschaftlichen und mathematischen Classe. Die Ergebnisse ihrer Forschungen,

welche von ihr in den Heften der «Abhandlungen» und der «Anzeigenden Mitteilungen» niedergelegt und in der mit Unterstützung der Akademie herausgegebenen fremdsprachigen Fachzeitschrift den ausländischen Fachkreisen vermittelt wurden, haben sich auch die Anerkennung dieser Kreise errungen. Es ist unmöglich, die einzelnen hiehergehörigen Arbeiten hier aufzuzählen, da im Vorjahre deren 62 auf die Tagesordnung der neun Classensitzungen kamen und die Commission 21 Individuen mit Aufträgen betraute. Es gibt kaum einen Teil des grossen Gebietes der Naturwissenschaften, welcher nicht eine Förderung erfahren hätte. Die vaterländische Fauna, Flora und Gäa bildeten gleicherweise Gegenstände der Forschung und Darstellung. Die Beobachtungen der von Nikolaus Konkolyi errichteten Ó-Gyallaer, der von Dr. Ludwig Haynald gegründeten Kalocsaer Sternwarte, des von den Brüdern Gotthard erhaltenen Herényer Observatoriums, des von Guido Schenzl geleiteten erdmagnetisch-meteorologischen Instituts, der Erdbeben- und electrischen Commissionen, die Ergebnisse der Versuche und Forschungen der unter der Leitung Karl von Than's, Eugen Jendrássik's, Géza Mihálkovics' stehenden chemischen, physiologischen und anatomischen Institute wurden in den Sitzungen der Akademie vorgelegt und in ihren Fachorganen veröffentlicht.

Als erfreuliche Tatsache betone ich, dass sich unter der Leitung unserer Mitglieder, die an der Spitze dieser Anstalten stehen, ganze wissenschaftliche Schulen bilden, deren junge Mitglieder eifrig an der Förderung der Wissenschaft mitwirken. Im Vorjahre haben 39 Bekenner der mathematischen und Naturwissenschaften, welche noch nicht Mitglieder der Akademie sind, an der Tätigkeit derselben teilgenommen. Ebenso haben die übrigen Classen und Commissionen der Akademie der Mitwirkung ausserhalbstehender Fachmänner bereitwillig Raum gegeben. Als interessante Tatsache erwähne ich, dass unter den im Laufe des Vorjahres durch die Akademie mit Preisen Ausgezeichneten sich nur zwei Mitglieder der Akademie befinden. Die Tatsache ist ein erfreuliches Symptom der Ausbreitung des wissenschaftlichen Geistes, an welcher die Akademie mit Fug einen Anteil für sich in Anspruch nimmt. Aus der Reihe ihrer bisher ausserhalb ihres Kreises gestandener zahlreichen Mitarbeiter hat die Akademie in ihrer diesjährigen Generalversammlung 13 in ihre Mitte aufgenommen, welche berufen sind, die in der Reihe unserer Mitglieder durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen. Wir verloren Stefan Gyárfás, bevor er sein grosses Werk über die Geschichte der Jazygier und Kumanen vollenden konnte, Ludwig Candid Hegedüs, der ausser seinen rechtswissenschaftlichen Werken der Sache der nationalen Cultur, Wissenschaft und Kunst in seiner amtlichen Stellung wichtige Dienste leistete, Otto Petzval, den Nestor unserer Mathematiker, der das Gesammtgebiet seiner Wissenschaft mit seltener Vielseitigkeit cultivirte, Josef Lugossy, den berufenen Forscher der Denkmäler unserer

Sprache und scharfen Beobachter ihres Geistes, Daniel Benkö und Adolf Érkövi, die eifrigen Bearbeiter der theoretischen und practischen Gebiete der Landwirtschaft, endlich Georg Zsivora, der sein unter Uebung edler Opferwilligkeit anspruchlos verbrachtes Leben in seinem Testamente durch eine Tat fürstlicher Munificenz gekrönt hat, alle Diejenigen überbietend, die das Vermögen unserer Akademie sechs Jahrzehnte hindurch mit Spenden und Stiftungen vermehrten. Zum Schlusse müssen wir auch des Verlustes eines der eifrigsten Mitglieder unseres Directionsrates, des Grafen Johann Cziráky, gedenken, der bis zum letzten Augenblicke seines Lebens mit lebendigem Interesse an der Verwaltung des Akademievermögens teilgenommen.

Die Akademie fühlt sich neben ihren der Entwicklung der Wissenschaft gewidmeten Diensten auch zu einem Dienste sozusagen zweiten Ranges verpflichtet: zur Verbreitung ihrer Publicationen. Sie sendet mehr als hundert vaterländischen Lehranstalten ihre sämmtlichen oder einen Teil ihrer Veröffentlichungen geschenkweise zu. Im Vorjahre hat sie überdies die Bibliotheken und Professoren der Mittelschulen einer exceptionellen Begünstigung teilhaft gemacht, indem sie ihnen akademische Publicationen im Werte von 60,000 fl. zu einem auf ein Achtel des Buchhandlungspreises ermässigten Preise überliess, den zum Teil der Minister für Cultus und Unterricht gedeckt hat. Sie wollte die Mittel der wissenschaftlichen Ausbildung und Tätigkeit möglichst verbreiten und auch dadurch ihrer höchsten Aufgabe entsprechen: auf die Hebung des wissenschaftlichen Geistes im Lande zu wirken.

Wie jede menschliche Institution, legt auch die Akademie ihre Laufbahn in den Wellenlinien des Empor- und Niederganges zurück. Ihr Wirken bietet naturgemäss oft zu Ausstellungen, bisweilen zu Tadel Anlass; sie ist aber dem ihr von ihrem grossen Gründer vorgezeichneten Berufe allezeit treu geblieben und ist auch heute bestrebt, denselben mit gewissenhaftem Eifer auszufüllen.

Nun folgte die *Denkrede auf Johann Arany* von Karl Szász.

Nach einer poetischen Einleitung erörtert Szász das Verhältnis Arany's zum Ungartum. Er sagte: Im Menschen sowohl, wie im Schriftsteller Arany prägt sich am stärksten der ungarische Typus aus, der in ihm einen idealen Ausdruck gewinnt. In ihm und in seinen Werken erblicken wir die vollkommenste Verkörperung, die wahre Incarnation des ungarischen Racencharakters, seiner gegenwärtigen Beschaffenheit und seiner glorreichen Vergangenheit. Die ungarischen Dichter waren immer zuerst Ungarn und dann Dichter, aber keiner mehr und bestimmter als Johann Arany. Von den ersten Hegedöschen (Minstrels), die an Fürstenhöfen von der Voreltern Ruhm, von der Flucht des Prinzen Béla sangen, vom Cserhalmer Sieger Kunde gaben, in Liedern, deren einstiges Vorhandensein wir nur aus den

Chroniken erfahren, von da also bis zu Sebastian Tinódy, dem letzten Barden, der von Kastell zu Kastell fahrend, Geschehnisse seiner Zeit besang; ebenso von Zrinyi bis Vörösmarty und Petőfi, war der Hauptgegenstand jedes ungarischen Dichters das Vaterland und die Liebe zu demselben. Das Gepräge des Ungartums ist Allem und Jedem aufgedrückt. Aber nirgends so kräftig, wie in den Werken Johann Arany's. Darum müssen wir auch dem entsagen, dass man ihn und seine Werke im Auslande je so vollkommen verstehen und würdigen könne, wie wir es tun können, deren Blut verwandt ist mit dem seinigen, während er die Verkörperung unseres nationalen Wesens und Wollens ist. Eine bessere Kenntniss Arany's im Auslande wäre erst in jenem fernen Falle zu erwarten, wenn einst unsere Sprache und Literatur sich jenen Rang erwerben könnte, der es den grossen Culturnationen wünschenswert macht, ihre Sprachen gegenseitig zu erlernen. Bis dahin muss sich auch Johann Arany damit begnügen, statt der Bewunderung der ganzen Welt unsere umso wärmere Anhänglichkeit und Liebe zu besitzen.

In Johann Arany ist die männliche, ernste Seite des ungarischen Charakters verkörpert. Die launischen Sprünge jugendlicher Heissblütigkeit haben wir in ihm nicht kennen gelernt. Er war ein fertiger Mann, beinahe dreissig Jahre, als er plötzlich unerwartet, wie eine Felseninsel im Ocean, auftauchte. Er trat sofort mit seinem Besten hervor. Jugendversuche finden sich selbst in den vollständigsten Ausgaben seiner Werke nicht. Die Saite der Jugend, wenn sie je existirte, ist frühzeitig von seiner Leier abgesprungen. Er wurde sechs Jahre früher geboren als Petőfi, der aber um vier Jahre früher, also um zehn Jahre jünger, auftrat, um seine glänzende Laufbahn, wie ein im Fluge entzündetes Meteor, in sieben kurzen Jahren zu beschliessen. Johann Arany trug schon als Jüngling die Züge des Mannes. Seine Leier besass vielleicht nie die Saite der Liebe. Dass er aber die Liebe verstand, nach ihrer idyllischen, lyrischen und tragischen Seite zugleich, das hat er in seinen Balladen, in seinen grösseren Werken, zumal in »Katalin« und »Toldi's Liebe«, genugsam bewiesen.

Sowie die grossen Dioskuren der deutschen Literatur, Schiller und Goethe, Beide gleichmässig deutsch und national sind, und doch Beide die verschiedenen Seiten des Nationalcharakters, die subjective und objective, die abstracte und concrete, die speculative und practische, die idealistische und realistische repräsentiren, und sich gegenseitig ergänzend einen ganzen Menschen bilden, so auch Petőfi und Arany, mit dem Unterschiede, dass diese Ungarn, jene Deutsche sind. Petőfi ist der Typus der ungarischen Jugend, mit hochstrebenden Leidenschaften, schwärmenden Launen, auflodernder Begeisterung; Arany ist die Verkörperung des männlichen Ungartums, mit dem in glorreicher Vergangenheit wurzelnden Selbstbewusstsein, mit der strengen Abwägung der Aufgaben der Gegenwart, aber auch mit der sichern Erwartung der Zukunft; jener ist ein Schwärmer, doch unmittelbar

und naiv, jeder Zoll ein Dichter; auch dieser ist jeder Zoll ein Dichter, doch nie ein Schwärmer, eher ein positiver Gelehrter. Petőfi ist der ungarische Schiller, nicht so ideal und abstract, wie jener, aber ebenso leidenschaftlich, glühend und schwungvoll. Arany ist der ungarische Goethe, ebenso wahr und innig, so objectiv und formgerecht, so plastisch und vielseitig; Beide schöpfen gleichmässig aus dem Charakter, der Gegenwart und Vergangenheit ihres Volkes; ihr künstlerisches Bewusstsein, ihr Geschmack ist gleich sicher und stark; ihre Balladen — und hierin stehen sie sich am nächsten — sind aus derselben Wurzel hervorgewachsen und prangen mit denselben Farben. Während wir in Schiller den fiebernden Sturm und Drang, die himmelstürmende Titanenwut beobachten und dieselbe Leidenschaft auch in Petőfi pulsiren und toben sehen, während in Schiller, Goethe und Arany der Cultus der Antike gleichmässig lebt, so hat Goethe auf volkstümlicher Grundlage das deutsche Lied gerade so geschaffen, wie Petőfi das ungarische, und die deutsche Ballade gerade so, wie Arany die ungarische. Doch lassen wir die Vergleiche! . . .

Karl Szász gibt sodann einen eloquenten Umriss des äussern Lebenslaufes von Johann Arany, indem er die bekannten Daten in schöner Form um den Grundgedanken der persönlichen Bescheidenheit des grossen ungarischen Dichters gruppirt. Karl Szász sagte u. A.:

Mensch und Dichter waren immer eines in Johann Arany. Wie der Flickschuster in der Lafontaine'schen Fabel, der dem reichen Nachbar den Beutel Geld zurückschickte, womit derselbe, den das fortwährende Singen des fröhlichen Schusters störte, diesem die Sangfreiheit abkaufen wollte, so mochte auch Arany weder seine dichterische noch seine menschliche Individualität in Sold geben. Er arbeitete und sang; er arbeitete, um singen zu können und er sang, damit ihm die Arbeit besser von statten gehe. Seine ganze Seele schüttete er im Gesang aus; aus sich selbst, aus seinen Erlebnissen schöpfte er seine Stoffe und besonders war dies bei seinem Hauptwerk, der Toldi-Trilogie, der Fall. In Toldi hat er nämlich eigentlich sich selbst gezeichnet. Nicht als ob er seine eigene Geschichte in der dieser Reckengestalt des ungarischen Mittelalters wiedergegeben hätte, aber Jedermann war es klar, dass Arany in derselben Lage wie sein Held ebenso gehandelt hätte. Auch ihm wohnte dieselbe selbstbewusste und zugleich an sich selbst zweifelnde, diese edle und stolze und zugleich furchtsame Seele inne, die er mit so hinreissender Wahrhaftigkeit zu zeichnen verstand, und dasselbe reiche tragische Material wie in Toldi hauste auch in seinem Gemüt, nur dass der stille und fast alltägliche Verlauf seines Lebens den Keim des Tragischen nicht zur Entfaltung gelangen liess. Die Tragik seines Lebens bestand eben darin, dass er zu grossem Glück und zu grossem Unglück geschaffen, weder ganz glücklich noch ganz unglücklich werden konnte. Die treue Liebe seiner Gattin, die schöne Entwicklung seiner Kinder, seine günstige materielle

Lage, die Anhänglichkeit seiner Freunde, der Applaus der ganzen Nation, er konnte all' dies nicht voll und ganz geniessen, weil ihn der Tod seiner Tochter mitten ins Herz getroffen und weil eine tückische Krankheit ihn ein Vierteljahrhundert lang oft an der Arbeit hinderte. So konnte er denn nicht glücklich sein, aber auch unglücklich nicht, weil sein Leben ohne tragische Katastrophen verlief und weil die Liebe seiner Umgebung ihm der schützende Schild war gegen des Lebens Ungemach.

So konnte denn die Tragik, die in seinem Herzen wohnte, nur in seinen Werken zum Ausdruck gelangen. Selbst über seiner Lyrik brütet das melancholische Düster der tragischen Atmosphäre; um wie viel mehr ist das in seinen Balladen und Epen der Fall.

Der Vortragende teilt hier den Inhalt des noch nicht edirten Fragmentes aus dem mittleren Teile der Attila-Trilogie mit. Attila rüstet im Alter zu einer neuen Ehe mit der schönen Mikolt. Brunhild sinnt auf Rache und als sich der König mit seinem jungen Gemahl in das Hochzeitszelt zurückzieht, erscheint sie, durch Siegfried's Tarnkappe unsichtbar, und stösst dem trunkenen König Siegfried's Schwert in die Brust, und Niemand hat je erfahren, wer den Mord verübt. Leider blieb das grossartige Werk blos Fragment. Warum Arany es nicht zu Ende führte? Hauptsächlich deshalb, weil er es in Nibelungenstrophen begonnen und er später die Empfindung gewann, dass die deutsche Versform für ein ungarisches National-Epos nicht passe. Und diese Empfindung und Ueberzeugung liessen ihn auch die eigentliche ungarische Strophenform in jener Weise vervollkommnen und zu jener Höhe bringen, die wir eben in seinen übrigen Epen so sehr bewundern. Die Theorie des Gelehrten und die Uebung des Dichters sind noch niemals bei einem Dichter in solcher Harmonie zur Geltung gekommen, wie bei Arany. So fand er auch das, was er in der Theorie epischen Credit nannte und in der Praxis so glänzend durchführte. Ohne felsenfesten Glauben an den Helden und an dessen Mission kann es kein wahrhaftes nationales Epos geben, das blos in der Kraft der Tradition wurzeln kann.

«O Toldi Miklós — rief der Vortragende schon an der Bahre Arany's aus, — die Wissenschaft kann und wird beweisen, dass Du keine Fabel warst, allein sicherer als die Daten der Documente und die geschichtlichen Urkunden hat der Dichter Deine Existenz bewiesen; er hat sie bewiesen mit dem Glauben des Sehers, der an Deiner Existenz nicht zweifelte, bevor sie bewiesen war und wie Sigmund Kemény sagte: «Wie viel danken wir dem, dass Johann Arany so fest an dich glaubte.» So fest, wie Homer an Achillens, glaubte er an den weltstürmenden Attila und an das Schwert Hadur's, welches Jener in den vier Windrichtungen schwenkte und damit nicht nur sich, sondern auch seinen Nachkommen, Árpád und uns, dessen Nachfahren, ein Reich an der Donau eroberte. Dieser Glaube des Epikers gleicht an Kraft und Wirkung dem Glauben der Propheten und der Apostel. Dieser erweckt

die vergangene Grösse und erbaut darauf Reiche. Er glaubt an Gott, den Lenker der Geschicke der Nation und er glaubt an den Helden, das auserwählte Werkzeug Gottes. Und was die Seele eines grossen Dichters empfangen und was darin Wurzel geschlagen hat, das wird durch ihn seiner ganzen Nation zu Eigen, welche von dieser Zeit an sich nicht losreissen kann von dem Glauben an die Vergangenheit, auf welchen sie ihre Zukunft aufbaut.»

So glaubte er an Alles was er schuf, und wie von seinen Lippen nie ein unwahres Wort, so kam aus seiner Feder nie eine zweifelhafte Wahrheit. Auch Affectation und dichterische Uebertreibung waren ihm fremd. In seiner Poesie gibt es keine buntschillernden Regenbogen, sondern künstlerisch bearbeitete und zusammengefügte Steine. Doch ging ihm auch nicht die Pracht der Farben ab und als Künstler des Wortes war er wie Michel Angelo, Maler, Bildhauer und Architect zugleich.

Der Grund seiner dichterischen Grösse war jedoch die Grösse seines Charakters. Niemals gab es noch einen glänzenderen Geist in anspruchsloserem Gewande. Man könnte ihn mit Cincinnatus vergleichen, wenn der Vergleich mit der anspruchslosen Grösse Franz Deák's nicht näher läge. Er wandelte unter uns, als wäre er der Kleinsten einer und er schien es nicht zu wissen, dass wir ihn als den Grössten anerkannten. Auf der Erde wandelt er, auf vaterländischer, auf realer Erde, in welcher das rein Menschliche, der immergrüne Lebensbaum der Poesie sprosst, doch sehen wir seine Stirne von der Glorie des Ideals umwoben, hoch oben zwischen den Sternen.

Und nun ist er wirklich zwischen den Sternen, von wo er seine Ideen herunterholte, um sie in wirklichen Menschen, in Wesen aus Fleisch und Bein zu verkörpern, in welcher Kunst ihm nur Zrinyi gleichkam, den wir den ersten ungarischen Epiker nennen.

Auch in der Kunst der Sprache teilt Arany den Ruhm Vörösmarty's. Im Wohllaut der Sprache bleibt Vörösmarty ein Muster für alle Zeiten; er war es auch für Arany. Dieser folgte den Fusstapfen seines Vorbildes und seine Sprache ist, wenn nicht melodiöser, so doch präciser.

Den Ruhm des Volksdichters teilt Arany mit Petőfi. Dieser ist sicherlich genialer, phantasiereicher, ein Poet von kühnerem Fluge. Den Gedanken und Empfindungen seiner Zeit wusste Keiner so Ausdruck zu geben wie er. Darin liegt das Geheimniss seiner beispiellosen Volkstümlichkeit. Aber man lese Arany's Toldi und man wird nichts finden, wo der einfache Charakter des Volkes, seine Art zu denken und zu sprechen sich treffender wiederspiegeln würde. Wenn auch die Sprache Arany's sich an Sangbarkeit mit jener Petőfi's — einige wenige Stücke ausgenommen — nicht messen kann, so übertrifft sie dieselbe durch ihre kernmagyarische Ursprünglichkeit und ihren Reichtum. Denn während Petőfi's reine ungarische Sprache sich auf die Sprachgebräuche der Gegenwart, auf die heutige Sprache unseres Volkes

beschränkt, sucht Arany auch aus der alten Literatur an Worten, Ausdrücken und Redewendungen Alles hervor, was gut und schön und wohlklingend ist.

Eine bis zum Grabe währende treue Freundschaft hat Arany mit Tompa verbunden und ich huldige dem Andenken an diese Freundschaft, indem ich Beide zusammen nenne. Nach der Revolution war Tompa der Erste, der den richtigen Ton anschlug, und seinen allegorischen Dichtungen, in welchen der Schmerz und die Hoffnungen des Patrioten sich bargen, stehen nur Arany's Poesien gleicher Richtung würdig an der Seite.

Diese sind die Ergebnisse der Parallele. Vergleichen wir Arany mit Zrinyi, Vörösmarty, Petőfi, Tompa, so hat er von jedem derselben einen verwandten Zug. Soll ich ihn mit den Sternen des Welt-Firmaments vergleichen? Petőfi nannte ihn «Homer-Arany.» Und nicht mit Unrecht. Die Wahrheit, Einfachheit Homer's, sein festes Fussen auf dem Boden der Sage, die Keuschheit seiner Bilder, die ungesuchte Naivetät der Sprache hat Keiner in dem Maasse erreicht, wie Johann Arany.

Jede Epoche, jede Nation hat ihre Grossen. Ueber eine gewisse Höhe sich erhebend, werden alle Geister zum Gemeingut der Menschheit, oben im Reich der Sterne. Und gleichwie der «poeta sovrano» bei Dante mit Horaz, Ovid und Lucan freundlich dem Virgil entgegengeht und ihn als ebenbürtigen Genossen begrüsst, so ist sicherlich auch unser Arany von den Himmlischen begrüsst worden. Tiefbewegt und mit Segensworten auf den Lippen blicken wir ihm nach, der von uns geschieden. Dieser Schmerz über seinen Verlust wird nur durch unsern Stolz übertroffen, dass wir ihn zum Ruhme unserer Sprache lange genug besitzen durften, dass er eine ganze Reihe von Meisterwerken schaffen konnte, die eine unvergängliche Zier unserer Literatur bleiben; und wenn einst die ungarische Sprache der Welt bekannter sein wird als sie es heute ist, und wenn einst auch der Fremde unsere Sprache sich aneignen wird, um sich die Schätze unserer Literatur anzueignen: dann werden sie die Bewunderung der Welt erregen, gleichwie sie die unserige besitzen.

Er aber wird auch dann der Unsere bleiben; unser Recht auf ihn werden wir nimmermehr preisgeben!

Den Schluss der Sitzung bildete der Vortrag des Ministerialrates Karl Keleti *Ueber die Stellung Ungarns im Weltverkehr*, den wir oben vollständig mitteilen.

VERMISCHTES.

— **Zur Erstürmung Ofens 1686.** Eine interessante Episode bei der Erstürmung Ofens im Jahre 1686 bildet der kühne Sieg der Belagerer über die Türken von Adony und Eresi, bei welcher Gelegenheit auf der Insel Csepel auch reiche Schätze in die Hände der Christen gelangten. Als Helden dieser kühnen Tat bezeichnen die modernen Historiker den Vice-General Grafen Adam Battyány. Koloman Thaly, der schon wiederholt darauf hingewiesen hat, dass der General Battyány von älteren und heutigen Geschichtschreibern oft irrtümlich mit Johann Bottyán, dem «Capitan von Gran» verwechselt wird, weist nun im Juliheft der Zeitschrift der Historischen Gesellschaft nach, dass dies auch bezüglich jener Ofner Episode der Fall ist, da der Held derselben Johann Bottyán, nicht Graf Adam Battyány ist.

Schon Wagner, der Historiker Leopolds I., nennt zwar den Helden jener Episode[1] *Budianius* (nicht *Comes!*) *Ungarorum Ductor* (nicht *Generalis*), eine Bezeichnung, die unmöglich auf den General Grafen Battyány verstanden werden kann; — unzweifelhaft wird jedoch Johann Bottyán als Führer jenes siegreichen Trupps vom Jahre 1686 in einer handschriftlichen *Beschreibung was bei der Belagerung Ofen Anno 1686 passirt hat*, welche als wichtige Quelle jenes Ereignisses zu betrachten ist, genannt. Hier heisst es:

«*Den 24. Juny.* Ist Herr Rittmeister Budiani zu Ihro Durchlaucht dem Herzog zu Lothringen kommen, und hat von seiner gemachten Parthey Relation gethan, aussagend, dass seine Leute auff den obgemeldten Schiffen eine unbeschreibliche Menge Kaufmanns-Waaren, Geld undt andere Sachen bekommen, dass sie nicht gewust: wie solche mit fort zu bringen und schätzen sey? Die Ducaten und andere Müntz haben sie in Hauben undt Mützen zusammen getragen; die Heyducken, so auff zwei Tscheuken Ofen vorbey ihnen nachgejaget, sind mehreren Theils in Tamaschken (Damasken) undt Seyden bekleydet zurueckekommen, undt zwar in sovielen unterschiedenen Farben, dass sie Ihnen wie Comoedianten vorkommen, wie auch drey davon allhier im Lager gesehen worden. Die Dragoner, so mit commendieret gewesen undt etwas zu spath darzu kommen, haben gleichfalls den drittentheil der Beuthe mit Ihnen genossen; undt berichtet gedachter Herr Budiani weiter, dass wenigst über 1000 Türken, so in Adoni sich salvieret, niedergemacht, 100 Weiber aber zu verkaufen und 15 Türken zum examiniren gefänglich genommen worden.»

Hier ist also ganz deutlich von *Herrn Rittmeister Budiani* und nicht vom *General Grafen Batthyány* die Rede. Die grosse Beute, welche bei dieser

[1] Historia Leopoldi Magni, I. p. 689.

Gelegenheit in die Hände der Christen fiel und deren dritter Teil dem Führer zukam, erklärt auch den Reichtum des Capitäns Johann Bottyán, der sich bereits 1687 auf dem Hauptplatze von Gran ein Schloss erbauen und gleichzeitig die Bajnaer Herrschaft (gegenwärtig Eigentum des Fürsten Metternich) erwerben konnte.

— **Die classisch-philologische Commission,** welche im verflossenen Jahre bei der ungar. Akademie der Wissenschaften ins Leben gerufen wurde, wird ihre Tätigkeit bereits im Herbste dieses Jahres beginnen. Entsprechend ihrer Hauptaufgabe, ausgezeichnete Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller zu ediren, sollen ihre ersten Ausgaben Virgils *Aeneis* in der Uebersetzung von Ignaz Barna und *Anakreons Gedichte*, übersetzt und eingeleitet von Emil Thewrewk, sein. Die Uebersetzungen erscheinen mit gegenüberstehendem Originaltext.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Gottesheim, Ludwig Freiherr von, Vorträge über die Militär-Mappirung. Ungvár, 1884, Lévai, 176 S., eine Figurentafel und drei Beilagen.

Goldziher Ign., A muhammedán jogtudomány eredetéről (Ueber den Ursprung der muhamedanischen Rechtswissenschaft von Dr. Ignaz Goldziher). Budapest, 1884, Akademie. 23 S.

Horvát Árpád, A diplomatikai kortan alapvonalai (Grundzüge der diplomatischen Chronologie von Professor Arpád Horvát). Budapest, 1884, Athenaeum, VIII, 94 S. und eine Tabelle.

Hunfalvy P., Nyelvtudomány és nyelvtanitás (Sprachwissenschaft und Sprachunterricht von Paul Hunfalvy). 1884, Akademie, 177 S.

Kohn S., A zsidók története Magyarországon (Geschichte der Juden in Ungarn von den ältesten Zeiten bis zur Schlacht von Mohács. Zum Teil auf Grund unedirter Quellen, von Oberrabbiner Dr. Samuel Kohn). Budapest, 1884, Athenaeum. XXXII u. 489 S.

Kont Ign., A görög tragédia Euripides után (Die griechische Tragödie nach Euripides von Dr. Ignaz Kont). Budapest, 1884, Kilián. 107 S.

Krajcsovich Koloman von, Der Antisemitismus in Ungarn, Budapest, 1884, Verlag des Verfassers, 52 S.

Krassayné-Kun Melanie, A sors kegyenczei (Günstlinge des Schicksals, Roman in drei Bänden von Melanie Krassay). Budapest, 1884, Dobrowsky, 208, 156 und 139 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Ortvay T., Egy állitolágos romai út Pannoniában. (Ein angeblicher römischer Mediterranweg in Pannonien von Dr. Theodor Ortvay). Budapest, 1884, 77 S. und eine Karte.

Pulszky Franz von, Die Kupferzeit in Ungarn. Mit 149 Illustrationen im Text. Budapest, 1884, Kilián, 103 S.

Szegedi A., A Messiás (Der Messias, von A. Szegedi. Gegenstück zu Renans Leben Jesu). Kecskemét, 1884, Scheiber, XXVIII und 470 S.

Székely János, Miket ne olvassunk (Was wir nicht lesen sollen, von Johann Székely). Klausenburg, 1884, Stein, 72 S.

Sziklay Janos, Szép Balaton mellől (Am schönen Plattensee. Romantische Kleinigkeiten von Johann Sziklay). Budapest, 1884, Légrády, 168 S.

Szécsen Antal gr., Majláth Gy. emlékezete (Denkrede auf Georg Majláth von Anton Grafen Szécsen). Budapest, Akademie, 19 S.

Sziklay J., A magyar népszinmű története (Geschichte des ungarischen Volksstückes von Johann Sziklay. I. Theil: Von den ältesten Zeiten bis Szigligeti). Budapest, 1884, Lampel, 94 S.

Szilágyi S., Bethlen G. siremléke és alapitványai (Gabriel Bethlen's Karlsburger Grabdenkmal und Schulstiftungen von Alexander Szilágyi). Budapest, 1884, 21 S.

Szinyei Gerzson, A sárospataki főiskolai könyvtár története (Geschichte der Bibliothek des Lyceums zu Sárospatak von Gerson Szinyei). Sárospatak, 1884, Verlag des Verfassers, 71 S.

Thaly K., Az 1683-diki táborozás történetéhez (Zur Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1683. Bei Gelegenheit der zweihundertjährigen Jahreswende, auf Grund von Herzog Paul Eszterházy's unedirten Urkunden u. Briefen von Koloman Thaly). Budapdst, 1884, Akademie, 45 S.

Timoleon, politikai divat (Die neue politische Mode von Timoleon) Budapest, 1884, Zilahy, 134 S,

Timoleon, Die neueste politische Mode. Nach der dritten Auflage des ung. Originals übersetzt. Budapest, 1884, Zilahy, VIII, und 160 S.

Wencz l Gusztáv, A vasuti ügy s a posta s távirdai ügy (Der Zusammenhang des Eisenbahnwesens mit dem Post- und Telegraphen-Wesen in Ungarn, aus dem Gesichtspunkte des Communications-, speciell des Eisenbahnrechtes, von Prof. Gustav Wenczel). Budapest, 1884, Akademie, 36 S,

Wenzel Guszt., Tanulmányok a Frangepan-család történetéhez (Kritische Studien zur Geschichte der Familie Frangepan, von Prof. Gustav Wenzel). Budapest, 1884, Akademie, 65 S.

Wertheimer Ede, Ausztria és Magyarország a XIX. század első tizedében (Oestrreich und Ungarn im ersten Jahrzehent des XIX. Jahrhunderts, auf Grund ungedruckter Quellen von Eduard Wertheimer. Ersten Bandes erste Hälfte). Budapest, 1884, Ráth, VIII und 255 S.

Zoltványi L. J., Guzmics Izidor életrajza (Is. Guzmics' Leben von J. L. Zoltványi), Budapest, 1884, Kilián, 400 S.

Zsilinszky Mih., Horvát István (Stef. Horvát, der Historiker, sein Leben und seine Werke von Mich. Zsilinszky). Budapest, 1884, Aigner, 43 S.

DIE GOLDSCHMIEDEKUNST IN UNGARN.

Turanischen Völkern fehlt die Begabung für bildende Kunst, doch bei den Ungarn ist blos die Sprache turanisch geblieben, das Blut hat durch die fortwährende slavische, lateinische und germanische Mischung längst seinen turanischen Charakter verloren, es ist ebenso arisch wie jenes aller westlichen Völker Europa's. Die Kunst ist auch nur eine importirte Pflanze in Ungarn, die hier keinen speciellen Typus annahm, sich zu keiner besonderen nationalen Schule entwickelte, wie dies in Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und in neuerer Zeit in England geschehen ist; höchstens im Kunstgewerbe haben sich aus der Mischung fremder Einflüsse nationale Eigentümlichkeiten ausgebildet, in welchen die Anlage zu einer eigentümlichen nationalen Kunstrichtung nicht zu verkennen ist.

Aus der ältesten Zeit der Geschichte Ungarns sind kaum einige Reste von Baudenkmälern übrig geblieben; auch die Kirchengeräte im romanischen Styl gehören bei uns zu den seltensten, denn schon im dreizehnten Jahrhundert bürgerte sich der Spitzbogenstyl durch französische Mönche ein, welche hier Kirchen und Klöster bauten. Die Städte wurden zum grossen Teil durch deutsche Einwanderung gegründet und bevölkert; dadurch erhielt auch das Gewerbe, selbst zu der Zeit, als die Anjou's vom neapolitanischen Zweige auf dem Trone sassen und italienische Familien politischen Einfluss erlangten, einen durchaus deutschen Charakter. Auf den Weihgeschenken, welche König Ludwig der Grosse im Jahre 1360 der Domcapelle von Aachen widmete, ist die einzige Inschrift eine deutsche und die schöne Goldschmiedearbeit zeugt von keinem italienischen Einfluss. Dieser äussert sich erst nach dem Aussterben des Königshauses Anjou; als Philipp Scolari, aus dem berühmten Hause der Bondel-

monte, unter der Regierung Sigmunds unter dem Namen Pipo von Ozora [1] zu Einfluss und Ehren gelangte, kamen italienische Künstler durch ihn nach Ungarn. Noch inniger gestalteten sich die Beziehungen zu Italien durch den erwachenden Humanismus; die Ungarn besuchten die Hochschulen Italiens, italienische Miniaturmaler erhielten Bestellungen vom König Mathias Corvinus, italienische Gelehrte zierten den Hof dieses Königs, italienische Künstler kamen nach Ofen und schmückten den königlichen Palast in der Hauptstadt, wie die erzbischöfliche Residenz in Gran. Der Einfluss der Früh-Renaissance machte sich geltend, doch war er nur von kurzer Dauer, denn schon ein Menschenalter nach dem Tode des kunstliebenden Königs wird die Schlacht von Mohács geschlagen und es folgten anderthalb Jahrhunderte lang Türkennot und Religionskriege, in welchen die meisten alten Kunstdenkmäler zu Grunde gingen. Den Einfluss italienischer Renaissance sehen wir daher blos an dem Portale des Domes von Gyula-Fehérvár, an einigen Grabdenkmälern, an dem einen Altar in Fünfkirchen und den Sculpturresten der Bakócz-Capelle in Gran, während deutsche Einflüsse aus derselben Zeit, besonders aber der Einfluss Wohlgemuths, des Meisters von Albrecht Dürer, in den Kirchen von Kaschau, Leutschau, Bartfeld und in den Zipserstädten nicht zu verkennen ist. Ebenso entwickelt sich in Hermannstadt, Kronstadt und auf dem Siebenbürger Königsboden keine eigentümliche Kunstrichtung: Kirchen, Altäre und das Altargeräte sowie die Reliefs der Grabsteine gleichen vollkommen den deutschen Werken jener Zeit.

Aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und der ersten des sechzehnten stammen aber jene goldenen und silbernen Kelche in den Kirchen Ungarns, welche wir auf der Goldschmiede-Ausstellung zu bewundern Gelegenheit hatten; sie sind mit einem Schmelzschmuck versehen, für den wir kaum eine Analogie im Westen finden: es ist jener Zellenschmelz, bei welchem die Zellen aus Filigrandrähten gebildet werden. Die Verzierungen sind bei diesen Kelchen oft figuralisch, sie bieten aber keine grosse Abwechslung der Formen, ihr Reiz beruht hauptsächlich auf dem harmonischen Farbenton des Emails. Es ist ein ziemlich kleines künstlerisches

[1] Sein Bildniss wird in Florenz durch Andrea di Castagno verewigt: die Unterschrift nennt ihn Philippus Hispanus (ispán) relator victorie Turcarum.

Capital, das aber durch die ungarischen Goldschmiede mit viel Geschick in den verschiedensten Formen geltend gemacht wird. Diese Technik scheint dem Geschmack der Nation ganz besonders angemessen gewesen zu sein; sie erhielt und entwickelte sich am Hofe der Siebenbürgischen Fürsten im XVII. Jahrhundert; es ist eine nationale Ausbildung des Kunstgewerbes, welche zwei Jahrhunderte hindurch für Ungarn charakteristisch bleibt. Im fünfzehnten Jahrhundert waren es hauptsächlich Kelche und Kirchengeräte, im sechzehnten und siebzehnten sind es meistens Gürtel, Kleiderspangen, Halsketten, Frauenschmuck und Pferdegeschirr verschiedener Art, welche mit diesem eigentümlichen Zellenschmelz verziert wurden. Das älteste Beispiel dieser Technik finden wir an der Bekleidung der Reliquien-Herme des heiligen Ladislaus, welche am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts für den Dom von Grosswardein verfertigt wurde, nachdem die ursprüngliche durch die Feuersbrunst von 1409 zerstört worden war. Auch auf den Heiligenscheinen der Bilder der orthodoxen Kirchen im sechzehnten Jahrhundert, sowohl bei uns als in Russland, begegnen wir diesem eigentümlichen Zellenschmelze, welcher im Westen Europa's nicht bekannt ist, dagegen im Osten bei Russen, Türken und Persern heimisch war und jedenfalls einen Einfluss auf diese Kunsttechnik in Ungarn ausübte. So sehen wir zum Beispiel auf einem reich verzierten Sattel, jetzt im Besitz des Grafen Samuel Teleki, derartige orientalisirende Verzierungsmotive, dass wir ungewiss sind, ob dieses Prachtstück in Persien oder in Ungarn verfertigt wurde. Im siebzehnten Jahrhundert macht sich der Einfluss der türkischen Herrschaft in den Formen der Caffeekannen geltend; mit dem labenden Getränk bürgert sich auch die eigentümliche orientalische Geschirrsform bei uns ein; selbst das türkische Filigrangestell der Caffeeschalen wurde zum Schnallenschmuck an ungarischen Kleidern geschickt verwendet.

Eine weitere Eigentümlichkeit des Kunstgewerbes machte sich auf der Goldschmied-Ausstellung sehr bemerkbar, dass nämlich die alten Formen sich in Ungarn viel länger erhielten als im übrigen Europa. Spitzbogen-Ornamente kommen noch im siebzehnten Jahrhundert auf Monstranzen und Kelchen häufig vor, zu einer Zeit, wo schon der Barokkstyl im übrigen Europa die Renaissanceformen verdrängt hatte. Dieser Archaismus lässt sich durch die isolirte Lage Ungarns leicht erklären, so wie die Blumenornamente des siebzehnten Jahr-

hunderts sich in ziemlicher Reinheit bis tief ins achtzehnte, ja selbst bis zur Gegenwart in Siebenbürgen erhielten, und es nachgewiesen werden kann, dass die Goldschmiede in Klausenburg bis in die Neuzeit zu ihrem Meisterstücke Kupferstiche nach Ornamenten des sechzehnten Jahrhunderts zu machen hatten, wodurch die alte Tradition und ein reinerer Styl erhalten wurde.

Unter den Königen aus dem Hause Habsburg hörte der directe Einfluss der italienischen Kunst in Ungarn, welchen noch der Cardinal Bakócz unterstützt hatte, vollkommen auf. Die Künstler von Nürnberg und Augsburg beherrschten seitdem die Kleinkunst, in welcher sich aber noch immer viele italienische Traditionen erhielten, da die bedeutendsten Schüler Albrecht Dürers, die beiden Behaim, Altorfer, Pencz, Binck u. s. w., längere Zeit in Italien verweilten und Schüler jener Kupferstecher waren, welche selbst früher das Goldschmiedehandwerk gelernt hatten, wie denn überhaupt die Kunstweise des Goldschmieds und des Kupferstechers einander nahe verwandt sind. Auf einem Silberbecher des ungarischen National-Museums, welcher mit dem Monogramme *B. H.* und der Jahreszahl *1512* bezeichnet ist, sehen wir den H. Hieronymus Dürers und eine Taufe Christi in der Art Schongauers eingravirt. Eine silberne Kanne in demselben Museum ist mit den schön getriebenen vier Compositionen aus dem Leben des verlorenen Sohnes von Hans Seebald Behaim verziert, dabei lauft unten und oben ein lebendig componirter Reigentanz von Kindern um den Rand, welcher an die schönsten italienischen Puttentänze erinnert. — Die deutsche Hochrenaissance ist eben mit der italienischen innig verknüpft und manche Augsburger Arbeit aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts wurde der italienischen oder französischen Kunstschule zugeschrieben, besonders die verzierten Rüstungen, für welche Augsburg ein Haupterzeugungsort blieb, von der Zeit an, als am Hofe Kaiser Karls des V. italienische und deutsche Künstler beschäftigt wurden bis in die Zeit Rudolfs des II. Auch in Ungarn herschte der Styl der von Italien beeinflussten deutschen Hochrenaissance. Bei dem colossalen Weingefäss Anton Losonczy's, dessen ungarische Aufschrift es ausser Zweifel setzt, dass es heimischen Ursprungs sei, kann in den sich stets wiederholenden Reliefcompositionen, mit welchen der Rand der Schüssel verziert ist, keine Eigentümlichkeit entdeckt werden, welche es von deutschen Arbeiten dieser Zeit unterscheiden könnte.

Dagegen sahen wir auf einer gräflich Erdödy'schen ovalen Schüssel Tierkämpfe, deren stylistische Eigentümlichkeit, wir könnten sagen altertümliche Unbeholfenheit, mit den übrigen eleganten Verzierungen im Widerspruch steht. Dies könnte wohl ein eigentümliches Werk heimischer Kunstindustrie sein, das aber beinahe ganz vereinzelt dasteht und uns nicht berechtigt, eine specielle ungarische Kunstschule anzunehmen, blos in einigen getriebenen Silberschalen orientalisirenden Styles finden wir einige Analogien (die schönste solche Schale ist ins Kensington-Museum gekommen).

Die Entdeckung der überseeischen Länder in dieser Epoche und die Einführung der Erzeugnisse tropischer Gegenden übte auf die Phantasie der Zeitgenossen einen bedeutenden Einfluss aus. Das Kunsthandwerk bemächtigte sich sogleich der eigentümlichen Seltenheiten, welche die Seefahrer aus dem fernen Osten und Süden brachten. Die Cocusnuss, das Straussei, der Nautilus und die Perlmuschel wurden durch die Meister der Goldschmiedkunst häufig für ihre Zwecke kunstreich benützt, die bizarre Form der westindischen Ananas wurde in Silber nachgeahmt, das Tulpen-, Nelken- und Granatäpfel-Ornament kam in Aufnahme, phantastische orientalische Motive verbreiteten sich und hatten einen bedeutenden Einfluss darauf, dass die Hochrenaissance in den Barokkstyl überschlug.

Ihre höchste Blüte erreichte die Hochrenaissance am Hofe und zur Zeit des kunstsinnigen Kaisers Rudolf II. Es war die Zeit der mediceischen Grossfürsten in Italien, Heinrich's II. in Frankreich, Philipp's III. in Spanien, jene Nachblüte der grossen Kunst, in welche sich schon die Uebertreibung und das Künstliche an die Stelle des Künstlerischen und des Edelschönen einzuschleichen begann. Für das Kunsthandwerk aber war es noch immer eine goldene Epoche, die Zeit Benvenuto Cellini's und Gian Bologna's in Italien, der Emailschule von Limoges, der Majolika von Oiron in Frankreich und einer ganzen Reihe ausgezeichneter Goldschmiede in Deutschland, deren Namen erst in neuester Zeit vom Staube der Vergessenheit gereinigt wurden. Da ist Eisenhoit, von dem unsere Väter nichts gewusst haben, und Wallbaum mit seinen eleganten kleinen Silberfiguren, die er auf Ebenholzschreinen so geschmackvoll anbrachte, und Attemstetter, dessen zierliche Arabesken in durchsichtigem Schmelze auf den weissen Silberpokalen an die Verzierungen der Loggien im Vatikan erinnern, endlich Jamnitzer und alle die Meister, deren

phantastische Compositionen Virgilius Solis und seine Zeitgenossen in Kupfer stachen; vor allem aber der Meister mit der Widderkopfsmarke, den man mit dem Nürnberger Petzolt zu identificiren pflegt, dessen Werke jene seiner Zeitgenossen gewaltig überragen.

Die meisten dieser Künstler waren auf unserer Ausstellung durch ausgezeichnete Werke vertreten, Jamnitzer durch einen etwas steifen springenden Hirsch, doch das Postament mit den zwischen Pflanzen kriechenden Eidechsen, Schlangen und Fröschen ist wirklich meisterhaft getrieben. Von Wallbaum bewunderten wir das Altärchen, welches Baron Franz Révay dem Museum geschenkt hatte; von Attemstetter die schönen Kelche bei dem Fürsten Eszterházy und dem Grafen Johann Pálfy; von dem Meister mit der Widderkopfsmarke die Gegenstücke der Kleopatra des Königs von Württemberg und des Dianapokals des Kaisers von Deutschland, beides Meisterwerke aus dem Forchtensteiner Schatze der Fürsten Eszterházy. Unbekannt ist der Name des Künstlers, welcher den wunderbar schönen Pokal verfertigte, welchen die Gräfin Livia Zichy besitzt; er ist in der Form und in der äussern Anordnung vollkommen zwei andern Pokalen ähnlich, die sich im Besitz des Grafen Eltz und des Barons Nathaniel Rothschild befinden. Dem Jamnitzer wird auch eine Serie von getriebenen Bechern zugeschrieben, von denen einer im Kensington-Museum, ein anderer bei Rothschild in Frankfurt, ein dritter im germanischen Museum, ein vierter in unserem National-Museum verwahrt wird; doch die Composition dieser Becher ist freier und lebendiger, die Ciselirung sorgfältiger, als bei den Werken des berühmten Meisters. Auf allen diesen Bechern fehlt die Marke des Künstlers.

Alle diese Meisterwerke der Goldschmiedekunst werden aber durch den wunderbaren Goldkelch in Schatten gestellt, welchen der Bischof Forgách dem Capitel von Neutra zum Geschenke machte. Es ist das edelste Werk Rudolfinischer Zeit und masshaltender Hochrenaissance, durch die geschmackvolle Behandlung des Emails, der Tafelsteine und des Gegensatzes des mattgranulirten und hellpolirten Goldes. Das Wappen des Kirchenfürsten und die fünf Heiligen-Medaillons in Relief-Email am Fusse des Kelches sind in Hinsicht der Technik unübertroffene Meisterwerke.

In dieselbe Zeit gehören auch die meisten jener Medaillons, welche selbst in fürstlichen Schatzkammern selten sind, hier aber in

solcher Menge erschienen, wie noch nie. Es ist auffallend, wie schwer sich persönliche Schmuckgegenstände aus älteren Zeiten erhalten haben; sie wurden nämlich, besonders wenn sie mit Edelsteinen verziert waren, bei der wechselnden Mode sehr häufig umgegefasst. — In Ungarn blieben aber verhältnissmässig viel mehr kostbare Zierstücke unverletzt, als in anderen Ländern, weil sie bei dem ungarischen Kostüm verwendet werden konnten und nie ausser Gebrauch kamen. Doch selbst bei uns kennen wir keine solchen Schmuckgegenstände und speciell keine solchen Pendeloques, welche älter wären als das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Blütezeit dieser kostbaren Meisterwerke der Kleinkunst fällt in das sechzehnte Jahrhundert und erhielt sich noch bis zum Ende des siebzehnten, wo inländische Goldschmiede noch immer die ausländischen Muster früherer Zeit nachahmten; besonders war die guitarrespielende Frau auf einem Hirschen reitend eine sehr beliebte Composition, von der wir zwei emaillirte Gold-Exemplare aus dem sechzehnten Jahrhundert und fünf silberne, Siebenbürger Arbeit, aus dem siebzehnten auf der Ausstellung sahen.

Die schönsten dieser Zierstücke waren jedenfalls italienischen Ursprungs, so die sitzende Venus mit dem Amor des Grafen Julius Andrássy, die Amphitrite auf dem Triton reitend, ein Meisterstück ohne Gleichen aus dem Forchtensteiner Schatze, die ruhende Nymphe des Grafen Elemér Batthyányi, deren überschlanke Verhältnisse an die Schule Cellini's erinnern, und mehrere Stücke aus dem National-Museum. Die Mehrzahl ist aber jedenfalls deutscher Herkunft aus den Werkstätten von Augsburg und Nürnberg; Heiligen-Figuren, unter denen die «Patrona Hungariæ» des National-Museums und die heilige Cäcilia des Baron Bánffy zu dem Besten gehört, was in dieser Art hervorgebracht wurde, dann mythologische und legendarische Compositionen, darunter besonders schön Cimon und Pero der Gräfin Livia Zichy und die auf dem Kameel reitende Justitia des Grafen Török; auch Tiergestalten und Blumenverzierungen, unter denen das Löwen-Medaillon, das Baron Franz Révay dem National-Museum geschenkt hat, und der Pelikan des Herrn von Kárász eine hervorragende Stelle einnimmt, wie denn überhaupt jeder Gegenstand im Besitze dieses kunstsinnigen Sammlers sich durch den feinsten Geschmack auszeichnet. Dann folgt eine lange Reihe von Goldemail-Statuetten des heiligen Georg mit dem Drachen, von denen

manche aus dem vorigen Jahrhundert stammen, andere ganz modern sind: denn der Patron der Ritter blieb bei unserer Gentry eine der populärsten Gestalten aus dem Kreise der Heiligen, und zahllose Georgsmedaillen, die noch jetzt an der Uhrkette unserer Junker zu sehen sind, zeugen von seiner unverwüstlichen Popularität.

An die Pendeloques reihen sich natürlich zunächst die Gnadenketten, von denen die schönste wohl jene ist, welche in dem Sarge des Cardinals Bakócz gefunden und dreigeteilt wurde. Die verschiedenen Stücke, im Besitz des National-Museums, der Gräfin Anna Zichy und des Herrn Eugen Miller von Eichholz, fanden sich auf der Ausstellung wieder beisammen; es ist offenbar eine schöne italienische Arbeit. Kostbarer ist noch jene mit Perlen und Email verzierte Kette, welche angeblich der Königin Isabella gehörte und zum Muster für jene Kette diente, welche die Stadt Budapest der Kronprinzessin Stephanie als Hochzeitsgeschenk verehrte. — Auch der venezianische und genuesische Filigranschmuck des sechzehnten Jahrhunderts fand seinen Eingang in Ungarn, im siebzehnten Jahrhundert aber ward am Hofe der Siebenbürgischen Fürsten der sogenannte Siebenbürgische Emailstyl herrschend. Dieser Name ist nicht hinlänglich begründet; im Inventar des Cardinals Hippolyt von Este kommt zwar das «Opus transylvanicum» vor, doch kann es nicht nachgewiesen werden, dass darunter jener Zellenschmelz mit oder ohne Filigran verstanden war, welchem wir schon an der Grosswardeiner Ladislaus-Herme, an den Kelchen des fünfzehnten Jahrhunderts und wieder an dem Kleiderschmuck des siebzehnten begegnen. Jedenfalls wurde dieser Styl sehr populär und wird daher in neuerer Zeit häufig nachgeahmt; es ist der nationale Typus des ungarischen Kunstgewerbes. Das bedeutendste Stück dieser Art ist jedenfalls eine Kette, welche an der Schleife, die sie schliesst, die Buchstaben trägt: *S. D. Z. F. r. S.*, — was wohl Serenissimus David Zolyomi Fürst von Siebenbürgen bedeuten soll, und wahrscheinlich ein Geschenk der Sachsen für diesen Staatsmann ist, der nach dem Tode Gabriel Bethlen's als Prätendent des Fürstenhutes von Siebenbürgen auftrat. Die meisten grossen Familien in Siebenbürgen besitzen Ketten, Gürtel, Spangen und Knöpfe dieses Styles in ihrem Familienschmucke, doch Vieles ist in neuerer Zeit durch die Kunsthändler in andere Hände geraten.

Charakteristisch für Ungarn ist auch der Forgó, der Reiher,

diese nationale Zierde der Kopfbedeckung, welche auch bei den Türken im Gebrauche war. Die Rückseite eines solchen kostbaren Smaragdreihers ist offenbar türkischer Arbeit, sie gilt für ein Geschenk des Sultans an den Fürsten Johann Sigmund Zápolya. Die meisten dieser Forgós sind von bedeutender Grösse, reich mit Schmelzarbeit verziert und dazu bestimmt, dass ein ganzer Falkenflügel hineingesteckt werde. Der grösste von diesen ist wohl jener des berühmten Grafen Alexander Károlyi aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, in der Gestalt einer weissen Taube; die Arbeit ist übrigens viel roher als bei andern ähnlichen Forgós.

Eigentümlich sind auch jene sächsischen Gürtel, welche in zwei langen, ein Kreissegment bildenden viereckigen Spangen enden, welche an den Seiten häufig mit schönen Renaissance-Motiven in durchbrochener Arbeit, oben mit Türkisen verziert sind. Wir sahen davon einige ausgezeichnete Exemplare im Besitz des National-Museums und des Grafen Emanuel Andrássy. Eine flachere und breitere Art dieser Gürtel mit Blumen-Motiven, unter denen die Tulpe eine Hauptrolle spielt, ist in Siebenbürgen so populär geblieben, dass noch jetzt die Goldschmiede in Kronstadt ähnliche Arbeiten fortwährend verfertigen; die alte Tradition hat sich hier ununterbrochen lebendig erhalten. Auch die Ohrgehänge und die Ringe zeigen manche gefällige Form, welche verdiente, neu belebt zu werden. Unter den letzteren zeichnet sich hauptsächlich der Diamantring des Grafen Emanuel Andrássy aus, an dem die Buchstaben *S. F. W.* (sic fata volunt) den Wahlspruch der Königin Isabella enthalten.

Eine Unzahl von Silberbechern aus dem siebzehnten Jahrhundert, ganz einfacher Gestalt aber mit dem Wappen des Besitzers und häufig mit jenem seiner Frau verziert, sind offenbar Werke inländischer Goldschmiede, sie zeigen von wenig Phantasie und Geschmack, so wie auch die Arbeiten des Sebastian Haan, der in den letzten Jahrzehenden des siebzehnten Jahrhunderts und den ersten des achtzehnten in Hermannstadt einen grossen Namen hatte. Wir sahen mehr als ein volles Dutzend seiner Werke in der Ausstellung (fünfzehn Stücke sind im Cataloge verzeichnet); sie zeigen alle eine bedeutende technische Fertigkeit, aber dabei einen nüchternen und doch überladenen Barokkstyl in der mehr malerischen als plastischen Composition, der weit hinter den gleichzeitigen Arbeiten fran-

zösischer Goldschmiede, wie zum Beispiel der genial componirten Uhr des Fürsten Eszterházy, zurückbleibt. Einfacher, aber besser waren drei Becher des Goldschmiedes Thomas Stihn, der hundert Jahre vor Sebastian Haan lebte; sein Meisterzeichen und Name waren bis jetzt unbekannt. Neu ist auch Ferdinand Khunadt, ihrer königlichen Majestät Hofgoldschmied, 1650 auf dem goldenen Huldigungsbecher der Erbländer zur Erinnerung der Huldigung an König Ferdinand IV. und den Erzherzog, später Kaiser Leopold.

Auffallend waren für jeden Fremden jene Suiten von einfachen silbernen Bechern, die in der Reihe sich verjüngend in einander gesteckt werden konnten. Eine solche Suite von vierzehn Bechern mit dem Wappen des Grafen Michael Teleki und seiner Frau Judith Vér, welche durch Erbschaft an die verschiedenen Zweige der Familie Teleki gelangt war, sahen wir hier wieder vereint, dabei eine Reihe von sechs Bechern der verwaisten Judith Vér (árva Vér Judith), so wie einzelne Stücke ähnlicher Becherreihen der Familien Apor, (acht Becher aus einer Reihe von 24) Bethlen, Apaffy u. s. w., an denen die eingravirten römischen Zahlzeichen zum Beweise dienen, dass sie zu solchen Suiten gehörten.

Achteckige Silberteller, mit dem Wappen der Familie geschmückt, gehören gleichfalls zu den Eigentümlichkeiten des siebenbürgischen Tafelschmuckes vergangener Jahrhunderte; ebenso sind die sogenannten Sohlenbecher (talpas pohár) und unter diesen die Schweisstropfen-Becher (veritékes pohár) in Ungarn sehr häufig, während sie in Deutschland zu den seltenen Formen gehören.

Alles dies waren nationale Regungen des Kunstgewerbes in verschiedener Richtung, die sich aber nicht zu einem ungarischen Kunststyl entwickeln konnten. Das Handwerk wird ja überall von der bildenden Kunst beeinflusst und eine nationale ungarische Kunstschule gab es niemals; es fehlten die grossen Künstler, die dem Nationalgefühl in Farbe und Marmor einen Ausdruck zu geben im Stande gewesen wären. Das Kunsthandwerk lehnte sich daher stets an fremde Muster an; bald waren dies italienische, bald deutsche, bald wieder orientalische, was höchstens zu einem Eclecticismus führen konnte, sich aber nicht zu einem nationalen Kunststyl krystallisirte. Das Zeichenbuch Samuel Szigeti's, eines Klausenburger Goldschmiedes aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, das unlängst in den Besitz des National-Museums gelangte, ist in

dieser Hinsicht höchst lehrreich, da zu der Zeit, in welcher der überverfeinerte Rococostyl Ludwig's XV. in ganz Europa herrschte, der Klausenburger Goldschmied Hochrenaissance-Motive und solche des angehenden Barokkstyles in sein Buch zeichnete, in welches er auch Kupferstiche älterer Zeit klebte, welche er verwerten zu können glaubte, oder welche ihm gefielen, z. B. eine Composition Hans Sebald Behaims, eine Dolchscheide von de Bry, Stiche von Goltzius und dabei eine ganze Reihe von kleinen Ornamentstichen Klausenburger Goldschmiede aus den Jahren 1760—1785. Es sind dies beinahe ohne Ausnahme Copien von Ornamentstichen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert; derselbe Stich ward gelegentlich von zwei oder drei verschiedenen Goldschmieden mit mehr oder minder Geschick copirt. Aehnliche aber schwächere Blätter aus den Jahren 1808—1815, einige von ihnen Copien derselben Blätter, welche auch die frühere Generation nachgestochen hatte, waren ebenfalls in dasselbe Buch eingeklebt, das, wie es scheint, in die Hände des gleichnamigen Sohnes des ersten Besitzers übergegangen war. Die Originale dieser Stiche mussten daher wahrscheinlich in der Zunftlade sich befunden haben, und erhielten die Traditionen einer früheren bessern Zeit in einem Lande, welches ausserhalb jener Strassen lag, durch welche der Strom der europäischen Civilisation sich ausbreitete.

Der Verfall der Goldschmiedekunst so wie im allgemeinen des Kunsthandwerks ging auch bei uns rasch vor sich; das Formgefühl erstarb, die stylgemässe Behandlung verfiel der Vergessenheit. Zwei tüchtige Goldschmiede der dreissiger Jahre, Libay in Neusohl und Szentpétery in Pest, fühlten den Uebelstand und hatten den Willen, demselben durch ihr Beispiel abzuhelfen; doch in ihrer Abgeschlossenheit, fern vom belebenden Hauche kunsthistorischer Forschungen und dem rauschenden Leben der Zeitgeschichte, unbekannt mit den Meisterwerken der früheren Jahrhunderte, gerieten sie beide auf traurige Abwege: Libay, der die Künstlichkeit für die Kunst hielt, wollte die Filigran-Arbeit zu grossen plastischen Werken verwenden, eine klägliche Verkennung aller Regeln der Plastik, da in dieser Weise eine fortwährende Unterbrechung jeder Fläche entstand und die zwecklose Zeit- und Arbeit-Vergeudung nur blatternarbige Gestalten bilden konnte; Szentpétery dagegen, unbekannt mit der Verschiedenheit plastischer und malerischer Composition, copirte

Lebrun's Alexander-Schlachten in getriebenen Relieftafeln. Wir erwähnen dieser Verirrungen des Geschmacks blos darum, weil sich in Gewerbskreisen ein chauvinistisch-patriotischer Nimbus an diese Namen geknüpft hat, während sie doch nur zum warnenden Beispiel dienen sollten.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über das Verhältniss der Goldschmiedekunst zu den Typen der griechischen Kirche zu sagen.

Zu den interessantesten Gegenständen der Goldschmiede-Ausstellung gehörte jedenfalls der Schrank der Regalien, in welchem die Abzeichen des Königtums aufgestellt waren: Kronen und Scepter und Reichsapfel und goldene Bullen. Das Wichtigste für den Kunsthistoriker waren die schönen Goldplatten der Krone des Kaisers Constantin Monomachos aus dem XI. Jahrhundert, mit dem herrlichsten byzantinischen Zellenschmelz verziert, ähnlich wie die byzantinischen Goldplatten an der Krone des heiligen Stephan. Bekanntlich wurden diese Goldplatten in Nyitra-Ivánka ausgegraben; es ist aber unbekannt, zu welchem Zweck und auf welche Art diese Krone nach Ungarn gelangte. Während aber in Russland, hauptsächlich in Mingrelien und den kaukasischen Ländern, die rein byzantinische Zellenschmelz-Technik sich einbürgerte, blieb diese bei uns vollkommen fremd, wie überhaupt die byzantinische Kunst auf Ungarn keinen besondern Einfluss ausgeübt hat. — Selbst die goldenen Bullen Andreas' II. und Béla's IV. tragen mehr den westlichen als den östlichen Charakter an sich, und die Todten-Kronen aus den Königsgräbern in Stuhlweissenburg und Grosswardein sind vollkommen unabhängig von byzantinischen Mustern. Dagegen scheint die Krone, welche der Sultan im Jahre 1605 dem Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bocskay schenkte, die wir hier ausgestellt sahen, eine griechische Kaiserkrone gewesen zu sein, ähnlich jenen, welche im russischen Kaiserschatz in Moskau verwahrt werden. Doch der Byzantinismus widerstrebte dem ungarischen Charakter, der sich in Kunst und Leben immer nach dem Westen richtet, trotzdem dass ein Teil der Bevölkerung der orthodoxen Kirche anhängt, in welcher die byzantinischen Typen mit sklavischer Treue festgehalten werden. Doch bei uns, wie selbst in Russland, bleiben diese altertümlichen Typen vollkommen unfruchtbar; sie üben keinen Einfluss auf Kunst und Gewerbe aus, ebenso wie sie

durch die Ideen und Kunstformen des Westens nicht beeinflusst werden. Doch so geschmacklos und alles Lebens entbehrend die neubyzantinischen Formen auch sind, haben wir die Continuität der Tradition des Niello hauptsächlich dem Kirchengeräte der orientalischen Kirche zu verdanken, so wie die Fassung jener hölzernen Berg-Athos-Kreuze, die jeder Russe als Amulet auf seiner Brust versteckt, die Technik des Filigranzellenschmelzes erhielt, als diese in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bei den ungarischen und siebenbürgischen Goldschmieden in Vergessenheit geriet. Von allen fremden Einflüssen auf das ungarische Kunstgewerbe sind die byzantinischen die schwächsten, während die deutsche Richtung vorherrschend blieb und sich im Kunsthandwerk immer geltend machte.

FRANZ PULSZKY.

DAS TAGEBUCH DER GRÄFIN JOHANN KEGLEVICH.

Graf Johann Keglevich von Buzin, Obermundschenk, später königl. ung. Obersthofmeister, war ein hervorragendes Mitglied der sogenannten conservativen Partei. Er gehörte jener Zeit an, welche von den Ereignissen des Jahres 1848 umgestürzt, in der Periode der Reaction teilweise wachgerufen wurde, um von der neueren Generation wieder vergessen zu werden. Es ist eine originelle Erscheinung in der Geschichte unseres socialen Lebens, dass die Entwickelungsphasen dieses Jahrhunderts als abgeschlossene, isolirte Epochen dastehen. Zur Zeit der napoleonischen Kriege musste Ungarn Geld und Blut opfern und dazu — was jedenfalls das bitterste war — schweigen. Der Staatsbankerott deckte Vieles zu; in der darauf folgenden Periode der Armut erschienen so manche Dinge in anderem Lichte.

Die durch den Landtag des Jahres 1825 inaugurirte Aera brachte eine Flut neuer Ideen. Wer nicht mit diesem Strome schwamm, wurde für eine Art Ichthiosaurus angesehen. Dieser Vergleich ist umso berechtigter, weil mit der damaligen Richtung Niemand zufrieden war, nicht einmal das Haupt der Regierung, der oberste Lenker der Reichspolitik: Metternich. Nicht das Streben nach Neuem, nach Fortschritt, sondern die durch die absolute Tatenlosigkeit bedingte — sagen wir — Langeweile stachelte und spornte

die sonst so bequeme legale Nation. Die Richtung und das Herz der ungarischen höheren Aristokratie wird gänzlich wienerisch. Unsere Geschichtschreiber sprechen von Germanisation. Das war es gewiss nicht: es ist wahr, dass ein grosser, man darf sagen der grösste Teil unserer Magnaten sich des, dem deutschen am nächsten stehenden Idioms bediente, doch war ihr Gedankengang rein wienerisch. Seit Karl III. übernimmt Wien immer mehr und mehr die Führung. Wir können in dieser Beziehung die Correspondenz unserer ersten Geschlechter als Gradmesser betrachten. Beweis des Schliffes sind die Wiener Beziehungen, die vollkommene Kenntniss der deutschen Sprache. Die Cultursprache wird zur Familiensprache. Der Sohn des das Deutsche kaum radebrechenden bespornten Vaters wird ein in Wien erzogener Elegant, und die Enkel hören schon mit Staunen, wie ungehobelt ihre Ahnen waren. Die lateinische Sprache allein erinnert sie manchmal an ihre teilweise Sonderstellung; hie und da macht die pietätvolle Anhänglichkeit seiner Jobbágyen den glatten Hofmann, der solches noch nie erfahren, nachdenklich. Die gesammte Aristokratie jenseits der Donau huldigt Wien, nur sporadisch finden wird irgend einen murrenden Patrioten, der, vergangener Zeiten gedenkend, den Hof meidet, oder trauernd sich alten Erinnerungen widmet, wie der Vater unseres Stefan Széchenyi. Unter den Frauen ist die ungarische Sprache noch seltener, die ungarische Aristokratie existirt blos gemeinrechtlich, in socialer Beziehung kann Wien mit Recht dieselbe als die ihrige ansehen.

Aus dieser Epoche stammt das pünktlich geführte Tagebuch einer hochadeligen ungarischen Dame, welches Schreiber dieser Zeilen mit freundlicher Erlaubniss ihres wackeren Nackommen durchblättert hat.[1] Auch dieses Tagebuch ist deutsch, doch gleicht die Verfasserin dem Dornröschen des deutschen Märchens, das aus hundertjährigem Schlafe erwachend, staunend ins fremde Leben blickt. Langsam gelangt sie zu der Erkenntniss, dass auch sie eine Ungarin sei; jenes rauhe, nicht salonfähige Comitatsleben, welches im Barser Comitate die üppigsten Blüten trieb, gewinnt immer mehr ihr Gefallen, und am Ende ihrer Lebensbahn sieht sie voraus, dass «die

[1] Das Tagebuch der Gräfin Johann Keglevich beginnt 1821 und endet, neun in rotem Chagrin gebundene Hefte stark, im Jahre 1839. Gegenwärtig wird es im Archiv des Grafen Stefan Keglevich in Nagy-Tapolcsány aufbewahrt.

Nation, zu welcher auch sie gehört, kräftiger ist, als sie glaubte — einstens schämte ich mich dieser rauhen Race, jetzt bin ich froh, dass ich ihr entstammt bin.»

Diese Frau ist die Palastdame Gräfin Adele Zichy, die in Wien am 15. Sept. 1788 geborene Tochter des bekannten Staatsministers Grafen Karl Zichy. Das Tagebuchschreiben war seit der Zeit des XIV. Ludwig eine Lieblingsbeschäftigung der aristokratischen Kreise. Nicht jenes gehaltvolle Memoirenschreiben, welches sozusagen eine kritische Selbstbiographie des Verfassers mit der Charakteristik des Zeitalters im Hintergrunde ist, sondern zwanglose Plaudereien, die niedergeschrieben, als das ältere Archiv der heutigen Rubrik «Allerlei» betrachtet werden können. Es enthält Wahres und Unwahres, Médisance, Spott, Schmeichelei, Lob. Auch das vorliegende Tagebuch gehört in diese Kategorie, doch verleiht ihm der gute Geschmack der Verfasserin, der interessante Rahmen, in dem es sich bewegt, besonderen Wert. Wir haben versucht, aus diesem Magazin von Allerlei dasjenige hervorzuheben, was auf allgemeines Interesse Anspruch machen kann; ein Zeitbild — wir sagen es voraus — wird sich daraus nicht ergeben, wohl aber die hingeworfene Skizze einiger ausgezeichneten Persönlichkeiten, deren Wirken in die Periode des Erwachens fällt.

I.

Gräfin Adele Zichy war nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen eine hübsche, schöngewachsene Dame mit lebhaftem Temperament. Sie sprach gerne und viel, wie das übrigens auch ihr Tagebuch beweist. In Gesellschaft wollte und wusste sie immer den Mittelpunkt zu bilden. Zwanzig bis dreissig Herren auf einmal zu unterhalten, war ihr nicht nur eine leichte, sondern auch angenehme Sache. Sie hatte eine scharfe Zunge, war im Urteilen bestimmt und — was bei Frauen etwas besonderes ist — in ihren Charakterisirungen ziemlich consequent. Sie bildete sich ihr Urteil auf den ersten Blick, und wich von diesem — was bei Frauen wieder natürlich — nicht leicht ab. Ihrem Gatten war sie zugetan; trotzdem sie die Häuslichkeit zu lieben schien, trat sie auch in der Oeffentlichkeit gern auf. Ihre politischen Ansichten waren natürlich conservativ, aulistisch. Sie war streng religiös, doch teilte sie die häufig freisinnige Auffassung ihrer Zeit und ihrer Ranggenossen.

Ihre Erziehung hatte sie ganz im Wiener Styl genossen. Ihre Freundinnen sind die Herzoginnen Odescalchi, die Khevenhüller, Zichy, Batthyányi, Károlyi, Liechtenstein, Auersperg, mit einem Worte jener Kreis, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts sozusagen die geistige Prätorianergarde des Hofes bildete. Ihr Mittelpunkt ist die Person des Kaisers, welche ihre Richtung, ihre Wünsche sogar in jeder Kleinigkeit beeinflusste. Der gute Kaiser wieder hatte, wie Ludwig Wirkner — gewiss einer seiner wärmsten Verehrer — schreibt, die Eigenheit, «Alles wissen, Alles untersuchen und Alles selbst bestimmen zu wollen.»[1] Wir begehen keine Indiscretion, wenn wir — ohne übrigens behaupten zu wollen, dass diese Eigenschaften gerade ausschliesslich den in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts in Wien lebenden Damen der Aristokratie zukommen — sagen, dass das Benehmen dieser hohen Kreise im Allgemeinen und Besonderen einerseits durch gegenseitiges, gewöhnlich gut gemeintes, Beobachten, durch kleinliche Auffassung, durch das bis ins Extrem geführte Aufrechthalten der conventionellen Regeln, andererseits durch jenen Wiener Vorstadtton, den die Lanner'schen Walzer bezeichnend ausdrücken, charakterisirt wird. Diesen Eindruck hat das vorliegende neunzehn Bände starke Tagebuch auf mich gemacht.

Wir wollen nicht übertreiben. Man muss andererseits anerkennen, dass diese hohe Gesellschaft in geistiger Beziehung vollkommen auf gleichem Niveau mit ihren westlichen Nachbarn stand. Ist vielleicht die Umgebung der deutschen Höfe sympathischer? Oder ist jene französische Aristokratie, deren heutige legitimistische Ueberbleibsel noch immer im Ideenkreise Karl's X. leben, durch eigenen Schaden klüger geworden? Das tartarenhafte Benehmen der russischen Aristokratie führt uns Baron Korff vor Augen.[2] Dass hingegen Metternich der staatsmännischeste Staatsmann seiner Zeit, ein vorzüglicher Stylist und ein Gentleman mit den gewähltesten Manieren war — kann Niemand leugnen. In der Wiener Gesellschaft ist unbestritten er die Hauptfigur; ohne sämmtliche Fehler derselben zu teilen, besitzt er Tugenden, die wir bei jenen vermissen.

Die Conversationssprache dieser Gesellschaft ist gewöhnlich die deutsche; die des Salons natürlicherweise die französische, doch

[1] *Meine Erlebnisse*, 1880, pag. 87.

[2] Avénement au trone de l'empereur Nicolas I-er, 1857.

bedient man sich lieber der ersteren. Französische Werke werden in grosser Anzahl gekauft; man schwärmt für die Romantiker. Ein Teil der Damen begeistert sich für das Theater; unsere geistreiche Gräfin ist stellenweise ein scharfsinniger Theaterkritiker. Sie liebt die Classiker, besonders Shakespeare.

Zu Anfang der zwanziger Jahre, so lange ihr Gemal in Wien amtirte, stand sie morgens zehn Uhr auf, und machte dann Besuche. Wie wir aus ihrem Tagebuch ersehen, war auch damals das Wetter das dankbare Thema, mit welchem das Gespräch eingeleitet wurde. Man erzählte sich den in Wien auf der Tagesordnung stehenden Klatsch, die Hofnachrichten, und was man in der Zeitung gelesen. Die Ungarn ergänzten dies noch mit Neuigkeiten aus ihren Comitaten. Während des Faschings ging es lustiger zu. Das sonst gewöhnlich um 3 Uhr abgehaltene Diner wurde später servirt, glänzende Soiréen in grosser Toilette, Tanz, Spiel und andere Belustigungen füllten den grössten Teil der Nacht aus. Unsere Gräfin tanzte nicht gern, sie spielte lieber Schach. Die Herren unterhielten sich gern beim Champagner, sie suchte sich dann gewöhnlich den heitersten zum Partner aus, und hatte ihre grösste Freude, wenn sie den seiner Gesellschaft entrissenen Herrn während des Spieles versöhnen konnte.

Wenn die Gräfin während des Sommers in Kis-Tapolcsány, in dem durch den Grafen Johann Keglevich inmitten eines wundervollen weiten Parkes erbauten Schlosse weilte, lud sie gewöhnlich den Geistlichen und die beliebteren Herren aus dem Comitate zu Tisch; nach Tisch spielte sie manchmal stundenlang Schach. Abends setzte sie ihr geliebtes Tagebuch fort, und schrieb neben die neuesten Hofnachrichten pünktlich auch den Stand des Geflügelhofes ein.

Im Jahre 1823 nahm der Lebenslauf des Ehepaares eine andere Richtung. Am 23. März berief der Monarch Johann Keglevich zu sich und überredete ihn, den Administratorposten des Barser Comitats und seiner lärmenden oppositionell gesinnten Versammlung anzunehmen. Es ist nicht zu verwundern, wenn Keglevich mit der Annahme dieses schweren Amtes zögerte. Das am 13. August 1822 herausgegebene Hof-Edict hatte die bisher in Wiener-Währung gezahlte Steuer vom 1. November desselben Jahres angefangen, in Silber (Conventions-Münze) einzuheben befohlen. Die Verordnung war ungesetzlich, das Volk konnte diese Steuer nicht erschwingen,

sämmtliche Comitate des Landes empörten sich. Die Hofkanzlei wurde mit Adressen bestürmt, was an sich kein Unglück gewesen wäre, aber die Hauptsache war, dass Niemand der Verordnung Folge leistete. In die Comitate wurden königliche Commissäre mit Brachialgewalt geschickt, die denn auch nicht ermangelten, mit Fesseln und Bestechungen die Ultras zur Raison zu bringen und die Opportunisten zu beruhigen. Das Barser Comitat vereitelte alle ämtlichen Massregeln. Es verlautete, dass auch dorthin ein königlicher Commissär kommen würde; hierauf hielt das Comitat am 2. Mai eine Sitzung und löste sich für den Fall, dass der den ungesetzlichen Befehl bringende Functionär eintreffen sollte, — einfach auf. Der Widerstand, das Protestiren dauerte hier schon seit Anfang 1823, die Hofkanzlei wusste nicht was anfangen; Michael Platthy, Johann Balogh, die Majthényis und Simonyis organisirten die constitutionelle «non possumus»-Partei.

Unter solchen Umständen gehörte viel Mut dazu, in diesem Comitat zu regieren. «Majestät, verlangen Sie was immer von mir, nur das nicht, dass ich die Rolle des Angebers spiele», so antwortete Keglevich dem Drängen des Monarchen. Kaiser Franz forderte zuerst wohlwollend, dann aber mit voller Bestimmtheit, er möge den Posten übernehmen. «Fürchten Sie Nichts, Sie haben blos mit den Leuten zu sprechen, das Andere wird meine Sorge sein.» Gegen das «Muss» konnte der Graf nicht appelliren, er stellte nur die Bedingung, dass seine Ernennung ein Geheimniss bleiben möge. Vielleicht gerade deshalb war dieselbe in einer Woche in ganz Wien bekannt. Sein Amt trat er aber erst am 30. Juni an; die Feier der Installation hatte er für diesen Tag angesetzt.

II.

Johann Keglevich war am Anfange seiner Administratorschaft nicht beliebt bei den Barsern. Sein Reichtum, sein herrschaftlicher Luxus imponirte ihnen, aber mit seinem Benehmen konnten sie sich unmöglich befreunden. Der Graf, der sich fortwährend in Hofkreisen bewegt hatte, kam nicht gerne mit den grundehrlichen, aber sehr viel Wein trinkenden und lärmenden Edelleuten in Berührung. Im Jahre 1823 ignorirte ihn die Comitatscongregation gänzlich. Kaum installirt, reichte der Obernotär Michael Platthy der am 3. Mai abge-

haltenen Generalversammlung an die Hofkanzlei eine, was Energie und Styl anbetrifft, zum Muster gewordene Adresse ein. In der Adresse gibt er dem Könige ganz offen gute Lehren, indem er unter Anderem sagt: «Der Vater Ew. Majestät ... hat die Fehler der Administration, die die Unwissenheit der Verfassung des Landes in die Schuhe zu schieben pflegt, nicht mit Hilfe von Commissären, sondern mit Landtagsverhandlungen gut zu machen gewusst.»

Die Installation wurde indess am 30. Juni in Aranyos-Maróth mit grossem Pomp vollzogen. Es gab Reden, ein grosses Bankett, bei welchem Johann Balogh einen glänzenden Toast ausbrachte. Nach Tisch beging der gemeine Adel mit einer grossen Schwelgerei diese seltene Feier, die Gräfin sprach freundlich mit den Herren, und gewann Alle durch ihre Herzlichkeit. Das Comitat aber gab im Kampf um seine Rechte nichts nach. Die übrigen Comitate folgten diesem Beispiel, und diese seltene Einmütigkeit überzeugte den Hof, dass hier Gewaltmassregeln nichts nützen. Keglevich fasste seine wenig beneidenswerte Rolle sehr richtig auf. Er präsidirte, capacitirte wo es nur anging, im Geheimen aber berichtete er dem zürnenden Könige, dass die Stände ihr Recht verteidigen, und es da kein anderes Mittel gäbe, als die Einberufung des Landtages.

In Wien wollte man gar nichts davon hören; Ambro, Platthy, die beiden Balogh, Bencsik und Majthényi wurden citirt, und der König «wusch ihnen ordentlich den Kopf», wie man damals zu sagen pflegte. Platthy schloss er sogar für die Zukunft von jeder Candidatur aus. Einen grossen Sturm erregte es im Comitat, als Keglevich das zum Widerstand ermunternde Circularschreiben des Neograder Comitates direct nach Wien schickte, statt es der Comitatsversammlung vorzulegen. Ladislaus Majthényi griff ihn deswegen so heftig an, dass der Obergespan krank wurde. Keglevich hatte jedenfalls einen Fehler begangen, doch stellte es sich später heraus, dass er diesbezüglich einen «allerhöchsten» schriftlichen Befehl hatte. Bis Ende des Jahres gewöhnte sich Keglevich an seine Leute. Mit guten Worten und — wo es ging, zur Ehre der damaligen Generation sei es gesagt, es ging selten — mit Versprechungen gelang es ihm, das Comitat wieder zu beruhigen. Die Politik wurde von der Bewegung der 1824er Restauration abgelöst.

Am 15. Januar 1824 war der grosse Tag von Aranyos-Maróth. Bischof Benyovszky las eine feierliche Messe, der Keglevich sammt

Gemahlin mit bangem Herzen beiwohnte. Der geschickteste Kortes der Opposition, Johann Balogh, hatte schon einige Tage vorher den niederen Adel zu capacitiren gesucht. Am meisten wurde Platthy portirt, weil er mit seiner Feder dem Comitate Ehre gemacht hatte. Die Lévaer Edelleute waren hingegen auf Seite des Obergespans. Im Comitatshause befolgte die Opposition eine ungeschickte Taktik. Als die einzelnen Beamten ihre Stelle niederlegten, wurde jeder eine halbe Stunde lang hoch leben gelassen, unterdessen sammelte sich die Partei des Obergespans und wartete schweigend auf die Abstimmung. Gegen Mittag kam es zur Wahl des ersten Vicegespans. Candidaten waren: Ambró, Boronkay, Paul Jeszenszky, Dionys Simonyi und Andreas Pély. Boronkay, dessen Wahl auch Keglevich wünschte, siegte mit einer Mehrheit von 61 Stimmen. Die Gräfin wartete unterdessen in Tapolcsány, eine halbe Stunde Weges von Maróth entfernt, auf das Resultat. Stündlich kamen und gingen Couriere, um der Gräfin über den Verlauf der Sitzung Bericht zu erstatten. Nachmittag kam endlich der geduldige Obergespan mit grossem Gefolge, circa hundert Gästen, erschöpft nach Hause. 180 Edelleute bewirtete der Graf im Gasthause von Aranyos-Maróth, mit 36 Groschen per Kopf; den Wein gab er ihnen aus dem eigenen Keller, «sie haben ihm auch fünf und einen halben Eimer ausgetrunken.»

Den andern Tag ging die Wahl schon ruhiger von Statten. Zweiter Vicegespan wurde Dionys Simonyi; General-Perceptoren: Karl Majthényi und Josef Sándor: Cassier der alte Josef Simonyi. Mittags war wiederum grosse Gasterei; bei fröhlichem Becherklang war bald Opposition und Regierung vergessen; «der Ungar ist schon einmal so.» Abends führte die ungarische Schauspielertruppe des Ujfalussy das Stück Karl Kisfaludys: *Ilka oder die Eroberung von Belgrad* auf. Kisfaludy war bei der Installation im Jahre 1823 in Maróth gewesen und wurde damals von Keglevich in auffallender Weise ausgezeichnet. Ueber sein Stück schreibt die Gräfin: «ich habe nicht viel verstanden, besonders die Reden nicht; aber das Spiel und die Action hat mir sehr gut gefallen; besonders eine Frau Ujfalusy hat ausserordentlich gut gespielt».

Die Gräfin hatte schon übergenug an dem vielen Lärm und ärgerte sich über die Opposition vielleicht mehr als die Wiener Hofkanzlei. Sie zürnte auch ihrem Gemale wegen seiner Nachgiebigkeit, welcher sehr gewandt nur in den wichtigen Fragen Widerstand

leistete. Er selbst hatte sich an die Spitze der Deputation gestellt, die beim Könige die Wiedereinsetzung, beziehungsweise Wiederwahl Platthy's und die der beiden Balogh erbitten sollte.

Bis Ende 1824 lief Alles ruhig ab. Die Gräfin war einigemale in Wien; sie erzählte ihren dortigen Freundinnen ihre bucolischen und parlamentarischen Erfahrungen, und fand schliesslich, dass das Comitatsleben doch nicht so schlecht sei. Auch die ungarische Sprache wurde ihr immer geläufiger; die ungarische Sprache gelangte unvermerkt auch im öffentlichen Leben an den ihr zukommenden Platz und concurrirte schon mit dem amtlichen Latein. Am Ende des Jahres, den 15. December, am Vorabende ihres Namensfestes, antwortete die Gräfin der Gratulationsdeputation schon mit einer ungarischen Rede. Soviel hatte die energische Dame jedenfalls erreicht, dass selbst die hartnäckigen Oppositionsmänner durch ihr Benehmen und ihre Liebenswürdigkeit gefesselt, das Haus Keglevich nicht mehr mieden, sondern sich darin auch während der heftigsten Debatten sehr wohl fühlten. Wie überall, gab es auch hier Klatschereien; ein Herr A., die Fama des Comitates, klatschte hier über Balogh und seine Partei, bei den Balogh'schen erzählte er wieder Allerlei über den Administrator und seine Umgebung. Derartige kleinere Unannehmlichkeiten pflegte die Gräfin mit meisterhaftem Tacte zu verwischen.

Im neuen Jahre 1825 debattirte die Gesellschaft von Tapolcsány vor Allem lebhaft über die Frage des Landtages. Die alten Herren zweifelten, wie gewöhnlich, daran — wurde doch das Zweifeln a priori für ein Zeichen der Klugheit gehalten, — die Jüngeren wieder wollten ganz Osteuropa auf einmal aus den Angeln heben. Keglevich war meistens in Wien, die Gräfin spielte Guitarre, Schach, besuchte ihre Nachbarn und trieb Lecture. Der Sommer brachte viele Gäste in den Tapolcsányer Wildpark. Die wundervollen Pflanzungen, der Teich, seine ausgedehnten Promenaden machten denselben zu einem der schönsten Parks des Landes. Mitte Juli brachte Keglevich den Tronprätendenten von Portugal Prinz Dom Miguel mit sich. Der Prinz besuchte Aranyos-Maróth und weilte dann als Gast bei Keglevich. Er fand eine fürstliche Aufnahme: Abends griechisches Feuer, türkische Musik, Illumination, Banderium; mit einem Worte, der ganze Installationsapparat wurde in erhöhtem Maasse angewendet. Der Prinz selbst war ein sehr liebens-

würdiger freundlicher junger Mann, der mit Hunden und Papageien spielte und sehr viel Butter ass. Bei seinen zweiundzwanzig Jahren hätte wohl schwerlich Jemand es diesem kindischen Jüngling angesehen, «dass er an der Spitze der Revolution gestanden». Der prinzliche Besuch hatte wohl viel Aufsehen im Comitate erregt, doch rückte das königliche Rescript vom 3. Juli, mit welchem der Landtag einberufen wurde, alles Andere in den Hintergrund. Das Comitat bereitete sich zur Restauration vor. Die Opposition wurde durch das Bewusstsein gekräftigt, dass der Hof nun doch die Berechtigung ihrer in den Adressen betonten Forderungen anerkenne. Keglevich, seit dem December des vorigen Jahres Obergespan, suchte, ganz nach den Instructionen der Hofkanzlei vorgehend, die conservative Partei nach Möglichkeit zu consolidiren. Das wollte nun freilich nicht gelingen. Der 10. August war der Tag der Wahl. Das Comitat wählte zu seinen Abgeordneten Johann Balogh d. Aelteren und Platthy; beides entschieden Liberale, insofern wir unter «Liberalen» solche zu verstehen haben, welche die Ungesetzlichkeiten der Regierung rügten und Freunde des gemässigten Fortschrittes waren.

Die Gräfin ärgerte sich ungemein über dies Ergebniss, ohne dass eigentlich die Aulisten Grund zur Klage gehabt hätten. Platthy suchte eine Anstellung; er bekam sie auch später und aus dem flammenzüngigen Redner wurde ein sehr stiller Richter der königlichen Tafel. Balogh war der Schwiegervater Platthy's: überdies hatte auch seine Stimme abgenommen; die Macht seiner Rede hatte in seiner metallenen Stimme gelegen. Am Abende des Wahltages wurden die Herren von der Gräfin sehr ungnädig empfangen. Sie begrüsste sie zwar, doch richtete sie kaum ein einziges Wort an dieselben. Der alte Balogh hingegen versuchte fortwährend ein Gespräch mit der Gräfin anzuknüpfen, doch gelang ihm dies nicht; so oft er den Mund öffnete, warf ihm die Gräfin einen solchen Blick zu, dass er erschrak, und in traurigem Grabestone blos die Worte hervorbrachte: «Es ist warm, sehr warm». Natürlicherweise entstand grosses Gelächter, worauf auch die Gräfin versöhnlicher gestimmt wurde.

III.

Den 1825-er Landtag eröffnete König Franz am 18. September.[1] Der Hof legte grosses Gewicht auf die Feierlichkeiten. Das ganze Hofpersonal war von Wien herabgekommen, die Staatsminister, auch Metternich, der bei dieser Gelegenheit in ungarischer Gala erschien. Die Aristokratie erschien in vollem Prunk, mit Karossen und Dienerschaft, sollte doch die Krönung der Königin stattfinden. Keglevichs wohnten im Hause des Vaters der Gräfin, und bewegten sich gewöhnlich im Gefolge des Hofes. Die Damen der Aristokratie zeigten lebhaftes Interesse für den Landtag; und nicht ohne Ursache: war doch in einer Reihe von Jahren kein Leben, kein Laut in Pressburg. Der Landtag förderte — wenn nichts Anderes — wenigstens das gegenseitige Bekanntwerden. Es ist daher kein Wunder, dass am Tage der Tronrede die Damengalerie des Primatialsaales gefüllt war. «Der Kaiser las laut und verständlich. Seine Rede ist, wie man sagt, sehr schön. Er erklärte, von dem Lande Nichts verlangen zu wollen. Man rief mit grosser Begeisterung Vivat, selbst die rohesten Leute, deren es leider noch genug in dieser Versammlung gibt, waren gerührt. Die Kaiserin konnte kaum ihre Tränen verbergen. Vor der Rede des Kaisers verlas Fürst Koháry eine ungarische, und nach der Rede des Kaisers der Primas eine lateinische Rede, mit dieser aber war man nicht zufrieden. Auch der Kaiser sprach lateinisch. Hierauf gingen Alle in das Landhaus, wo eine gemischte Sitzung gehalten wurde. Zuerst sprach der Palatin, dann der Primas, mit dessen Rede man gar nicht zufrieden war. Dann wurden die königlichen Vorlagen verlesen. Nachdem aber in dem Saale der Magnaten nicht Alle Platz hatten, wurden die königlichen Vorlagen noch einmal im Saale des Stadthauses vorgelesen. Gleich nach der Verlesung entstand ein Streit, ob man die königlichen Vorlagen drucken oder dieselben blos in Abschriften circuliren lassen solle? Mein Gott, wenn die Leute schon wegen solcher Kleinigkeiten streiten, was wird es erst bei grösseren Dingen für Debatten geben!» schreibt die Gräfin von dieser Eröffnungssitzung.

[1] M. Horváth schreibt irrtümlich am 15. September. Der Hof kam erst am 17. nach Pressburg.

Die Aristokratie setzte in Pressburg blos ihre Wiener Lebensweise fort, höchstens mit dem Unterschiede, dass bei dem grossen Diner Damen sowohl als Herren ungarisch gekleidet waren, und dass auch ins ungarische Theater gegangen wurde. Graf Keglevich, der sowohl im Ober- als im Unterhause eine ausgebreitete Bekanntschaft besass, war mit Baron Ignatius Eötvös, dem Vater von Josef Eötvös, ein sogenannter «nicht officieller» Referent der Sitzungen. Sie gaben eine pragmatische Beschreibung der einzelnen Sitzungen, charakterisirten deren Verlauf und übten manchmal an der eigenen Partei die schärfste Kritik. Das Princip «sine ira et studio» brachten sie oft im entgegengesetzten Sinne in Anwendung.

Gelegentlich der Eröffnung des Landtages hielt ein Abgeordneter, dessen anonymes Pasquill die Gräfin Keglevich aufbewahrt hat, Umschau über die Versammelten, und reihte die hervorragenderen Persönlichkeiten in drei Parteischattirungen ein. Es giebt, so sagt er (Napló 1825) Ultraconstitutionelle, Royalisten (das ist Aulisten) und Ultra-Royalisten. Er beginnt die Reihe der Ultraconstitutionellen mit Paul Nagy «unter Allen der schärfste, greift Jeden schonungslos an.» Thomas Ragályi «ein Brutus, hasst die Knechtschaft, liebt die Macht nicht, aber dennoch ein Kernmann». Johann Balogh «ein Bauchredner, verbeisst sich in alte Dinge». Josef Dessewffy «spricht viel und witzig, schreibt noch mehr, ist am stärksten in der Theorie». Ludwig Almássy «opponirt unerschrocken gegen Alles». Franz Schmidegh «spricht so viel du willst». Abraham Vay «ist ein exaltirter Demagog». Johann Vitéz «mengt Alles durcheinander, hat keine einzige klare Idee, kein einziges oder doch kein festes Prinzip». Stefan Máriássy «ist ein Mann des vergangenen Jahrhunderts, der Nichts hergiebt, aber Alles haben will, und die Minister alle aufhängen lassen möchte». Samuel Izsák «gemässigt aber weitschweifig.» Ueber Emerich Babóthy schreibt der Verfasser des Pasquilles: «Dies glaubt selbst der Verfasser nicht. Elegantissime et logice proponit rem suam, nur das Wohl des Vaterlandes leitet ihn.» Von Alexander Csáky sagt er «Bonus Christianus, sed malus latinus.» Ignatius Bezerédy «ein Mann von grossem Verstande, mit gemässigtem Temperament, spricht kurz und gut, ist uneigennützig.»

Unter den Royalisten: Georg Bartal «spricht weise und schön, ist für den Präsidentenstuhl geschaffen.» Simon Jakabfy «ein guter und gesprächiger Rathgeber.» Nicolaus Kolosváry «moralisat, politi-

sat, sed purum prophetisat»; von den Ultras erwähnt er Josef Zmeskál als «guten Juristen».

Ultra-constitutionelle Comitate sind: Oedenburg, Borsod, Bars, Szabolcs, Zips, Zemplin, Zala, Somogy, Heves.

Oppositionelle: Gömör, Abauj, Neutra, Komorn, Neográd, Hont, Szathmár, Trencsin, Eisenburg, Ungvár, Bihar, Veszprim, Máramaros.

Royalistische: Weissenburg, Temes, Tolna, Gran, Zólyom, Pozsega, Pest, Pressburg, Krassó, Raab.

Ultra: Árva, Baranya, Wieselburg, Torontál, Békés, Szerém und Verőcze.

Centrum: Csanád, Thuróez, Csongrád, Ugocsa, Torna, Liptó.

Es waren daher zweiundzwanzig oppositionelle, 17 aulistische Comitate und sechs solche, die weder zur einen noch zur anderen Partei gehörten. Die Ultras fordern neue Rechte, die Oppositionellen vollständige Gesetzlichkeit, die Aulisten den status quo. Die Ultra-Aulisten wollen sich auch ihrer noch bestehenden Rechte begeben, während das Centrum nicht weiss, was es eigentlich tun soll.

So charakterisirt der Pasquillant die Zustände. Er ist nicht weitschweifig, aber verständlich.

Der Landtag blieb bis Ende September ziemlich loyal; zum Kronwächter wurde Stefan Végh v. Vereb, zum Obersttruchsess Graf Stefan Illésházy, zu Reichsbaronen Anton Cziráky und Stefan Illésházy gewählt, Begrüssungs-Ansprachen wurden verfasst. Nur am 23. September «wurde Vitéz, der Abgeordnete von Abauj, etwas grob», Paul Nagy ist dagegen «höflicher als man glaubte»; im Uebrigen gab es viele Soiréen, Theater und Kunstreitergesellschaft. Das ungarische Theater wird «merkwürdiger Weise gerade jetzt, wo alles ungarisch sein sollte, und man so grosses Gewicht auf die Kenntniss der nationalen Sprache legt — von Tag zu Tag weniger besucht.»

Am 20. October wurde die Königin gekrönt. Der Primas hielt zuerst eine grosse Rede, dann vollzog er die Krönung nach hergebrachter Weise, und richtete zum Schlusse noch eine Ansprache an die hohe Frau, worauf dieselbe in lateinischer Sprache antwortete. In der Stadt herrschte grosse Freude; Abends wurde ein ungarisches Schauspiel, *König Stefan der Heilige und Gisela* gegeben; die Hauptdarsteller steigen am Schlusse vom Trone herab, König Stefan, mit

der Krone auf dem Haupte, zieht ein Papier aus dem Busen und singt begeistert das *Gott erhalte*.

Nach der Krönung der Königin beginnt die Gravaminal-Debatte. Die Gräfin besucht täglich die Sitzungen. Sie zürnt besonders jenen oppositionellen Abgeordneten, die — aus jenen Comitaten entsendet, welche in der Steuerfrage sich am frühesten nachgiebig gezeigt — jetzt am schärfsten remonstriren. Uebrigens gewöhnt sich die Gräfin immer mehr an die lärmenden Debatten, schliesslich verzeiht sie auch Johann Balogh, und reicht ihm in einer Soirée, nachdem sie seine Ungeschliffenheit gerügt, die Hand.

Am 12. October hält auch «Széchenyi Steferl» an der Magnatentafel eine Rede — und zwar ungarisch. — Die Gräfin wundert sich ungemein über diese Kühnheit; man wusste nicht, was den flotten Husarenrittmeister angewandelt haben mochte.

In der Sitzung vom 17. October sprachen schon Graf Michael Eszterházy, der siebenbürgische Graf Karl Eszterházy, Graf Paul Perényi und Graf Franz Haller ungarisch. Der Erzherzog-Palatin hatte Nichts gegen das Ungarische, er war im Gegenteil immer ein wahrer Freund der «gemässigten» ungarischen Bestrebungen. Seine Situation war übrigens auch sehr heikel. Einerseits achtete Graf Reviczky, der ungarische Hofkanzler, auf jeden seiner Ansprüche und suchte ihn wo nur möglich zu übertreffen, andererseits griff die Opposition fortwährend jene Personen an, deren er am meisten bedurfte. Bei Paul Nagy und den Seinen war es das Schlimmste, dass sie nicht vergessen konnten. So betonte Nagy in der Sitzung vom 15. October mit grosser Schärfe: «Die strafende Geissel Gottes hat Jene getroffen, die die Verfassung verletzten; dem Einen nahm sie den Sohn, auf den Andern hat sie Feuer regnen lassen.» Diese Anspielung bezog sich offenbar auf den Grafen Amadé, dessen Sohn erschossen wurde, und auf den Grafen Karl Zichy, den Vater der Gräfin Keglevich, dessen Oeconomiegebäude in Szent-Miklós vom Blitze getroffen, ein Raub der Flammen geworden waren. Natürlicherweise konnte Solches nicht sehr zur Beruhigung der Aulisten dienen. Die gewesenen königlichen Commissäre büssten bitter für ihr ungesetzliches Vorgehen; beinahe ein halbes Jahr hindurch mussten sie, bald in sanften, bald in harten Worten, die Kritik ihres Vorgehens anhören. Die dazumal in Pressburg versammelten ausländischen Gesandten interessirten sich lebhaft für den Verlauf der Ver-

handlungen, besonders der russische Herzog Woronzow liess sich häufig über die Persönlichkeit der einzelnen Redner informiren. In einer Eszterházy'schen Soirée machte er über die Langwierigkeit der Debatten die treffende Bemerkung: «Diese Herren wollen in jedem dritten Jahre einen neuen Landtag haben; bis sie den neuen eröffnen, werden sie vielleicht mit den alten Gravamina fertig.» Auch Czar Nicolaus soll gesagt haben: «Vor den Ungarn braucht man sich nicht zu fürchten, die halten blos Reden.» Andererseits muss man bedenken, dass zwischen der Nation und ihrem Könige in fundamentalen Verfassungsfragen Gegensätze entstanden, bei deren Ausgleichung die «auch für die Zukunft arbeitende» Opposition mit ihrer und der Zeit der Zuhörer nicht haushälterisch waren.

Einen tactischen Fehler hatten die Stände begangen, als sie vom Könige die Bestrafung der gewesenen Regierungs-Commissäre verlangten. Hiedurch zwangen sie den König, jene nolens volens in Schutz zu nehmen. Die Commissäre waren ja schliesslich nur Werkzeuge einer die Verfassung verletzenden Richtung, und für diese Richtung hatte der König Genugtuung gegeben, indem er, seinen Irrtum einsehend, den Landtag einberufen hatte. Die Hofkanzlei hingegen verteidigte in dem königlichen Rescripte höchst mangelhaft die Ungesetzlichkeiten ihrer Vorgänger. Sie sagte nämlich, die Ernennung der Commissäre und deren Vorgehen wäre blos ein Ergebniss der durch die Verhältnisse geschaffenen Situation gewesen. Platthy erwiderte hierauf treffend: «Wenn die Situation den Entschliessungen Sr. Majestät Richtung verleiht, kann der König die Verfassung nach Belieben verletzen.»

Grosses Gewicht legten die Stände auf die Unabhängigkeit der ungarischen Finanz-Verwaltung, auf den verfassungsmässigen Eid der Beamten und auf den schriftlichen Verkehr der Comitate untereinander. Hierin hatten sie auch vollkommen recht. Die Gräfin wurde bei dem Anhören der scharfen Strafpredigten, mit welchen ihr Bruder, der Präsident der ungarischen Hofkanzlei Graf Karl Zichy, wegen seiner Deutschtümelei von den Ständen bedacht wurde, sehr nervös. Die Wiener Centralgewalt trat — was das öffentliche Recht und was die Autonomie der Verwaltung anbetraf — selbst in den Zeiten der grössten Wirren Ungarn gegenüber mit einer gewissen Schonung auf. Im Gremium der Hofkanzlei und des Statthaltereirates fanden sich immer Einzelne, die die Verfassung schneidig und

rücksichtslos verteidigten, und einen offenbaren Verfassungsbruch vollführte die Hofkanzlei nur dann, wenn sie dazu gezwungen war. In solchen Fällen jedoch wurde immer ein Modus gefunden, wobei durch passiven Widerstand oder Verzögerung, der Vollzug der einzelnen Verfügungen abgeschwächt wurde. Das Heeres- und Finanzwesen war dagegen factisch in Wiener Händen. Bei der Kammer wurden Ausländer in Menge angestellt, bei den Dreissigst-, Salz- und Bergämtern das ungarische Element blos geduldet. Und wenn wir die Schriftstücke der Hofkammer lesen, müssen wir jener Behauptung der Stände, dass die ungarische Hofkammer bloss eine grössere Section der allgemeinen kaiserlichen Hofkammer sei, vollkommen Recht geben. Das Heerwesen war schon im Jahre 1825 derartig centralisirt, dass die Stände darüber gar nicht sprachen. Es ist daher nur natürlich, dass die Comitate um die Freiheit ihres schriftlichen Verkehres so besorgt waren. Ohne Presse und Oeffentlichkeit, war das Comitatsleben das erste und ausschliessliche Forum, welches die Richtung der gouvernementalen Politik controlirte. Im Vorgehen der Administratoren und Commissäre hingegen lag keinesfalls eine hinreichende Bürgschaft dafür, dass dieselben in Zukunft nicht ebenso vorgehen würden.

Das königliche Rescript vom 28. November bereute endlich offen die gegen die Verfassung begangenen Sünden, und damit begann die Zeit der Tätigkeit. — Die Nationalitätenfrage warf schon damals ihre Schatten voraus. Am 22. December wurde bei gefüllten Galerien der Antrag gestellt, die Gesetze mögen auch in ungarischer Sprache veröffentlicht werden. Hierauf beantragte der Banus von Kroatien, Graf Ignatius Gyulai, dass, wenn das *Corpus Juris* ins Ungarische übersetzt werde, so solle man es auch ins Kroatische übersetzen; Graf Michael Szécsen, Obergespan von Pozsega, wünschte dagegen auch die Uebersetzung ins Slavische.[1] Paul Nagy und seine Partei verweigerten dieses rund heraus, sie betonten (wir müssen uns immer auf den Standpunkt der Stände stellen), die Glieder der heiligen ungarischen Krone mögen ungarisch lernen. Auch das Oberhaus teilte — trotz den Einwürfen der croatischen Ablegaten — diese Auffassung, «sogar der junge Eötvös», was die Gräfin sehr Wunder nimmt. Uebrigens diente Nagy — wie dies auch sein ganzes Leben

[1] Mit cyrillischen Buchstaben: Serbisch.

beweist — nicht blos mit Worten, sondern auch mit Taten und Beispielen der nationalen Sprache. Zu den Vorstellungen der ungarischen Schauspielergesellschaft versammelte er das ganze Publicum der Stände und pries demonstrativ die Odescalchis, die allein eine Loge gemietet hatten. Auch über unsere Gräfin konnte er sich nicht beklagen, denn diese hatte sich die ungarische Sprache bereits genügend angeeignet, um eine fleissige Besucherin der nur zu oft nichts weniger als meisterhaften Aufführungen zu sein.

Auch Graf Johann Keglevich hatte, als einer der Commissäre, von Paul Nagy Vieles zu ertragen. Wie hätte es auch der gewaltige Redner versäumt, bei jeder Gelegenheit das Beispiel des tonangebenden Comitates, Bars, zu citiren? Selbst dem Palatin fiel es unliebsam auf, dass sein fleissiger Referent so häufig und heftig angegriffen wurde.

Am 9. Januar tröstete er denselben mit folgenden Worten: «Machen Sie sich nichts daraus, wenn diese Leute Sie beschimpfen, es ist dies jetzt eine Ausszeichnung, gerade wie es während des französischen Krieges eine grosse Ehre war, von den Zeitungen herabgesetzt zu werden.» Der Palatin bezog dieses auf seine eigene Person: auch er hatte viel mit der Oberhausopposition zu tun, die nicht sehr glimpflich mit Seiner Hoheit umging. Die Opposition des Oberhauses war numerisch nicht stark, aber ihre Mitglieder waren alles talentirte, hochangesehene Männer: «Ihr König» — sagt die Gräfin — «ist Illésházy, der Generalissimus Stefan Széchenyi: der einzige nicht egoistische Mann unter ihnen Végh, der aus schlecht verstandenem Patriotismus, aber aus voller Ueberzeugung sich ihnen angeschlossen: die übrigen wollen sich nur am Könige rächen, weil sie keiner Auszeichnung teilhaftig geworden.» Die Gräfin hasste im wahren Sinne des Wortes Széchenyi, und beurteilte aus diesem Gesichtspunkte die Opposition. In den, von Anton Zichy veröffentlichten *Ideen und Tagebuchsnotizen* Széchenyi's kommt folgender Passus vor: «Sie gleichen Sedlnitzky — ich kenne Sie; Sie spielen alle Farben, gleich dem Opal, Ihre Vaterlandsliebe ist nichts Anderes als Eitelkeit.» So sprach 1842 eine seiner Freundinnen zu Széchenyi. Es scheint, dass die Dame der hohen Aristokratie, die den flotten, vergnügungslustigen Husaren-Offizier sich nicht als ernsten Mann vorstellen konnte, nicht im entferntesten jene Revolution begreifen konnte, die in Széchenyi's Seele vor sich ging. Für die Oppositionellen ist jeder Aulist ein Vater-

landsverräter, für diese Partei jeder Oppositionelle ein um seine Beute gekommener Unzufriedener.

Gräfin Johann Keglevich schreibt am 18. Januar Folgendes: «Nachmittags 5 Uhr besuchte mich Stepherl (nämlich Sz.); ich sprach mit ihm Nichts über Crescenz (Gräfin Karl Zichy, Széchenyi's spätere Gattin) und suchte Alles zu vermeiden, was hierauf oder auf die Landtagsverhandlungen Bezug hatte und eventuell zur Auseinandersetzung unserer entgegengesetzten Ansichten geführt hätte. Er aber nahm die Gelegenheit wahr, und gab mir zu verstehen, dass er die Rolle eines wütenden Patrioten übernommen habe, um die Unwissenden auf Grund seiner, während seiner Reisen gesammelten Erfahrungen zu belehren. Er sagte, man müsse beginnen, Freunde und Sympathien zu gewinnen. Mir macht er aber Nichts weiss; er möchte gerne umkehren, denn er sieht, dass er mit den Ständen zu nichts kommt, die haben schon jetzt in ihrer Wut nachgelassen, die Zähigkeit der Magnaten hat ihnen imponirt. Stepherl und Seinesgleichen könnten sie sehr schwer zu ihren Zwecken abrichten.» Wie richtig und unbefangen die Gräfin den ihr antipathischen Széchenyi beurteilt hat, zeigt ihre am 2. Februar geschriebene Sentenz: «Ich begann fleissig zu sein, auf einmal kommt Széchenyi. Er schwatzte vieles, doch aus Allem ergab sich, dass er nicht besonders guter Laune sei, und wenn es leicht ginge, gerne zur Partei des Königs umsatteln möchte.»

Eine grosse Freude hatte die Gräfin, als Széchenyi, den sie wie es scheint, auch aus persönlichen oder Familiengründen ihre Antipathie fühlen liess, in der berühmten *Sistere*-Debatte den Zorn des Palatins auf sich zog.

«Am 1. April erhebt sich Széchenyi und hält eine vorher studirte lange Rede. Er sprach heftig, so zum Beispiel: Die Magnaten machen den Ständen den Vorwurf, der Landtag dauere bereits sieben Monate, ohne dass etwas Nennenswertes zu Stande gekommen wäre — und gerade sie sind die Ursache, denn was immer auch von den Ständen vorgeschlagen wird, die Magnaten weisen es jedesmal zurück. Es scheint ihm, als ob überhaupt keine Verfassung existire etc. Hierauf erteilte ihm der Palatin eine scharfe Rüge, indem er sagte: «Nur das Andenken an seinen verdienstvollen Vater hält mich ab, mit dem Grafen Széchenyi strenger zu verfahren; das Oberhaus braucht nicht, von ihm geschulmeistert und auf seine Pflicht

aufmerksam gemacht zu werden.»[1] Unsere Gräfin ist empört, dass die übrigen oppositionellen Oberhausmitglieder sämmtlich mit dem «Generalissimus» gingen, und die «gute Sache» nur mit grosser Schwierigkeit siegte, indem ein Nuntium zurückgeschickt wurde, dass das Oberhaus von der Sistirung, dem Einstellen des Provisoriums in dieser Form, gar nichts wissen wolle.

Die Stände gaben in ihrer am 3. April abgehaltenen Sitzung auch die gehörige Antwort hierauf. «Sie gesticulirten, wie in einer Judenschule, schmähten die Magnaten: Johann Balogh nannte das hohe Oberhaus «eine Handvoll Leute», die übrigen «schlechte Patrioten.» Sie ahmten Stepherl nach.»

Die leidenschaftliche Gräfin glaubte von der damaligen biederen Opposition, die in ihren Ausdrücken eben nicht wählerisch war, ernstlich, dieselbe conspirire gegen den König. Den König verehrte sie mit aller Pietät; als im Jahre 1826 ein heftiges Fieber den gütigen Herrscher befällt: lässt sie täglich Messen lesen, betet für ihn, und erwartet mit wahrer Inbrunst die über sein Befinden ausgegebenen Bulletins. Als der reformirte Prediger am 3. April anlässlich der Genesung des Königs ein Dankgebet und eine Rede hielt: lobte sie ihn sehr ob seiner Loyalität. Wer den Monarchen nicht so anbetete wie sie, den betrachtete diese schwärmerische Frau als ihren Feind. Den Palatin liebte sie nicht im geringsten, weil er nicht ein zu Allem bereites Werkzeug der «Royalisten» war; in der *Sistere*-Affaire zum Beispiel, pflichtete er dem neuerlichen — die früheren Bestimmungen aufrechthaltenden — Nuntium der Stände bei. Der stark aulistisch gesinnte Graf Anton Cziráky stellte den vermittelnden Antrag, und hierüber ärgerte sich die Gräfin ungemein. Sie wollte auch der

[1] Graf Stefan Széchenyi schreibt in seinem Tagebuch Folgendes: «1. April. Eine lange Rede gehalten. Der Palatin mich ausgemacht. Aus Rücksicht für meinen Vater — sagt er — will er nicht so streng sein. Ich war ruhig, antwortete nicht.» *Graf Stefan Széchenyi und die Gründung der Akademie* von Karl Szász, pag. 109. Wir können die Worte des Palatins — nach unserem Tagebuche — so verstehen, dass nur das Andenken an seinen Vater, für den der Palatin eine grosse Verehrung hegte — («nicht aber die Rücksicht auf seine Verdienste», wie die obige Schrift meint) — hätte ihn von einer strengeren Rüge zurückgehalten. Wir geben zu, unser Tagebuch kann irren, doch halten wir es für nicht wahrscheinlich, dass der Palatin die Stiftung Széchenyi's vom 3. November 1825 ganz ausser Acht gelassen hätte.

Frau des Palatins ihre Meinung sagen, doch hatte sie keine Gelegenheit dazu. Cziráky ist sonst ein Günstling der Gräfin; sie bemerkt auch, dass er die Ausfälle Széchenyi's (1. Februar 1827 in der Banknoten-Frage) gegen gewisse grosse Herren, mit welchen Stepherl Grassalkovics und Eszterházy meinte, nach Gebühr zurückgewiesen hatte. Und als Cziráky sich bei ihr beklagt, dass Paul Nagy gesagt habe: wenn der Palatin nicht manchmal die Rechte der Nation verteidigen würde, so hätten die Magnaten schon längst die Verfassung gestürzt, tröstet sie den grossen Juristen mit folgenden Worten: «Wenn ich Cziráky wäre, täte es mir leid, wenn Paul Nagy das von mir sagen würde, was er vom Palatin gesagt hat.» Charakteristisch sind die Worte, die der wackere Palatin gerade an Paul Nagy am 12. Mai richtete, als dieser aus einer Flugschrift citirte: «es ist nicht vereinbar mit der ernsten Würde des Reichstages, dass hier Jemand eine Zeitung oder Flugschrift citire, hier muss man aus der königlichen Vorlage argumentiren.»

Der Reichstag ging zu Ende: die Magnaten begannen nach Hause zu ziehen; nur die Agitation Széchenyi's im Interesse der Pferderennen brachte noch etwas Leben in den schon langweiligen Pressburger Aufenthalt. Anfang August entfernte sich unsere geistreiche Tagebuch-Schriftstellerin nach Tapolcsány, ohne eigentlich zu wissen, ob sie zufrieden sei oder nicht.

IV.

Die verflossene zweijährige Landtagsperiode war in ihren Verhandlungen abwechslungsvoll gewesen und lebhaft genug. Wie von jeder parlamentarischen Sitzungsperiode, kann man auch von dieser sagen, dass jede Partei etwas Anderes erwartet hatte, weil jede ausschliesslich von ihrem Programm die Sanirung der Uebelstände gehofft hatte. Das Ergebniss der Landtage ist — um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen — nicht an den «Verfallstermin» gebunden; Leben und Praxis liefern erst die Bestätigung: ob wir uns darüber freuen, oder trauern sollen. Auch hier geschah es so. Die Opposition hatte geglaubt, man werde die Fehltritte, die Verfassungsverletzungen von dreizehn Jahren, die Wiener Banknoten-Misère mittels Landtagsbeschlüssen auf einmal verschwinden machen können; die Hof- und sagen wir auch die Royalisten-Partei hingegen

sah lauter Jacobiner in den manchmal überlauten, nach Herzenslust raisonnirenden, aber sonst sehr biederen Táblabirós. Und dennoch hatte der Landtag einen Erfolg aufzuweisen. Die Opposition sah ein, dass die Ungesetzlichkeiten häufig der Unwissenheit, noch häufiger aber der durch die europäische Situation entstandenen Zwangslage entspringen — die Aulisten hingegen hatten sehr lebhaft erfahren, dass derjenige Paragraph des *Corpus juris*, für dessen Aufrechthaltung eine so gesinnte Nation eintrat, kein todter Buchstabe sei.

Trotz alledem änderte Kaiser Franz nur sehr wenig an seinem Systeme. Sein wohlwollender Absolutismus wurzelte in den einzelnen Persönlichkeiten; vor 1825 hörte er auch in ungarischen Angelegenheiten auf deutsche Räte, während er jetzt sich vom Kanzler Graf Adam Revitzky beraten lies. Auch Metternich nahm — soweit er darauf angewiesen war, — Revitzky in Anspruch, so dass jener unsympathische Umstand, dass der unabhängige Ungar von Deutschen regiert wurde, nach 1825 immer mehr aus unserem dicasterialen Leben schwindet. Die Aristokratie fängt an, ihren durch ihre Geburt auferlegten Verpflichtungen Rechnung zu tragen, und während einerseits das junge Ungarn sich an Stefan Széchenyi anschliesst, erwacht auch in den Wiener Ungarn das Bewusstsein, dass sie Ungarn sind. Es war ein nützliches Resultat des Landtages, dass die Aristokratie — was immer auch ihre Richtung und ihr Ziel gewesen sein möge — in die Schranken trat, und damals, im Rahmen der ständischen Verfassung, eine ihrer heutigen eben entgegengesetzte Rolle spielte. Diese Erscheinung ist natürlich, doch bestätigt sie zugleich jene Auffassung, dass denen im Oberhaus jetzt jede active parlamentarische Energie fehlt, wer dieselbe besitzt, schliesst sich den gegenwärtig activen Factoren an. Die Cziráky, Majláth, Szécsen, Eötvös, Keglevich, Széchenyi, Károlyi, als Proceres hemmten, modificirten, oder strebten vorwärts, debattirten, aber sie lebten und wirkten, et nunc?

Johann Keglevich, den ich nicht die Absicht habe — gerade weil er der Mittelpunkt dieser Zeilen ist — zum Ersten unter den Grossen zu machen, ist keine sympathische Gestalt; er ist kein Freund der decidirt ungarischen Aspirationen, ein Höfling, doch bei alledem eine entschlossene Persönlichkeit, die soviel Mut besass, um Obergespan in einem Comitate zu bleiben, wo er keinen einzigen wahren Freund besass. Was ein Teil seiner Zeitgenossen von ihm sagt, er

hätte seine Nation nicht geliebt, ist geradezu unwahr. Als Széchenyi am 2. November mit seiner Spende die Akademie gegründet, beglückwünscht Keglevich, in einem an Baron Ignatius Eötvös gerichteten Briefe, herzlich den ihm nicht sympathischen Grafen und nennt sein Auftreten eine «actio integra.»[1] Auch die Gräfin, die sonst auf derartiges nicht viel zu geben pflegte, bemerkt in ihrem Tagebuch: «der Stepherl hat Gutes getan.» Keglevich selbst steuerte noch während der Dauer des Landtages 6000 Gulden für die ungariche wissenschaftliche Gesellschaft bei.[2] Das Barser Comitat hatte er, ungeachtet seiner dortigen zahlreichen Gegner, lieb gewonnen. Er gab auch nicht nach, als er im Jahre 1827 mit Revitzky ein Rencontre hatte. Das soldatische, heftige Temperament des Kanzlers war bekannt; in Zorn geraten, schonte er Niemanden, kannte er keine Rücksichten. Keglevich erwiederte kräftig die Hiebe und glaubte schon, sie würden Todfeinde werden, doch sind sie im Jahre 1828 bereits wieder gute Freunde. Der König, der gehört hatte und wusste, wie viele Unannehmlichkeiten Keglevich mit Bars hatte, frug ihn am 6. October 1827: «sagen Sie mir nur, warum übernehmen Sie nicht lieber ein anderes Comitat?» Der Graf antwortete: «weil ich es als einen grossen Schaden für die Sache Ew. Majestät halten würde, wenn es dem Gefallen der Comitate überlassen bliebe, ob sie ihren ernannten Obergespan haben mögen oder nicht.» Der König gab ihm Recht.

Die Gräfin begann in diesem Jahre zu kränkeln. Sie beschäftigte sich mit der Wirtschaft, und war eine grosse Hilfe für ihren Gatten, der über seine grossen Besitzungen in Folge der Amtsgeschäfte die unmittelbare Aufsicht zu führen kaum in der Lage war. Wenn seine Zeit es erlaubte, verwendete er besonders auf seine Schafzüchterei grosse Sorgfalt. Die Herren aus dem Comitate verkehrten viel in Wirtschaftsangelegenheiten in Tapolcsány, wo sie ein offenes Haus fanden.

Die Gräfin, bereits mit allen Detail-Verhältnissen des Comitates bekannt geworden, begann dieselben glimpflicher zu beurteilen. Den alten Johann Balogh, den sie im Leben wohl nicht sehr geschont hatte, beweinte sie nach seinem Tode aufrichtig. Bei der

[1] Im Familien-Archiv. [2] In den Schriftstücken des 1825—27er Landtages III. pag. 1350; Erwerbungs-Urkunde vom 9. Mai 1827.

Todtenmesse betete sie nicht den Ständen zuliebe, sondern aus vollem Herzen für das Seelenheil des alten Demokraten.

Die 1828er Comitatswahlen verliefen günstiger als die früheren. Die Gemüter waren doch schon beruhigt. Die jüngere Generation, deren Führer der oft erwähnte Michael Platthy war, verstand es besser, einen Schleier über das Vergangene zu werfen, und wenn auch die Wahlen sämmtlich im «liberalen» Sinne ausfielen, war doch das Verhältniss zwischen Comitat und Obergespan ein herzlicheres. Platthy, der zum ersten Vicegespan gewählt wurde, sagte bei dem üblichen Installationsbankett «er bedauere die bisherigen Missverständnisse, und sowie er bis jetzt ein aufrichtiger und offener Gegner des Obergespans gewesen wäre, so hoffe er, dass ihre, auf das Aufrechthalten der Verfassung gerichteten Bestrebungen ein freundschaftliches Verhältniss zwischen ihnen entstehen lassen werde.» — Die Comitats-Versammlungen verloren trotz alledem Nichts an Lebhaftigkeit, merkwürdigerweise waren gerade die Nachmittagssitzungen stürmisch; die Stände waren dann unversöhnlich. So war zum Beispiele am 16. Januar 1828 F. ungemein hitzig, «er war böse, weil er bei Tisch keinen Champagner bekommen hatte.»

Während des 1830er Landtages bewegte sich unsere Gräfin meistenteils in Hofkreisen: die Kaiserin-Königin war ihr sehr geneigt, Hofsoiréen, Bälle füllten ihre ganze Zeit. Auch in der Gesellschaft war sie sehr beliebt, denn unsere Gräfin hatte sichs zum Princip gemacht: in einer Gesellschaft ist es die erste Pflicht des Gastes, die Gastgeber zu unterhalten und nicht blos sich selbst zerstreuen zu wollen. Gewöhnlich war sie die «Unterhaltungsdame», die mit ihren bald geistreichen, bald bissigen Aperçus etwas Leben in die sonst eintönigen Hofgesellschaften brachte, wo man zwar viel über Homœopathie sprach, sich mit Zauberkunststückchen unterhielt, die geehrten Stände bekrittelte, im übrigen aber sich langweilte.

Auf dem 1832er Landtage war sie zur Dienstleistung befohlene Hofdame der Königin, und als sie im Jahre 1831 durch ihre Schwester, Melanie Zichy, mit Metternich verwandt wurde, verkehrte sie häufig in Wiener Kreisen, wo man die Lust zum Nachdenken bei der, durch Széchenyi's *Hitel* aus ihrem Schlafe wachgerüttelten ungarischen Gentry, mit sehr scheelem Auge betrachtete. Nur Metternich sagte: «Diese ungarische Race besitzt einen merkwürdigen Instinkt,» ein Ausspruch, den auch die ungarischen Magnaten belächelten.

Die Landtagswahlen im Jahre 1832 waren ausserordentlich stürmisch. In Maróth wurde grossartig korteskedirt: mit Essen und Trinken natürlicherweise, nebenbei aber auch mit Bestechungen. Die liberalen Canditaten waren Johann Balogh und Ladislaus Majthényi, die der Regierungspartei Reinprecht und Tajnay. Die Wahl geschah am 6. November. Die Kortese der Regierung wendeten stark Bestechungen an, die Opposition aber siegte durch ihre Redseligkeit und Lungenkraft. Die Opposition rief fortwährend: «wir brauchen keinen Deutschen, wir wollen keine deutsche Hebamme»; damit war Reinprecht gemeint; die von der Regierungspartei schmeichelten hingegen Majthényi, indem sie sagten: «Majthényi taugt blos zum Gänsehüten.» Keglevich hatte Vieles auszustehen, er musste sich sogar einschliessen, endlich, nach vielem Lärm — todtgeschlagen wurde Niemand — wurde Majthényi mit 669, gegen Reinprechts 525 Stimmen, und Balogh mit 617 gegen 517 Stimmen Tajnays gewählt. Der Kampf war heftig und erbittert, aber nach dem Siege versöhnten sich die Parteien. Besonders Keglevich wusste ausserordentlich gut das Princip von der Person zu trennen und letzterer sich, wenn möglich, verbindlich zu machen.

Bei der Eröffnung des Landtages (20. December) machte das freundliche Auftreten des Königs bis zum Beginne der Debatten einen sehr guten Eindruck. Dann aber wurde scharf, schonungslos debattirt; in Wien beeilte man sich natürlich dies falsch auszulegen. «Es ist schrecklich, was wir vom ungarischen Landtage hören», schreibt die Gattin Metternichs am 11. Februar 1833.[1] «Meine armen Landsleute sind wahrhaftig verrückt geworden, sie wissen nicht, was sie tun. Der Kaiser ist im höchsten Grade besorgt, und sehr niedergeschlagen, wenn man mit ihm hierüber spricht.» All dieses verhinderte aber nicht, dass diese Landtagsperiode sowohl in materieller Beziehung, als auch an Ideen fruchtbar, in der ungarischen nationalen Entwickelung eine entscheidende Rolle spielte.

Im December 1834 starb der Kammerpräsident Graf Karl Zichy, und hinterliess 14 lebende Kinder, die ihm von drei Frauen geboren worden waren. Die Gräfin hatte ihren Bruder sehr geliebt, und bei seinem Begräbnisse, am 20. October in Szent-Miklós, sah sie, in Todesgedanken versunken, was ihr selbst bevorstand voraus.

[1] Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. V. 418.

Schon damals kränkelte sie, von 1835—1838 gebrauchte sie fortwährend Bäder, und nur selten bringt ihr ein Besuch Aufheiterung, wie jener des in «Pest verwilderten» Eötvös Pepi, den sie als tiefen Denker kennt. In den letzten Jahren ihres Lebens beschäftigt sie sich mit Familienangelegenheiten, der Wirtschaft, ihren Blumen, den geliebten Rhododendrons. Der Ruf ihrer Wohltätigkeit erfüllte weitumher das Land. Sie starb an einem Herzleiden am 17. Januar 1839.

Die Gruft zu Kis-Tapolcsány nahm die Leiche einer geistreichen, gutherzigen, menschenfreundlichen, aber vorurteilsvollen Dame in ihrem Schosse auf. Die Zeiten haben sich geändert; andere Ideen, andere Menschen sind emporgestiegen. Jener geharnischte Ritter, der tapfere Johannes Tapolcsányi dort auf dem Grabdenkmale der Kirche, könnte Vieles erzählen. Aus seiner Erzählung würden wir sehen, dass das Barser Comitat sich seiner Vergangenheit nicht zu schämen braucht. Dr. LUDWIG THALLÓCZY.

SIEBENBÜRGEN IN SÄCHSISCHER BELEUCHTUNG.

Herr Rudolf Bergner bereiste Siebenbürgen, hielt sich an den wichtigsten Punkten des Landes länger auf, verkehrte mit allen daselbst ansässigen Volksstämmen und mit allen Gesellschaftsclassen; dies sind, wie er sich ausdrückt, seine Legitimationen zur Veröffentlichung des Buches,[1] in welchem er bestrebt war, alles das in entsprechend gedrängter Weise auszuführen, was sich in ethnographischer, socialer und historischer Hinsicht über Siebenbürgen sagen lässt. «Inmitten der nationalen Wirrnisse, die den fremden Beobachter leicht in ihren Bereich ziehen, bin ich immer nur einem einzigen Leitstern gefolgt: *der Liebe zur Wahrheit.*» Dies schreibt Herr Bergner im Vorwort, und drückt zugleich sein Erstaunen darüber aus, dass es an einer *alle* Verhältnisse des Landes umfassenden *objectiven Schilderung* Siebenbürgens bisher gemangelt hat. Aber schon in demselben Vorworte lesen wir auch folgenden Passus: «In dem langen Kampfe, den die Siebenbürger Sachsen gegen die *magyarische Bedrückung* führen, leistete die deutsche Presse des Mutterlan-

[1] Siebenbürgen. Eine Darstellung des Landes und der Leute von Rudolf Bergner. Leipzig, 1884.

des willige Unterstützung, sie vertrat energisch *die Rechte der Sachsen* und schilderte häufig und ausführlich *die Leiden* derselben.» — Herr Bergner will objectiv sein, er will einem einzigen Leitstern, der Liebe zur Wahrheit folgen, und dennoch spricht er schon in dem Vorworte von der magyarischen Bedrückung und von den Leiden der Sachsen, ganz so wie der wahrheitsliebende, hochgelehrte und hochedle Dr. RUDOLF HEINZE in seinen Anklageschriften. Sein Plan war, wie er ferner sagt, ein ethnographisches und kein politisches Buch zu schreiben; der letztern sind bereits genug vorhanden. Und dennoch würzt er seine Schilderungen nur zu oft mit politischen, die Magyaren verunglimpfenden Phrasen.

Herr Bergner kommt aus der Marmaros nach Siebenbürgen, besucht Roden und Bistritz, von Naszod reist er über Déés und Szamos-Ujvár nach Klausenburg, fährt dann nach Maros-Ujvár und Blasendorf, nach Torda und Toroczko, besucht das Land der Motzen und das Siebenbürgische Erzgebirge, von Zalatna reist er nach Karlsburg, nach Vajda-Hunyad, ins Hatszeger Tal, und ins Strelltal bis Petrozseny, ferner nach Hermannstadt, besucht die Umgegend von Hermannstadt, den Rothenthurmpass, macht eine flüchtige Rundreise über Mediasch, Schässburg, Reps, Fogaras; kommt endlich nach Kronstadt und von dort macht er auch einen Ausflug ins Széklerland. Von Borszék fährt er das Marosthal entlang bis Maros-Vásárhely und schliesslich reist er mit der Eisenbahn über Kocsárd und Klausenburg nach Grosswardein. So hat Herr Bergner in der Tat ganz Siebenbürgen in der Länge und Breite durchstreift. Er ist ein Freund der schönen Natur und er schildert mit lebhaften Farben die landschaftlichen Schönheiten der Gebirge und Täler Siebenbürgens. Mit packender Naturwahrheit beschreibt er besonders das Land der Motzen, das herrliche Hatszeger Tal, die Fogarascher Ebene und das Burzenland. Auch die ethnographischen Schilderungen der Rumänen und Sachsen sind im Allgemeinen als gelungen zu betrachten, nur dürften sie besonders für die rumänischen Frauen etwas zu schmeichelhaft sein. Ueberhaupt scheint Herr Bergner eine besondere Vorliebe für die rumänischen Mädchen und Frauen zu haben, weil ihre Kleidung blos aus einem langen Hemde und zwei Schürzen besteht und die Formen des Körpers nicht verhüllt. Dies hebt er bei jeder Gelegenheit hervor. Mit welcher Wonne er in dem Anblick der rumänischen Mädchen und Frauen schwelgt, das

können wir unter anderem aus folgender Schilderung ersehen. Es war an einem Sonntag, als er Szeliste, einen durch seine schönen Weiber berühmten rumänischen Ort in der Nähe von Hermannstadt erreichte. «Der Gottesdienst ist längst vorüber, obgleich es noch früh am Tage .... die Leute haben sich zumeist in ihre Wohnungen zurückgezogen, teilweise sitzen sie im Sonntagsstaat vor den Häusern. Sie erheben sich bei unserer Annäherung, und während die Männer höflichst grüssend den Hut lüften, betrachten uns die Frauen schelmisch mit ihren mandelförmigen Augen. Wie schön sie sind! Man meint wirklich, dass unter den Rumäninnen der ganzen Monarchie eine Auswahl stattgefunden und man die lieblichsten hier angesiedelt. Die Formen des Körpers sind ebenmässig, das Haar ist oft blond, meist schwarz, die Augen leuchten zuweilen lüstern, und die Gesichtszüge sind zart und häufig wie Milch und Blut. Welch einen herzerquickenden Anblick bietet ein Trupp solcher Mädchen dar! und wie sie lächeln, wenn man ihnen zunickt, sie wissen ja recht wohl, dass man hauptsächlich wegen ihnen nach Szeliste kommt. Jetzt schreitet ein junges Weib an uns vorüber, sie grüsst uns, vorbei sind wir, pfeilschnell ist das Bild entflogen, und doch schauen wir uns sprachlos an, und auf unsern Lippen schwebt die Frage, ob diese junonische Schönheit wirklich ein lebendes Wesen ist, oder ob sie nur ein Gebilde unserer aufgeregten Phantasie. Vollendete Anmut, Feinheit der Gesichtszüge, bezaubernde Lebenslust, Bewusstsein ihrer Schönheit, hinreissende Liebenswürdigkeit und vor allem duftige Frische, das waren die Attribute des herrlichen Geschöpfes .... Ein weites Hemd mit feinen Falten am Aermel und verziertem Kragen, die Katrintzen (Schürzen), sowie die schwere Jacke mit köstlichen Stickereien bilden die Kleidung. Die Aermel der Jacke hängen unbenutzt herab, dienen also nur zum Prunk und verleihen der ganzen Erscheinung etwas Majestätisches. Die Jacke ist von blauem Tuch und mit glänzenden Knöpfen besetzt, das ganze Costüm atmet geschmackvolle Einfachheit. Gastlich wie die Frauen sind auch die Männer. Sie fühlen sich beleidigt, wenn der Fremde den gebotenen Liqueur oder das Gebäck ausschlägt und benehmen sich im Uebrigen mit weltmännischem Tact ... Mit Szeliste hängen einige andere Gebirgsorte zusammen, so Galisch und Tiliska. Durch ein ganzes Meer von dichtgedrängten Häusern fahren wir allmählig bergan. Seltsam nimmt es sich aus, wie sich diese Weiber erheben,

es dünkt uns, als ob sie alle zu einem Schönheitscongress gekommen seien, und von uns, den Preisrichtern, das Urteil erwarteten. Auch die jungen Mädchen, die kaum dem Kindesalter entwachsen, bilden keine Ausnahme, auch sie lächeln schalkhaft. Jetzt kommen wir an einem Bach vorüber, an dem Kinder spielen. Einige Knaben baden darin, denen die Weiden nachdenklich zuschauen; doch was bewegt sich dort, dort zwischen den leichten, losen, schwankenden Zweigen, halb verborgen im Dämmerlicht? Eine badende Jungfrau ist's, die sich scheu vor unsern Blicken unter das schützende Blätterdach zurückgezogen hat. Bäume und Büsche neigen sich vor ihr zusammen und entführen sie unsern Blicken; allein obgleich sich die Nymphe nur eine Secunde präsentirt, haben wir doch die Reinheit ihrer Körperlinien und ihren herrlichen Busen wahrgenommen.»

Am 28. Juni 1883 feierten die Rumänen den Erinnerungstag des vor zehn Jahren heimgegangenen «edlen» Schaguna. Auch dieser Feier in Stesinar verlieh den vollen Reiz die Anmut der rumänischen Damen. «Diese Damen der rumänischen Intelligenz verdienen in der Tat alles Lob. Es fehlt ihnen die Ruhe der achtbaren, wirtschaftlich überaus tüchtigen, sächsischen Frauen, andererseits aber auch die Leichtigkeit der magyarischen, und so sind sie, in massvoller Weise auf dem Mittelweg einherschreitend, Salondamen und Hausfrauen zu gleicher Zeit.»

Auf der Promenade in Kronstadt lässt unser Autor eine «wandelnde Schönheitsgallerie» vor sich vorüberwallen. . . «Da ist die Rumänin mit dunkelm Haar und zierlicher Gestalt, die Magyarin mit graziösen Bewegungen und Coquetterie, die Armenierin mit kohlschwarzem Haar und mit Augen von verzehrendem Glanz, die Jüdin mit üppigem Busen und wie ihre Vorgängerin an die Asiatin gemahnend, endlich die Sächsin mit constantem Wesen und oftmals dürftigem Busen und schmalen Schultern. . . . Eines jedoch missfällt uns bei dem sonst so fesselnden Bild der Promenirenden. Es fehlt hier das belebende, prickelnde Element: das Contingent der Dienstboten. Wie anmutig schlängeln sich die sauber gekleideten, in ihrer bunten Tracht an den Orient mahnenden rumänischen Mägde in Hermannstadt durch die wandelnde Menge, wie verführerisch leuchtet aus ihren Blicken das romanische Feuer! Und selbst die magyarischen Dienstboten, welche auf der Klausenburger Promenade mit ihren stattlich gekleideten, spornklirrenden Liebhabern in Nationaltracht

einherspazieren, verleihen ihrer Umgebung einen anmutigen Reiz. In Kronstadt fehlt dieser Bestandteil und statt der drallen Dirnen bemerkt man unter der Menge dunkel gekleidete, uninteressante Széklerinnen oder Csángó-Magyarinnen aus den Siebendörfern. Sie tragen braune, schwarze oder rötliche Röcke, um den Hals häufig eine Kette von blauen Kunstperlen und das meist spärliche Haar in zwei Zöpfen, die auf dem Rücken zusammengebunden werden.»

Den Széklern und dem Széklerlande widmet Herr Bergner blos 21 Seiten seines Buches. «Es ist eine auffallende Erscheinung, — so schreibt er —, dass bisher die Székler und ihr Land nur wenig Interesse erregt haben, und dass die deutsche Literatur über dieses Volk eigentlich gar keine bezüglichen Schriften und Abhandlungen besitzt. Erklärung hierfür bietet freilich der Umstand, dass dieses biedere Volk ebenso einförmig wie seine Geschichte und seine Heimat ist. Es fehlt den Széklern vollständig an originellen Volkssitten und Gebräuchen, wie sie das rumänische Volk in so reichem Maasse darbietet, es mangelt an der Fülle fesselnder Lieder, wie man sie bei den slavischen Völkern findet, so wie an grössern Volksfesten, und selbst von öffentlichen Belustigungen ist ihnen nur der Tanz bekannt.» In diesen Sätzen documentirt der Autor nur seine eigene Unkenntniss und Befangenheit. Weder die Heimat, noch die Geschichte der Székler ist einförmig, und dass es ihnen an originellen Volkssitten und Gebräuchen nicht fehlt, und dass sie auch einen reichen Schatz an Liedern, Balladen, Erzählungen und Sprichwörtern besitzen, das weiss jeder, der ihrer Sprache kundig ist. Jedenfalls besitzt der Székler viel mehr Phantasie, als der Sachse, von dem unser Autor selbst gesteht, dass er «für die veredelnde, erhabene Göttin der Poesie wenig Verständniss besitzt, und dass ihm bei seiner Kernigkeit und Ruhe die Grazie des Geistes, die Phantasie fehlt.» — «Man kann — behauptet unser Autor — unter den Széklern viele gute Köpfe entdecken, doch wird man den Sinn für das Schöne und Edle vermissen. Wenn auch schon längst in geordneten Verhältnissen, so geht doch noch immer eine höhere allgemeine Bildung ab, wie man sie von den Rumänen nicht verlangen kann, wohl aber bei dem sächsischen Bauer bewundernd bemerkt. Dieser verhältnissmässig niedrigen Entwickelung mag zum Teil die *Grausamkeit* zuzuschreiben sein, mit der die Székler im Jahre 1848 *wüteten . . . sie tödteten Wehrlose und plünderten und zerstörten die evangelischen Gotteshäuser.*»

Hier müssen wir doch den Herrn Verfasser, dessen einziger Leitstern die Liebe zur Wahrheit ist, — fragen, wo und bei welcher Gelegenheit die Székler mit Grausamkeit wüteten, Wehrlose tödteten und evangelische Gotteshäuser zerstörten? — Die Kronstädter Sachsen hatten die rumänischen Bauern und Hirten gegen die Székler aufgewiegelt, im December 1848 überfiel ein rumänischer Volkshaufen die sieben Dörfer der Csángó-Magyaren bei Kronstadt, raubte, plünderte, zerstörte und mordete mit empörender Grausamkeit: 2000 Nationalgarden von Kronstadt waren ausmarschirt, um als Hut der Raubmörder zu dienen und dem entsetzlichen Schauspiel mit stoischer Ruhe zuzuschauen. — Einige Monate später rückte Bem in Kronstadt ein, Székler besetzten die Citadelle und die Stadt. Hat Bem oder haben die Székler auch nur Einem Sachsen oder Rumänen in Kronstadt ein Haar gekrümmt? Wo sind die evangelischen Gotteshäuser, welche von den Széklern zerstört wurden?

«In Albak ist er geboren, der Held der Motzen, von dem sie sich noch an kalten Winterabenden in ihren kleinen Häusern erzählen: *Hora* der Rebell ... 60 Dörfer, 140 Edelhöfe wurden eingeäschert, 4000 Menschen verloren das Leben».... dennoch bleibt Hora ein Held! Eben so auch *Jancu*, dessen Haus jedes Kind dem Fremden in Vidra zeigen kann. «Da kamen die Stürme des Jahres 1848, und alle die Leute ringsherum erhoben sich, um eine lange, lange Rechnung mit ihren Feinden auszugleichen, auszugleichen auf ihre Weise, hart, fühlbar, grausam. General Jancu kämpfte mit den Motzen, aber er billigte keineswegs ihre unmenschliche Grausamkeit»... Anstatt einen Schleier zu werfen auf die blutdürstigen Taten der blinden Werkzeuge der Reaction, auf die Unmenschlichkeiten, welche auch diejenigen der blutgierigen Indianer überbieten, werden sie noch immer als Heldentaten gepriesen und als Vergeltung für erlittene Unbill entschuldigt! — Herr Bergner schreibt an einer Stelle Folgendes: «Zweitens sei hervorgehoben, dass ein anderes Auftreten im Jahre 1848 vom rumänischen Volke nicht zu erwarten stand. Man hat diese Menschen jahrhundertelang in schnöder Weise den übrigen Nationen hintennach gesetzt, man hat ihnen alle Rechte vorenthalten und in ihnen nichts weiter erblickt als einen elenden Sklaventross. Wenn aber ein Sklave die Ketten bricht, so wird er zum Raubtier, grausam, blutdürstig und hinterlistig. *Die beklagenswerten Opfer jener Schreckenstage haben nur gebüsst, was ihre Vor-*

gänger verschuldet»... Hierauf müssen wir Folgendes bemerken: Die Bauern in Siebenbürgen waren vor 1848 Untertanen, jedoch keine Leibeigene; das Untertänigkeitsverhältniss war an keine Nationalität geknüpft, der magyarische Bauer musste dieselben Lasten tragen, wie der rumänische Bauer, und der Rumäne konnte sogut wie der Magyar und Sachse ein Edelmann und Grundherr werden, und in der Tat erhielten viele rumänische Familien den Adel; der rumänische Grundherr behandelte aber seine rumänischen Untertanen ebenso wie der magyarische Grundbesitzer. Kronstadt erwarb sich den Besitz von vielen rumänischen und magyarischen Dörfern, ja es beraubte Diejenigen, die einst als Castrenses von Törtzburg Edelleute waren, ihrer adeligen Vorrechte und machte sie zu hörigen Untertanen. Nun, der Kronstädter Magistrat behandelte Jahrhunderte lang sowohl die rumänischen, als auch die magyarischen Untertanen in schnöderer Weise, als es die ärgsten Grundbesitzer taten. Die Csángó-Magyaren der sieben Dörfer hätten Herrn Bergner gar schauerliche Geschichten von ihren «Peinigern» erzählen können. Weiss es Herr Bergner, wie die deutschen Grundbesitzer in den Ostseeprovinzen ihre lettischen und estnischen Untertanen jahrhundertelang bis in die jüngste Zeit behandelten?

In der Tat, man konnte und musste im Jahre 1848, in welchem Jahre der ungarische Adel frei- und grossmütig allen bisherigen Privilegien entsagte, das Untertänigkeitsverhältniss abschaffte und die Gleichberechtigung aller Volksclassen und Nationalitäten decretirte, sowohl von dem rumänischen als auch von dem serbischen Volke ein anderes Verfahren erwarten; nicht der Sklave hatte die Ketten gebrochen, sondern der Herr hatte sie ihm abgenommen. — Das Volk selbst hätte auch gewiss ein anderes Verfahren gezeigt, wenn es sich selbst überlassen geblieben wäre; es ist auch nicht verantwortlich für die Freveltaten, die es ausgeübt; die intellectuellen Urheber derselben aber verdienen von der Geschichte gebrandmarkt zu werden.

Von den Magyaren und Szeklern weiss Herr Bergner nicht viel Gutes zu erzählen, er weiss nur so viel, dass sie arge Chauvinisten und Todfeinde der Sachsen und Rumänen sind. Ihre Weiber sind zwar nicht so plump, wie die Sächsinnen, aber sie sind höchst coquett und ausschweifend und sehr schlechte Hausfrauen. Klausenburg und Maros-Vásárhely sind echte Sodoma und Gomora.

«Die Damen Klausenburgs, — so schreibt Herr Bergner, — haben eigentümliche Vorstellungen von ehelichen Pflichten. Es ist hier gar nichts Ungewöhnliches, wenn man von einer Dame spricht: «sie hat den und jenen zum Liebhaber, sie lässt sich von dem jungen Mann N. N. hoffiren.» Courschneiden bedeutet hier aber etwas, wodurch in andern Ländern der gute Ruf einer Frau verloren geht und der Gemahl das Recht der Ehescheidung erlangt... Dort gibt es wenig Frauen, die sich mit Recht einen unbefleckten Ruf erhalten... So äussert sich der urwüchsige, von den Segnungen edler Cultur ungeadelte Osten, in dem nur die Sachsen und sächsischen Städte eine löbliche Ausnahme bilden.»

«Neben der Trägheit und dem Leichtsinn — so meint Herr Bergner — weist der magyarische Nationalcharakter als dritten Fehler die Herrschsucht auf, und aus diesem letztern mag sich die Eigentümlichkeit erklären, nämlich, dass der Magyar in Kunst und Wissenschaft blos das von einem magyarischen Künstler und Gelehrten Geschaffene zu schätzen weiss. Hat es doch den Anschein, als ob die ganze Gelehrsamkeit eigens dazu vorhanden sei, um das magyarische Volk zu verherrlichen, und ist doch selbst hervorragenden magyarischen Gelehrten die Unparteilichkeit und Vorurteilslosigkeit eine schöne Unbekannte, sobald es sich um magyarische Interessen handelt.» — Nun, die Rumäninnen und Sächsinnen mögen Herrn Bergner recht wohl bekannte Schönen sein, aber die Unparteilichkeit und Vorurteilslosigkeit sind ihm gewiss völlig unbekannt, ebensogut wie den Sachsen, die alle Culturarbeit in Siebenbürgen einzig und allein sich selbst zuschreiben, und den Magyaren, Széklern und Rumänen jeden Anteil an der Cultivirung und Verteidigung des Landes absprechen. Es ist ja doch eine gar zu drollige Selbstüberhebung, wenn die Sachsen erklären, «Vermittler der deutschen Cultur für Ungarn» zu sein.

An einer Stelle erwähnt unser Autor, dass einige magyarische Schriftsteller die Behauptung aufstellten, die Motzen wären die Nachkommen von dorthin verpflanzten Széklern, und dass die Bewohner des Hatszeger Tales ursprünglich Magyaren gewesen. Hiezu macht er folgende Bemerkung: «Gewiss eine artige Phantasie, welche zur Genüge dartut, wie weit sich nationaler Grössensinn verirren kann, und zu welchen lächerlichen Blössen er verleitet.» Und dennoch ist es eine Tatsache, dass in den Gebieten der ehemaligen

ungarischen Comitate, namentlich in der Mezöség, im westlichen Siebenbürgen und im Hunyader Comitat die magyarische Bevölkerung ehemals viel grösser war, als gegenwärtig, dass dort im Verlaufe der Jahrhunderte nicht nur Ein Dorf, sondern 6—8 und mehr Dörfer entnationalisirt wurden, das heisst aus magyarischen Dörfern rein rumänische geworden sind. Herr Bergner selbst führt eine ganze Reihe nicht nur von Dörfern, sondern auch von Städten an, welche ursprünglich deutsche Einwohner hatten, und nun von Rumänen bewohnt werden.

«Viel haben die Leute unter dem neuen Steuersystem zu erdulden, — so klagt Herr Bergner. Die Steuern sind in Siebenbürgen ausserordentlich hoch, und das Schlimmste ist, dass nicht gewissenhaft bei Ausschreibung und Erhebung verfahren wird.... es ist augenscheinlich, dass die siebenbürgisch-sächsischen Städte unter einem Druck leiden und stöhnen, der jede Entwicklung und jeden Aufschwung von vornherein als unmöglich erscheinen lässt.» — Nun, es ist wahr, dass die Steuern nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in Ungarn sehr drückend sind, aber ist denn die magyarische Regierung daran schuld, dass Ungarn von der österreichischen Staatsschuld eine jährliche Zinsenlast von 32 Millionen übernehmen musste? ist sie daran schuld, dass die Quote zu den gemeinschaftlichen Ausgaben für Militär und Flotte von Jahr zu Jahr steigt? Und haben etwa blos die siebenbürgisch-sächsischen Städte unter dem Steuerdruck zu leiden? Müssen sie etwa apparte Steuern zahlen, von welchen andere Städte befreit sind? Durchaus nicht, im Gegenteil, die siebenbürgisch-sächsischen Städte erfreuen sich verschiedener Vorteile und Begünstigungen. Die sächsische Universität ist im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, welches sie, wie aus den Klageschriften und aus den von Maria Theresia, Josef II. und den spätern Monarchen erlassenen Verordnungen hervorgeht, nicht immer sehr gewissenhaft verwaltet hat, — die sächsische Universität erhielt eine Entschädigung für den im Jahre 1848 aufgehobenen Zehent, während der kathol. Clerus keine Entschädigung für den Zehent beanspruchen durfte; die Sachsen bekommen endlich direct aus der Staatscasse jährlich 16,000 Gulden für ihre ohnehin reichdotirten Kirchen und Schulen. — Es gibt weder in Ungarn noch in Siebenbürgen protestantische Pfarrerstellen, deren Einkünfte sich mit denjenigen der sächsischen Pfarrerstellen messen könnten. Selbst

der Pfarrer, von welchem Herr Bergner erzählt, dass er nach Hermannstadt übersiedelt ist, weil in seiner Gemeinde nur noch eine einzige evang. Familie ist, hat gewiss mehr Einkommen, als so mancher Pfarrer in Ungarn mit einer Gemeinde von 1000 und mehr Seelen. Ja die evangelischen Pfarrer der Sachsen wussten sich gut zu betten, und die siebenbürgischen Sachsen konnten ohne besondere Anstrengung gut dotirte Schulen errichten. Ihre Kirchen und Schulen und ihr Vermögen wurden ihnen seit der Reformation niemals entrissen, wie das in Ungarn zu wiederholten Malen geschehen ist, und das haben sie nur einzig und allein den viel geschmähten siebenbürgischen Fürsten und den gründlich gehassten Magyaren zu verdanken.

«Viele Leute werden für ihr Einkommen zu hoch besteuert, und recurriren sie, so wird ihnen die Entgegnung zu teil: dem Gesuch kann nicht stattgegeben werden. . . Bei geringen Beträgen, wenn sich der Besteuerte beispielsweise wegen 2 Gulden beklagt, trifft es sich oft, dass die Beamten nicht nur zwei Gulden, sondern vier Gulden zurücksenden, gewiss ein ungünstiges Zeugniss für ungarische Rechen- und Verwaltungskunst.» So schreibt Herr Bergner, dessen einziger Leitstern die Wahrheit ist, und doch ist die letztere Behauptung, dass man oft statt zwei Gulden vier Gulden zurücksendet, gewiss eine Lüge. Wie genau es Herr Bergner mit der objectiven Wahrheit nimmt, beweist unter anderem auch folgende Stelle: «Gegenwärtig hat allerdings die hochwohllöbliche Regierung in Budapest den Verkehr mit Rumänien sehr erschwert, weil sie dadurch jedem patriotischen Gefühl der Rumänen, jeder Sympathie zwischen «hüben und drüben» die Spitze abzubrechen glaubt. Durch ein solches Vorgehen bringt sie ihren Untertanen unendlichen Schaden.» — Herr Bergner sollte es ja doch wissen, dass Ungarn und Oesterreich ein gemeinschaftliches Handels- und Zollgebiet bilden, dass folglich alle auf den Grenzverkehr bezüglichen Verordnungen nur im Einverständniss beider Regierungen erlassen werden können und dass die Regierung in Budapest selbständig gar keine Erschwerungen im Verkehr anordnen kann. Ueber die von den rumänischen Grenzzollämtern veranlassten Plackereien haben wir in den Blättern oft Berichte gelesen; dass die Budapester Regierung den Verkehr nach Rumänien durch ihre Massregeln erschwert, davon haben wir bisher noch nichts gehört.

Solcher Art sind auch die andern Klagen gegen die Missregierung und Vergewaltigung der Magyaren. Herr Bergner preist die Schulen der Sachsen und Rumänen, schildert die Tätigkeit ihrer geselligen und wissenschaftlichen Vereine, hebt die Verdienste ihrer gelehrten Männer hervor: er erzählt uns, wie die Rumänen ganz ungehindert das Schagunafest feiern, wie die Sachsen ihre Majalise und andere Feste mit patriotischen, d. h. grossdeutschen Aufzügen und Liedern verherrlichen, wie sie bei jeder Gelegenheit die Wacht am Rhein mit Begeisterung singen. Und alles das geschieht in einem von magyarischem Uebermut, von magyarischer Tyrannei vergewaltigten, geknebelten und misshandelten Lande! Herr Bergner nennt das im Jahre 1882 von dem Ausschuss der rumänischen Wähler veröffentlichte «Memorandum» eine «genial abgefasste Schrift, welche sich als der Schmerzensschrei einer gequälten Volksseele darstellt.» In einem Lande, in welchem ein solches auf Verleumdung und Verdrehung der historischen und politischen Tatsachen beruhendes Memorandum ungestraft veröffentlicht werden kann, ist «die gequälte Volksseele» blos ein Gebilde der Phantasie und «der Schmerzensschrei» eine erlogene Heuchelei.

Herr Bergner begnügt sich nicht mit den landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, er tritt auch als Prophet auf und beruft sich dabei auch auf die Prophezeiungen des grossen Culturhistorikers Friedrich von Hellwald. Dieser meint, es könne eine Zeit erscheinen, in der ein gemeinsames Grab die Sachsen und ihre Peiniger, die Magyaren, verschlingen werde. «Heutzutage — ruft Herr Bergner aus — sind das keine Prophezeiungen mehr, und wer sich der Beistimmung solcher Ansichten enthalten wollte, würde Gefahr laufen, der geistigen Blindheit geziehen zu werden.» An einer anderen Stelle schreibt Herr Bergner Folgendes: «Ruhige, leidenschaftslose Männer, mit objectivem Blick begabt, meinen, es sei augenscheinlich, dass die Existenz des ungarischen Staates nur noch eine Frage des nächsten Säculums sein könne. Die Magyaren ahnten instinktmässig, was kommen werde und müsse, und in einem letzten verzweifelten Angriff versuchten sie alle anderssprachigen Stämme zu verschmelzen. Gelänge ihnen das, so würde es ein Vorteil für den Staat sein, aber es könne nicht gelingen, denn viel zu schwach seien die Bedrücker, viel zu stark und zu zahlreich die Bedrückten. Und einst werde die Zeit kommen, wo die Neigung der Nationalitä-

tenconcentrirung den Sieg davontragen würde, dann würden all' die am Rande Ungarns wohnenden Völker den anverwandten Staaten zufallen, so die Rumänen dem Königreich, die Nordslaven dem russischen Koloss, die Südslaven einem neuen südslavischen Reich. Dann dürften den Magyaren bittere Tage beschieden sein, Tage der Rache und Vergeltung, die erst nach langer, langer Zeit einer Epoche weichen würden, in der die allgemeine Menschlichkeit herrsche. In jener fernen Periode dürfte das magyarische Volk zu Grunde gehen, während möglicher Weise die Sachsen noch auf das Grab ihrer Peiniger herabschauen könnten.»

Nun, bald werden es tausend Jahre sein, dass das ungarische Volkstum und der ungarische Staat besteht; schwere Stürme bedrohten sein Dasein: Tataren, Türken und Germanen brachten ihn oft an den Rand des Grabes. Wie er einst die Türkennot überstand, so wird er vielleicht auch die Rumänen- und Sachsennot überstehen. Wenn aber die Sachsen im laufenden Jahre um die Zeit des Sct. Stephanstages das Fest zur Erinnerung an ihre vor 743 Jahren erfolgte Einwanderung feiern, so tun sie das in der instinktmässigen Vorahnung, dass sie eine tausendjährige Feier gewiss nicht erleben werden. Nicht die magyarischen Peiniger werden sie tödten, ihre eigenen Fehler, ihr Blödsinn, ihr Uebermut, ihr Grossdeutschtum, ihr Zweikindersystem werden sie langsam, aber sicher vom Erdboden vertilgen.

Herr Bergner erwähnt an einer Stelle das Buch Paul Hunfalvy's: «Die Ansprüche der Rumänen» und beurteilt es mit folgenden Worten: «In denjenigen Teilen, wo der Autor die Geschichte der Rumänen behandelt, beruht es auf richtigen, den Roeslerschen entlehnten Ansichten; insofern ist es ein gutes Buch zu nennen. Wo der Verfasser aber neuere Geschichte macht und die Ansprüche der Rumänen behandelt, wird er unwahr und ungerecht. Er spricht dann nicht mehr als ein Mann der Wissenschaft, welcher der Objectivität huldigt, sondern als der Vertreter des magyarischen Chauvinismus, der gegen die Rumänen in blinder Befangenheit eifert. Insofern ist sein Buch ein politisches und schlechtes. Kann der Uneingeweihte, der nach dem Lichte strebt, einem Manne Vertrauen entgegenbringen, der die Wissenschaft zum Dienst der Politik und des verächtlichen Nationalitätenhasses erniedrigt?» — Mit diesen Worten glaubt Herr Bergner Hunfalvy's Werk — dessen anerkannte, epochale Bedeutung

nicht nur in seinen historischen und sprachwissenschaftlichen, sondern auch politischen und staatswissenschaftlichen Ergebnissen wir leider in diesen Heften nicht eingehend darlegen dürfen — **charakterisiren zu können; wir aber finden, dass man seine Schrift über Siebenbürgen mit denselben Worten am trefflichsten und bündigsten charakterisiren kann.** ***Sein Buch ist in der Tat ein politisches und schlechtes Buch,*** **welches nur den Nationalitätenhader zu schüren geeignet ist.**

Dr. L. Hoffmann.

FIUME'S WAPPEN IM UNGARISCHEN STAATSRECHTE.

Es ist allgemein bekannt, dass schon vor mehreren Jahren im ungarischen Reichstage der Antrag gestellt wurde, Ungarns Staatswappen und dessen separates Reichswappen historisch und heraldisch richtigzustellen, und durch die Legislative sanctioniren zu lassen. Der Reichstag entsendete zu diesem Behuf aus seiner Mitte eine Commission, welche alsbald ihre Vorschläge einreichte, die später den Fachkreisen als Grundlage dienten zu weiteren Auseinandersetzungen. Es sprachen zur vorliegenden Frage die Direction des ungarischen Reichsarchivs, sowie auch die ungarische heraldische und genealogische Gesellschaft; endlich lud das Ministerium des Innern auch die ungarische Akademie der Wissenschaften ein, ihre Wohlmeinung in dieser Angelegenheit abzugeben.

Es hat sich in neuerer Zeit herausgestellt, dass das heutige Kroatien, wie es ganz fälschlich diesen Namen führt, es ebenso unrechtmässig ein ganz fremdes Landeswappen gebraucht. Wir stehen hier wieder vor einem Walde von Irrungen und absichtlichen Täuschungen, in welchen wir aber für diesmal nicht eindringen wollen, unser Interesse nur auf die Fiumaner Frage beschränkend, insoferne dieselbe mit dem ungarischen Staatswappen in Verbindung steht. Die Akademie wies die Aufforderung des Ministeriums des Inneren an die historische Commission, welche sich am 4. April l. J. mit dieser Frage befasste und zu interessanten Resultaten gelangte.

Die historische Commission nämlich acceptirte zwar das von der heraldischen und genealogischen Gesellschaft projectirte Staatswappen auf Grund der historischen Entwickelung; allein insoferne sie in dieses Project auch das Wappen Fiume's, welches früher darin niemals vor-

kam, aufnahm, trat in der Commission eine Spaltung ein, indem gerade die Hälfte der Mitglieder die Aufnahme des Fiumaner Stadtwappens, die andere Hälfte dessen Auslassung für opportun und gerechtfertigt erklärte. Die Meinungsverschiedenheit brachte der Commissionspräses mit seinem dirimirenden Votum zum einstweiligen Abschluss; derselbe wünschte, dass Fiume's Wappen einen integrirenden Teil des ungarischen Staatswappens bilden möge.

Hieraus darf durchaus nicht gefolgert werden, als bestünde im Kreise der Akademiker in Bezug der Zuständigkeit Fiume's zu Ungarn irgend welche Meinungsverschiedenheit. Auch die Verschiedenheit der Auffassung bezüglich der Wappenfrage hat nur die Bedeutung, dass ein Teil in der Aufnahme, der andere in der Auslassung des Fiumaner Wappens die Rechte Ungarns besser gewahrt glaubt. Hierüber liegt wohl keine Enunciation der Akademie als solcher vor, weil die Politik nicht in den Bereich ihrer Wirksamkeit gehört, nichtsdestoweniger ist die Tatsache unbestreitbar.

Niemand will daher Fiume den Kroaten ausliefern. Die Minorität der Commission motivirt ihren Standpunkt in einem Separatvotum, welches der Regierung gleichfalls unterbreitet wurde. Dasselbe ist von Wilhelm Fraknói, Generalsecretär der Akademie, dann den Mitgliedern Emerich Nagy und Friedrich Pesty gezeichnet.

Das Separatvotum untersucht, welche Ursachen es wohl gewesen sein mögen, die zu der Idee führten, Fiume's Wappen in das Staatswappen Ungarns einzufügen, und findet die Ursache nur in dem Missverständniss einer wichtigen Stelle im Diplome Maria Theresia's vom 23. April 1779. In diesem Diplome heisst es nämlich: primo urbs hæc commercialis Fluminensis sancti Viti,[1] cum districtu suo, *tamquam separatum sacrae regni Hungariae coronae adnexum corpus* porro quoque consideretur, atque ita in omnibus tractetur. Hier wird zum erstenmale von Fiume gesagt, dass es ein separatum corpus regni Hungariæ coronæ sei, was Manche dahin zu deuten trachten, als stünde Fiume in ähnlichem staatsrechtlichen Verbande mit Ungarn, wie Kroatien und Dalmatien.

Diese Auffassung erklärt das Separatvotum für eine entschieden falsche, welche weder der Vergangenheit Fiume's, noch dem Sinne der späteren Rescripte und Gesetze entspricht.

[1] Dies der alte, urkundliche Name Fiume's. Diesem entsprechend hiess Fiume im Mittelalter: Sanct Veit am Pflaum.

In der Geschichte der Nationen kommt es niemals vor, dass die Selbständigkeit einer Provinz mit einer solchen Bezeichnung, wie separatum corpus (abgesonderter Körper) ausgedrückt wird, und wenn es Maria Theresia's Absicht gewesen wäre, vom autonomistischen Standpunkte Fiume mit Siebenbürgen, Kroatien etc. in eine paritätische Lage zu bringen, so hätte die Königin ohne Zweifel leicht einen anderen Ausdruck finden können, welcher dieser etwaigen Absicht besser entspricht. Dass aber diese Absicht der Königin ferne lag, beweist der weitere Text des von uns citirten Diploms, welcher sagt: neque cum alio Buccarano, velut ad regnum Croatiæ ab incunabulis ipsis pertinente districtu ulla ratione commiscentur. Das heisst nämlich: das Gebiet der Stadt Fiume und deren Districtes dürfen *unter keinem Vorwande* mit dem Territorium des benachbarten Buccari, welches zu Kroatien gehört, vermengt werden; — nachdem aber Fiume von kroatischen Landesteilen umgrenzt wird, und mit den nächsten ungarischen Comitaten in keinem territorialen Zusammenhang steht, so konnte man wohl Fiume ein abgesondertes Territorium (corpus separatum) nennen, oder, wie man bei ähnlichen Fällen sagte: ein ungarisches Enclave.

Fiume konnte auch keine Ansprüche auf staatsrechtliche Selbstständigkeit erheben, denn als es unter dem Schutze der Republik Venedig stand, gestattete die Republik nicht die Entwicklung einer politischen Selbständigkeit. Im XVI. Jahrhundert aber trat Fiume zum Herzogtum Krain in nähere Verbindung, wurde von Graz aus regirt, und wurde magnifica communitas terræ fluminis S. Viti genannt. Dieser Ausdruck deütet wohl auf ähnliche municipale Freiheiten, wie solche die königlich ungarischen Freistädte besitzen, auf mehr aber nicht. Unsere Comitate und Städte haben ebenfalls ihre eigenen Wappen, es fällt aber Niemandem ein, letztere dem ungarischen Staatswappen einzuverleiben.

Allerdings erklärt Maria Theresia im oben citirten Diplom, dass sie Fiume der ungarischen heiligen Krone wiedereinverleibe, und deshalb könnte die Frage aufgeworfen werden, dass, obgleich das Diplom Fiume ganz entschieden und unzweifelhaft vom Territorium Kroatiens ausnimmt und unterscheidet, die Königin Fiume dennoch nicht unmittelbar zu Ungarn rückeinverleibt, sondern vielmehr dem Gesammtreich, welches der ungarischen heiligen Krone untersteht. Doch ein solcher Zustand, dass ein einzelnes Territorium ohne eigenes, politisch selbstständiges Leben weder zum Mutterlande, noch zu dessen annectirten Bestandteilen gehören solle, ist ja ganz unverständlich. Spätere Gesetze

haben auch der betreffenden Stelle des citirten Diploms eine nicht misszuverstehende, und auch nicht vorenthaltbare Erklärung gegeben; so sagt z. B. der IV. Gesetzartikel vom Jahre 1807 — und zwar mit Berufung auf das erwähnte Diplom Maria Theresia's — dass Fiume *in Ungarn einverleibt* (incorporata) sei, und dass Fiume's Gouverneur und Ablegaten auf dem Reichstage Ungarns erscheinen, sich beteiligen. So verstand das Gesetz auch König Franz I. in seinem an die kroatischen Stände unterm 19. August 1808 gerichteten Rescripte.

Kann es wohl zweifelhaft sein, dass wenn von irgend einem Territorium gesagt wird, dass dieses dem Lande einverleibt (incorporirt) sei, ein solcher einverleibter Teil keine selbständige politische Existenz besitze, sondern mit dem Gebiete des Mutterlandes identificirt sei?

Angenommen, Fiume besässe eine selbständige politische Vergangenheit und Gegenwart, was wäre denn in diesem Falle der Name der Fiumaner Provinz? etwa Herzogtum, Marquisat, Banat oder Fürstentum? Die Geschichte und das Staatsrecht kennt alle diese Benennungen nicht; und wenn Fiume eine Provinz von welcher Abstufung oder welchen Grades immer auch wäre, würden in diesem Falle sich nicht die Merkmale dessen in der Titulatur des regierenden Souverains vorfinden? Doch in den Titeln des Königs findet man Fiume nicht, was schon deshalb ganz in der Ordnung ist, weil das ungarische separatum corpus dahin nicht gehört, und dasselbe demnach auch im Staatswappen keine Aufnahme finden soll.

Selbst die kroatischen Stände dachten nicht an eine politische Selbständigkeit Fiume's; ihre Adressen aus dem vorigen Jahrhundert erörterten vielmehr die Frage, ob Fiume zum Territorium des alten Vinodal, oder des ephemeren Szeveriner Comitats gehören solle.

Seit dem die Geschichte auf sicheren Spuren vorwärts schreitet, war Fiume nichts anderes als ein Dominium, ein privater Besitz, welcher als solcher auch in die Hände österreichischer Erzherzoge geriet. Man nannte Fiume ein Capitanat, man nannte es Regierungsbezirk, Littorale, — als würde man sagen Hajduken-District, oder Capitanat der Jazygier. Fiume selbst führte während des Reichstages 1790 den Titel: «Flumen, caput hodiernæ Liburniæ», und wenn wir auch keine Veranlassung haben, die Grenzen des alten Liburniens zu untersuchen, so genügen diese Worte vollkommen zum Beweis, dass Fiume selbst sich als Teil eines anderen Landes betrachtete.

Wenn also Leopold I. Fiume unterm 6. Juni 1659 ein eigenes

Wappen verlieh, so war dies ein Wappen, wie solches ein jedes Comitat und jede Freistadt in Ungarn besass, welches demnach keinen Anspruch auf Einstellung in das ungarische Staatswappen erheben kann. Hiezu liegt auch gar keine Nötigung vor, weil die erwähnte Auszeichnung des Fiumaner Wappens ein neuer Schritt zum Föderalismus wäre, welchen zu vermeiden Ungarn im Interesse seiner Consolidirung alle Ursache hat.

In Bezug des Wappens ist noch zu bemerken, dass um dessen Verleihung in der heutigen Gestalt, Fiume selbst (Judices et Communitas Civitatis Fluminis Sancti Viti) bittlich geworden ist, und so wie es erbeten, so wurde es auch unverändert durch Leopold I. mittelst Diplom verliehen. Weder in der Bitte, noch in der Verleihung geschieht die geringste Anspielung darauf, als wäre die Communitas et Civitas Fluminis Sancti Viti in staatsrechtlicher Beziehung etwas anderes, als irgend welches sonstige ungarische Municipium.

Das hier besprochene Separatvotum leugnet demnach die historische Berechtigung der Aufnahme des Fiumaner Wappens in das ungarische Staatswappen; ganz natürlich perhorrescirt dasselbe noch viel mehr die — übrigens von keiner Seite angeregte — Idee, das Fiumaner Wappen etwa mit den Wappen der Nebenländer zu vereinigen.

Nachdem der Reichstagsausschuss seinerzeit die Aufnahme des Fiumaner Wappens in das Staatswappen anriet, so finden wir ersteres in jenem Staatswappen, welches mit königlichem Rescript vom 9. Februar 1874 gutgeheissen, und mit Verordnung des Ministeriums des Inneren publicirt wurde, demnach vorläufig im allgemeinen Gebrauche steht.

Es ist aber von einem legislatorischen Acte die Rede, welcher erst zu vollbringen wäre; die Frage ist demnach noch immer eine offene, und gut motivirte Wohlmeinungen sind noch nicht verspätet.

Wir hoffen demnach, dass die Landesväter die Gründe würdigen werden, welche für die Modificirung des seit 1874 im Gebrauche befindlichen Staatswappens sprechen.

Zu bedauern ist nur, dass die Akademie es unterliess, bei der oben erwähnten Veranlassung auch den Beweis zu führen, dass das heutige Kroatien durch ein diesem Lande nicht gebührendes Wappen (das Schachbrett) symbolisirt wird. Slavonien (das heutige Kroatien) erhielt im Jahre 1492 als Wappen einen zwischen zwei Flüssen laufenden Marder, und da im genannten Jahre unter Slavonien das heutige Kroatien verstanden wurde, so müsste als Wappen des heutigen Kroatiens der Marder gelten, umsomehr, als zur genannten Zeit das heutige

Slavonien gar nicht bestand, sondern erst aus dem Chaos späterer Zeiten hervorkeimte. **FRIEDRICH PESTY.**

ITALIENISCHE COLONISTEN IM EHEMALIGEN BANAT.

Südungarn ist, man kann das mit Recht sagen, der ethnographisch interessanteste Landesteil unserer Monarchie. Wohl auf keinem anderen Erdstriche wohnen gegenwärtig so viele und so grundverschiedene Nationalitäten nebeneinander, wie in dem unserigen und das betrachtende Auge hat genugsam Gelegenheit, sich an Verschiedenheiten jeder Art zu weiden. Hier wohnt der feurige Magyare neben dem gutmütigen, fleissigen Deutschen, in dessen unmittelbarer Nähe der erstere viel von seinem Temperamente eingebüsst hat; neben dem Deutschen wohnen der Rumäne, der stämmige Serbe, der schwermütige Bulgare und neben diesen die überall zu findenden Juden und die wettergebräunten Pusztensöhne, die Zigeuner. Das wäre schon an und für sich ein bemerkenswertes Völkergemisch, allein wir sind mit der Aufzählung noch nicht fertig; wir haben der Böhmen, Ruthenen, Slovaken, Spanier, Portugiesen und Italiener noch nicht erwähnt, welch' letztere allerdings nur sporadisch vorkommen. Es wohnen somit dreizehn Nationalitäten auf diesem Erdstriche, auf welchem sich in allergrösster Stille Kämpfe vollzogen haben, die für den beobachtenden Kenner der Geschichte Südungarns ein erhöhtes Interesse haben. Hier verdrängte der Magyare den Serben, der Serbe den Rumänen, der Rumäne den Deutschen, der Deutsche aber fast alle Genannten.

Wir sehen Ortschaften, welche im vorigen Jahrhunderte ausschliesslich mit Rumänen oder Serben bevölkert waren, heute von arbeitsamen Deutschen bewohnt; man kennt Ortschaften, welche durchwegs magyarische Einwohner hatten, z. B. Ujvár und Nákofalva, die heute ebenfalls von Deutschen besetzt sind; man kennt Ortschaften, die im vorigen Jahrhunderte rein deutsch waren, z. B. Melleneze, die aber heute von Serben bewohnt sind; man kennt die Ortschaften Charleville, Szeultour und St.-Hubert, die ehedem Franzosen zu Einwohnern hatten, heute aber total germanisirt sind. Und das sind keine unbedeutenden Processe, die sich da vollzogen haben, mit einer verhältnissmässig beispiellosen Geschwindigkeit und unter Vermeidung jedwe-

den Aufsehens, es sind bemerkenswerte Erfolge geistig fortgeschrittener Völker über geistig und auch körperlich zurückgebliebene. So sieht man in unserem Landesteile, wie ein Stamm dem anderen das Terrain räumen mus, wie sich der eine fast übermässig ausbreitet, während der andere sich selbst immer mehr und mehr dem Untergange weiht; man sieht und kann an der Hand der Geschichte nachweisen, dass Ortschaften verschwanden, andere zu Ruinen wurden und wieder, dass an Stelle dieser Ortschaften andere schöner und grösser erbaut wurden, dass sich über Ruinen neue Dörfer erhoben haben. Man sieht Völker verschwinden — wiederkehren, ewige abwechslungsreiche Processe, und man kennt Völker, welche einst hier anzutreffen waren, die aber allmälig, manche selbst rapid, verschwanden; man weiss wohl, *woher* sie kamen; *wohin* sie aber Alle kamen, das weiss man nicht genau, darüber gibt es nur Vermutungen.

Wir wollen heute von einer solchen Nationalität, von solchen Colonisten sprechen, die zu Anfang des vorigen Jahrhundertes sich in dem sogenannten Banat niederliessen, um sich hier eine zweite Heimat zu gründen. Wir wollen den Italienern unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Wie geschichtlich bekannt, war das Banat 164 Jahre unter türkischer Herrschaft, ein Zeitraum, gross genug, um einen ohnehin vernachlässigt gewesenen Landesteil der gänzlichen Verwüstung preiszugeben. Das Banat glich denn auch einer Wildniss im wahren Sinne des Wortes. Grosse Moräste wechselten mit verwahrlosten, verwilderten Feldflächen, auf denen stellenweise elende Hütten zu erblicken waren, welche die Behausungen der damaligen Bevölkerung bildeten. Morde, Raubtaten, Diebstähle und Brandschatzungen standen auf der Tagesordnung, das nackte Menschenleben war blutdürstigen Scheusalen unbarmherzig preisgegeben, Zügellosigkeit und tierische Rohheit waren in Permanenz erklärt, — Gegend und Menschen total versumpft. Was den Alles zerstörenden Händen der Wüteriche entging, das wurde ein sicheres Opfer der giftartigen Luft und des giftartigen Wassers. Die nützlichen Tiere waren mit wenigen Ausnahmen ausgestorben, die Vegetation hatte nahezu gänzlich aufgehört und das Banat bot ein Bild des traurigsten Elendes und der grenzenlosesten Verwahrlosung.

So war es um das Banat im Jahre 1716 nach der Türkenvertreibung bestellt und nun war es die Aufgabe der leitenden Kreise, diesen Landesteil aus seinem gefahrdrohenden Zustande zu reissen. Es braucht

nicht erst betont zu werden, dass die Aufgabe, die der Lösung harrte: das Banat der Cultur und Civilisation wiederzugewinnen, schwierig, unendlich schwierig war. Mit der Durchführung dieser Aufgabe wurde auf Antrag Prinz Eugens der Graf Mercy betraut, ein Mann, der mit seinen Kriegstugenden auch soviel Tatkraft und administratives Genie verband, dass sich unter seiner Leitung die Hilfsquellen des Banats in überraschender Weise entwickelten. Vor Allem war er darauf bedacht, das entvölkerte Banat mit Colonisten zu besetzen, und es erschienen ihm als die geeignetsten Deutsche, Italiener und Spanier, dreierlei Colonisten aus dreierlei Gegenden, alle anscheinend den Anforderungen entsprechend, die da gestellt wurden. Die Deutschen sollten sich dem Ackerbau, die Spanier dem Weinbau und die Italiener dem Gewerbe widmen, es war also ein combinirtes Vorgehen, das Ziel war Cultur. Im Laufschritte sollte eingeholt werden, was jahrhundertelang versäumt worden.

Die italienischen Colonisten, von denen wir nun sprechen wollen, kamen aus Mantua, Roveredo, Gradisca, Valanca, Castelnuovo, Bari und m. a. Städten; laut Gesetz v. J. 1723 wurde den Colonisten sechsjährige Steuerfreiheit zugesichert, eine Begünstigung, welche sich bei Handwerkern auf fünfzehn Jahre erstreckte. Ausserdem erhielt jede Familie das nötige Material zur Erbauung eines Wohnhauses, eine gewisse Anzahl Ackerfelder und die zur Bestellung derselben erforderlichen Gerätschaften. Der grösste Teil der Colonisten wurde in einer in der Nähe Temesvárs gelegenen Ortschaft untergebracht, welche zu Ehren ihres Gründers Mercy den Namen Mercydorf erhielt. Mercydorf ist auch der einzige Ort, in welchem s. Z. nur Italiener wohnten, es war das eine echte und rechte italienische Colonistengemeinde, welche sich der lebhaftesten Fürsorge Mercy's erfreute.

Die Italiener langten unter Führung des Administrators Jean aus Frejus im Jahre 1733 im Banat in der Stärke von 135 Familien, also beiläufig 700 Seelen an, von denen nahezu die Hälfte in Mercydorf untergebracht wurde. Es ist mir gelungen das Namensverzeichniss der ersten Mercydorfer italienischen Colonisten ausfindig zu machen, und will ich aus demselben die hauptsächlich vorkommenden Familiennamen citiren. In erster Linie werden genannt:

Campolongo Marcus	Betloni Anton
Piccola Johann Baptist	Gielmi Anton
Michelazzi Anton	Sussedelli Mathias

Petorlini Johann
Dal' Pra Dominik
Coradello Melchior
Ferrari Anton
Juraglia Viona
Bisetta Josef
Majoli Balthasar
Jorgele Josef
Agostini Mathias
Carli Georg
Capra Bartholomäus sen.
Capra Bartholomäus jun.
Cattarozzo Jacob
Bettoni Peter
Pelegrini Nicolaus
Heraid Anton
Furlanelli Peter
Scheng Mathias
Savoy Leonhard
Loli Peter
Scarvasta Franz
Volpe Johann
Paoli Valentin
Ferre Peter
Borgogno Michael
Schmit Mathias
Capraro Baptist
Marchi Jacob
Burati Peter
Brizzo Johann
Baccha Josef
Cristani Christian
Baptist Christiani
Susati Thomas
Susati Dominik
Dorighi Gaspar
Dall'Avi Joh. Dom.
Philippi Jacob
Philippi Philipp
Dal Pezzo Dominik
Jonetta Mathias
Jonetta Nicolaus
Maggi Peter
Brisa Andreas
Boux Leopold
Modena Christoph
Camin Peter
Carpentari Anton
Romedi Claus
Campolongo Josef
Christophoni Christian
Cajola Dominik
Possata Bartholomäus
Brugna Franz
Ferré Peter
Campolongo Dominik

Nach dieser Liste existirten im Jahre 1736 in Mercydorf 142 Italiener, darunter 52 Männer, 27 Weiber und 63 Kinder. Die Liste ist, wie sich nach genauerer Prüfung ergibt, sehr unvollständig, denn in den Tauf- und Sterberegistern finden sich Namen italienischer Familien vor, welche zur selben Zeit in der Ortschaft wohnten, in der Liste jedoch fehlen. Nach einer von mir mit möglichster Genauigkeit vorgenommenen Zählung existirten in Mercydorf mindestens 85 rein italienische Familien, was, 5 Köpfe auf die Familie gerechnet, einem Stand von 425 Seelen gleichkommt, eine Ziffer, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erscheint.

Der erste Seelsorger der italienischen Colonie war der aus Spanien

eingewanderte Caplan Josef Mugnos, Pensionist des Trinitarier-Ordens, welcher, wie das alte Mercydorfer Pfarrbuch besagt, bis zur Erbauung der Kirche alle Functionen in seiner Privatwohnung unentgeltlich vollzog. Im Jahre 1734 wurde die Errichtung einer Kirche geplant, doch begnügten sich die Italiener vorläufig mit einer Kapelle, die unter der Bedingung errichtet wurde, dass sich die Italiener zu einer jährlichen Beitragsleistung von 70 und der Pfarrer Rossi zu einer von 30 Gulden verpflichteten. Die Kapelle wurde in eine Kirche umgewandelt und trug folgende Devise: Im Namen des heiligen Josef und der Jungfrau Maria erbauten sie die Italiener mit Hilfe des allmächtigen Gottes. Die Predigten wurden in italienischer Sprache gehalten. Caplan Mugnos war dem aus Mantua gebürtigen Pfarrer Clemens Rossi untergeordnet, welch' letzterer dem damaligen Csanáder Bischof Falckenstein unterstand. Pfarrer Rossi, welcher von dem Vertreter Mercy's, Baron Engelhofen, aus Italien berufen wurde, war seit 1734 mittelst Decret angestellter Inspector der Temesvárer Seidenfabrik, zugleich aber auch Inspector über sämmtliche im Banat wohnhaft gewesene italienische Colonisten, und musste für die genaue Evidenzhaltung sowie für die Austragung aller auf die Colonisten bezüglichen Angelegenheiten Sorge tragen.

Die Mercydorfer Italiener hatten die Aufgabe, grosse Maulbeerbaum-Pflanzungen anzulegen, und für deren gedeihliches Fortkommen bemüht zu sein. In Temesvár erhielten die Colonisten eine gewisse Anzahl Seidenraupen und mussten für die bestandene Seidenfabrik in Temesvár die nötigen Cocons abliefern, wofür sie eine fixirte Vergütung angewiesen erhielten. Der Inspector der Seidenfabrik war, wie bereits erwähnt, der Pfarrer Clemens Rossi, unter dessen Leitung das Unternehmen zu floriren begann. Das erste Spinnrad brachte ein Italiener heimlich aus Udine und mit Hilfe desselben wurden die ersten Arbeiten fertig gebracht, die der Kirche gewidmet, lange Zeit eine Zierde des Altars in der Temesvárer Domkirche bildeten. Die zweite Arbeit wurde dem Kaiser Karl übermittelt, welcher dieselbe der Kaiserin Elisabeth Christina als «Frucht der Industrie eines Landes schenkte, wo kurz vorher noch tiefe Barbarei geherrscht hatte.» Zur Hebung der Seidenzucht wurden die in Mercydorf bestandenen Anlagen von Maulbeerbäumen vergrössert und auf geeigneten Plätzen neue Anlagen geschaffen. Eine der grössten Anlagen befand sich längs des Begaflusses ausserhalb der kleinen Palanka; ausserdem existirten kleinere

bei Werschetz, Weisskirchen, Detta, Csakova, Guttenbrunn, Freidorf, Neu-Bessenova, Kusitz und Moldova. Jeder Pflanzung wurden einige italienische Familien behufs Führung der Aufsicht zugewiesen und die Anzahl derselben hing zumeist von der Ausbreitung der bebauten Fläche ab. Die Eingeborenen versuchten die Pflanzungen der Italiener zu beeinträchtigen, und als sie mit der Entwurzelung vieler Setzlinge begonnen hatten, verordnete Mercy, dass jeder Verwalter, Unterverwalter und Richter mit besonderer Sorgfalt und Strenge über die Pflanzungen wachen möge. Als diese verschärfte Wachsamkeit erfolglos blieb, setzte Mercy auf Vandalismus Todesstrafe und liess, um Exempel zu statuiren, an drei Vandalen diese Strafe vollziehen. Das war ein probates Mittel — es half. In den Districten Lugos und Werschetz beschäftigten sich einzelne Italiener mit der Pflege und Veredlung des Weinstockes und waren auf diese Art rüstige Vorarbeiter der Deutschen. Die vorteilhafteren Culturen, die grosse Vermehrung, die geschicktere Zubereitung des Weines sind alles Verdienste der Italiener; daher ist es falsch, wenn man annimmt, dass die Deutschen die eigentlichen regenerirenden Weinbauer dieser Gegend waren. Auch die Obstcultur förderten die Italiener und trugen nicht wenig zur Veredelung der Obstbäume bei.

Ackerbau betrieben die Italiener nicht in bedeutendem Maasse, denn soviel wir wissen, besassen sie nur in Mercydorf, Giroda, Gyarmatha und Detta grössere Ländereien, welche ihnen von Mercy zugewiesen worden waren. Ausserdem besassen Italiener auch in der Umgebung der Städte Temesvár, Werschetz und Weisskirchen Ackerfelder, welche sie auf rationellere Art als die Eingeborenen bestellten, deren Ergiebigkeit daher eine verhältnissmässige Steigerung erfuhr. Es ist das Verdienst der italienischen Colonisten, den Grundstein zum Aufblühen des Ackerbaues im Banat gelegt zu haben.

Dem Waid und der Färberröte, welche hier in ungeheuerer Menge wild wachsen, lenkten die Colonisten ein besonderes Augenmerk zu und mit der Anwendung verschiedener Vorteile creirten sie einen neuen Handelsartikel und damit auch eine neue Erwerbsquelle. Durch Vermittlung Mercy's wurden diese Artikel nach den Niederlanden und der Lombardei gebracht; der Handel mit denselben wuchs aber erst, als die Italiener die beiden Pflanzen veredelten und deren Wert damit steigerten. Die Italiener creirten auch einen anderen Erwerbszweig, den sie jedoch nicht lange zu behaupten vermochten, teils aus Mangel an

vorteilhaften Communicationsmitteln, teils aber weil die Cultur nicht auf jene hohe Stufe gebracht werden konnte, die eben erforderlich gewesen wäre. Sie bauten nämlich Kohlrüben, aus deren Samen auf primitive Art Oel gepresst wurde, welches mit dem Olivenöl die Concurrenz hätte aufnehmen sollen. Um die leichtere Erzeugung dieses Artikels zu ermöglichen, liess Mercy mehrere holländische Oelpressen bringen, von denen er einige in der Temesvárer Vorstadt Fabrik aufstellen liess. Die ersten Handwerker der Vorstadt Fabrik, Schuhmacher, Schneider, Silber-, Zinn-, Messing-, Eisen- und Holzarbeiter waren Italiener, die Mercy dorthin versetzt hatte. Auch italienische Schmiede waren in der genannten Vorstadt ansässig. Um eine grössere Anzahl von italienischen Colonisten zur Ansässigmachung in der Vorstadt Fabrik zu bewegen, liess Mercy eine Papiermühle und eine Tuchfabrik errichten, welche zahlreiche Arbeiter beschäftigten und in damaliger Zeit ein gewisses Ansehen genossen.

Bewunderungswürdig war die Tätigkeit, welche die Italiener entwickelten; schon waren sie nahe daran sich der Segnungen zu freuen, die ihrer Hände Arbeit geschaffen, als 1737 der Krieg mit der Türkei ausbrach und ihren Bestrebungen ein Halt gebot. Die Italiener befürchteten, dass des Osmanen Ziel wieder das Banat sein werde, verliessen in rasender Eile die Wohnplätze, die sie erst seit wenigen Jahren besassen, und mit ihnen flüchteten sich auch die anderen Colonisten.

Das Banat war wieder leer, entvölkert wie ehedem. Die industriellen Unternehmungen schienen dem Untergange geweiht, die Maschinen, die Webstühle standen stille, die Blasbälge ruhten, verschwunden waren die fleissigen Hände, welche Seide abhaspelten, verschwunden alle Handwerker, alle Kaufleute. Das war das erste Auseinandersprengen der italienischen Colonisten und seit jener Zeit erwähnt keine Chronik eine rein italienische Ansiedelung. Wie viele kehrten nicht mehr zurück, wie viele wanderten aus dem Banat, aus Oesterreich gänzlich aus, wie viele starben unterwegs? Wir wissen es nicht genau.

Während der Jahre 1734—1736 kehrten aus Mercydorf, nach einer erhalten gebliebenen Zusammenstellung im Ganzen nur 13 Personen nach Italien zurück, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil es ihnen unendliche Schwierigkeiten bereitet hätte, sich dem ungesunden Klima zu accomodiren, namentlich aber muss sie die Sucht nach Kurzweile in die Heimat zurückgetrieben haben, denn unter den 13

Colonisten befanden sich 7 ledige junge Leute, die anderen 6 gehörten einer den deutschen Namen Schmit führenden ital. Familie an. Das Jahr 1737 war für die Italiener ein ziemliches Unglücksjahr; sie verloren ihren Seelsorger Mugnos, welcher im Monat September des bezeichneten Jahres starb, ausserdem verloren sie durch das Auseinandersprengen zahlreiche Angehörige, was am Besten daraus ersichtlich ist, wenn man die Liste der Mercydorfer Colonisten aus dem Jahre 1737 der aus dem Jahre 1741 gegenüber hält. Nach der ersteren gab es in der erwähnten Ortschaft 122 Italiener, nach der letzteren nur mehr 58, also kaum die Hälfte der früheren Ziffer. Stellt man endlich die Ziffer 58 dem Zählungsresultate vom J. 1736, welches offenbar unrichtig ist, gegenüber, so sieht man, dass die Italiener während fünf Jahren um 84, also genau $^{3}/_{5}$ abgenommen hatten.

Nach dem Hintritte des Caplan Mugnos übernahm Abt Rossi die Leitung der Pfarre, welche er aber nach einigen Monaten dem ernannten Pfarrer Cosma Colonna übergab.[1] Rossi übersiedelte wieder nach Temesvár und lebte dort seinem Berufe. Pfarrer Cosma Colonna wirkte im Ganzen drei Jahre, von 1737 bis 1740. An seine Stelle kam wieder Abt Rossi, welcher volle fünf Jahre der Pfarre vorstand. Nach ihm kam der Geistliche Thaddeus Straller, mit welchem die Colonisten nicht zufrieden waren, denn er war in ihrer Sprache gar nicht versirt und besass eine zu grosse Neigung für Deutsche und deren Bestrebungen. Infolge einer an den Dioecesanbischof Falckenstein gerichteten Beschwerde wurde Straller seines Amtes enthoben und mit der provisorischen Leitung der Pfarre der Franciskaner Sebastian Jomolit betraut. Auch mit diesem scheinen sich die Italiener nicht recht vertragen zu haben, denn wie aus den Urkunden ersichtlich, wirkte er nur wenige Monate, nach welcher Zeit, um den italienischen Colonisten Rechnung zu tragen, der italienische Geistliche Franz Anton Martinuzzi zum Pfarrer der italienischen Colonistengemeinde ernannt wurde. Unter seiner Leitung wurden die Matrikeln sorgfältiger geführt und eben in dieser Periode finden sich auch Namen vor, welche in dem Rossi'schen Namensverzeichnisse nicht zu finden sind. Martinuzzi vertauschte am 16. October 1752 das Irdische mit dem Jenseits und da

[1] Colonna war auf Empfehlung eines Dall'Avo aus Neapel gekommen, wo er Beichtvater war. Er musste hierzulande ein Examen bestehen und dann erst erfolgte die Ernennung.

sich kein Pfarrer vorfand, welcher der italienischen Sprache mächtig gewesen wäre, musste der bereits zum Canonicus avancirte Rossi wieder die Agenden des Pfarrers übernehmen.

Kirchliche Trauungen wurden hauptsächlich in Mercydorf abgehalten. Die dreimalige Verkündigung hatte in der Temesvárer Jesuiten-Kirche zu erfolgen, eine Verfügung, die darin ihre Berechtigung fand, dass in der Temesvárer Vorstadt Fabrik italienische Familien wohnten. In Temesvár vollzog Abt Rossi selber Trauungsacte, zuweilen kam es vor, dass er dies auch in Mercydorf tat; in solchen Fällen waren es nur besondere Anlässe oder aber die zeitweiligen Abwesenheiten der Pfarrer, die ihn dazu bestimmten. Jede kirchliche Function, welche italienische Colonisten betraf, wurde in dem Mercydorfer Kirchenbuche verzeichnet.

Im Jahre 1738 waren die italienischen Colonisten wieder zurückgekehrt, der Friede war eingezogen und sie wollten das bereits begonnene Werk vollenden; aber die Vorsehung wollte es anders. Nach wenigen Wochen wurde der banatischen Landesadministration die officielle Anzeige gemacht, dass die Pestseuche in Siebenbürgen ausgebrochen wäre. Trotzdem alle nötigen Vorsichtsmassregeln getroffen worden waren, grassirte die Seuche am 22. Februar 1738 bereits in Temesvár, in welcher Stadt damals Italiener in grösserer Anzahl wohnten. Die Annahme, dass der grösste Teil dieser Italiener damals dahingerafft wurde, ist wohl berechtigt, wenn man bedenkt, dass laut Ausweis damals $^1/_6$ der Temesvárer Bevölkerung der Seuche zum Opfer fiel. Sterbematrikeln wurden in damaliger Zeit sehr unregelmässig geführt, so dass das numerische Feststellen der der Pestseuche zum Opfer gefallenen Italiener eine Unmöglichkeit ist. Nach einer beiläufigen Zählung starben in Mercydorf in dem Pestjahre 1738 mehr als 80 Personen; im Monat September des erwähnten Jahres gab es Tage, an welchen Pfarrer Cosma Colonna 5 Leichen zu beerdigen hatte. Der erste Italiener, der der Seuche zum Opfer fiel, starb am 10. September 1738 in Temesvár und wurde im Fabriker Friedhofe zur Ruhe bestattet. In Mercydorf starb der erste Pestkranke am 15. September, fünf Tage später wurde der Italiener Jakob Bona in Freidorf zu Grabe getragen. Am 8. October 1738 wurden die letzten der Pest zum Opfer gefallenen Italiener beerdigt.

Wieder muss auf die Zählungsresultate aus den Jahren 1737 und 1741 hingewiesen werden, um den auffälligen Verlust ersichtlich zu

machen, welchen die ital. Colonien damals erlitten. Im Jahre 1737 existirten 122, nach der Pestseuche nur mehr 58 Italiener.

Einige Jahre darauf, 1744, wohnten in Mercydorf 16 ital. Colonisten-Familien, neben ihnen bereits 8 deutsche Familien, welche aus dem Filialorte Neu-Bessenova eingewandert waren; sonach war im Jahre 1744 schon ein Dritteil der Gemeinde Mercydorf von Deutschen besetzt. Anfänglich vertrugen sich die Italiener mit ihren deutschen Nachbarn nicht am besten, sie betrachteten die Letzteren als Eindringlinge, welche es darauf abgesehen hatten, sie zu entnationalisiren. Ja die Feindeshaft der Italiener ging so weit, dass in den Zählungsresultaten aus damaliger Zeit die Deutschen in der Rubrik Diener oder Hausknechte vorkommen. Pfarrer Cosma Colomna führte ein gewisses Einverständniss, eine Verbrüderung herbei und schon im Jahre 1739 konnte er die Ehe zwischen einem Italiener Namens Mastezzoni und einer Deutschen Namens Maria Schokner schliessen. Der eine Trauzeuge war ein Italiener Namens Minzelli, der andere ein Deutschböhme Namens Maximilian Jennek. Auch zwischen Italienern und Franzosen wurden Ehen geschlossen; so berichtet das Kirchenbuch von einer am 26. Jänner 1769 stattgehabten Trauung des Italieners Johann Monatti mit der Catharine Etienne.

Ein Teil der von der Pest verschont gebliebenen Italiener legte im Bezirk des Dorfes Giroda Reisfelder an, deren Ergiebigkeit nichts zu wünschen übrig liess, ja es gab Jahre, in welchen der Reis hier billiger als in Italien selbst verkauft wurde. Allerdings konnte die Qualität mit der des italienischen keinen Vergleich aushalten, doch fand dies seinen einzigen Grund in der ungleichen Bodenbeschaffenheit und in den von den italienischen verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Im Jahre 1767 bestanden die Reisfelder noch, ein Jahr später waren sie verschwunden, denn der damalige Civilpräsident des Banats, Graf Perlas, welcher auf gesunde Luft besonders achtete, zwang die Eigentümer zur Auflassung der Felder. Die Italiener verschleuderten diese Felder um Spottpreise und verliessen die Ortschaft Giroda. Seit dieser Zeit existiren in Giroda keine Italiener; heute ist die Ortschaft von 1000 Rumänen und wenigen Deutschen bewohnt, welche sich mit Ackerbau beschäftigen. Von Giroda übersiedelten die Italiener nach Omor, einer von Rumänen besetzt gewesenen Gemeinde, deren angrenzende Felder für den Reisbau günstig gewesen wären, allein die Rumänen legten den Eindringlingen anfangs alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg und

wollten ihnen den Aufenthalt in der Ortschaft verleiden. Mittlerweile hatte der Civilpräsident Perlas sein Verbot betreffend die Anlegung von Reisfeldern zurückgezogen, denn er mochte eingesehen haben, dass nicht die Reisfelder, sondern die Sümpfe und Moräste die Luft verpesteten und bald darauf wurde auch mit der Abzapfung der Moräste begonnen. In derselben Zeit einigten sich die Italiener mit den Rumänen der Gemeinde Omor, kauften sich dortselbst an und verfügten bald über umfangreiche Reisfelder mit befriedigender Ergiebigkeit, welche mit Hilfe von Rumänen bestellt wurden. Diese Reisfelder existirten noch im Jahre 1780, denn als es sich darum handelte, die Cameralgüter im Banat zu veräussern, beantragte Graf Nitzki, die Ortschaft Omor der Reisfelder wegen unveräussert zu lassen. Zur selben Zeit bestanden solche Felder bei Gattaja, Szt.-György und Oppaticza, welche Eigentum der Gesellschaft Secondo Cimoni bildeten, deren Ergiebigkeit jedoch mit den anderen nicht zu wetteifern im Stande war. Die Omorer Felder waren die nutzbringendsten, die Eigentümer waren practische, verständige Leute, welche das Reisproduct zu einem beträchtlichen Handelsartikel machten. In Folge von Preisverschiedenheiten standen die beiden ital. Gesellschaften einander feindlich gegenüber. In diesem Concurrenzkampfe unterlag die Gesellschaft Cimoni; an ihre Stelle trat die Gesellschaft Arisii, die ziemlichen Erfolg aufzuweisen hatte. Die erwähnten Dörfchen Szt.-György und Oppaticza waren ebenfalls zur Veräusserung beantragt, Graf Nitzki wies aber auf die Errungenschaften der neuen Gesellschaft hin und die Regierung liess von ihrem Vorhaben ab. Um das Jahr 1780 wohnten die meisten Italiener in dem Dorfe Omor. In Mercydorf befanden sie sich schon vor dem Jahre 1750 im Aussterben und es ist besonders bemerkenswert, dass die Sterblichkeit unter den Männern und männlichen Nachkommen eine ungewöhnlich bedeutende war, was in erster Linie den Niedergang der italienischen Colonisten herbeiführte. Unter den Weibern und weiblichen Nachkommen dagegen war die Sterblichkeit eine fast verschwindend kleine.

Die Italienerinnen gingen späterhin Heiraten mit Deutschen ein; in solchen Familien verstummte allmälig der ital. Laut, die deutsche Sprache ward vorherrschend. Im Jahre 1851 waren nur noch 50 Italiener in Mercydorf, im selben Jahre gab es dort 23 Deutsche und einige eingewanderte Franzosen. Auf der vom Ingenieur Aldana im Jahre 1761 angefertigten Karte des Temeser Banats wird Mercydorf

bereits als deutsche Ortschaft bezeichnet und figurirt unter dem auch heute noch bekannten Namen Karan.

In Temesvár behaupteten sich die Italiener längere Zeit, in geringerer Anzahl, bis zum Anfange unseres Jahrhunderts. In letzterer Zeit beschäftigten sie sich mit Bankunst und als Wahrzeichen bestehen noch heute zwei Gebäude, welche italienische Baumeister im Auftrage der damaligen Landesregierung herstellten; das eine ist das Gebäude, welches der Temesvárer Militärcommandant bewohnt, das andere die ehemalige Hauptwache, jetzt Sparcassagebäude.

Seit dem Jahre 1800 finden wir keine geschichtlich merkwürdigen Daten über die Italiener; seit dieser Zeit sind sie verschollen, jetzt bereits vergessen. Niemand gedenkt ihrer mehr, dieser Pionniere der Cultur, die sich um das Banat verdient gemacht haben und denen dieser Landesteil mehr als irgend einer Nationalität der damaligen Zeit Dank schuldet. Dieses kleine Häuflein Italiener legte sozugen den Grundstein zur Regenerirung des Banats, gestaltete Obst- und Weinbau um, betrieb unsere ersten, freilich auch letzten Seiden- und Tuchfabriken und half an der Verschönerung der Stadt Temesvár wacker mit. Von diesen Italienern existiren meines Wissens nur mehr zwei Familien in Mercydorf, Namens Filippi und Denelutti, welche aber ganz und gar germanisirt sind. Die anderen Familiennamen sind mit ihren Trägern verschwunden.

Wir sehen sonach hier wieder bewiesen, dass eine Nationalität sich nur dann fortbringen, vermehren und erhalten kann, wenn sie in compacten Massen auftritt, wenn unter ihr ein gewisser Zusammenhang besteht, wenn sie zähe und widerstandsfähig ist und wenn sie Entnationalisirungsversuchen trotzen kann. Die Italiener waren zu zerstreut, 700 Italiener wohnten in 10 Gemeinden; so mussten sie den Zusammenhang, die Widerstandsfähigkeit verlieren und sich der Entnationalisirung preisgeben. Was das ungesunde Klima nicht hinraffte, das wurde germanisirt, so zwar, dass die Landesregierung schon im Jahre 1753 dem deutschen Pfarrer Johann Preining die Mercydorfer Pfarre verleihen konnte. Heute ist die ehemalige italienische Colonistengemeinde Mercydorf von 2000 arbeitsamen Deutschen bewohnt, eine nicht zu unterschätzende Ziffer, wenn man bedenkt, dass im Jahre 1763 die Einwohnerzahl nur 700 betrug.

Temesvár. MORIZ ROSENFELD.

FUNDAMENTBAUTEN IM SANCTUARIUM DES KASCHAUER DOMES.

Ueber die jüngst gefundenen Fundamentmauern im Sanctuarium des Kaschauer Domes, welche sich nach fachmännischer Prüfung als ein hochinteressanter Fund herausstellen, hat Dombauleiter Wilhelm Froede seinen Bericht an den Verein zur Erhaltung historischer Altertümer, sowie an das Cultusministerium bereits abgeliefert. Die wesentlichen Daten dieses Berichtes lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

Am 7. August d. J. stiess Dombauleiter Wilhelm Froede im Sanctuarium der Domkirche auf Fundamentbauten, welche sodann in Gegenwart des Professors Emerich Henszlmann blossgelegt wurden und sich nach eingehender Prüfung als hochinteressanter Fund heraustellten, indem die überraschende Tatsache constatirt wurde, dass man es hier mit den Ueberresten eines Gebäudes zu tun hat, welches vor dem jetzigen Dome auf diesem Platze gestanden ist, und dass die jetzt aufgefundenen Grundmauern in keiner Beziehung zum Dome stehen.

Der Fund zeigt ein Chorschlussfundament mit edlem Profil, dasselbe liegt in der Sockelhöhe 0.75 Meter unter dem Fussboden und ist im Achteck construirt. Die Axe desselben liegt um 0.59 Meter südlicher als die Axe des Domes, und weicht auch in der Richtung nach Süden ab, so dass bei 18 Meter Entfernung die Differenz von 0.59 Meter auf 0.83 Meter wächst. — An den Kanten der zu Tage geförderten Seite des Achteckes befinden sich zwei Strebepfeiler. Die Entfernung derselben von einander beträgt 4.815 Meter = 15′ 3″, der Vorsprung hingegen 1.54 Meter = 4′ 10½″, die Dicke der Pfeiler 0.87 Meter = 2′ 9″, die Dicke der Mauern 1.50 Meter und ist die oberste Fläche des blossgelegten Mauerwerkes mit einem deutlichen Mörtelverputz versehen, welche augenscheinlich einmal durch Brand zu leiden hatte, da nicht allein der Mörtelverputz stark angeraucht ist, sondern auch Holzkohlen zu finden waren. An den zwei Enden des Mauerwerks, wo selbes an die Fundamentmauern des Domes stösst, ist dasselbe deutlich abgebrochen, so dass zweifellos die letzteren quer durch die ersteren geführt wurden.

Die Fundamenttiefe des Fundes beträgt 3 Meter, das Material ist ein guter harter Quarzit, höchst wahrscheinlich vom südlichen Ende des Galgenberges, unmittelbar bei Kaschau und nachweislich in frischgebrochenem Zustande verarbeitet. Zum Ausgleich der Schichten wurde Thonschiefer aus dem Csermelyer Tale verwendet. Die über die Grundmauern hervorragenden Teile des Oberbaues sind Trachytporphyr, sehr wahrscheinlich aus der Umgegend von Szkáros (Kaschau-S.-A.-Ujhelyer Landstrasse), dasselbe Material

aus welchem die Michæli-Kirche, die älteste der Kaschauer Kirchen, gebaut ist. Auf die entschiedene Aehnlichkeit in Arbeit und Material kommen wir weiter unten zurück. Die Genauigkeit der Messungen, in Berücksichtigung der geradezu sensationellen Wichtigkeit des Fundes, ergibt sich aus der Constatirung, dass das Südende des aufgefundenen Teiles um 84 Millimeter tiefer liegt, als das correspondirende Nordende, wobei zu bemerken ist, dass die Südseite des Doms durchschnittlich um 130 Millimeter sich gegenüber der Nordseite gesenkt zeigt, und dass es wahrscheinlich ist, dass die Senkung der Südseite des Doms auch auf die Senkung der alten Ueberreste nicht ohne Einfluss war. Wir müssen hier die bemerkenswerte Tatsache erwähnen, dass sämmtliche Kirchenbauten Oberungarns aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert übereinstimmend eine Senkung der Südseite zeigen, die sich nur aus dem Umstande erklären lässt, dass die, die damaligen Bauten leitenden deutschen Baumeister analog dem in Deutschland damals üblichen Hüttenbrauche stets vorerst die Nordseite fundirten, und nach gefundener guter Fundirung die Südseite dem entsprechend nivellirten; nun zeigt aber das überwiegende Wassergefälle in Oberungarn, und dem entsprechend das allgemeine Geschiebe der Schichten immer eine Neigung nach Süden, ganz entgegengesetzt zu Deutschland, wo vorwiegend das Geschiebe nach Norden zieht. Der Usus, die Fundirungen der Kirche an der Nordseite zu beginnen, der in Deutschland durch das vorherrschende Lagern der Schichten berechtigt gewesen, dessen Ursache jedoch nur einigen Auserwählten der damaligen Baumeister bekannt war, übertrug sich auch auf Oberungarn, wo jedoch, durch die geologischen Verhältnisse geboten, gerade des Gegenteil hätte beobachtet werden sollen; — aus diesem Umstande erklärt sich die bei allen, aus den erwähnten drei Jahrhunderten stammenden Kirchenbauten übereinstimmend constatirte Senkung der Südseiten.

Dass die jetzt vorgefundenen Grundmauern um beiläufig ein Jahrhundert, jedenfalls aber um einige Decennien älter sind, als die Domkirche, wird auch durch den Umstand erwiesen, dass man bereits im August 1882 im Innern des Domes bei Gelegenheit der unterirdischen Pfeilerverbindung auf Grundmauern gestossen, deren präcise Messung zwar damals aus Zeitmangel unterblieb, welche aber ohne Zweifel mit dem neuen Funde in Verbindung waren, nachdem sowohl Lage als Axenrichtung dies mehr als wahrscheinlich erscheinen lassen. In den momentan zur Verfügung stehenden Archivbelegen ist zwar die Existenz einer früheren Kirche an Stelle des jetzigen Domes nicht zu finden, dagegen geschieht eines Heiligen-Geist-Spitals Erwähnung, dessen Grund seinerzeit zu Gunsten des Dombaues übergeben wurde. Nun ziehen die im August 1882 gefundenen Mauerüberreste in einer innern Lichte von 11 M. nahezu an Stelle des jetzigen Längenschiffes des Domes dahin. Die Westseite derselben zieht zwischen den zwei Türmen

dahin, während die nördliche Längenmauer ziemlich entlang den jetzigen nördlichen Mittelschiffpfeilern läuft; die südliche Längenmauer hingegen fällt bereits in das südliche Längenschiff. Die Axe dieser Ueberreste stimmt demnach genau mit der Axe des jetzt gefundenen Chorschlussfundaments überein. Die Fundamenttiefe der damals vorgefundenen Mauerwerke betrug ebenfalls 3 M. Die Stärke der Mauern, welche in der Sockelhöhe um 30 Cm. zurücksprangen, beträgt 1.60 M., diese Mauern zeigen genau dasselbe Steinmaterial als der jüngste Fund, selbe befanden sich in Sockelhöhe 1 M. unter dem Fussboden des Domes, waren jedoch noch 50 Cm. über den damaligen Sockel als Oberbau ausgebaut, innen mit Mörtel verputzt und allem Anscheine nach innen lichtblau angestrichen.

Die Annahme, dass man es hier mit einem, noch vor dem Dom bestehenden Gebäude zu tun hat, wird noch durch den wichtigen Umstand bestärkt, dass man bei Blosslegung des Fundaments am jetzigen Dome zu wiederholten Malen auf als Baumaterial verwendete, stylgerecht behauene Quaderstücke stiess, deren Profil mit den an der Michælikirche vorgekommenen Profilen in Zeichnung, Form und Arbeit ausgesprochene Verwandtschaft zeigte, dagegen von den Profilen der Domkirche abwich. Es ergibt sich demnach, dass bei dem Baue des Domes das Material der alten Fundamente und Mauern einfach aufgearbeitet, d. h. verbaut wurde. Alle hier erwähnten Profile wurden in Gyps abgenommen und die danach aufgenommenen Zeichnungen bekräftigen die oben ausgesprochene Annahme, dass die vorgefundenen Mauern, übereinstimmend mit der Michæler Kirche, aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammen, während bekanntlich der Dom aus dem Ende desselben und dem Anfange des nächsten Jahrhunderts stammt.

Es ergibt sich daraus, dass entweder an Stelle des jetzigen Domes vorher ein Bau, etwa das Heilige-Geist-Spital mit angebauter Capelle (das jetzt vorgefundene Chorschlussfundament) gestanden hat, oder dass dort bereits früher der Bau einer Kirche begonnen, derselbe durch irgendwelche Umstände, vielleicht durch einen grossen Brand, von dessen Spuren bereits oben Erwähnung geschehen, unterbrochen wurde, und der Ausbau der Kirche später in weiterem Massstabe wieder aufgenommen, den jetzigen Dom, die schönste gothische Kirche Ungarns, hervorbrachte. Welche dieser zwei Annahmen die richtige ist, und welche für die historische Entwicklung Kaschaus vielleicht wichtige Entdeckungen sich an diesen Fund schliessen, bleibt der weiteren Forschung der vaterländischen Archäologen vorbehalten. Unsere Aufgabe war es, die Aufmerksamkeit der sich dafür interessirenden Kreise auf diesen hochwichtigen Fund hinzulenken.

VERMISCHTES.

— **Lorenzo Monaci's Gedicht** auf den Tod König Karls II. des Kleinen von Ungarn hat Alex. Márki ins Ungarische übersetzt. Das Gedicht hat den Wert einer zeitgenössischen historischen Quelle. Monaci stammte aus einer angesehenen venetianischen Patrizierfamilie und wurde schon in jungen Jahren Secretär in der Kanzlei des Dogen. Er avancirte rasch und wurde bald Mitglied des Senates, der ihn wiederholt in wichtigen diplomatischen Sendungen verwendete. Das Jahr 1387 brachte er beinahe ganz in Ungarn zu und war sonach ein persönlicher Zeuge des dunklen Ereignisses, — der Ermordung Karls von Neapel, der Ludwigs des Grossen Tochter, die Königin Maria, des ungarischen Thrones berauben wollte, — das er in seiner Dichtung besingt. Diese letztere hat Monaci der Königin Maria selbst und dem Gouverneur von Kreta, Peter Aimo, gewidmet; im Druck erschien dieselbe jedoch erst 1758: *Laur. de Monacis chronicon de rebus Venetis*, herausgegeben von Flaminius Cornelius, Venedig, 1758, p. 321—28. Das Gedicht ist zunächst als histor. Quelle, als (allerdings etwas idealisirender) Bericht eines Augenzeugen von Bedeutung; doch hat dasselbe auch poetischen Wert und liest sich recht angenehm. Alex. Márki's Uebersetzung, welche in der Sitzung der Kisfaludy-Gesellschaft am 24. September verlesen wurde, ist treu und dabei ungezwungen und hat bei den zahlreichen Zuhörern Beifall gefunden.

— **Uebersetzungen von Dichtungen des Auslandes.** Soeben sind von Gregor Csiky's vorzüglicher Uebersetzung der *Plautinischen Lustspiele*, welche im Verlage der Kisfaludy-Gesellschaft erscheint, die ersten beiden Bände erschienen, welche, ausser einer grösseren Einleitung über das Leben und die Werke des Plautus, zehn Lustspiele des römischen Dichters in inhaltlich wie formell gleich gelungener Uebersetzung enthalten. — *Wielands «Abderiten»* sind, ins Ungarische übersetzt von Albert Farkas, im Verlage des Franklin-Verein (512 S.) erschienen. Die Uebersetzung, welche Treue mit Lesbarkeit vereinigt, ist von der ungar. Presse mit Beifall aufgenommen worden. — Gustav Heinrich hat im «Egyetemes Philologiai Közlöny» («Allgemeine Philologische Zeitschrift») inhaltlich wie formell treue Uebersetzungen dreier bedeutender Dichtungen der althochdeutschen Periode — des *Hildebrand-Liedes*, des *Muspilli* und des *Ludwigsliedes* — veröffentlicht. Den Uebersetzungen sind umfassende literarhistorische Erläuterungen über den Ursprung, den Inhalt, die Tendenz u. s. w. dieser Dichtungen beigegeben. — Karl Szász hat *Walther's von der Vogelweide* reizendes Gedicht «Unter der Linde» vortrefflich ins Ungarische übersetzt. Die Uebersetzung erschien in den «Fővárosi lapok» («Hauptstädtische Blätter»). Juli 1884. Dasselbe Gedicht hatte, nebst weiteren sechs Liedern Walthers,

im Zusammenhange einer kurzen Darstellung der Lebensverhältnisse des Dichters schon Johann Wigand übersetzt und im II. Bande (1878) des Egyet. Philol. Közlöny veröffentlicht. — Anton Radó hat der Kisfaludy-Gesellschaft eine Uebersetzung von *Petrarca's Sonetten* eingereicht. Nach den in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Proben zu urteilen, darf diese Uebersetzung als eine sehr gelungene bezeichnet werden.

— **Universität Budapest.** Die Zahl der Hörer an der Budapester Hochschule im Studienjahre 1883/4 betrug im ersten Semester 3451, im zweiten Semester 3158.

Von diesen waren:

	I. Semester	II. Semester.
Theologen	88	86
Juristen	1612	1449
Mediziner	1156	1073
Philosophen	278	247
Pharmazeuten. I. J.	130	123
„ II. J.	106	104
Hebammen	81	76

Der Confession nach waren:

R. Katholiken	1364	1230
Griechische Katholiken	74	65
Griechisch-Oriental.	94	91
Evangelische A. B.	349	315
„ Helv. B.	488	441
Unitarier	7	6
Israeliten	1075	1010

Der Herkunft nach waren:

Aus Ungarn	3387	3101
Aus Kroatien-Slavonien	18	16
Aus Oesterreich	32	27
Aus dem Auslande	14	14

— **Universität Klausenburg.** Die Zahl der Hörer an der siebenbürgischen Franz Josefs-Universität beträgt im ersten Semester des Studienjahres 1884/5 zusammen: 376. Von diesen entfallen auf die juridische Facultät 200 ord. und 10 ausserordentl., auf die medizinische Facultät 98 ord. und 1 ausserord., auf die philosophische Facultät 57 ord. und 1 ausserordentl., auf die naturwissenschaftliche Facultät 21 ord. und 6 ausserordentliche Hörer, — zusammen 376 ord. und 18 ausserord. Hörer; ausserdem 22 Pharmazeuten.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Boros Vida, A rövidlátás okai (Die Gründe der Zunahme der Kurzsichtigkeit bei den Schulkindern von Vida Boros). Arad, 1884, Selbstverlag, 51 S.

Brankovics Gy., Az életből az életnek (Aus dem Leben für das Leben von Georg Brankovics). Budapest, 1884, Selbstverlag, 122 S.

Bertalan A., Szeged földrajzi s meteorol. viszonyai (Die geographischen und meteorologischen Verhältnisse der königl. Freistadt Szegedin, von Alois Bertalan). Szegedin, 1884, Endrényi, 71 S.

Endrődi S., Balatoni ég alatt (Unter dem Himmel des Plattensees, Erzählungen von Alexander Endrődi). Budapest, 1884, Aigner, 200 S.

Frimm J., A hülyeség és a hülyeintézetek (Der Idiotismus und die Idioten-Anstalten, mit besonderer Rücksicht auf Ungarn, von Jakob Frimm). Budapest, 1884, Aigner 96, S. und eine Karte.

Gesetzartikel XIV v. Jahre 1884: Ueber die *Regulirung der Theiss* und ihrer Nebenflüsse, die Entwässerung der Thäler dieser Flüsse, sowie über die Organisation der Flussregulirungs- und Entwässerungs-Gesellschaften.— XXVIII. G. A. v. Jahre 1884: Ueber die Aenderung einiger Bestimmungen bezüglich der im G. A. X. v. Jahre 1840 geregelten behördlichen Competenz. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. — XXXIV. G. A. v. Jahre 1879: Ueber die Modificirung und Ergänzung des G. A. XXXIX v. Jahre 1871 über die *Flussregulirungs-Gesellschaften.* — XXXV. G. A. v. Jahre 1879: Ueber jene Staatsvorschüsse, welche den längs der Theiss und ihren Nebenflüssen bestehenden Wasserregulirungs- und Inundationsschutz-Gesellschaften zu gewähren sind. Budapest, 1884, Ráth, 35 und 15 S.

Gyalogváry A., Das neue Gewerbe-Gesetz, (XVII. G.-A. vom Jahre 1884) nebst Erläuterungen und Formularien für Advokaten, Comitats- und Staatsbeamte, Gemeindevorsteher, Richter und Notäre, mit besonderer Rücksicht auf den Gewerbestand, Budapest, 1884, Salzer, 105 S.

Hódoly L., A székely vagy régi magyar írás eredete (Ursprung der Székler- oder alt-ungarischen Schrift, von Ladislaus Hódoly). Pressburg, 1884, Stampfel, 16 S.

Hory Béla, A tüzoltók (Die Feuerwehr, Lustspiel in einem Aufzuge von Béla Hory), Klausenburg, 1884, Demjén, 19 S.

Kaufmann D., Az érzékek (Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie des Mittelalters, aus hebräischen und arabischen Quellen, von Dr. David Kaufmann). Budapest, 1884, Zilahy, V und 186 S.

Kazinczy F., Magyar Pantheon (Ungar. Pantheon, Biographien und biographische Notizen von Franz Kazinczy, herausgegeben von Ludw. Abafi). Budapest, 1884, Aigner, XXIV und 405 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Jokai Mor, A magyar nemzet története (Geschichte der ungarischen Nation in romantischen Bildern von Moriz Jókai, II. Band.) Budapest, 1884. Franklin, 319 S. — Der erste Band, der die Ereignisse der ungarischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Schlacht von Mohács (1526) behandelt, ist jüngst in fünfter Auflage erschienen; der vorliegende Band, der das Werk vorläufig abschliesst, reicht bis zum Frieden von Szathmár (1711).

Kenedi Geza, A Quarnero, Fiume, Abbazia (Der Quarnero, Fiume und Abbazia, mit Bildern und Landkarten, von Viktor Kenedi). Budapest, 1884. Légrády, 185 S.

Koroda Pál, Alkibiadesz (Alkibiades, Tragödie in fünf Aufzügen von Paul Koroda). Budapest, 1884, 93 S.

Lieszkovszky J., Nadasdy, Zrinyi és Frangepan (Nádasdy, Zrinyi und Frangepán auf dem Schaffot, 1671, von Josef Lieszkovszky). Budapest, 1884, Aigner, 139 S.

Magyar-olasz szotár (Ungarisch-italienisches Wörterbuch, bearbeitet von Joh. Lengyel, K. Benkő, J. Donáth, G. Kavulyák und Z. Szigyártó). Fiume, 1884, Druckerei von E. Mohovich, in Comm. bei L. Aigner, Budapest, 448 S.

Márki S., Magyar Pantheon (Ungarisches Pantheon von Dr. Alexander Márki). Pressburg, 1884, Stampfel, XV und 150 S.

Maszlaghy F., Mai jellemek (Heutige Charaktere, Novellen von Franz Maszlaghy). Gran, 1884, Buzárovits, 335 S.

Pavay-Vajna Gábriel Dr., Die Cholera, mit besonderer Rücksicht auf die Vorsichtsmassregeln, die Desinfection und Pressburgs allgemeine Gesundheits-Verhältnisse. Pressburg, 1884, Stampfel, 65 S.

Rakodczay P., A szinészet rendszere (System der Schauspielkunst. Die Ideen und technischen Grundsätze der dramatischen Charakterdarstellung, von Paul Rakodczay). Budapest, 1884, Nagel, XIII und 359 S.

Szana T., Tóth Kálmán (Koloman Tóth's Leben von Thomas Szana). Pressburg, 1884, Stampfel, 24 S.

Szojka Gy., A természet a néphitben (Die Natur im Volksglauben, mit Rücksicht auf den Aberglauben und die Volkssagen von Dobschau, von Julius Szojka). Debreczin, 1884, Csáky, 35 S.

Szongott Kr., A hazai örmenyek (Die Familien- und Taufnamen der ungarischen Armenier von Christof Szongott). Klausenburg, 1884, Demjén, 72 S.

Toth S., B. Kemény Zsigmond (Baron Sigmund Kemény's Leben von Dr. Alexander Tóth). Pressburg, 1884, Stampfel, 24 S.

— — *Madách Imre* (Emerich Madách's Leben von demselben). Das, 20 S.

Virgil, Éneisz (Virgils Aeneis, Epos in zwölf Gesängen. Ins Ungarische übersetzt und erläutert von Dr. Josef Márki). Budapest, 1884, Nagel, VIII und 461 S.

Werner Gyula, Az ő regénye (Ihr Roman, Dichtung von Julius Werner). Erlau, 1884, Szolcsányi, VIII und 96 S.

Zolyomi L., Bessenyei György (Georg Bessenyei's Leben von Dr. Ludwig Zólyomi). Pressburg, 1884, Stampfel, 20 S.

ZUR STATISTIK DER HYPOTHEKARSCHULDEN IN UNGARN.

Wo dürften die grossen Fragen des Grundbesitzes mehr interessiren als in einem Lande, welches noch immer die traurige Berühmtheit hat, als Agriculturstaat par excellence zu figuriren. Sind doch, seit in Deutschland die «Katheder-Socialisten» entstanden und als «Agrarier» sich eine neue Secte bildete, die Fragen der Hypothekarbelastung dort ebensowohl als in Oesterreich und in Ungarn vielfach besprochen, wenn auch nicht gelöst worden.

Im ungarischen Parlamente wurde bereits bei Verhandlung des Staatsvoranschlages pro 1882 der Wunsch ausgesprochen, dass über die Hypothekarbelastung des ungarischen Grundbesitzes statistische Erhebungen gepflogen werden mögen. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, dass die Anregung zu diesem Wunsche in dem berühmten Werke Stein's: «Die drei Fragen des Grundbesitzes und seiner Zukunft», in der Wiederauffrischung der Rodbertus-Jagetzow'schen Ideen und zum grossen Teile in den socialistischen Werken Rudolf Meyer's zu suchen ist.

Nicht umsonst sagt Stein in seinem bezogenen Werke: «Jedermann, der sich mit der grossen Frage nach dem entscheidenden Siege des Geldcapitals über den Grundbesitz und die mittlere feste Classe unserer socialen Ordnung beschäftigt, wird sich mit uns beklagen, dass während wir über Bevölkerung, Krankheiten, Import und Export, Preise der verschiedensten Märkte und herab bis zu der Farbe des Haares der Schulkinder die möglichst genauen statistischen Aufzeichnungen haben, *die Statistik der Verschuldung des Grundbesitzes* in allen europäischen Staaten so gut als gänzlich fehlt; nur Oesterreich macht davon eine Ausnahme.»

Die Wichtigkeit der Frage lässt sich auch nicht leugnen. Ehe wir jedoch die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand derselben in Ungarn untersuchen wollen, kann nicht unerwähnt bleiben, dass der gelehrte Verfasser kaum selbst wusste, in wieweit Oesterreich diesbezüglich eine Ausnahme macht, denn die Ziffern, welche er anführt, sind Alles in Allem die Daten über den Lastenverkehr der fünf Jahre 1875—1879, wie solche ebenfalls von 1875 an regelmässig auch für Ungarn publicirt wurden. Auf was STEIN bezüglich Oesterreichs hinweist, das war im Jahre 1881, zur Zeit des Erscheinens seines Buches, erst blos ein Plan; ein schöner und würdiger Plan, welcher aber nur in sehr engen Grenzen realisirt werden konnte und dessen Ziffernergebnisse erst im Juliheft 1883 der österreichischen «Statistischen Monatsschrift» in einer Abhandlung des Präsidenden der k. k. statistischen Central-Commission Hofrath KARL THEODOR VON INAMA-STERNEGG unter dem Titel: «Die Statistik der Hypothekarschulden in Oesterreich» erschienen sind.

Der gelehrte Autor gibt in der Einleitung die kurze pragmatische Geschichte der ganzen Angelegenheit, hinweisend darauf, dass man in Oesterreich, welches damals auch über Ungarn herrschte, bereits im Jahre 1858 den Versuch machte, die gesammte Belastung des Grundbesitzes zu erheben, obwohl dies damals wegen des noch unvollendeten Zustandes der Grundbücher nicht glückte und führt es blos als historisches Moment an, dass die Gesammtbelastung der (nunmehr im Reichsrate vertretenen) Königreiche und Länder nach den Auszügen der öffentlichen Bücher 1,068.981,932 Gulden Conv. Münze betrug. Der Verfasser erwähnt ferner, dass sich bereits der in Wien im Jahre 1857 abgehaltene internationale statistische Congress, besonders über Anregung CZOERNIG's und WOLOWSKI's, mit der Frage befasste; dass die folgenden Congresse in London (1860) und Berlin (1865) sich ebenfalls mit derselben beschäftigten, ohne zum Ziele zu gelangen, und wundert sich, dass sich merkwürdigerweise bei den eingehenden Sectionsberatungen, welche dem diesbezüglichen Beschluss des Berliner Congresses vorangingen, «kein Mitglied fand, welches den Congress auf die inzwischen von der statistischen Central-Commission in Wien eingeleiteten Schritte und auf das von derselben festgestellte Formular aufmerksam gemacht hätte.» Diese Verwunderuag muss sich namentlich in Ungarn noch mehr steigern, wenn man bedenkt, dass derselbe Autor, welcher diese Frage zu

seinem Special-Studium machte, wieder seinerseits kein Wort von jenen Vorarbeiten weiss, welche zum Zwecke des im J. 1876 in Budapest abgehaltenen internationalen statistischen Congresses verfasst wurden und unter dem Titel: «Mémoire sur la statistique internationale des registres fonciéres et hypothécaires», den Rechtsgelehrten Emerich von Zlinszky zum Verfasser hatten; sowie er keine Kenntniss zu nehmen scheint von den Verhandlungen des Congresses selbst unter dem Referate des Dr. Julius Schnierer und von den mit Stimmeneinheit gefassten Beschlüssen des Budapester Congresses, welche bezüglich der Statistik der Hypothekarbelastung immerdar richtunggebend bleiben werden.

Ohne übrigens bei dieser kleineren Ausserachtlassung des Längern zu verweilen, welche nur desshalb auffiel, weil vom Verfasser auch früherer Congresse Erwähnung geschah, da sich doch keiner so eingehend mit der Frage befasste als der Budapester im J. 1876, so muss man doch der Arbeit Inama-Sterneggs volle Gerechtigkeit zollen und dieselbe mit Freuden begrüssen, da durch dieselbe das Eis gebrochen wurde und man endlich einen kleinen Einblick in die Haupt-Verhältnisse der Belastung des Grundbesitzes erlangt. Haupt-Verhältnisse — sage ich — denn, obwohl die Erhebung nur eine summarische war, oder vielleicht eben deshalb, waren die erhaltenen Resultate, wie der Verfasser selbst eingesteht, ziemlich magere und ergaben im Ganzen, dass sämmtliche Hypothekarlasten Oesterreichs zum Schluss des Jahres 1881 in den Ländern mit

geordnetem Grundbuchs-Wesen	2.722,527.610 fl.
mit derzeit noch unvollständigem Grundbuche	339,472.390 «
Zusammen	3.062,000.000 fl.

betragen. — Ausserdem hafteten noch im Eisenbahn-Grundbuche 1.837,782.802 fl., dann auf dem Staatgüterbesitz 102,032.684 Gulden.

Hiebei ist zu bemerken, dass Vorarlberg in dieser Summe nicht inbegriffen ist, weil daselbst keine Grundbücher existiren, während Galizien, die Bukovina, das Küstengebiet und Dalmatien mit ihren Hypothekarlasten darin nur zum Teile erscheinen, weil nämlich dort die Einlagebögen für viele Katastralgemeinden noch nicht ausgefertigt sind und deren Lastenstand deshalb nicht nachgewiesen werden konnte.

Inama-Sternegg ist jedoch ein zu gewissenhafter Statistiker, als dass er nicht selbst auf diese Gebrechen hingewiesen hätte, ja er

weist in sieben Punkten noch besonders wahrgenommene Mängel nach, welche jedoch — wie er sich ausdrückt — «bei einer summarischen Erhebung von vornherein mit in den Kauf genommen werden mussten.»

Diese summarische Erhebung ist es aber, auch unserer Ansicht nach, welche die erwarteten Resultate fraglich macht und, obwohl dieselbe Zahlen lieferte, die Sache selbst, nämlich die volkswirtschaftliche und sociale Verwertung des Studiums der Frage und ihrer Resultate nur wenig fördert. Umsonst kennen wir die Summe, umsonst wissen wir dass der österreichische Grundbesitz — selbst nach Ausserachtlassung der grösseren oder kleineren Mängel, der doppelten Aufnahme oder indebite haftender Posten — heute mit 3.062 Millionen Gulden belastet ist. Nach dieser einfachen Ziffer kann uns Niemand sagen, ob dies viel oder wenig, ob dies volkswirtschaftlich schädlich oder vorteilhaft ist u. s. w.

Doch so bescheiden auch der Verfasser in seinem Operate sein möge und so sehr er selbst die erhaltenen Resultate für gering erachtet, er hat sich immerhin ein grosses Verdienst schon dadurch erworben, dass er an der Lösung der Frage mitthat und sich weiters umsah, wie dieselbe ausserhalb Oesterreichs gelöst wurde? Wohl findet er nur drei Staaten in Europa, in welchen die Grundlasten mit mehr weniger Detail und Verlässlichkeit erhoben worden sind, nämlich: Frankreich, Italien und Holland. Aber schon der Vergleich mit diesen wenigen Staaten macht die in Oesterreich gefundenen Zahlen bedeutend interessanter. Um so lehrreicher werden jedoch dieselben dadurch, dass der Verfasser nicht die absoluten Zahlen oder Hauptsummen vergleicht, — was wieder wenig zur Aufklärung beigetragen hätte — sondern untersucht: wie viel von der gesammten Hypothekarlast auf einen □ Kilometer und auf einen Einwohner entfällt?

Die Antwort lautet: Es entfallen

	auf einen □ Kilom.	auf einen Einwohn.
in Frankreich	15,219 fl.	218 fl.
« Italien	18,130 «	189 «
« Holland	20,838 «	172 «
« Oesterreich	14.511 «	189 «

Auf Grund solcher Zahlen lässt es sich schon zu einigen Folgerungen gelangen, ja man sieht schon auf den ersten Blick, dass

die Abweichungen nicht überaus gross sind, und dass der □ Kilometer des Grundbesitzes in Oesterreich am wenigsten belastet ist. Die Verteilung per Kopf der Gesammtbevölkerung lässt sich jedoch kaum billigen, denn je entwickelter der Staat in Handel und Gewerbe ist, umso mehr Tausende von Menschen wird es geben, welche die Hypothekarlasten unberührt lassen. Ja gerade in einem ausgebildeten Industriestaate mit dichter Bevölkerung kann die Rate per Kopf der Einwohnerzahl eine sehr geringe sein, während Grund und Boden selbst vielleicht ausserordentlich belastet sind. Bei Holland zeigt sich auch Aehnliches mit geringer Kopf- und starker Kilometerbelastung, während Frankreich bei grösserer Agricultur gerade das Gegenteil aufweist. Es dünkt uns daher zweckmässiger, die Zahl der Grundbesitzer als Basis zu nehmen, in welchem Falle die Durchschnitts-Zahlen in Oesterreich und Italien kaum die gleichen wären, auch in Holland kaum so gering erscheinen dürften, da doch dessen Grundbesitz am schwersten belastet ist.

Da nun der Verfasser selbst die Magerkeit des Materiales und seiner Ergebnisse beklagt, obwohl die österreichische Hypothekarlast in vier verschiedenen Rubriken nachgewiesen ist, u. z. nach Landtafeln, Bergbüchern, Gerichtshöfen I. Instanz und Bezirk- und städtischen delegirten Bezirks-Gerichten; dabei aber selbst behauptet, dass in den Landtafelbüchern hauptsächlich der Grossgrundbesitz enthalten ist, — so hätte die Berechnung pr. Kopf und □ Kilometer auch hier eine Art Wegweiser hinsichtlich der Belastung des Gross- und Kleingrundbesitzes und ihres gegenseitigen Verhältnisses geliefert.

Dies fühlt übrigens der Verfasser selbst, indem er unter Anderem sagt: «Leider fehlt das Material, um durch eine Vergleichung dieser Belastungsziffern mit den wichtigsten Momenten der wirtschaftlichen Beschaffenheit und Verteilung des Grundbesitzes die eigentliche Bedeutung dieses Schuldenstandes in entsprechenden Verhältnissen zu illustriren.» Und doch kann — unserer Ansicht nach — nur eine derartige Vergleichung sowie das eingehende Studium des Grundbesitzes und seiner Belastung zusammen mit dem Studium der Besitzclassen und Besitzkategorien mit dem Gesammtzustand der Landwirtschaft einer solchen Aufnahme Wert verleihen und die darauf verwendete Arbeit und Kosten begründen.

All dies musste ich hervorheben, denn nur so lässt sich der *Plan* richtig beurteilen, nach welchem der gegenwärtige Lastenstand des

ungarischen Grundbesitzes erhoben und mittelst statistischer Aufarbeitung desselben die wirtschaftlichen Verhältnisse erkannt werden sollen.

Wie erwähnt, wurde bereits bei Verhandlung des 1882 er Staatsbudgets der Wunsch zum Studium dieser Verhältnisse ausgesprochen. Der statistische Landesrat, welchem die Angelegenheit von Seite des Ackerbau-Ministers zugewiesen wurde, beschäftigte sich eingehend mit der Frage. In seiner an den Minister gerichteten Eingabe hob er jedoch mehr nur die auftauchenden Schwierigkeiten hervor, fürchtete die Ungenauigkeit der Grundbücher in Folge Indolenz der Bevölkerung, welche viele bereits getilgte Posten nicht austragen lässt, fürchtete, dass die zu eruirenden Ziffern ein zu dunkles Bild des ungarischen Realcredites liefern könnten und enthielt sich, hinweisend auf die etwaige Unverlässlichkeit der zu erhaltenden Endergebnisse, eines concreten Vorschlages.

Dieser Ansicht musste auch ich mich beugen, da damals keine Aussicht vorhanden war, dass die Kosten für eine grösser angelegte Aufnahme bewilligt würden, eine einfache Addition der Lastenposten aber jedenfalls ein ungenaues Bild der bestehenden Verhältnisse geliefert und nicht viel Lehrreiches geboten hätte.

Das Parlament stellte sich jedoch mit der erhaltenen Antwort nicht zufrieden und bei Behandlung des Staatsvoranschlages pro 1883 gelangte der Wunsch wiederholt zum Ausdruck, dass die Regierung die statistische Nachweisung der Hypothekarbelastung der ungarischen Grundbesitzer zum Gegenstand eingehender Studien machen möge.

Inzwischen trat ein Portfeuillewechsel ein und der neuernannte Ackerbauminister Graf Paul Széchenyi wünschte mit der fachmässigen Behandlung der Frage eine einzuberufende Enquête zu betrauen. Vorher jedoch wurde das statistische Bureau aufgefordert, darüber Bericht zu erstatten, ob, und im Jafalle, welche Anordnungen in den ausländischen Staaten zur statistischen Nachweisung der Hypothekarlasten bestehen? Ferner musste das Bureau auch darüber berichten, welche Daten diesbezüglich in Ungarn zur Verfügung stehen? und wie dasselbe die Angelegenheit am zweckmässigsten zu ordnen gedenke? Endlich hatte das Bureau auch bezüglich der Formulirung der der Enquête vorzulegenden Fragen einen Antrag zu stellen.

Mit diesen Anordnungen war die Sache in ein ernstes Stadium

gebracht und es versprachen sich die Wünsche derjenigen zu verwirklichen, die sich für die Kenntniss der Realbelastung des ungarischen Grundbesitzes interessirten. Am meisten befriedigt über das neueste Stadium der Angelegenheit war ich selbst, da meinerseits bereits im Jahre 1867 die Aufnahme der Hypothekarlasten beantragt wurde, was in Anbetracht dessen, dass der Gesammtlastenstand bis 1860 bekannt war, damals noch verhältnissmässig wenig Arbeit und Kosten verursacht hätte. Leider musste ich damals ebenso wie später auch des öfteren der, auf Grund der Meinungsabgaben der Grundbuchsbehörden fussenden Ansicht des Justizministeriums begegnen, dass zu einer solch umfassenden Arbeit weder die nötige Arbeitskraft noch die nötigen Kosten zur Verfügung gestellt werden könnten.

Der erwähnte Bericht des statistischen Bureaus wurde natürlich geliefert und erschien im «Közgazdasági Értesitő» (Volkswirtschaftlicher Anzeiger), dem amtlichen Organe des Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsministers im Monate Februar 1883.

An die Mitglieder der Enquête verteilt, wurde die Frage auf Grund dieses Berichtes von den entgegengesetztesten Seiten beleuchtet, eingehend beraten und klärte sich mehr und mehr die Ansicht heraus, dass in dieser Frage, im Gegensatze zu anderen statistischen Aufnahmen, die Verlässlichkeit der Daten weniger gewinnen dürfte, wenn man sich auf je wenigere und je einfachere Fragen beschränkte; sondern dass es hier nötig ist zu classificiren, Details zu erheben und sich bezüglich der wirtschaftlichen Verhältnisse des Grundbesitzes noch ausserdem auf die durch die Rectification des Catasters gewonnenen Daten zu stützen sein wird.

Es ist natürlich, dass durch eine derartige Enquête die Art der Ausführung nicht festgestellt, wenigstens nicht formulirt werden kann. In solchen Verhandlungen können höchstens Ideen und Ansichten ausgesprochen und ausgetauscht werden und man darf sich zufriedenstellen, wenn die Ansicht zum Siege gelangt, dass die Arbeit gemacht werden soll und dass die auf eine zweckmässige Aufnahme und Datensammlunng verwendeten Kosten keine verlorenen sind, sondern dass die auf richtigem Wege gesammelten und verlässlich aufgearbeiteten Daten jedenfalls beitragen werden, um die Besitz- und Lastenverhältnisse des vaterländischen Grundes und Bodens, — welcher derzeit noch immer der wertvollste, weil staatenbildende Besitz des Landes ist — genau und gründlich kennen zu lernen.

Das Resultat der Beratungen war, dass wieder das meiner Leitung unterstehende statistische Bureau mit der Ausarbeitung eines concreten Vorschlages zur Durchführung betraut wurde. Auch diesem wurde entsprochen und legte das Bureau einen vollständigen, einheitlichen und ziemlich breit angelegten Plan dem Minister vor.

Als Ausgangspunkt wurde angenommen, dass die einzelnen *Lastenposten* nach der *Zeit* ihrer Entstehung, nach ihrem *Rechtstitel* und ihrer *Natur*, sowie nach bestimmten *Besitzkategorien* erhoben werden sollen und zugleich Daten über den *Wert* der Besitztümer nach dem Verkaufspreise verschiedener Jahre gesammelt werden mögen. Nachdem diese Nachweisungen den Gesammtbestand zum Schlusse irgend eines Jahres zu ergeben hatten, so musste Vorsorge getroffen werden, dass auch der jährliche Lastenverkehr nach denselben Rubriken ausgewiesen werde, damit nach Beendigung der einmaligen grossen Arbeit, später durch Hinzurechnung der neuentstandenen und Abrechnung der gelöschten Posten, das *Lasten-Inventar* des Landes sozusagen jährlich abgeschlossen und veröffentlicht werden könne.

Die Lastenposten waren nach folgenden Rechtstiteln zu excerpiren:

1. Tilgungs-(Annuitäts-)Anlehen.
2. Andere Anlehen.
3. Rückstände des Kaufschillings.
4. Erbschaftslasten.
5. Intabulirung mittelst Execution.
6. Forderungen des Aerars aus Steuern und anderen Rechtstiteln.
7. Wechselschulden (intabulirt).
8. Forderungen aus Crediteröffnung (zur Deckung des bei irgend einem Institute eröffneten Wechsel-Credites).
9. Jährliche Schudforderungen.

Aus jedem einzelnen Grundbuche sollen die Posten nach diesen Rechtstiteln auszuziehen, das Jahr der Entstehung der Lastpost, sowie der Zinsfuss, die factisch zugeurteilten Kosten, sowie auch das nachzuweisen sein, ob die vorgemerkte oder intabulirte Lastenpost einen Grundbesitz unter 10 Joch, von 11—20, von 21—80, von 81—200, von 201—1000 und über 1000 Joch betrifft?

Die auf Intravillangründen und Häusern liegenden Lasten sol-

len getrennt vom eigentlichen Grundbesitz und endlich auch die Zahl und Grösse der lastenfreien Grundbesitze nachgewiesen werden.

Nachdem noch besonders ausgesprochen und in einer eigens ausgearbeiteten Instruction des Näheren erklärt wurde, dass überall nur die Haupthypothek in Rücksicht zu nehmen, die Nebenhypotheken aber gänzlich zu beseitigen seien, war auch die Gefahr der Doppelaufnahme vermieden.

Damit endlich die jährlich entstehenden Lasten nicht nur bezüglich der Besitz-Kategorie, sondern auch bezüglich des Wertes derselben eingehend beurtheilt werden könnten, seien auch die Verkäufe aus freier Hand nachzuweisen u. z. sowohl das betreffende Jahr als auch die Grösse des zum Verkaufe gelangten Grundstückes in Catastral-Jochen anzuführen.

Auf den ersten Blick scheint dies eine Riesenarbeit zu involviren, welcher weder das statistische Bureau noch die Grundbuchsbehörden gewachsen sein dürften. Das statistische Bureau jedoch hatte durch die Aufarbeitung der mittels *Zählblättchen* durchgeführten Volkszählung des Jahres 1880 seine Fähigkeit zur Bewältigung noch grösserer Materialsmassen bereits nachgewiesen und dürfte daher vor einer bedeutend kleineren Aufgabe nicht zurückschrecken. Bezüglich der Grundbuchsämter konnte nur die Erfahrung Aufklärung bieten. Jedenfalls wäre das Urmaterial ohne irgendwelche Zwischenarbeit dem statistischen Bureau einzusenden und sämmtliche Aufarbeitung sowie jedwede Combination von diesem zu leisten und durchzuführen.

Ob und wieweit dies möglich sei, möge nunmehr die Erfahrung lehren.

Der Minister Graf Széchenyi acceptirte vollinhaltlich den ihm vom statistischen Bureau vorgelegten Plan, teilte jedoch denselben nicht mehr der früher erwähnten Enquête mit, sondern nahm auch den weiteren Vorschlag des Bureaus zu einer Probe-Aufnahme an und betraute dasselbe, nach Einvernehmen mit dem Justizminister, mit der Durchführung derselben.

Es wurden 9 Grundbuchsbehörden in den verschiedensten Landesteilen ausgewählt und zwar Arad, Deés, Kassa (Kaschau), Fehértemplom (Weisskirchen), Nagy-Kanizsa (Gross-Kanizsa), Kolozsvár (Klausenburg), Nagyvárad (Grosswardein) und Pestvidék (Pester Landbezirk). Jede Behörde hatte je 6 Gemeinden zu wählen, u. z.

2, in welchen die Grundbuchsverhältnisse ganz einfache, 2, in welchen dieselben durchschnittliche, und 2, in welchen dieselben complicirt sind. Sämmtliche Grundbücher dieser je 6 Gemeinden der 9 Grundbuchs-(Gerichts-)Bezirke waren nach der mitgeteilten Instruction zu excerpiren, die betreffenden Grundbuchsführer hatten in den ausserämtlichen Nachmittagsstunden, jedoch nicht länger als 4 Stunden täglich zu arbeiten und war die Stundenzahl genau vorzumerken, welche zur Ausziehung von je 100 Grundbüchern erforderlich war, um auf Grund der gesammelten Daten die auf die Ausschreibung der Grundbücher des ganzen Landes zu verwendende Zeit und auf Grund derselben die zu bedeckenden Kosten berechnen zu können.

* * *

Die Arbeit wurde durchgeführt, das Material gelangte an das statistische Bureau, wurde hier aufgearbeitet und ergab jene Resultate, welche in den folgenden Worten und Ziffern skizzirt werden sollen. Wie erwähnt waren die zur Probearbeit herangezogenen Grundbuchsbehörden aus den verschiedensten Landesteilen gewählt und bildeten die *Basis* der Aufnahme:

			Gemeinden	Catastral-Joche	Grundbücher
1.	beim	Gerichtshof Pester Landbezirk	6	51,728	10,699
2.	«	Deéser Gerichtshof ...	6	20,246	2,681
3.	«	Fehértemplomer « ...	6	38,230	6,290
4.	«	Kolozsvárer «	6	38,684	2,474
5.	«	Kassaer « ...	6	24,774	3,773
6.	«	Nagyvárader «	6	32,989	3,988
7.	«	Nagykanizsaer « ...	6	29,597	7,993
8.	«	Arader «	6	106,643	5,930
9.	«	Pozsonyer « ...	6	22,210	4,490
		Zusammen	54	365,101	48,318

Das Material, welches zur Untersuchung des Standes der Hypothekarbelastung in Anspruch genommen wurde, bildet demnach in Bezug auf die Gemeinden (dieselben laut der letzten Volkszählung ohne Croatien-Slavonien mit 12,699 angenommen) den 238-sten Teil des Landes oder 0·42%;

mit Rücksicht auf das Territorium (die gesammte nutzbare Bodenfläche Ungarn's mit 43.367,975 Catastral-Jochen, das unbenützte mit 2.775,265, das sämmtliche daher mit 49.145,240 Jochen angenommen) den 134-sten Teil oder 0.74%;

bezüglich der Grundbücher, deren Zahl 4.531,824 beträgt, den 94-sten Teil oder 1·06%.

Die auf diesem Grundbesitz, jedoch nur auf den *Aussengründen* (dem wirklichen Bodenbesitz) lastenden Hypotheken betrugen mit Ende des Jahres 1883 im Ganzen 9.590,558·58 fl.; die blos auf *Intravillanbesitz* lastenden 2.108,571·94 fl.; im Ganzen daher 11.699,130·52 Gulden ö. W.

Es teilten sich diese Lasten (blos die *Aussengründe* in Betracht genommen) nach den *Kategorien der Besitzkörper*:

Von	0—10	Jochen	mit	3.637,840.77 fl.	=	37.93 %
«	11—20	«	«	988,476.17 «	=	10.31 «
«	21—80	«	«	626,458.03 «	=	6.53 «
«	81—200	«	«	248.514.70 «	=	2.59 «
«	201—1000	«	«	1.095,783.37 «	=	11.43 «
über	1000	«	«	2.993,485.54 «	=	31.21 «
		Zusammen		9.590,558.58 fl.	=	100 %

Aus dieser ersten Zusammenstellung ist ersichtlich, dass die meisten Lasten auf dem kleinsten, unter 10 Joch, sowie auf dem über 1000 Joch betragenden Grundbesitz haften; beide zusammen tragen mehr als zwei Drittel der Gesammtlasten, während auf die drei Kategorien zwischen 11 und 1000 Jochen kaum ein Drittel entfällt. Eine der Ursachen der auf den kleinsten Besitz (unter 10 Joch) entfallenden, unverhältnissmässig hohen Lasten ist, ausser den später anzuführenden Gründen, auch der Umstand, dass bei diesem kleinsten Besitz die Teilung der Intravillan- und Extravillan-Gründe schwer durchzuführen ist und, besonders bei mehr städtischem Besitze, die Hypothek mehr durch die Gebäude gedeckt wird, wobei der nebenhergehende minimale Bodenbesitz kaum in die Waagschale fällt.

Untersucht man die Grösse der verschiedenen Besitzkategorien und welches Percent der gesammten in Untersuchung gezogenen Grundfläche dieselben bilden, so erhellt aus der folgenden Zusammenstellung auch die *Belastung per Katastral-Joch*, u. z.

Kategorie des Grundbesitzes	Grösse		Gesammtlasten	entfällt pr. Joch
Von 0—10 Joch	60,446 Cat.-Joch.	= 16.6 %	3.637,840.77 fl.	60.18 fl.
« 11—20 «	37,070 « «	= 10.1 «	988,476.17 «	26.66 «
« 21—80 «	44,819 « «	= 12.3 «	626.458.03 «	13.98 «
« 81—200 «	16,878 « «	= 4.6 «	248,514.70 «	14.72 «
« 201—1000 «	47,890 « «	= 13.1 «	1.095,783.37 «	22.90 «
über 1000 «	157,998 « «	= 43.3 «	2.993.485.54 «	18.94 «
Zusam. u. im Durchschn.	365.101 Cat.-Joch	= 100 %	9.590,558.58 fl.	26.27 fl.

Diese Ergebnisse sind viel zu lehrreich, als dass die Untersuchung sich nicht auch auf die Details erstrecken sollte, um zu erfahren, wie hoch die *Belastung per Joch* nach den bezüglichen *Besitzkategorien* in den einzelnen *Teilen des Landes* ist. Wir finden sie beim Besitze

	von 0-10	11-20,	21-80,	81-200,	200-1000	über 1000	im Durchschnitt
	Jochen in Gulden öst. Währ. pr. Joch						
1. beim Pester Landbezirk	137.0	57.4	9.0	14.4	40.1	28.6	48.4
2. « Deéser Gerichtshof	61.3	10.9	11.7	10.7	30.5	8.9	19.4
3. « Fehértemplomer «	65.7	15.8	10.2	4.8	0.5	0.01	22.8
4. « Kolozsvárer «	4.2	2.6	3.4	11.0	24.4	22.3	15.0
5. « Kassaer «	58.7	21.6	24.7	28.3	24.9	3.8	22.9
6. « Nagyvárader «	28.4	36.5	20.8	10.8	7.6	16.2	19.7
7. « Nagykanizsaer «	57.2	51.3	31.9	34.6	43.6	67.4	53.9
8. « Arader «	19.0	18.2	13.5	9.6	19.7	8.7	12.1
9. « Pozsonyer «	108.4	37.2	31.0	19.4	—	52.1	51.2
Im Durchschnitt	60.18	26.66	13.98	14.72	22.90	18.94	26.27 fl.

Aus der Combination beider Nachweisungen ist ersichtlich, dass obwohl nach den verschiedenen Gerichtsbezirken oder Landesteilen sich ziemliche Abweichungen ergeben, und, obwohl die Hypothekarschulden der Summe nach am höchsten, d. i. mit 4.089,000 Gulden auf den Grundbesitz über 200 bis 1000 und über 1000 Joch haften; dennoch — wie wir sehen, der kleinste Grundbesitz unter 10 Joch am schwersten belastet ist und dass diese Belastung beim Gerichtshofe des Pester Landbezirkes sowie beim Pozsonyer, d. h. in der Nähe grösserer Städte, sich am höchsten stellt.

Die etwas höhere Belastung des Besitzes über 200 bis 1000 Joch im Kolozsvárer Gerichtsprengel, sowie die auffallend geringe Belastung des kleinsten Grundbesitzes daselbst, muss localen Ursachen zugeschrieben werden, doch dürfte ein Grund hiefür auch darin zu finden sein, dass daselbst *intabulirte Weinzehent-Ablösungen* kaum vorkommen, während dieselben, wie es sich weiter unten ergeben wird, eben die Hauptbelastung des Kleingrundbesitzes bilden.

Noch übersichtlicher werden die in den zwei vorangestellten Tabellen enthaltenen Resultate, wenn man die *Besitzkategorien* ihrer Grösse und Belastung nach in Percenten gegenüberstellt.

	Grösse des Besitzes	Höhe der Lasten
Von 0—10 Joch	16.6 %	38.0 %
« 11—20 «	10.1 «	10.3 «
« 21—80 «	12.3 «	6.5 «
« 81—200 «	4.6 «	2.6 «
« 201—1000 «	13.1 «	11.4 «
über 1000 «	43.3 «	31.2 «
Summa	100 %	100 %

Bei dem Grundbesitze von über 10 bis 1000 Joch herrscht ziemliches Gleichgewicht zwischen Grösse und Lasten. Während aber der kleinste Grundbesitz (unter 10 Joch) blos 16·6% der Gesammt-Bodenfläche bildet und 38% der Lasten zu tragen hat, bildet der Besitz über 1000 Joche 43·3% der in Untersuchung gezogenen Gesammt-Grundfläche und trägt nur 31·2% der Gesammtlasten.

Dem *Rechtstitel* nach teilen sich die bisher behandelten Hypothekarlasten folgendermassen:

Es entfallen auf

	Bodenbesitz		Intravillangründe	
1. Annuitäts-Darlehen:				
a) Weinzehents-Ablösung	572,608.43 fl.	= 5.97 %	—	
b) Remanentialfeld-Schulden	36,488.99 «	= 0.38 «	—	
c) Notanlehen	34.885.96 «	= 0.37 «	—	
d) Andere Annuitäten	2.343,796.37 «	= 24.44 «	128,498.56	= 6.09 %
Zusammen	2.987,779.75 fl.	= 31.16 %	128,498.56	= 6.09 %
2. Andere Anlehen	4.062,673.48 «	= 42.36 «	1.483,982.83	= 70.38 «
3. Kaufschillingsreste	311,257.36 «	= 3.25 «	151,207.00	= 7.17 «
4. Erbschaftsanlehen	732,918.84 «	= 7.64 «	60,987.76	= 2.89 «
5. Executionen	867,080.50 «	= 9.04 «	137,729.41	= 6.53 «
6. Steuern- u. Aerarialschulden	329,908.68 «	= 3.44 «	37,773.15	= 1.79 «
7. Wechselschulden	180,956.81 «	= 1.88 «	43,763.23	= 2.08 «
8. Credit-Eröffnung	110,335.00 «	= 1.15 «	62,800.00	= 2.98 «
9. Jahresschulden	7,648.16 «	= 0.08 «	1,830.00	= 0.09 «
Zusammen	9.590,558.58 fl.	= 100 %	2.108,571.94	= 100 %

Den Rechtstiteln der Hypothekarschulden nach bilden demzufolge bei dem wirklichen *Bodenbesitz* die *Annuitäts-* und *anderen Anlehen* zusammen, bei den *Intravillan-Gründen* letztere beinahe drei Viertel der sämmtlichen Lasten.

Auf die verschiedenen Rechtstitel komme ich noch zu sprechen. Doch müssen vorher noch die Lastensummen nach *Grössen-Kategorien* in Untersuchung gezogen werden.

Diese lassen sich folgendermassen gruppiren:

	Anzahl der Lastenposten	Summe der Lastenposten	Percente nach den Posten	Percente nach der Summe
unter 100 fl.	13,202	527,212.60 fl.	55.18 %	5.50 %
von 101—500 «	8,415	1.732,559.63 «	35.17 «	18.06 «
« 501—1000 «	1,267	800,450.72 «	5.30 «	8.35 «
« 1001—2000 «	549	683,043.37 «	2.30 «	7.12 «
« 2 01—5000 «	308	861,789.63 «	1.29 «	8.99 «
« 5001—10.000 «	94	606,095.65 «	0.39 «	6.32 «
über 10,000 «	89	4.379,406.98 «	0.37 «	45.66 «
Zusammen	23,984	9.590,558.58 fl.	100 %	100 %

Es ist nur natürlich, dass die Lasten kleinster Summe (unter 100 fl.) mehr als die Hälfte der Gesammt-*Lastenposten* bilden, während der Geldbetrag derselben kaum 5% der Gesammtsumme übersteigt. Umgekehrt steht die Sache bezüglich der Hypothekarlasten höchster Summe (über 10,000 fl.), welche dem Betrage nach nahezu die Hälfte (45·66%) der Gesammtlasten erreichen, den einzelnen Lastenposten nach aber kaum ein Drittel Percent betragen.

Combinirt man die Lasten ihrem Rechtstitel nach mit der Grössenkategorie der einzelnen Lasten, so entsteht folgende Tabelle, aus welcher hervorgeht, in welchem Verhältnisse die Summen der einzelnen Hypothekarschulden zu ihrem Rechtstitel stehen, u. z. in *Percenten*

fl.	unter 100	von 100-500	500-1000	1000-2000	2000-5000	5000-10000	über 10,000		Durchschnittlich
1. Annuitätsschuld.	2.60	3.83	0.30	0.81	0.66	0.41	22.96	=	31.16
2. Andere Schuld.	1.11.	10.30	5.88	4.61	5.90	3.37	10.99	=	42.36
3. Kaufschillingsr.	0.01	0.22	0.23	0.29	0.57	0.51	1.42	=	3.25
4. Erbsch.-Anlehen	0.04	0.40	0.20	0.13	0.09	0.09	6.69	=	7.64
5. Executionen	0.47	2.02	1.09	1.02	1.06	0.93	2.45	=	9.04
6. Steuern ...	1.21	0.76	0.25	0.30	0.38	0.20	0.34	=	3.44
7. Wechselschulden	0.05	0.43	0.23	0.37	0.19	0.21	0.40	=	1.88
8. Crediteröffnung	0.0	0.08	0.06	0.06	0.14	0.40	0.41	=	1.15
9. Jahresschulden	0.01	0.02	0.02	0.03	—	—	—	=	0.08
Zusammen	5.50	18.06	8.35	7.12	8.09	6.32	45.66	=	100%

Von den, 31.16% der Gesammtlasten bildenden *Annuitäts-Anlehen* entfallen somit nahezu 23% auf die Posten über 10,000 fl. und nur 6% auf die Kategorien bis 500 fl. Dies sind die auffallendsten Erscheinungen. Denn, während die Gesammtzahl der Lastenposten bei Annuitätsschulden 7743 beträgt, entfallen hievon auf *Weinzehent-Ablösungen* 6346 Posten oder 81.9% u. z. nur bei 5 Gerichtshöfen, denn bei den in den Deéser, Fehértemplomer, Nagyvárader und Arader Gerichtssprengeln liegenden Gemeinden erscheinen keine, im Kolozsvárer Gerichtssprengel nur eine, im Pozsonyer zwei Gemeinden mit solchen Anlehen. Bringt man die Gesammtsummen der, eigentlich ein zur Erleichterung der Betreffenden gewährtes Staatsanlehen bildenden Weinzehents-Ablösung im Betrage von 572,608 fl. von der gesammten Annuitätsschuld der Kategorien 100 bis 1000 fl. in Abzug, so bleibt auf den Kleingrundbesitz blos 80,853 fl. als Annuitätsschuldenbetrag.

Das ist, natürlich, selbst bei einer so detaillirten Aufnahme

nicht zu ermitteln, auf welcher Kategorie von Grundbesitz Hypothekarlasten welchen Rechtstitels haften. Nachdem es jedoch gewiss ist, dass eine grössere Hypothekarschuld nur durch einen grösseren Grundbesitz gedeckt sein kann, lassen sich wenigstens die Besitskategorien mit den Grössenkategorien der Lasten vergleichen, und auf dieser Basis auch auf die früher mitgeteilten Rechtstitel schliessen. Hiebei müssen blos die zwei Colonnen unter 100 und bis 500 fl. zusammen gezogen werden, woraus sich ergibt:

		Grösse des Grundbesitzes	Höhe der Lastenposten	
von	0—10 Joch	= 16.6 %	23.6 =	0-500 fl.
«	11—20 «	= 10.1 «	8.4 =	501—1000 «
«	21—80 «	= 12.3 «	7.1 =	1001—2000 «
«	81—200 «	= 4.6 «	8.9 =	2001—5000 «
«	201—1000 «	= 13.1 «	6.3 =	5001—10,000 «
über	1000 «	= 43.3 «	45.7 =	über 10,000 «
		100 %	100 %	

Das Verhältniss der einzelnen Kategorien stimmt daher so ziemlich zwischen der Besitzgrösse und der Schuldenlast; nur bei dem Kleingrundbesitz und den kleinsten Posten zeigt sich ein etwas grösserer Unterschied, doch sind bei letzteren, wie oben bemerkt, 2 Colonnen zusammengezogen worden.

Eine eigene Tabelle zeigt das *Entstehen der Reallasten nach Jahren*, von 1855—1883 combinirt mit den *Rechtstiteln*. Dieselbe ist zu umfangreich, als dass dieselbe hier reproducirt werden könnte, auch ist das derzeit als Substrat benützte Terrain zu klein, um den jährlichen Zuwachs etwa in ein System bringen zu können. Es ist nämlich sehr leicht möglich, dass eine einzige grössere Anlehenspost die Jahressumme bedeutend in die Höhe schnellen macht.

Zwei auffallendere, auch aus der Kenntniss der allgemeinen Lage des Landes leicht erkennbare Erscheinungen tauchen jedoch auch hier auf. Die eine ist der *Misswachs* des Jahres 1863, in Folge dessen die bis dahin kaum 20—40,000 fl. per Jahr betragenden Schulden sich plötzlich um mehr als eine halbe Million Gulden erhöhten, obwohl ein wirkliches *Notstands-Anlehen* mit 34,000 fl. erst im Jahre 1865 erscheint.

Die zweite, wichtigere Erscheinung sind die *Weinzehent-Ablösungen*, welche nach dem damals gebrachten Gesetze in den Jahren

1870, 71 und 72 den Lastenstand schon auf diesem kleinen Untersuchungs-Terrain um 554,000 fl. erhöhten.

Die Nachweisungen per Jahr dienen aber auch dazu, um den jetzigen Stand der *Annuitätsschulden* etwas näher zu beleuchten. Es ist nämlich die Berechtigung der Behauptung nicht zu leugnen, welche in der dieser Probearbeit vorangegangenen Enquête erhoben wurde, nämlich dass die Summe der Tilgungsschulden, wie dieselben im Grundbuche aufgeführt erscheinen, der Wirklichkeit nicht entspreche, indem grosse Summen derselben bereits getilgt sind, ohne im Grundbuche gelöscht worden zu sein. Es ist dies derselbe Missstand, welchen auch Inama-Sternegg in seiner wertvollen Arbeit über die «indebite haftenden Beträge» erwähnt.

Ganz pünktlich den Stand dieser Schulden nachzuweisen wird wohl schwerlich gelingen, denn hiezu müsste jede einzelne Schuldpost ihrer Natur und jährlichen Tilgungsquote nach besonders nachgewiesen werden, was eine nicht zu bewältigende Arbeit verursachen würde.

Nimmt man aber an, dass die meisten Bodencredit-Institute und Hypothekarbanken ihre Darlehen mit 1% per Jahr tilgen lassen, wozu 33½ Jahre erforderlich sind: so lässt sich der Wahrheit doch etwas näher kommen. Auch so wäre ja noch immer die minimalste Tilgung angenommen, da ja bekannt ist, dass viele Posten in viel kürzeren Jahresraten abgezahlt werden müssen.

Bei angenommener 1% jährlicher Tilgung, und jedes Jahr für sich berechnet, betrug die Tilgung der nachgewiesenen Annuitätsschulden per 2.987,779 fl. von 1855—1883 323,240 fl. oder über 10% und beständen diese Gattung Lasten heute nur mehr im Betrage von 2.664,539 Gulden.

Bei Gelegenheit der Probeaufnahme wurde auch der *Zinsfuss* der Hypothekardarlehen, sowie die Grösse der *zugeurteilten Kosten* eruirt. Um hier nicht ein gar zu mageres Bild zu bekommen, müssen dieselben nach Gerichtssprengeln dargestellt werden:

	Es betrugen die höchsten Zinsen	Es betrugen die niedersten Zinsen	Es betrugen die am zahlreichsten vorkommenden Zinsen	die den Grundbesitz belastenden Kosten
1. beim Gerichtshof Pester Landbez.	60 %	4 %	6 %	21,295.63 fl.
2. « Deéser Gerichtshof	702 «	4 «	8 «	3,167.27 «
3. « Fehértemplomer «	12 «	4 «	8 «	7,370.34 «
4. « Kolozsvárer «	365 «	4 »	6 «	4,370.56 «

		Es betrugen			
		die höchsten	niederston	am zahlreichsten vorkommenden	die den Grundbesitz belastenden Kosten
		Zinsen			
5. beim Kassaer	Gerichtshof	40 %	4 %	8 %	3,743.65 fl.
6. « Nagyvárader	«	40 «	2 «	6 «	7,831.54 «
7. « Nagy-Kanizsaer	«	48 «	4 «	6 «	12,181.04 «
8. « Arader	«	30 «	2 «	5 «	4,526.61 «
9. « Pozsonyer	«	80 «	1 «	6 «	7,284.56 «
Zusammen und im Durchschnitt		702 %	1 %	6 %	71,770.90 fl.

Obwohl normal nur von einem kleinen Teile des Landes die Rede ist, erhellt dennoch schon aus den vorangegangenen Zahlen, dass hie und da riesige Zinsen intabulirt erscheinen. Natürlich stammen diese exorbitanten Zinsen, welche übrigens nur in zwei Fällen vorkommen, noch aus jenen Zeiten, in welchen die grundbücherliche Sicherstellung jedweden Zinsfusses erlaubt war, während im Sinne des Gesetzartikels VIII v. J. 1877 die Maximalhöhe des hypothekarisch sicherstellbaren Zinsfusses mit 8% bemessen wurde. — Übrigens kommen im Ausweise auch ganz niedrige Zinsen von 1, 2, 4% ziemlich häufig vor, während der am zahlreichsten erscheinende Zinsfuss sich zwischen 5, 6 und 8% bewegt.

Da die *zugeurteilten Kosten* nicht nur auf dem wirklichen Grundbesitz, sondern zum grossen Teile auch auf Intravillangründen haften — welche bei den früheren Combinationen stets ausser Berücksichtigung blieben — so ist die Gesammtlastensumme nämlich 11.699,130·52 Gulden als Basis zu nehmen, welcher gegenüber die Kosten daher einen minimen Teil, nämlich blos 0·61% betragen.

Es müssen übrigens diese Posten auch mit den Rechtstiteln verglichen werden, um zu ersehen, welche Schulden-Kategorien es sind, die den grössten Teil der Kosten zu tragen haben, und wie sich ihnen gegenüber der Zinsfuss gestaltet?

	der höchste	niedrigste Zinsfuss war	zahlreichste	die Kosten betrugen
1. bei Annuitätsschulden	11 %	5 %	5 %	8.40 fl.
2. « anderen Schulden	702 «	1 «	8 «	2,840.01 «
3. « Kaufschillingsrest.	12 «	4.5 «	8 «	— «
4. « Erbschaften	8 «	1 «	6 «	47.0 «
5. « Executionen ...	365 «	2 «	6 «	68,513.19 «
6. « Steuern etc.	8 «	4 «	6 «	83.96 «
7. « Wechselschulden	13 «	6 «	8 «	196.40 «
8. « Credits-Eröffnungen	8 «	6 «	8 «	32.35 «
9. « Jahresschuldigkeiten	— «	— «	— «	49.50 «
Im Durchschn. u. Summe	702 %	1 %	6 %	71,770.90 fl.

Demnach stammen 95% der gesammten Kosten aus den *Executionen,* alle anderen Rechtstitel zusammengenommen übersteigen kaum 4·5% derselben.

Was die unbegreiflichen 702% Zinsen in der Gemeinde Sajó-Magyaros des Deéser Gerichtssprengels, sowie die 365% in der Gemeinde Gyalú des Kolozsvárer Gerichtssprengels verursacht hatte, müsste speciell untersucht werden. Im Grossen und Ganzen ist die Verzinsung der Hypothekarschulden als eine mässige zu bezeichnen.

Bei Gelegenheit dieser Probe-Aufnahme wurden auch über die *Verkaufspreise* einzelner Gutsobjecte Daten gesammelt, in so ferne solche Verkäufe in den Grundbüchern verzeichnet waren.

Es wurde eine eigene Tabelle aufgestellt, in welcher das gesammte *nutzbare Terrain* der in Untersuchung gewesenen Gemeinden aufgeführt und der Wert desselben sowohl nach dem Durchschnitte der freien Verkäufe als auch nach dem 20-fachen Reinertrage des rectificirten Catasters nachgewiesen wurde. Mit Hilfe dieser Tabelle liess sich berechnen

	der Wert eines Cat.-Joches (1600 □ Klft.)		Jochweise Belastung in Percenten	
	nach dem 20-fachen Reinertrag des Catasters	nach Verkaufs-Preisen	des Catastral-Wertes	des freien Verkaufs-Wertes
1. im Gerichtsspr. d. Pest. Landbez.	103.4 fl.	216.4 fl.	46.8 %	22.4 %
2. « Deéser Gerichtsspr.	35.8 «	64.8 «	54.1 «	29.9 «
3. « Fehértemplomer «	105.4 «	104.5 «	21.5 «	21.8 «
4. « Kolozsvárer «	25.5 «	73.9 «	70.2 «	24.2 «
5. « Kassaer «	90.1 «	131.6 «	25.4 «	17.4 «
6. « Nagyvárader «	65.2 «	99.9 «	30.2 «	19.7 «
7. « Nagykanizsaer «	116.7 «	128.0 «	46.2 «	42.1 «
8. « Arader «	107.1 «	131.0 «	11.3 «	9.5 «
9. « Pozsonyer «	98.0 «	326.4 «	52.2 «	15.7 «
Im Durchschnitt	89.1 fl.	139.3 «	29.5 %	18.8 %

Es ist bekannt, dass die Catastralschätzung — welche vielmehr eine gleichmässigere Verteilung der Grundsteuer anstrebt — nicht dem *wirklichen Wert* des Grundbesitzes entspricht. Viel näher dem wirklichen Werte kommen die *freien Verkäufe,* wie selbe aus den Grundbüchern erhellen. Bei Gelegenheit dieser Aufnahme waren leider nicht in allen Grundbüchern solch' freie Verkäufe verzeichnet und musste bei manchen Gemeinden das 20-fache des Reinertrages nach dem Cataster als Grundwert substituirt werden. Und selbst

nach diesem Vorgange übersteigt bei den als Substrat der ganzen Aufnahme dienenden 54 Gemeinden der auf Grund *einzelner Verkäufe* berechnete Grundwert, nämlich 48.293,508 Gulden, um 17.393,488 Gulden oder 36% den nach dem Reinertrag des Catasters erhobenen Grundwert von 30.900,020 fl.

Aber selbst nach dem hinter der Wirklichkeit zurückbleibenden Catastralwert des Grundbesitzes erreicht die Hypothekarbelastung nicht ein Drittel (blos 29·5%) des Gesammtwertes, obwohl bei Berechnung des Catastralwertes blos das nutzbare Terrain in Rechnung gezogen werden konnte, während bei Berechnung des Kaufwertes das gesammte Terrain (also auch das unbenutzte) inbegriffen ist. Bei dem der Wahrheit näher kommenden Verkaufswerte aber erhebt sich die Gesammtbelastung blos auf 18·8% des wirklichen Wertes der Realitäten, wobei Gebäude, welche gerade bei dem kleinsten Grundbesitz eine hervorragende Rolle spielen, ganz ausser Acht gelassen wurden.

Ein etwas weniger befriedigendes Resultat ergab die Probe-Aufnahme bezüglich des *lastenfreien Besitzes.* Es wurden nämlich von 47,744 lastenfreien Besitz-Parcellen bei 7012, oder nahezu 15% die *Grössen-Kategorien* nicht nachgewiesen. Bedenkt man aber, dass hievon blos 38 Parcellen auf den Gerichtssprengel des Pester Landbezirkes entfallen, wo irgendwelche locale Hindernisse bestanden haben mögen, während 6974 auf den Nagy-Kanizsaer Gerichtssprengel und darunter 6089 auf die Stadt Nagy-Kanizsa selbst kommen, wo, bei der mutmasslichen Kleinheit der Parcellen, das Flächenmaass vielleicht im Grundbuche gar nicht erscheint: so bleibt noch immer genug Material, um auch diese Verhältnisse näher zu beleuchten.

Als *lastenfrei* waren nachgewiesen:

			Besitzkörper (Parcellen)	Katastral-Joche		In Percenten der Gesammtfläche
1.	beim	Gerichtshof f. d. Pest. Landbez.	6.129	25.288	=	48.8 %
2.	«	Deéser Gerichtshof	4.319	8.017	=	39.6 «
3.	«	Fehértemplomer «	12.749	29.563	=	77.3 «
4.	«	Kolozsvárer «	3.731	14.154	=	36.5 «
5.	«	Kassaer «	1.395	7.713	=	31.4 «
6.	«	Nagyvárader «	3.295	19.801	=	60.0 «
7.	«	Nagykanizsaer «	8.044	5.517	=	18.8 «
8.	«	Arader «	4.573	13.498	=	12.7 «
9.	«	Pozsonyer «	3.509	3.439	=	15.5 «
		Zusammen u. im Durchschnitt	47.744	126.990	=	34.3 %

Obwohl die einzelnen Besitzkörper (Parcellen, und nicht zu verwechseln mit dem einzelnen Gesammtbesitz) bei Gelegenheit der allgemeinen Aufnahme nicht in Betracht kamen und daher eine numerische Vergleichung nicht zulassen, so ist immerhin schon das eine Ergebniss als erfreulich zu bezeichnen, dass von dem der Aufnahme unterzogenen Gesammtbesitz von 365,101 Catastral-Jochen 126,990 Joch oder 34·7%, das heisst mehr als ein Drittel des Gesammtbesitzes sich als lastenfrei ergab, ungerechnet jene 7012 Parcellen, deren Grundfläche nicht nachgewiesen war.

Es dürfte interessant sein, diese lastenfreien Besitze auch der Grössenkategorien ihrer Jochzahl nach zu betrachten und mit der Gesammtfläche der bezüglichen Besitzkategorien zu vergleichen und zwar:

	Gesammtbesitz	Lastenfreier Besitz		in Percenten des Gesammtbesitzes
	in Catastral-Jochen			
von 0—10 Jochen	60,446	29,505	=	48.8 %
« 11—20 «	37,070	14,534	=	39.2 «
« 21—80 «	44,819	13,997	=	31.2 «
« 81—200 «	16,878	7,497	=	44.4 «
« 201—1000 «	47,890	14,545	=	30.2 «
über 1000 «	157.998	46,912	=	29.6 «
Zusammen u. im Durchschnitt	365,101	126,990	=	34.7 %

Insoferne aus allen früheren Nachweisen erhellt, dass eben der kleinere und kleinste Grundbesitz im Verhältnisse am meisten belastet ist, so kann es wieder als erfreuliche Tatsache gelten, dass auch vom lastenfreien Grundbesitz das grösste Percent (48·8%) der Kleingrundbesitz liefert.

Freilich ändert diese Nachweisung des lastenfreien Besitzes die früher mitgeteilten relativen und Durchschnittszahlen. Dennoch behalten dieselben ihren vollen Vergleichswert, denn es handelt sich ja nicht darum, die Vermögensverhältnisse des einzelnen Grundbesitzers zu untersuchen, sondern die Hypothekarbelastung des ungarischen Grundes und Bodens festzustellen. Zu diesem Zwecke können aber stets nur die Ergebnisse des Gesammtbesitzes und der Gesammtlasten dienen, denn nur diese können auch mit den ähnlichen Zahlen des Auslandes verglichen werden.

Wären im *Auslande* bereits eingehendere Untersuchungen in dieser Frage gepflogen worden, obwohl man sich vielseitig und viel-

fach mit derselben beschäftigt, so würden auch die hier dargelegten Ergebnisse viel an Interesse durch die Vergleichung derselben mit ähnlichen Ergebnissen des Auslandes gewinnen.

Leider wissen wir heute nicht mehr als, dass wo derartige Erhebungen gepflogen wurden,

	entfallen von der Gesammtbelastung auf einen □ Kilometer	auf einen Einwohner
in Frankreich	15,219 Gulden	218 Gulden
» Italien	18,130 «	189 «
« Holland	20,838 «	172 «
« Oesterreich	14,511 «	189 «
Im Durchsch. der 4 Staaten	17.174 Gulden	192 Gulden

Werden die Ergebnisse der Probe-Aufnahme in Ungarn auf derselben Basis berechnet (obwohl die Belastung per Kopf der Gesammtbewohner kein richtiges Bild liefert, da die Belastung blos den Grundbesitzer betrifft) so kommt man zu folgenden Resultaten:

	Es entfallen auf 1 □Klm.	auf einen Einwohner
1. im Gerichtssprengel des Pester Landbezirkes	8,410 fl.	118.8 fl.
2. « Deéser Gerichtssprengel	3,387 «	10.6 «
3. « Fehértemplomer « ...	3,974 «	46.2 «
4. « Kolozsvárer «	3,124 «	72.8 «
5. « Kassaer « ...	4,047 «	65.9 «
6. « Nagyvárader «	3,429 «	61.1 «
7. « Nagykanizsaer « ...	9,375 «	65.8 «
8. « Arader «	2,113 «	55.3 «
9. « Pozsonyer « ...	8,721 «	113.9 «
Im Durchschnitt der 9 Gerichtshöfe	4,564 fl.	71.1 fl.

Während daher die Belastung per □ Kilometer in den als Substrat gedienten 54 Gemeinden der 9 Gerichtssprengel zwischen 2000 und 9000 fl. schwankt und im Durchschnitte kaum über ein Viertel des Durchschnittes der nachgewiesenen 4 Staaten erlangt, erhebt sie sich per Kopf der Bevölkerung blos in den mehr städtischen Bezirken des Pester und Pozsonyer Gerichtssprengels etwas über 100 fl. und bleibt im Durchschnitte weit unter der Hälfte derjenigen der vier Staaten, ja z. B. mit Frankreich verglichen selbst unter einem Drittel der dortigen Belastung.

Aus dem Vorstehenden geht zur Genüge hervor, dass diejenigen Daten, welche hier zur Probe erhoben wurden, auch für das ganze

Land erhoben und aufgearbeitet werden können. Es frägt sich nur, welche Zeit und Arbeit eine solche Aufnahme erfordern würde, um beurteilen zu können, ob dieselben im Verhältnisse zu dem Werte und der Brauchbarkeit des zu beschaffenden Materials und seiner Resultate stehen?

Auch diesfalls hat die Probe-Aufnahme entsprechende Daten geliefert. Zur Excerption der 48,318 Grundbücher der vielfach erwähnten 9 Gerichtssprengel wurden nach genauer Aufzeichnung 2121·75 Stunden verwendet, es entfallen sonach auf das Ausziehen von je 100 Grundbüchern im Durchschnitte 4·39 Stunden. Da die Gesammtzahl der Grundbücher des Landes 4.531,824 beträgt, sich aber annehmen lässt, dass bei länger fortgesetzter und daher mehr Uebung bietender Arbeit je 100 Grundbücher in rund 4 Stunden excerpirt werden können, so sind zum Ausziehen sämmtlicher Grundbücher 181,272 Stunden oder tägliche 4 Arbeitsstunden gerechnet, 45,318 Arbeitstage erforderlich. Nachdem in Ungarn 234 Grundbuchsbehörden bestehen und bei jeder wenigstens je 2 Individuen mit dem Auszuge beschäftigt werden können, so kann die ganze Arbeit des Ausziehens in 96 Tagen oder beiläufig einem Vierteljahre bezwungen werden.

Eine grössere und langwierigere Arbeit erwartet das statistische Bureau.

Nach auch hier geführten genauen Aufzeichnungen erforderte die detaillirte Aufarbeitung der 48,318 Grundbücher 1344 Stunden oder für je 100 Grundbücher 3 Arbeitsstunden. Zur Aufarbeitung der sämmtlichen 4.531,824 Grundbücher wären demnach 135,954 Stunden, oder, auf einen Hilfsarbeiter 5 Arbeitsstunden pro Tag gerechnet, 27,190 Arbeitstage erforderlich. — Um die Arbeit in einem Jahre zu bewältigen, müssten demnach 75 Hilfsarbeiter verwendet werden.

Auf Grund dieser Daten können nunmehr auch die Kosten berechnet werden. Es muss jedoch vorausgeschickt werden, dass die Entlohnung des Grundbuchpersonals, wie dieselbe bei der Probe-Aufnahme mit 50 kr. pro 100 Grundbücher fixirt war, nicht im Verhältnisse steht mit der geforderten Arbeit und aufgewandten Mühe. Es könnte ganz gut 1 Gulden für die Extrahirung von je 100 Grundbüchern bezahlt werden. Dann würden sich die Kosten folgendermaassen gestalten:

Ausziehung der Grundbücher	45,318 fl.
Entlohnung der mit der Ueberprüfung der Auszugs-Arbeiten zu betrauenden Grundbuchsführer	4,000 «
Aufarbeitung im statistischen Bureau	40,785 «
Druckkosten der Sammelbogen und des Werkes	15,000 «
in Summa	105,000 fl.

Ob die zu leistende Arbeit und die zu gewärtigenden Resultate diese Kosten wert wären, darauf mögen die hier publicirten Ziffern der Probe-Aufnahme die Antwort geben.

Jedenfalls bieten dieselben reichliches Material zur Beurteilung der Verhältnisse des ungarischen Grundbesitzes und es lässt sich nach Vollendung dieser Arbeit jede Agrarfrage gewiss leichter behandeln und auch die Lösung der «Drei Fragen des Grundbesitzes» wird leichter gelingen, als dem auf rein theoretischer Grundlage fussenden Verfasser Stein, dessen unvergängliches Verdienst es übrigens bleiben wird, die Fragen aufgeworfen zu haben.

Dr. Karl Keleti.

Dr. JOHANN HENCKEL, DER HOFPREDIGER DER KÖNIGIN MARIA VON UNGARN.

Die Familie der Grafen Henckel von Donnersmarck, welche jetzt unter den schlesischen Magnaten eine hervorragende Stellung einnimmt und in Preussen, Polen und Oesterreich-Ungarn reich begütert ist, hat, wie schon der Name Donnersmarck[1] andeutet, ihren Ursprung in Oberungarn genommen. Ehe sie unter den adeligen Geschlechtern der österreichisch-ungarischen Monarchie erscheint, zählte sie lange zu den angesehenen Bürgerfamilien der Stadt Leutschau am Südabhange der Tátra, wie wahrscheinlich auch die nun längst erloschene Familie der Grafen Thurzó von Betlenfalva,[2] deren Wappen, wenn auch mit geänderten Farben, sie führt. Frühzeitig wird der Name der Henckel

[1] Donnersmarck = Donnerstagsmarkt, lat. Quintoforum = forum quintae feriae, magy. Csötörtökhely.

[2] Die Thurzó besassen dort ein Erbbegräbniss

ausserhalb Leutschau's in den Annalen der Wiener Hochschule genannt,[1] die Matrikel der näher gelegenen und von Ungarn viel besuchten Jagellonenuniversität in Krakau könnte vermutlich nicht weniger von ihnen berichten, wenn daselbst mehr Wert auf die Eintragung der Familiennamen gelegt worden wäre. Im Jahre 1416 ist in Wien dominus Petrus Henckel in die Matrikel der juristischen Facultät eingetragen worden; im Wintersemester 1427 wird Georgius Petri Henkel de Leuczscha in der allgemeinen Matrikel genannt. 1446 ist Nicolaus Henckel de Lewtschau intitulirt[2] und im Winterhalbjahre 1479 folgt ihm ein zweiter Nicolaus Henkl de Lauczouia. — Im Sommersemester 1496 endlich, aber nicht als letzter der Literaten und an der Wiener Universität aus der Henckelschen Familie, Johannes Henkel de Leyschouia, der Mann, welcher trotz seines bescheidenen und zurückhaltenden Wesens in der Reihe der Henckel einen wichtigen Platz einnimmt, und dessen Leben wir im Folgenden in grossen Umrissen, soweit es die immerhin spärlich fliessenden zuverlässigen Quellen erlauben, entwerfen wollen.

In neuerer Zeit haben ihm Fraknói[3] und Szlávik[4] ihre Aufmerksamkeit zugewendet, aber von verschiedenen Standpunkten aus; wir werden, unterstützt von neuen Documenten, sine ira et studio daran gehen, den Mann, der es wohl verdient, objectiv zu würdigen.

Der alte Sommersbergsche Stammbaum[5] des gräflich Henckelschen Geschlechtes wie der neue des Grafen Leo Henckel von Donnersmark[6] zählen Johann Henckel als ersten Sohn Georgs II. auf und lassen ihn 1481 geboren werden. Sicheres hören wir von ihm erst im Jahre 1496. In diesem Jahre am Mittwoch vor dem Palmsonntage starb der Cantor, Canonicus und Vicarius von St. Martin in der Zips, Dr. juris Georg Leudeschiet aus Leutschau, wie es scheint der Schwager des Georg Henckel; er hinterliess Johann Henckel 100 Gulden als eine

[1] Die Daten aus den Wiener Matrikeln verdanke ich Herrn Prof. Schrauf. Hier ist auch zu berücksichtigen: Fraknói (Frankl) V., A hazai és külföldi iskolázás a XVI. században 214, 222.

[2] 1449 Licentiat.

[3] (Frankl), Henckel János, Mária királyné udvari papja, Értekezések II, IV. Szám. 1872.

[4] Szlávik, Matthias, Die Reformation in Ungarn (Halle a. S. 1884) 4 ff.

[5] Silesiac. rer. SS. III, 229 ff. No. VI.

[6] Stammtafel der Reichsgrafen Henckel Freiherrn von Donnersmark 1883.

Beihilfe zum Studiren, welche diesem das Kloster ad Lapidem refugii zu erlegen hatte, und Bücher.[1] Im Sommerhalbjahre 1496 ist denn auch Johann Henckel in die Hauptmatrikel der Wiener Universität eingetragen worden. Im Jahre 1508 finden wir ihn als Magister[2] in der Matrikel der ungarischen Nation und 1510 wird er auch in der Matrikel der Juristenfacultät erwähnt. Wenn Janocki erzählt,[3] dass ihn der ältere Johann Thurzó in sein Haus aufgenommen und ihn nach Krakau geschickt hat, wo er die Würde eines Doctors der Rechte erhalten haben soll, so können wir dies nicht quellenmässig belegen, wenn wir auch wissen, dass Henckel später als Doctor der Decrete, i. e. des canonischen Rechtes (in Leutschau heisst er nur Magister) bezeichnet wird; die ganze Nachricht bei Janocki macht nach ihrer Form einen unsicheren Eindruck. Das Hauptstudium Henckels war die Theologie, ihr widmete er sich für sein ganzes Leben. In seine ungarische Heimat zurückgekehrt, wurde er Archidiaconus, Canonicus und Vicarius der Wardeiner Kirche, und als 1513 der Pfarrherr zu St. Jacob in Leutschau starb, wurde er am 2. Februar desselben Jahres zum Pfarrherrn in seiner Vaterstadt erwählt. Er erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade; als der Probst von St. Martin in der Zips Johann Horvath von Lomnicza 1516 die Leutschauer Kirche visitirte, belobten die Gemeindeglieder ihren Pfarrer und seine Capellane einstimmig wegen ihres ehrbaren und kirchlichen Wandels.

Die getreue Stadt Leutschau hatte dem jungen Könige Ludwig noch nicht aufgewartet und von ihm noch nicht die Bestätigung ihrer Privilegien «aufs Dreissigst und die Maut» erhalten. Um nichts zu versäumen, was zu einer zeitgemässen captatio benevolentiæ gehörte, wurde zuerst der Stadtschreiber, um Geschenke einzukaufen, nach Krakau geschickt, dann brach am 5. Februar 1517 eine städtische Gesandtschaft, zusammengesetzt aus dem Stadtrichter Konrad Sperfogel, dem Ratsherrn Melchior Messingschlaër und dem Pfarrer Johann Henckel, nach Buda auf. Die Gesandtschaft wurde zwar gnädig aufgenommen, aber sie erreichte nicht alles, was sie gewünscht hatte. Für Henckel war diese Huldigungsfahrt auch persönlich von

[1] Im Allgemeinen stammen meine Nachrichten über Leutschauer Beziehungen aus der Leutschauer Chronik, Wagner Analecta Scepus. II, 3 ff. und Magazin für Geschichte etc. der österr.-ungar. Monarchie I, 215 ff.

[2] Bei Fraknói verdruckt Hincrel.

[3] Janociana I, 123.

Bedeutung; zum ersten Male kam er mit dem Königshofe in Berührung und er lernte dort ausser dem Könige die einflussreichsten Männer, unter ihnen den Markgrafen Georg von Brandenburg kennen. Doch würde vielleicht die Annahme ein wenig kühn sein, dass damals schon die ersten Fäden angesponnen wurden für das Band, das Henckel einst fest mit diesem Hofe verbinden sollte.

In den nächsten Jahren lebte er ruhig seinem Amte in Leutschau, eine zweite Kirchenvisitation durch Johann Horvath gab den Ratmannen wiederum Gelegenheit, ihn als treuen Hirten zu preisen. Unter seine Functionen fiel auch die Sorge für die städtische Schule; 1520 wurde durch ihn in Uebereinstimmung mit dem Rate ein Humanist von Ruf, der gekrönte Dichter Leonardus Coxus, ein Engländer von Geburt und Schüler Melanchthons in Tübingen,[1] der vorher als Poët an der Krakauer Universität gelehrt hatte, als Rector an diese Schule berufen und am 16. März unter Assistenz des Rates feierlich in die «grosse Stube» eingeführt, wo die Schüler versammelt worden waren. Coxus blieb nur bis zum December 1521, dann übernahm er die Leitung der Schule in Kaschau.

In demselben Jahre wird Conrad Henckel als abtretender und sein Bruder Bernhard Henckel als erwählter Ratmann — zwei so nahe Verwandte durften nicht gleichzeitig im Rate sitzen — genannt, wie wir, um die Stellung der Henckel in der Bürgerschaft anzudeuten, erwähnen wollen; beide waren Brüder Johanns. Trotzdem oder vielleicht eben wegen dieser angesehenen Stellung der Familie hatte Johann Henckel in Leutschau auch Feinde, es waren besonders zwei von den einflussreichsten Ratmannen, welche ihn mit beharrlichem Hasse und Uebelwollen verfolgten und welche ihm, der den Frieden über alles liebte, das Leben so verbitterten, dass er, als 1522 der Pfarrherr Magister Johannes Röbel in Kaschau starb und ihm das erledigte Amt angetragen wurde, trotz der allgemeinen Verehrung, der er sich bei seinen Gemeindeangehörigen erfreute, nicht zögerte, die dargebotene Hand zu ergreifen. Am 5. September erschien eine zahlreiche Deputation aus Kaschau, der Stadtrichter Johann Ferber, der Ratssenior Michael Kugelbrecht, der Geschworene Petrus Wasserbauch und Matern von der Gemeine mit zwölf Reitern und drei Wagen, um

[1] Adriani cardinalis venatio, vna cum scholiis non ineruditis Leonardi Coxi Britanni (Krakau 1524) Eiijb.

Henckel feierlich die Pfarre anzubieten und ihn nach Kaschau zu geleiten. Auf dem Kirchhofe in Gegenwart des Rates und der Gemeine legte er öffentlich sein Amt nieder und nahm von seinen gerührten Kirchkindern Abschied. Mit grossem Pompe wurde er dann in Kaschau empfangen, aber er traf alles, was zur Pfarrei gehörte, die Weingärten und Besitzungen, infolge der Lässigkeit seines Vorgängers in sehr desolatem Zustande an. Er fand sonst jedoch hier so viel Wohlwollen und eine so befriedigende Wirksamkeit als Geistlicher und persönliches Ansehen, wie er sie als Prophet im Vaterlande, zumal «bei den geschwinden Zeitläuften», vielleicht nie so uneingeschränkt erreicht und behauptet haben würde.

Die Leutschauer ersetzten ihren Verlust durch ein Reis von demselben Stamme, sie erwählten zum Nachfolger Johann Henckels seinen Bruder Dr. Sebastian Henckel. Dieser hatte seine Studien gleichfalls grösstenteils in Wien gemacht; 1507 im Winter ist er als Sebastianus Georgij H. de Leitschouya dort inscribirt worden, im Winter 1508 ist er in die Matrikel der ungarischen Nation aufgenommen worden.[1] Nachdem er in Wien den Grad eines Baccalars in artibus erlangt hatte, siedelte er 1513 nach Krakau über.[2] Im Winter 1515 tritt er dann nochmals in Wien unter den Doctoren der Rheinischen Nation mit den geistlichen Titeln eines Archidiaconus von Bekes und Canonicus Waradiensis auf.

Johann Henckel vergass in Kaschau seiner Heimat nicht, er gedachte 1523 ihrer und ihrer Armen mit einer milden Schenkung, die seinem Herzen alle Ehre macht, indem er die ihm gehörige Obermühle in Neudorf der Stadt Leutschau unter der Bedingung übergab, dass sie davon 25 Floren Zins in dem einen Jahre zur Hälfte den armen Leuten ins Spital zum heiligen Geiste und in das Siechhaus, zur Hälfte den armen Dirnen, die sich verändern (heiraten?) wollten, in dem anderen Jahre aber fremden Handwerken geben sollte, welche sich in Leutschau niederlassen wollten. Diese Bestimmung sollte auf 50 Jahre Geltung haben, dann sollte die Mühle in den freien Besitz der Stadt übergehen. Infolge eines Streites mit den XIII Städten mussten die Leutschauer jedoch schon 1525 diese Mühle für die

[1] Bei Fraknói, Hazai és külf. isk., 222 unter den scholares sub nobilium statibus non comprehensi.

[2] Muczkowski, Statuta etc. 157.

Summe von 480 Floren, welche Henckel dafür bezahlt hatte, den Neudorfern wieder verkaufen, und Henckel verfügte über das Geld zu Gunsten der Armen, des Spitals und des Siechhauses in Leutschau.

Diese Nachricht wirft ein helles Licht auf die Denkart Henckels, aber sie entschädigt uns nicht für den Mangel an Angaben über seine äusseren Schicksale[1] und sein Verhalten in den wichtigen Jahren 1522 bis 1526. Wir dürfen nicht vergessen, dass in dieser Zeit sich die von Wittenberg ausgegangene reformatorische Bewegung auch bis nach Ungarn fortpflanzte, und Henckel gehörte nicht zu den Wenigen, die sich einer Entscheidung für oder wider die neue Lehre der Reformatoren entziehen konnten oder wollten. In demselben Zeitraume aber vollzog sich auch, für uns bis jetzt leider schwer verfolgbar, eine grosse Veränderung in seiner Lebensstellung; er erscheint in den ersten Tagen des verhängnissvollen Jahres 1526 zwar noch als Pfarrer von Kaschau, zugleich aber auch als Archidiaconus von Torna und Hofprediger der Königin Maria von Ungarn in Buda. Engel vermutet, dass es der Einfluss des Markgrafen Georg von Brandenburg gewesen sei, der den der Reformation geneigten Mann an den Hof des Königs Ludwig gezogen habe,[2] aber alles, was für das Verhalten der Königin und Henckels für oder gegen die Reformation in dieser Zeit bis jetzt vorgebracht worden ist, ist vorläufig nur mehr oder minder hypothetisch.

Ein inhaltsreicher Brief[3] eines Freundes von Henckel, des Johannes Antoninus aus Kaschau,[4] der in Krakau als Arzt lebte, an Erasmus von Rotterdam gedenkt der neuen Stellung Henckels zuerst, und er zeigt uns zugleich, dass dieser nicht nur Statist, sondern eine angesehene Persönlichkeit in der Umgebung des Königspaares war. «Ich habe,» sagt Antoninus von ihm, «in Ungarn keinen Menschen gesehen, welcher bei der Königin, dem Könige und den übrigen Grossen des Reiches mehr in Gunst stünde als dieser eine.»

Johannes Antoninus hatte früher Erasmus von Rotterdam, der

[1] 1525 nennt ihn Alexius Thurzó seinen Freund. Történelmi tár (1882), 770.

[2] Engel, Geschichte des ungarischen Reiches, Wien 1813. IV, 242. Der Herzog Karl von Münsterberg hatte vorher den späteren Reformator von Breslau, Johann Hess, der Königin zum Prediger empfohlen; Fischer, Reform.-Gesch. der M.-Magdal. Kirche zu Breslau, 50.

[3] Breslauer Stadtbibl., Rehdigerana Ms. 254 No. 12.

[4] Janociana, 24; Fraknói, Hazai és külf. isk., 216, 350, 352, 355.

damals, besonders seit Johann Reuchlin mehr in den Hintergrund getreten war, der anerkannteste Gelehrte, man kann ohne Uebertreibung sagen, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa war, in Basel aufgesucht und Erasmus hatte ihn in den Kreis seiner engsten Freunde aufgenommen; und so suchte ihm Antoninus auch in der Ferne zu nützen. Aus diesem Grunde und auch, weil er mit Henckel befreundet war, vermittelte er, was in diesem schreibseligen Zeitalter nicht ungewöhnlich war, einen Briefwechsel und damit den Abschluss einer literarischen Freundschaft, aus welcher eine persönliche erwuchs, zwischen Henckel und Erasmus. Henckel hatte dem Antoninus ein Geschenk und einen Brief für Erasmus übergeben, da aber der Tabellio sich nicht mit Geschenken belasten wollte, so musste Antoninus warten, bis die Krakauer Kaufleute zur Frankfurter Messe reisten, daher schickte er denn als Vorläufer den schon angezogenen Brief. Darin schildert er Henckel als einen begeisterten Verehrer des Erasmus, der in den Predigten, zu Hause, auswärts und bei jeder Gelegenheit seiner Bewunderung für den grossen Gelehrten und Theologen Worte leiht, dessen Bibliothek alle Bücher des Erasmus, soviele auch erscheinen, und in allen Ausgaben umschliesst, dessen Predigten stets erasmisches Gepräge tragen. Die vielen Sycophanten, welche das in Rom eingesogene Gift in Ungarn gegen Erasmus, den man von katholischer Seite und durchaus nicht ohne innere Wahrheit als einen Haupturheber der Reformation ansah, haben von sich geben wollen, hat dieser einzige Mann so zahm gemacht, dass sie nicht einmal zu mucken wagen. Und so empfiehlt Antoninus dem Erasmus, dem um ihn so verdienten und so einflussreichen Manne sein Buch «de concionando» zu widmen, und, um ihn noch mehr zu gewinnen, erzählt er, dass Henckel in Gegenwart vieler bedeutender Männer geäussert habe, dass er einen einzigen Brief des Erasmus an ihn nicht gegen eine noch so fette und sichere Pfründe vertauschen würde. Ueber die ferneren Aussichten Henckels aber sagt er, dass dieser einmal keinem Bischofe oder Abte nachstehen würde und dass er schon längst Bischof hätte sein können, wenn der ganz ehrgeizlose Mann es nur gewollt hätte. Der Gelehrsamkeit Henckels gedenkt er rühmend, ebenso seiner schrankenlosen Güte, besonders gegen die Gelehrten, auch wenn diese nur mittelmässig wären.

Erasmus hätte nicht der feine Weltmann, der er war, und unempfindlich gegen eine so tiefe Verehrung sein müssen, wenn er auf die Empfehlung des Antoninus nicht wenigstens mit einigen Zeilen an

Henckel geantwortet hätte, und so tauchte er die Feder tief ein, um sich mit einem langen Schreiben an Henckel zu wenden, noch ehe dessen angemeldeter Brief eingetroffen war.[1] Nicht mit eleganten, verbindlichen, wenigsagenden Redewendungen, womit er sich sonst wohl loszukaufen pflegte, kam er dem neuen Freunde entgegen; dass er sich bewusst war, eine voraussichtlich folgenreiche Verbindung anzuknüpfen, zeigt die lange, ausführlice Auseinandersetzung über das, was ihn am meisten bewegte oder erregte, über die Entwickelung der Reformation und seine Stellung zu ihr. Selten hat er sich so offen und einschneidend nach beiden Seiten, besonders aber gegen Luther ausgesprochen; wir dürfen glauben, dass er nach den Andeutungen des Antoninus in Henckel einen Erasmianer vom reinsten Wasser sah und daher sich ihm gegenüber so frei äusserte und Henckels Haltung, die er in Wirklichkeit gar nicht genau kannte, so lobend anerkannte. Ganz zum Schlusse und in den Complimenten für Henckel kommt er wie beiläufig auf seine glänzendste philologisch-theologische Leistung und und seinen, den katholischen, Widersachern gegenüber, wundesten Punkt, seine Ausgabe des neuen Testamentes und auf seine Paraphrasen zu sprechen und schickt ihm eine neue Ausgabe des Paraphrasen zu Matthæus, Lucas und Johannes mit einem Druckfehlerverzeichnisse als erste Freundschaftsgabe.

Die Antwort Henckels auf das lange Glaubensbekenntniss des Erasmus ist uns nicht erhalten, und wir müssen daher sein Verhalten gegen die Reformation aus anderen Zeichen und Aeusserungen von ihm abnehmen; gegen Erasmus wird er sich gewiss trotz aller Bestimmtheit mit der ihm eigenen Milde und massvoll ausgesprochen haben.

Die Zeit war damals in Buda der tumultuarischen Verhältnisse wegen wenig geeignet und geneigt sich auf so wenig materielle Gebiete wie das der Reformation einzulassen.[2] Die Macht und das Ansehen des jugendlichen und wenig selbständigen Königs waren so gering, dass mitten in der Stadt ein hoher königlicher Beamter, der oberste Kanzler im Königreiche Böhmen, Adam von Neuhaus, der in Angelegenheiten des böhmischen Reiches mit dem Könige verhandelt und sich mit dem ungarischen Kanzler, dem Erzbischofe Ladislaus Szálkán, nicht gut begangen hatte, als er mit zahlreicher Begleitung über Wien nach Prag

[1] D. Erasmi Rot. Opp. omnia, Lugd. Bat. 1703, III, 913.

[2] Fraknói, Henckel J., 17, und Engel, Geschichte des ungar. Reichs I. 204.

aufbrechen wollte, chicanöser Weise aufgehalten wurde, und als er zum Könige eilte, um Klage zu führen, wurden fünf der Wagen und die darin Sitzenden von Pöbelhaufen angegriffen und ausgeplündert. Sechs von den Rädelsführern wurden aufgegriffen, doch geschah nichts Rechtes, um Adam von Neuhaus Genugthuung zu gewähren, so dass er zum Schaden auch noch Spott zu ertragen hatte. «Der König schweigt,» klagte Henckel, «der Herrin war die Sache peinlich. Wenn doch Umformungen möglich wären, dass sie in einen königlichen Mann verwandelt werden könnte, dann würden unsere Sachen besser stehen!» Ergötzliches könne er nicht mitteilen, schreibt er weiter am 15. März 1526 nach Kaschau, weil nichts dergleichen in Buda vorhanden sei, aber was jedem guten Manne missfallen könne, sei im Ueberflusse zu hören und zu sehen. Daher wünschte er, die wenig erquicklichen Verhältnisse hinter sich zu lassen und nach Kaschau zurückzukehren. Die Königin suchte ihn zum Bleiben zu vermögen und bot ihm die Probstei an der bischöflichen Kirche in Erlau und ausserdem noch ein jährliches Gehalt, aber er äusserte, dass er sich auch durch ein Bistum nicht bewegen lassen, sondern mit seiner bescheidenen Stellung im Herrn zufrieden sein würde. Seinem Regens chori schickte er neben Aufträgen für die Besorgung seiner Geschäfte und seiner Weinberge die Anweisung, ihm am Donnerstage oder Freitage nach Ostern Wagen und Pferde zur Heimreise zu schicken. Bezeichnend für die Lage der Dinge ist es, dass er, der königliche Diener, die Dienstleute anzuweisen bat, nicht zu verraten, für wen der Wagen bestimmt sei, sondern dass sie sich als für Nicolaus Derenzeni, den Diener des Woiwoden Johann Zápolya, geschickt ausgeben sollten.

So war Henckel gerade während der Katastrophe von Mohács vom Hofe und seiner Herrin fern, aber auch in Kaschau fand er jetzt die ruhige Wirksamkeit nicht, welche er gewünscht und gehofft hatte. Hier im Jahre 1527 tritt er uns zuerst als ein erklärter Anhänger der Reformation entgegen. Der Ruf seiner Tätigkeit für die neue Lehre war bis zu einem Mittelpunkte der religiösen Bewegung im Osten, nach Breslau, gedrungen. Johann Hess, der Breslauer Reformator, hatte von ihm gehört und hatte ihm durch den Geistlichen Magister Achatius Oppavianus Grüsse gesendet.[1] Henckel nahm das Anerbieten von Hess' Freundschaft mit Freuden an, aber er konnte ihm von den Dingen, die er

[1] Breslau, Stadtbibl., Rehdigerana V, 87.

«so recht eigentlich die unsrigen» nennt, nur wenig Erfreuliches berichten. «Es ist allbekannt,» sagte er, «wie wenig glücklichen Fortgang die Angelegenheit des Evangeliums in Ungarn hat, da stellenweise gerade die, welche es in jeder Weise fördern sollten, offen dagegen Widerstand leisten». Alles brächten die Mönche in Aufregung, und mit diesen lebe er in beständigem Kampfe. Dazu wurde ihm seine Stellung in Kaschau auch sonst noch durch private Verhältnisse unangenehm gemacht, er trug eine grosse Last, indem er schwere Sorgen für seine Familie auf sich genommen hatte. Daher versuchte er mehrfach diese drückenden Verhältnisse abzuschütteln, aber er hatte auch Bedenken, ob er dies mit gutem Gewissen thun könnte, und Hess machte er zu seinem Gewissensrate. Er ging diesen auch um ein Verzeichniss guter und neuer Bücher, also wesentlich wohl um ein solches von reformatorischen Schriften an.

Seine Autorität und sein Einfluss in der oberungarischen Heimat waren nicht gering. Ein Zeugniss dafür ist ein Brief, den er an den Richter und die Gemeinde in Bartpha schrieb und in welchem er sich für den Pfarrer von Bartpha, der wegen gewisser Vergehungen gefangen gesetzt worden war, verwandte und eine gerechte, aber milde Beurteilung des Mannes auch aus Rücksicht auf ihn (etiam mei ob respectum) verlangte.[1]

Den Sorgen und Anfechtungen in Kaschau zu entrinnen, eröffnete sich ihm noch in demselben Jahre eine glänzende Gelegenheit. Es wurde ihm, wohl durch seine Gönnerin, die Königin Maria, ein Bistum angeboten, ein Anerbieten, das für ihn gewiss viel Verlockendes haben musste, aber er schreckte vor der Uebernahme eines gerade in diesen Zeiten so sehr verantwortungsvollen, hohen Amtes zurück. Erasmus fand diese Entscheidung, als ihm Antoninus, jedenfalls mit dem Wunsche, dass er Henckel beeinflussen möchte, davon Kunde gegeben hatte, sehr wenig zeitgemäss; er meinte, wie zur Zeit die Dinge der Sterblichen lägen, sei es besser ein Schweinehirt als ein Schwein zu sein, und als Antoninus nochmals in dieser Angelegenheit an ihn schrieb, erklärte er, Henckel sei nicht mehr zu raten, man könne nur noch für ihn beten, dass das Geschehene ihm zum Besten ausschlage.[2]

[1] Fraknói, Henckel J., 18.

[2] D. Erasmi R. Opp. III, 1046, 1052.

Die Königin aber wünschte den ihr wert gewordenen Mann wieder in ihrer Nähe zu haben und sie verhandelte mit ihm, bis er einwilligte, das Hofpredigeramt nochmals bei ihr zu übernehmen. Er hat es selbst ausgesprochen, dass er aus dem Grunde dem Rufe der Königin gefolgt sei, weil er ihre grosse Neigung, das Wort Gottes zu hören und zu erkennen, gekannt habe.[1] Diesmal aber beschloss er, die Pfarre in Kaschau nicht weiter gleichzeitig mit zu behalten; es widersprach seinen evangelischen Anschauungen, der Seelsorger seiner Kaschauer Gemeinde zu heissen, während er doch dieses Amt nicht versehen konnte. Die Königin verwandte sich im Mai 1528 von Schloss Altenburg aus bei dem Richter und der Gemeine in Kaschau, dass man die Resignation Henckels annehmen und ihm behülflich sein sollte, damit er ungefährdet an den Hof gelangen könnte.[2]

Der Rat wollte dem Willen Marias nicht entgegentreten, er konnte sich aber auch nicht entschliessen, auf Henckel gänzlich Verzicht zu leisten, obgleich dieser die Cession seines Amtes aussprach, und so wurde er, doch vorläufig nur auf ein Jahr, beurlaubt, in der Hoffnung, dass er sich später vielleicht wieder bereit finden lassen würde, nach Kaschau zurückzukehren.[3]

Kaum an dem wandernden Hofe der Königin in Pressburg angekommen, nahm er im Juli 1528 den brieflichen Verkehr mit Erasmus wieder auf.[4] Zunächst war es ein für Beide betrübender Anlass, der ihm die Feder in die Hand drückte. Ihr gemeinsamer Freund Antoninus war, wie man vermutete, durch übermässige Anstrengungen bei seinen medizinischen Studien in Wahnsinn verfallen; diese traurige Nachricht teilte Henckel dem Erasmus mit. Er nahte aber gleichzeitig dem vielumworbenen Manne mit einer Bitte, die diesem oft genug vorgebracht wurde; er wünschte, dass Erasmus seiner Herrin eine Schrift widmete, und er schlug ihm selbst das Argument, ihre Witwenschaft, vor. Mit grosser Liebe und Verehrung spricht er von der Königin, ihrem stillen und bescheidenen Wesen, ihrem Eifer für wahre Frömmigkeit. Ihr Gemach schildert er wie eine Schule. Immer hat sie Bücher in den Händen, sie lernt und lehrt, und tröstet sich in ihrem

[1] Rehdigerana Ms. 254 Nr. 87.
[2] Fraknói l. c. 19.
[3] Fraknói l. c. 20.
[4] Rehdigerana Ms. 254 No. 87.

Witwenstande mit dem Lesen heiliger Schriften. Die Paraphrasen des Erasmus hat sie zuerst in deutscher Uebersetzung gelesen, jetzt liest sie dieselben täglich immer wieder lateinisch, wie sie Erasmus geschrieben. Wegen dieser Schriften war sie dem berühmten Manne sehr gewogen. Die Vorliebe für die Erasmischen Schriften stand aber nicht dem im Wege, dass ihre religiösen Ansichten sich weit mehr zu denen der Wittenberger Reformatoren neigten und dass diese Hinneigung bei ihr unter dem Einflusse Henckels immer mehr wuchs.

Sie erwies sich gegen Henckel sehr dankbar und sorgte in jeder Weise auch für sein körperliches Wohlergehen. Sehr lästig war für diesen der stete Wechsel des Aufenthaltes; im August 1525 befand sich die Königin auf der Burg Trautmannsdorf.[1] Hier so nahe an Wien wurde Henckel des schroffen Gegensatzes in dem Verhalten Marias und ihres Bruders Ferdinands I. zur Reformation recht gewahr. Während sie sich mehr und mehr dem Evangelium hingab, erschien dieser mit jedem Tage demselben feindlicher gesinnt. In Wienerisch-Neustadt wurde damals der Richter und andere, auch Frauen, weil man das neue Testament in Luthers[2] Uebersetzung in ihren Häusern gefunden hatte, eingekerkert und vierzehn Tage in strenger Haft bei Wasser und Brot gehalten. In Wien wurden zwei Buchhändler aus Nürnberg und Regensburg, weil sie einige Lutherische Tractate auf österreichischem Gebiete verkauft hatten, auf dem Markte mit Ruten ausgepeitscht. In Oberösterreich und in Baiern wurden viele Anhänger der Schweizer Reformatoren und Wiedertäufer getödtet, unter ihnen noch mädchenhafte Jungfrauen, welche mit dem Jubel und Gesang in den Tod gingen. Die Verfolgten kamen in den Wäldern zusammen, um von ihren ungelehrten Predigern das Wort Gottes zu vernehmen. Mit Verwerfung der Irrlehren, aber doch mit einem gewissen freudigen Stolze berichtet Henckel davon dem Verweser seines Pfarramtes Antonius Transsilvanus in Kaschau, doch ermahnte er ihn zugleich, das ihm anvertraute Evangelium mit der Bescheidenheit (Mässigung) zu hegen, wie ihm die Gnade von Gott gegeben sei, doch so, dass es nicht verhasst würde und allmählich wüchse. Gott werde, fügt er hinzu, auch denen Gnade gewähren, welche jenes aus Unwissenheit bekämpfen, ein Zeichen, dass in Kaschau die Reformation immer noch erst in der

[1] Történelmi tár (1882), 770.

[2] Henckel nennt Luther nur Martinus.

Entwickelung begriffen, aber lange noch nicht zum Siege durchgedrungen war, und dass Henckel auch von der Ferne die reformatorische Bewegung in der Heimat leitete. Von allem, was sich in Kaschau zutrug, verlangte er unterrichtet zu werden.

Die Königin Maria war bestrebt Henckel für alle Zeit in ihrem Dienste festzuhalten, daher musste das Verhältniss ihres Predigers zu Kaschau gelöst werden.Um ihm eine für jeden Fall gesicherte Stellung zu verschaffen, suchte sie die Vermittelung ihres Bruders Ferdinand. Auf ihre Bitte schrieb dieser am 18. October 1528 an den Bischof Jacob von Breslau und begehrte, dass Henckel eine Prælatur oder Dignität in den Stiften zu Breslau erhalten sollte. Er empfahl ihn als eine gelehrte und dazu taugliche Person und auch in der Erwägung, «dass er zu diesen im Glauben irrsaligen Zeiten nicht unnützlich der Kirche erschiessen (helfen) kann und mag.» Henckel sollte die erste ledige Prælatur oder Dignität erlangen, wenn aber keine Prælatur verfügbar wäre, sollte er bis zu dem Eintritte einer Vakanz mit dem ersten fälligen Canonicate versorgt werden. Aus der Empfehlung Ferdinands geht hervor, dass Henckels Stellung zur kirchlichen Frage ihm bis dahin noch nicht verdächtig erschienen war. Maria sandte dieses Schreiben an den Bischof Jacob und hob hervor, dass sie für ihren Prediger eine Pfründe, die der Seelsorge nicht bedürfe, wünsche.[1]

Die Zeitläufte waren für Ungarn sehr traurig. Der Krieg zwischen den beiden Bewerbern um den ungarischen Tron, Johann Zápolya und Ferdinand, verheerte das ganze Land auf das fürchterlichste, auch Oberungarn hatte von beiden Parteien schwer zu leiden. Henckel fühlte die Aengste seiner Gemeinde lebhaft mit, es lastete schwer auf ihm, dass er ihr in so trüben Zeiten fehlte.[2] König Ferdinand hatte Ende 1828 Landtage für Oesterreich, für die treugebliebenen Ungarn, für Steiermark, Kärnthen und im Januar 1529 einen solchen in Innsprug abgehalten, hauptsächlich zu dem Zwecke, von seinen Untertanen einen kräftigen Beistand gegen Zápolya und die Türken zu erlangen. Für den Anfang des Februar war ein Reichstag der deutschen Stände nach Augsburg ausgeschrieben, Ferdinand hoffte auch von den deut-

[1] Breslau, Staatsarchiv A. A. III 6a, 45.

[2] Történelmi tár (1882) 771. Brief an den Stadtrichter Michael Kugelbrecht (Kukelbrahth) und den Stadtschreiber Andreas.

schen Fürsten die Zusage einer Türkenhilfe zu erreichen. Gegen Ostern wurde er mit dem Vortrabe eines grösseren Zuges in Ungarn zurückerwartet.

Maria war durch den Mangel an Nahrung für Menschen und Tiere aus Ungarn vertrieben worden und hatte sich nach Znaim begeben, wo sie die Burg besass und in dem von Krieg nicht betroffenen Lande Nahrungsmittel im Ueberflusse fand. Mähren war damals in Beziehung auf die religiöse Bewegung ein höchst merkwürdiges Gebiet; von allen Seiten waren hierher die verschiedenen Religionsmeinungen eingedrungen und das Volk zerfiel in Secten von allen Schattirungen. Wiedertäufer und Sacramentirer (Bekenner der helvetischen Lehre) hatten viel Anhang gefunden, trotz der gegen sie gerichteten Verfolgungen. Kurz vor Eintreffen des Hofes erst hatten drei Männer und zwei Frauen, nachdem sie fast ein Jahr gefangen gehalten worden waren, den Feuertod erlitten und hatten allgemeine Teilnahme erregt, weil sie den Widerruf hartnäckig und standhaft verweigerten und singend und unter gegenseitigen Küssen den Scheiterhaufen bestiegen. Als Henckel hierher kam, hielt er es für eine ihm vom Himmel erteilte Aufgabe, gegen die Sacramentirer besonders aufzutreten. Er begann sofort zu predigen und hatte die Freude, dass viele von ihrer Lehre abliessen. Von weit her strömte nicht nur das Volk zu seinen Predigten zusammen, sondern es kamen auch Führer der Bewegung im Geheimen zu ihm, und er rühmte sich, dass ihre Meinungen vor der heiligen Schrift nicht Stand gehalten hätten. So fand er hier volle Befriedigung in seiner Wirksamkeit.

Körperlich hatte er bei dem Wanderleben viel zu leiden. Im December 1528 ward er drei Wochen lang vom Podagra geplagt. Die Krankheit wurde für die Königin eine neue Gelegenheit, um ihrem Beichtvater und Rate ihre Gewogenheit zu beweisen. Sie schickte ihm Aerzte und von ihren ausgewähltesten Speisen, sie sendete ihm auch Heiltränke, welche sie für ihn eigenhändig gekocht hatte. Nicht ohne Grund glaubte er, dass durch die ausgesuchte Nahrung sein Leiden eher für länger gehegt als geheilt wurde.

Die zarte Sorgfalt der Königin konnte ihr Henckel bald durch eine hochgeschätzte Gegengabe wiedervergelten. Was er so eifrig betrieben hatte, ging in Erfüllung. Erasmus übersandte ihr sein Buch über die christliche Witwe, welches er nach Henckels Wunsche der Königin

gewidmet hatte.[1] Gegen diesen sprach er sich allerdings dahin aus, dass die Witwe des Buches vielleicht wenig übereinstimmen würde mit der königlichen Witwe, die doch, wie er meinte, für eine Neuvermählung aufbewahrt wurde, aber er wünschte sehnlichst, dafür der Königin empfohlen zu werden, d. h. für seine Widmung etwas von ihr zu erhalten, denn quoad pecuniam war der grosse Erasmus recht klein. Henckel hatte ihm, ihn wohl kennend, schon vorher mit der Perspective auf irgend eine Gabe angespornt, jetzt dankte er ihm für seine Person für die Erfüllung dieses Wunsches, aber ein Geschenk erhielt jener vorläufig nicht und er erinnerte daher den Mittelsmann daran, wenn auch unter dem durchsichtigen Vorwande, dass er darin auf die Stimme des Ehrgeizes, nicht auf die der Habsucht höre.[2] Indessen sandte er den Brief Henckels, trotz seines längst feststehenden Ruhmes immer noch nicht frei von Eitelkeit, bis nach England;[3] es erfüllte ihn mit besonderer Genugtuung, dass Maria das Buch in der Ursprache verstand und würdigte.

Nebenbei hatte Erasmus seinem Freunde über Angriffe zu klagen, welche er von Bedda, von einem Franciscaner namens Ludovicus und von dem Grafen Alberto Pio von Carpi erfahren hatte, und für uns fällt es auf, dass er von dem letzteren sagt, dieser suche zu beweisen, dass Erasmus der Urheber der ganzen religiösen Bewegung sei und er widerlege die Lehren Luthers, aber mit so lässigen Gründen, dass er über sie leichtherzig (leviter) zu denken scheine. Er setzte also danach immer noch in Henckel den erasmianischen Standpunkt voraus, was auch der Wunsch andeutet, der Papst Clemens VII. möge lieber die Eintracht der Kirche als seine Privatrache betreiben, weil sonst kein anderer Ausgang der religiösen Verhältnisse als ein blutiger vorauszusehen sei.

Die Kaschauer hatten Henckel auf ein Jahr beurlaubt; das Ende der Frist nahte heran und er wünschte nach Hause zurückzukehren, um seine Pfarre wieder zu übernehmen oder, wenn dies ihm nicht freistünde, die Seelsorge niederzulegen. Die Königin aber war nicht gesonnen, ihn aus ihrem Dienste zu entlassen. In diesem Sinne schrieb

[1] Erasmus, Opp. III, 1159 und 1298; Fraknói, 23.

[2] Opp. III, 1743; Fraknói, 24. Vrgl. auch Oláh Miklós, Levelezése (Monum. Hung. hist. Dipl. XXV), 278.

[3] Opp. III, 1232. Erasmus an Margareta Ropera.

sie nach Kaschau, als Henckel auf ihren Wunsch der Stadt seine Resignation durch den gelehrten Stadtschreiber von Eperies, Georg Werner, einen geborenen Schlesier aus Patschkau, der vorher in Krakau und Wittenberg studirt hatte und auch Verbindung mit Melanchthon unterhielt, übersendete.[1] In warmen Ausdrücken dankte Henckel seinen Kaschauern für das Wohlwollen, die Liebe und Anhänglichkeit, welche sie ihm erwiesen hatten, und er erklärte ihnen, dass er es mit seinem Gewissen nicht weiter vereinigen könne, abwesend die Verantwortung für ihr Seelenheil zu tragen, da die Königin ihm befohlen habe, bei ihr zu bleiben. Doch wollte er nicht für immer von ihnen Abschied nehmen, sondern er wollte sich später als Privatmann wieder nach Kaschau zurückziehen, um dort zu leben und zu sterben. Das Amt des Seelsorgers wollte er dann nicht wieder übernehmen, weil ihm, wie er sagt, das Studium der Evangelien und der Paulinischen Schriften gezeigt hätte, welche schwere und ernste Aufgabe es sei, einen guten Hirten abzugeben. Diese auffallende Aeusserung dürfte wohl auf seine Bescheidenheit und Friedensliebe zurückzuführen sein.

Maria hatte versprochen, für ihren getreuen Beichtiger zu sorgen und sie hatte sich schon vor der Zeit, wie wir gehört, bei dem Bischofe Jacob von Breslau für ihn verwandt. Nach der Niederlegung des Pfarramtes in Kaschau machte sich Henckel auf den Weg, um in Breslau seine Angelegenheiten persönlich zu betreiben; der mit ihm befreundete Geheimschreiber der Königin Nicolaus Oláh schenkte ihm für die Reise ein Pferd. Glücklich kam er bis in die Nähe von Breslau, da überfielen ihn Räuber und nahmen ihm das Ross und sein Reisegeld ab; er konnte froh sein, dass er mit heilem Körper nach der schlesischen Hauptstadt kam. Oláh tröstete ihn über den Verlust und forderte ihn auf, seine Geschäfte möglichst rasch abzuwickeln und nach Znaim zurückzukehren. Die Königin, gütig wie immer gegen ihn, befahl dem reichen Breslauer Kaufherrn Sauermann, dem Stammvater der heutigen Grafen Saurma, durch seine Söhne ihrem Hofprediger die Summe von hundert Ducaten in Breslau auszuzahlen.[2]

Wir wissen nicht, was Henckel in Breslau erreichte; als er an den Hof zurückgekehrt war, wurde ihm von anderer Seite eine neue Stellung angetragen. Am 9. November 1529 starb der Pfarrherr zu Leut-

[1] Fraknói 20 und 21.
[2] Oláh M., Levelezése 14; Fraknói, 25.

schau M. Sebastian Henckel und schon am 15. d. M. wurde einstimmig von der ganzen Gemeinde sein Bruder Johann zu seinem Nachfolger erwählt. Die Ratmanne Bernhard Henckel, auch ein Bruder Johanns, und Thomas Sartor wurden abgesandt, um Henckel die Pfarre anzubieten und gleichzeitig den König um Hilfe für ihre Heimat anzugehen. Sie brachten aber nur die traurige Antwort zurück, dass der König zwar Truppen aber gar kein Geld habe, und die Königin Maria gestattete ihrem Hofprediger auch nicht, den Bitten seiner Landsleute zu folgen. Die Stadt Leutschau war in der überwiegenden Zahl ihrer Bewohner lutherisch, und Sebastian Henckel, der, ein milder und ruheliebender Mann, zur alten Kirche gehalten hatte, hatte daher nicht immer einen leichten Stand gehabt. Die einstimmige Wahl seines Bruders an seiner Statt hatte also wohl nicht nur den Sinn, das Stadtkind wieder zurückzugewinnen, sondern in ihm auch den bekannten Vertreter der Lehre Luthers.

Der Ruf nach Leutschau traf Henckel in Linz, wohin die Königin nach Aufhebung der Belagerung Wiens durch die Türken von Passau ihren wandernden Hofhalt verlegt hatte. Hierher kam auch König Ferdinand. Der Hofprediger Marias hatte also auch vor Ohren zu predigen, die auf die Worte eines Geistlichen, der im Geruche stand nicht streng zur alten Kirche zu halten, sehr aufmerksam achteten. Ein solcher eifriger Gegner der Reformation, der königliche Historiograph und Erzieher der Kinder Ferdinands, Caspar Ursinus Velius aus Schweidnitz, der sich in Gedichten und Privatbriefen zum öfteren ungemein scharf gegen das Auftreten der Reformatoren ausgesprochen hat, aber doch einen friedlichen Ausgang der religiösen Wirren wünschte, und welcher Henckel vielleicht schon seit 1526 kannte, stellt ihm gerade in dieser Zeit in einem Briefe an Erasmus ein sehr anerkennendes Zeugniss aus.[1] «Ich ergötze mich,» sagt er, «sowohl an der Sanftheit (suavitas) der Sitten und dem angenehmen Umgange Henckels immer mehr, wie sich mein Gemüt durch seine Predigten wunderbar zu erwärmen und zu erquicken pflegt. Er wendet nicht jenen Geist an, dessen sich meist die Deutschen in den Predigten bedienen, den anklägerischen und galligen, sondern er lehrt schlicht und recht, ermahnt kurz, tadelt mit Maass und selten, und da die Fehler früherer Zeit nicht wieder gut gemacht werden können, so

[1] Erasmus, Opp. III, 1290.

bemüht er sich sorgsam, gegenwärtige zu verbessern und zukünftige von den Geistern der Menschen abzuwenden. O wenn doch seines gleichen zehn Gesinungsgenossen wären, leicht würde die Burg und die Stadt der Unfrommen erobert werden und es würden nicht so viele und so grosse Tumulte unter den Christen statthaben.» Diese Worte schildern Henckel für diese Zeit gewiss zutreffend. Sein milder und trotz selbständiger Ueberzeugung friedliebender, wesentlich eher auf practische Seelsorge als auf dogmatische Spitzfindigkeiten gerichteter Sinn hätte nicht besser gemalt werden können. Für uns, die wir sein früheres Leben kennen, könnte es auffallend erscheinen, dass er von jetzt ab mit der Seite der Reformatoren eine directe Beziehung nicht mehr erhält oder anerkennt. Der Schlüssel dafür liegt wohl zweifellos in seiner Stellung am Hofe, es hätte ihm sehr übel angestanden, hier eine Opposition gegen die Brüder seiner Herrin zu betreiben, von welcher diese, wenn auch der neuen Lehre geneigt, selbst nichts wissen wollte. Und Gutes konnte er auch trotz der Zurückhaltung in seinem geistlichen Amte wirken.

Von Linz trat Henckel nach langer Pause wieder mit Erasmus in Verbindung.[1] Auf ein mahnendes Schreiben desselben erzählte er ihm, wie begierig seine Herrin nach Nachrichten von ihm sei und wie sie immer wieder, ohne je Ueberdruss zu empfinden, die Vidua läse, sodass es sogar bei den vornehmen, schönen und sittsamen Hoffräulein Mode wurde, das Buch zu haben und in der Hand zu führen, wenngleich sie kein Latein verstanden. Henckel konnte sich ihren Bitten nicht entziehen und musste versprechen, das Büchlein für sie zu verdeutschen; ein anderer, der kaiserliche Geheimschreiber Adrian Wiele nahm es kurz darauf auf sich, dasselbe für die Königin in das Französische zu übertragen.[2] Diesmal sandte Henckel mit dem Briefe ein Geschenk an Erasmus, einen Becher, der einst ein Lieblingsgerät des Vaters der Markgrafen von Brandenburg gewesen und wohl als Geschenk Georgs in Henckels Besitz gekommen war. Maria fügte, eine hohe Auszeichnung, sie pflegte sonst nur an fürstliche und geliebte Personen selbst zu schreiben, einen eigenhändigen Brief an den gefeierten Gelehrten bei. Beide hofften Erasmus bei dem in naher Aussicht stehenden und voraussichtlich hochbedeutsamen Reichstage

[1] Burscher, Spicilegia autographorum, XI, 21 ff.

[2] Burscher VIII, 4.

in Augsburg anzutreffen. Dazu aber kam es nicht, obgleich von vielen Seiten, besonders von solchen Männern, welche die Hoffnung auf eine Einigung der beiden religiösen Parteien nicht aufgeben wollten, seine Gegenwart sehr lebhaft gewünscht wurde und grosse Hoffnungen auf seine Vermittelung gesetzt wurden.

Bei dem harten Aufeinanderstossen der religiösen Gegensätze war es sehr natürlich, dass die Solonische Auffassung von der Neutralität bei Parteikämpfen sich geltend machte. Jeder Anwesende von irgend welcher Bedeutung wurde von einer der beiden Seiten, oder wenn seine Stellung keine entschiedene war, von beiden Seiten reclamirt. Die katholische Partei als die von Natur schon damals fester organisirte trat solchen unsicheren oder zweifelhaften Elementen herrisch gegenüber, während die Protestanten sich ihnen mehr werbend nahten. An zu hoher Stelle stand Henckel, als dass er nicht auch diese Erfahrung hätte machen müssen, und es gehörte sein tactvolles und ruhiges Wesen dazu, um durch die Klippen und Schlingen unbeschädigt an Ruf und Gewissen hindurch zu gelangen.

Von katholischer Seite erfuhr er directe Anfechtung durch Johann Eck, der immer noch dieselbe Rolle eines rabiaten Verteidigers der alten Lehre mit derselben zungenfertigen Plumpheit spielte wie 1519, der Erasmus mit seiner Feindschaft verfolgte und dem auch Henckel, der in seinem ganzen Wesen und Trachten der conträre Gegensatz von ihm war, schwer verdächtig war. Nur einmal kam dieser mit jenem in Gegenwart des späteren Bischofs von Wien, Dr. Johann Faber, eines ebenso beständigen aber geschickteren Vorkämpfers der katholischen Kirche, zusammen. Eck kränkte durch sein schroffes Auftreten Henckel so sehr, dass dieser erklärte, er würde ihm gegen seine sonstige Gewohnheit, d. h. auch ebenso schroff, geantwortet haben, wenn er ihn nicht für betrunken gehalten hätte. Und so begnügte er sich mit einer kurzen und, wie er sagt, wohl selbst nach Fabers Meinung allzu milden Antwort, durch welche er aber das Ungestüm des Mannes besiegte. Der einzige begründete Vorwurf, den Eck ihm machen konnte, war der, dass er mit dem Erzketzer Philipp Melanchthon sehr viel Umgang gehabt hatte. «Ich habe mich niemals,» äussert er im Anschluss hieran, «irgend einer Partei verschrieben und werde mich auch keiner verschreiben. Aber wenn dies geschehen müsste, würde ich mich lieber dem Philipp Melanchthon als der unerschrockenen Eckschen Wildheit verschreiben.»

Die Protestanten betrachteten ihn nicht ohne Grund als einen wenigstens innerlich der Ihrigen. Mit Melanchthon, dem er an Sinnesart nahe verwandt war, pflegte er, wie wir eben vernommen, häufigen Verkehr, und das war in den Tagen des Reichstages zu Augsburg eine nicht geringe Sache. Melanchthon[1] und Georg Spalatin[2] rühmen ihn gleichmässig als einen ehrlichen und freundlichen Mann. Er teilte ihnen ein Verzeichniss der zwanzig Doctoren mit, welche als ihre Gegner nach Augsburg gekommen waren, und sie hatten durch ihn Verbindung mit der Königin Maria. Diese nahm sich der Protestanten an und redete ihnen bei ihrem kaiserlichen Bruder das Wort, wenn auch in schüchterner und zurückhaltender Weise.[3] Ihrer Vorliebe für die evangelische Lehre gab sie auch darin Ausdruck, dass sie, wie Henckel erzählte, den grossen Schreier und Barfüsser Medardus, des Königs Prediger, nicht hörte, sie musste es denn thun. Ihre schwierige Stellung als Schwester der beiden gut katholischen Fürsten legte ihr für ihr Gewissen in religiösen Dingen grossen Zwang auf, und ihr Beichtvater war nicht allein im Stande, ihre Bedenken beruhigend zu beantworten, und so schlug er den Weg ein, der ihn und sein Beichtkind recht deutlich als Anhänger der Reformation zeigt, wenn auch mit dem Bestreben, auch den Katholischen äusserlich keinen Anstoss zu geben; Melanchthon übersendete am 28. Juli 1530 fünf Fragen an Luther, welche ihm von Henckel übergeben worden waren, um des Reformators Urteil einzuholen.[4] Melanchthon hob nicht ohne Ursache die Zuverlässigkeit Henckels und die grosse Frömmigkeit Marias hervor: die Fragen waren gerade in den Zeiten der confessio Augustana recht verfänglich, doch bat er Luther zugleich, dieselben, welche hin und wieder noch Streitiges berührten, wohlwollend aufzunehmen und zu beantworten. Die erste dieser Thesen frägt, ob es genüge, das Abendmahl nur unter der Gestalt des Brotes zu nehmen ohne den Kelch, da der Gebrauch des Kelches an vielen Orten verboten sei. Die zweite verlangt Auskunft darüber, ob derjenige, welcher das vollkommene Sacrament begehre,

[1] Corpus Reformatorum II, 233.

[2] Annales reformationis ed. Cyprian, 140.

[3] Corp. Ref. II, 178.

[4] Corp. Ref. II, 233; F. W. Schirrmacher, Briefe und Akten zu der Gesch. der Religionsgesprächs zu Marburg 1529 etc., 368 ff. wo auch die Antwort Luthers steht.

entschuldigt werden könne, wenn er sich nur des Brotes bediene, weil ihm der Kelch verweigert würde, oder ob er einen Ort aufsuchen müsse, wo ihm nichts verweigert würde. An dritter Stelle wird um die Entscheidung gebeten, ob insgeheim im Gemache (cubiculo) das vollkommene Abendmahl genommen werden könne, ohne dass es des öffentlichen Bekenntnisses bedürfe. Viertens wird gefragt, ob der vor Gott entschuldigt werden könne, welcher in Ansehung des Gehorsams gegen die Obrigkeit nur das Brot gebrauche, weil sonst die Obrigkeiten den Ungehorsam bestraften. Der letzte zweifelhafte Punkt war, ob es für denjenigen, welcher nicht unbedingt das vollkommene Abendmahl verlange, genüge, wenn er nach der alten und ebenso allgemeinen Sitte, sich nur des Brotes bediene.

Wie zu erwarten stand, war die Antwort Luthers auf die fünf Sätze entschieden ablehnend gegen vermittelnde Auswege. Er erklärte, man müsse das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen oder, wenn man nicht an einen Ort mit christlicher Freiheit weichen könne, das Sacrament nur geistig geniesen. Ebenso dürfe unter keiner Bedingung — was nicht immer beobachtet worden ist — das Abendmahl privatim oder im Geheimen genommen werden. Auch entschuldige ein scharfes Mandat der Obrigkeit, der Gehorsam oder die Furcht vor der Strafe die unbiblische Form der Eucharistie nicht, da man den Schöpfer den Geschöpfen vorziehen müsse. Das ist dem Reformator nicht abzusprechen, dass er hier selbst, wo es für ihn möglich gewesen wäre, die Schwester des Kaisers ganz zu gewinnen, unbeugsam in nichts von dem einmal als richtig erkannten Standpunkte aus menschlichen oder tactischen Beweggründen abwich oder nachgab. Für Henckel war diese runde Antwort gewiss ein harter Schlag, da sie alles, also wohl auch manches, was er noch für zulassbar erachtet hatte, zurückwies. Er ist jedenfalls mit dadurch in die reservirte Stellung zurückgedrängt worden, welche ihm die vorhin angezogenen Worte über Eck und Melanchthon in den Mund legte.

Auch die dritte neben den anderen beiden vertretene religiöse Partei, die Anhänger Zwinglis, suchte Henckel in ihre Kreise zu ziehen. Sie hatte am meisten einen Anhalt nötig, denn gleich unfreundlich wurde sie von den Katholiken wie von den unduldsamen Lutheranern zurückgewiesen; fand doch der sonst so milde und nachgiebige Melanchthon den Wünschen und Bitten der Reformirten gegenüber, obgleich ihre Lehre demselben kirchlichen Notstande entsprossen war

und dasselbe Ziel anstrebte, nur feindselige, harte Worte. In vorsichtiger, aber nicht eben geschickter Weise führten sich die Vertreter dieses Bekenntnisses, Capito und Bucer, im Juli bei Henckel ein. Durch einen gemeinschaftlichen Bekannten wurden sie zu diesem gebracht und ihm als Nürnberger Bürger vorgestellt, welche in gewissen Angelegenheiten seines Rates und seiner Hilfe begehrten. Henckel durchschaute gleich bei dem Anfange der Unterhaltung die versuchte Täuschung, aber seine Besucher gaben sich nicht zu erkennen. Er war durch den Eintritt der Fremden in der Lectüre zweier Schriften, der Apologie der Strassburger[1] und des erasmischen Briefes gegen die Pseudoevangelischen.[2] Gerhardus Geldenhauer aus Neumagen und die Strassburger, auf welche die Apologie die Antwort war, unterbrochen worden. Die Bücher lagen aufgeschlagen auf dem Tische, und Capito und Bucer fragten ihn, was sich mit der Maske von einfachen Bürgern nicht recht vertrug, was er von den beiden Sachen hielte. Henckel, der nicht wusste, dass Bucer der Verfasser der Apologie war, antwortete, es sei in dieser verzuckertes Gift enthalten, und es dauere ihn, dass Erasmus durch solche Lügen und Spiegelfechtereien von nützlicheren Arbeiten, welche man von ihm erwarte, abgezogen würde. Darauf lächelten beide und gingen, nachdem sie ihr Scheingesuch angebracht hatten, von dannen. Am nächsten Tage erfuhr Henckel die Namen der beiden Männer. Nach Capitos Rückkehr nach Strassburg fand sich Bucer noch einmal bei ihm ein, entschuldigte sich mit vielen Worten, weshalb er sich bei der ersten Begegnung nicht zu erkennen gegeben hatte und begann sofort damit, ihm seine Meinung über das Abendmahl auseinander zu setzen, indem er gleichzeitig die Ansicht Henckels über diesen damals viel bewegten Punkt zu erfahren trachtete, und um zu ersehen, auf welche Stellen dieser sich in Bezug auf die «manducatio corporalis» stützte. Henckel konnte nur kurz und zwar kürzer, als Bucer es erwartete, antworten, denn er musste zu Hofe. Der rührige Bucer wollte am nächsten Tage zur Aufnahme des Gespräches wiederkommen, er erschien aber nicht mehr.

Mit eifersüchtigen Augen hatten die Lutheraner auf diese Besuche bei Henckel geachtet; Johann Agricola gab Luther sofort

[1] Epistola apologetica ad syncerioris christianismi sectatores etc. Per ministros Evangelii Eccl. Argentinensis etc. Strassburg 1530.

[2] Contra quosdam, qui se falso iactant Evangelicos. Köln 1530.

davon Nachricht in einem Briefe, der von den evangelischen Brüdern in höchst gehässiger Weise spricht.[1] Dass diese aber, wenn es ihnen gelungen wäre, bei Henckel auch nur einige Anlehnung zu finden, sich seiner als eines Trumpfes bedient haben würden, ist allerdings nicht abzustreiten.

Ueber seine Berührungen mit den Theologen aller dieser Parteien giebt Henckel selbst Auskunft in einem inhaltsreichen, streng vertraulichen, nicht für die Veröffentlichung bestimmten Briefe an Erasmus.[2] Eck war, wenn er bis dahin auch nicht offen als solcher aufzutreten gewagt hatte, ein Feind des grossen Gelehrten. Henckel berichtete diesem mit verächtlichen Worten, wie der Disputator von Profession hæretische Sätze aus erasmianischen Werken zusammengesucht habe und nun nach einem sich umsähe, der ihm auch Irrthümer aus den griechischen Schriften desselben nachweisen sollte, weil er als aristotelischer (scholastischer) Theologe Griechisch als unnötig nicht gelernt hatte. So war Erasmus vorbereitet, als Eck ihn wirklich, ohne ihn zu nennen, angriff.[3] Wie Eck, so wandte sich auch der Frater Medardus gegen Erasmus, in einer echten Kapuzinade nannte er ihn von der Kanzel öfter Herr Asinus (Erasmus).[4]

So stand Erasmus wie Henckel da, beide wurden von den radikalen Vertretern des Katholicismus angefeindet, mit Luther konnten sie sich nicht zusammenfinden, wenn sie auch mit Melanchthon freundliche Fühlung behielten, und so ist es wohl erklärlich, dass Henckels Standpunkt sich immer mehr dem erasmischen näherte; «Tuus ex animo» unterschrieb er bezeichnend den erwähnten Brief. Er verlangte daher auch von Erasmus religiöse, fromme, erbauliche Schriften, um darnach zu predigen, und er konnte ihm freudig berichten, dass der Brief des Erasmus an den Cardinal Laurentius Campegius vom 18. August 1530, den er der Königin mitgeteilt hatte, dieser gefallen habe, und dass sie seinen Rat, dass der Kaiser nicht etwa an die Waffen appelliren, sondern, wie einst Theodosius, ohne Blutvergiessen und allmählich die Ketzerei zu beseitigen trachten

[1] Knappens kleine Nachlese etc. II, 606.

[2] Burscher, XI, 24 ff.

[3] Corp. Ref. II, 289.

[4] Burscher VIII, 4. Dafür wurde Medardus von den Freunden des Erasmus Mostardicus oder Merdardus genannt.

und die Heilung der Uebel auch wohl zum Teile der Zeit, in welcher sie entstanden wären, überlassen möge, vollkommen billige.[1]

Damals (am 1. October 1530) schon ging in den Hofkreisen das Gerücht, dass die Königin Maria mit ihrem Hofstaate nach den Niederlanden zu dauerndem Aufenthalte übersiedeln würde; dieses Gerücht eilte wirklichen Tatsachen voraus. Maria wurde zwar zunächst noch das Ziel von Wünschen des Pfalzgrafen Friedrich; als sie aber diese Werbung ausgeschlagen hatte, ward die ausgesprochene Absicht, sich nicht wieder zu vermählen, ein Grund für den Kaiser Karl V., als seine Tante Margaretha, die Statthalterin der Niederlande starb, Maria zu ihrer Nachfolgerin zu bestimmen. In höchst ehrenvoller Form trug er ihr diese hohe Stellung an,[2] aber er gab ihr auch gleichzeitig, indem er die Annahme seines Wunsches voraussetzte, für sie sehr einschneidende Anweisungen in Bezug auf ihren Hofstaat und zwischen den Zeilen sehr deutlich auch für ihr eigenes Verhalten. Er machte sie darauf aufmerksam, dass das, was man in Deutschland dulde oder als nicht schwerwiegend betrachte, in den Niederlanden nicht gelitten werden könnte und als schwerwiegend gelte, und dass sie, wenn sie irgend jemanden dorthin mitführte, welcher die Niederlande wiederum mit Neuerungen infizirte, von denen diese durch Strafen geheilt worden seien, so würde das nicht nur ihren Ruf beeinträchtigen, sondern auch auf ihre Verantwortlichkeit fallen. Ausserdem sähen die Niederländer die Fremden nicht gern, auch nicht in der Umgebung ihrer Regenten. Daher wünschte er, dass sie ihre wichtigsten Diener hinter sich liesse und vor allen diejenigen, welche man ihm als nicht vorwurfsfrei genannt hatte, ihren maître d'hôtel, den Kammergrafen, den Prediger, den Almosenier und ihre Ehrendame. Sie sollte diese Hofleute sofort verabschieden, bis nach den Niederlanden sollte sie der König Ferdinand geleiten lassen, und dort angekommen, sollte sie ihren Hofstaat, Herren und Damen, aus Landeskindern zusammensetzen.

Maria fügte sich dem Willen ihres kaiserlichen Bruders, und Henckel wandte sich nach dem Gebiete, wo ihm Ferdinand auf die Bitte seiner Schwester eine Zufluchtsstätte bereitet hatte, nach Schlesien. Der Bischof von Breslau, Jacob von Salza, suchte den Wünschen

[1] Erasmus, Opp. III, 1303.
[2] Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V, 416.

Ferdinands damit zu entsprechen, dass er Henckel die Pfarrei in der Stadt Schweidnitz verschaffte.[1] Dort war die Mehrzahl der Bürgerschaft und der Rat der neuen Lehre zugetan und Rat und Gemeinde hatten nach den reformatorischen Anschauungen, als 1530 der Pfarrer Reusner gestorben war, den canonisch durch die Aebtissin von St. Clara in Breslau berufenen Pfarrer, den Breslauer Domherrn Dr. Nicolaus Weidener, einen eifrigen Vorkämpfer des Katholizismus im Bistum Breslau, zurückgewiesen, ja dieser war durch einen Aufruhr der städtischen Bevölkerung gezwungen worden, die Stadt zu räumen. Der Bischof setzte es nun durch, dass Henckel, dem er auch schon ein Canonicat an der Kathedrale zu St. Johann in Breslau übertragen hatte, in Uebereinstimmung mit dem Rate und der Gemeinde vorbehaltlich der Resignation des Dr. Weidener zum Pfarrer in Schweidnitz berufen wurde. Durch die enge Verbindung der protestantischen Geistlichkeit in Breslau zu Wittenberg war Henckels Stellung zur kirchlichen Bewegung gewiss auch an der Weistritz bekannt, und so war man, da die Berufung eines Wittenbergers durch den Rat gescheitert war, jedenfalls damit zufrieden, einen Mann von Henckels Richtung für den Dr. Weidener einzutauschen. Der Chronist Nicolaus Pol[2] weiss denn auch noch zu berichten: D. Johannem Henckel konnte die Gemeine wohl leiden. Der Rat zeigte dem neuen Pfarrer seine günstige Gesinnung auch dadurch, dass er ihm in der zwischen der Stadt und ihren Pfarrern ewig streitigen Bierfrage freundlich entgegenkam. Schon am 20. Juli gestattete er ihm, dass er «vor seÿn hawss und gemeÿne pristerschaft» alle vierzehn Tage fünf Viertel Breslauer oder anderen fremden Bieres verschänken durfte.[3]

Unter seinen persönlichen Schweidnitzer Freunden wird Caspar Schoeps genannt und hierzu tritt noch Johann Lang (Langus oder Longolius) aus Freistadt im Teschenschen, der schon als Secretär des Bischofs 1531 mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel stand,[4] ihm reiche Nachrichten über die Polen, die Türken und seine ungarische Heimat zugehen liess und 1532 als Stadtschreiber nach

[1] Oláh M., Levelezése, 250; Fraknói, 26. Kopietz, Die kath. Pfarrkirche zu Schweidnitz in Zeitschrift d. Vereins f. Gesch. u. A. Schlesiens XV, 180 ff.

[2] Jahrbücher der Stadt Breslau III, 67,

[3] Ms. Schweidnitzer Stadtbuch z. J. 1531.

[4] Oláh M. Level., 145; Fraknói 28.

Schweidnitz übersiedelte. Es ist dies derselbe Lang, den König Ferdinand später mit Vorliebe als Gesandten mit Sigismund von Herberstein nach Polen zu schicken pflegte. Einen Landsmann, mit welchem er in treuer Freundschaft verbunden war, besass er in dem Breslauer Stadtphysikus Dr. Matthias Auctus, der mit ihm gemeinsame Beziehungen zu dem Geheimschreiber der Königin Maria, Nicolaus Oláh, welcher dieser nach den Niederlanden hatte folgen dürfen, unterhielt. Mit Auctus traf er, wie wir annehmen dürfen, öfter in Breslau zusammen. Dass sie von der ungarischen Heimat fern allein unter Fremden waren, brachte sie einander noch näher.[1]

Mit der Entlassung aus dem Dienste Maria's schien Henckel's guter Stern sich dem Untergange zuzuneigen. Das Podagra suchte ihn öfter schwer heim, dazu kamen, obgleich er erst im Anfange der fünfziger Jahre stand, Altersbeschwerden und wohl auch die niederdrückende Last eines Amtes, das er bei der inneren Zerrissenheit seiner Gemeinde ohne erfreuliche Früchte verwaltete, sodass er schon im September 1532 fürchtete, er würde seine Stellung aufgeben und sich nach Breslau zurückziehen müssen. Dort aber drohten ihm, wenn er die Pfarre aufgab, materielle Sorgen. Ein «Curtisanus» machte ihm, gestützt auf eine päpstliche Gnade, seine Præbende streitig, die Pension, welche ihm seine gütige Herrin aus ungarischen Fonds zugewiesen hatte, war wegen der trostlosen Verhältnisse daselbst schon ein ganzes Jahr ausgeblieben und auch einige Aussenstände von seinem Hofleben her konnte er nicht eintreiben, daher wendete er sich an seinen Freund Nicolaus Oláh[2] und bat ihn, er solle die Königin angehen, dass sie nach ihrer angeborenen königlichen Milde und Freigebigkeit auf eine andere Weise, vielleicht durch Anweisungen an die Procuratoren oder Factoren der Breslauer Kaufleute in Antwerpen für ihn sorgen möchte.

In demselben Briefe empfahl er seinen Neffen Johann Henckel, den Sohn seines Bruders Konrad, dem Oláh und der Königin. Er wünschte, dass jener seine angefangenen Studien mit Unterstützung Maria's unter guten Lehrern in Köln oder Lœwen zu Ende führen sollte, um dann in den Dienst der Königin, für welchen er ihn bestimmt hatte, überzutreten. Den Entschluss, nach Breslau über-

[1] Oláh M. Level., 243, 302.
[2] L. c. 250.

zusiedeln, scheint Henckel im folgenden Jahre wirklich ausgeführt zu haben, er wird zwar noch im September 1533 als Pfarrherr in Schweidnitz genannt,[1] aber schon im November desselben Jahres sehen wir ihn in Bresslau ansässig. Damals nämlich empfahl Melanchthon zwei junge Polen, welche über Wittenberg aus Italien nach ihrer Heimat reisten, dem Reformator von Breslau, Johann Hess.[2] Dieser Brief ist trotz seiner Kürze ein interessanter Beitrag für das Verhältniss der humanistisch Gebildeten der beiden kirchlichen Parteien zu einander. Melanchthon bat nämlich Hess, die beiden Sarmaten nicht nur dem evangelischen Juristen und Patrizier Dr. Johann Metzler, sondern auch den Domherren Stanislaus Sauer und Johann Henckel zu empfehlen. Man sieht, wie hier der religiöse Zwiespalt nicht hinderte, dass die kirchlich Getrennten sich auf dem Gebiete der Humanität fanden und freundlichen Umgang mit einander hielten.

Henckel trat hier zum ersten Male als Autor, und zwar als theologischer, auf. Er veröffentlichte 1534: «Acht nuzliche vnd fast trostliche predigten, wie sich eyn Christen ynn kranckens und sterbens nöten halden sol, auff das Euangelium, von dem sehr krancken weyb, vnd gestorbenen Tochter Jairi des öbersten der Schulen, von dreyen Euangelisten beschrieben». Diese Predigten sind nur aus dem alten Kataloge der königlichen Bibliothek in Breslau bekannt, sie scheinen jetzt gänzlich verschollen zu sein, wir können uns kein Urteil über sie bilden, aber sie reden deutlich von Henckels Lieblingsthätigkeit, von der Seelsorge. Diesem Buche folgte, von demselben Sinne dictirt, 1535 ein zweites in Krakau, sein Soliloquium sive precatio pia, ein Gebetbuch, welches ein Sündenbekenntniss und eine Aufzählung der Uebel dieser Welt enthält und sich endlich an die Gnade Gottes wendet. Unter den Uebeln sind auch die Ketzereien und Kirchenspaltungen mit inbegriffen. Dieser Abschnitt ist, ohne dass irgendwie die Namen von Ketzern und Secten genannt werden, nach seinem ganzen Zusammenhange gut katholisch gedacht. Noch deutlicher scheint derselbe Standpunkt bei der Bitte um die Gnadengaben Gottes hervorzutreten. «Gieb, Gott», heisst es da, «deinem Volke Gnade, dass keine Spaltungen unter uns sind, sondern sammele uns in eine hei-

[1] Nach einer Urkunde des Schweidn. Pfarrarchives.

[2] Corp. Ref. II, 685.

lige, katholische und apostolische Kirche». Im ganzen Buche aber sind weder der Papst, noch die Jungfrau Maria oder die Heiligen genannt. Somit fehlt dem Buche auf der anderen Seite doch wieder eine eigentliche katholische Färbung, und so ist der Eindruck, welcher von der Lecture zurückbleibt, der, dass Henckels kirchliches Ideal gegen Ende seines Lebens entsprechend seinem Wesen und der Entwickelung seiner religiösen Anschauungen seit dem Augsburger Reichstage die Einheit in der Lehre und Eintracht in der Kirche, das Ideal der kirchlichen Mittelpartei, war, sodass streng genommen auch jetzt noch, weder die katholische noch die protestantische Partei ihn ganz für sich in Anspruch nehmen konnte.

Dieses Buch hat vielleicht Henckel selbst in Krakau zum Drucke gegeben, denn er muss diese Stadt 1535 auf dem Wege nach Oberungarn berührt haben.[1] Seine alte Gemeinde in Kaschau, welcher einige Zeit Matthias Biró Dévay vorgestanden hatte,[2] war wieder einmal verwaist und verlangte nach ihrem früheren Seelsorger, und Henckel, der in Schweidnitz in dieser Stellung nicht hatte aushalten wollen, folgte der Stimme seiner Landsleute und übernahm nochmals das Amt eines Hirten der Kaschauer Kirche. Der heimatliche Boden schien ihm neue Kräfte zu gewähren, er befand sich wohler als in Schlesien.

Von Kaschau kehrte er noch einmal nach Breslau zurück, und dort ereilte ihn am 5. November 1539 der Tod.[3] Sein Grab fand er in der Kathedrale zu St. Johann, wo ihm Dr. Matthias Auctus und sein College, der Domherr Petrus Prockendorf, als Testamentsexecutoren ein Denkmal errichteten.

Noch nach seinem Tode gab seine äusserlich ungeklärte Stellung zu den beiden Confessionen Anlass, dass man selbst seine Manen nicht zur Ruhe kommen liess.[4] Von den beiden ersten protestantischen Geistlichen in Breslau war Ambrosius Moiban entschieden der hitzigere Vertreter des lutherischen Bekenntnisses. In seine Hände war eine ungedruckte deutsche Schrift Henckels über die Hauptstücke unserer Religion gekommen, er fand, dass sie dem pro-

[1] Oláh M., Level., 553. Am letzten September kam er durch Leutschau.

[2] Szlávik, 14.

[3] Horanyi, Memor. Hungar. II, 98 giebt die Grabschrift, aber nicht genau. Besser bei M. Hanke, De Silesiis alienigen. erudit., 370.

[4] Sommersberg, Siles. rer. SS. II, 404.

testantischen Standpunkte entsprach und übersandte sie durch Hadrianus Albinus an Cruciger, damit sie in Wittenberg durch die Druckerpresse veröffentlicht würde. Als er keine Nachricht von dem Drucke erhielt, verlangte er von Johann Crato, dass er sich der Sache annehmen wollte, damit das Buch endlich in Leipzig oder Wittenberg gedruckt würde. Er wünschte die Veröffentlichung hauptsächlich, um durch sie eine Waffe gegen Henckels Collegen, die katholischen Domherren, zu gewinnen. Das Buch ist jedoch nie erschienen.

Diesem religiösen Eifer gegenüber berührt fast wohltuend die milde Art Melanchthons, der 1541 die Erinnerung an Henckel in Breslau noch einmal auffrischte. Der jüngere Johann Henckel nämlich hatte, wie der Oheim es gewünscht, durch Oláhs Vermittelung die Universität in Lœwen bezogen.[1] Nachdem er dort in jugendlicher Unerfahrenheit durch schlechten Umgang verführt, die Studien vernachlässigt hatte und in Schulden geraten war, halfen ihm Henckel und Oláh von seinen Gläubigern und Oláh gab ihn in das Haus und unter die Aufsicht des Gelehrten Petrus Nannius Alcmarius, dessen Herz der Jüngling durch sein liebenswürdiges Wesen, seine guten Anlagen, den neuerweckten Fleiss und rasche Fortschritte schnell gewann. Vergeblich versuchte Nannius für ihn bei Oláh die Mittel zu einer Reise nach Italien zu erlangen, und so kehrte der junge Henckel Anfang 1541 über Wittenberg, wo er 1540 mit seinem Bruder Konrad immatrikulirt worden ist,[2] und Breslau nach seiner Heimat zurück. Melanchthon empfahl ihn an Matthias Auctus, dem er schon von seinem Oheim ans Herz gelegt worden war, und bat diesen, in der Erinnerung an ihren gemeinsamen Freund, dem begabten Jünglinge behilflich zu sein.[3] Dieser Johann Henckel ist ein directer Ahnherr der jetzigen Grafen Henckel von Donnersmark geworden.

Breslau. Dr. GUSTAV BAUCH.

[1] Oláh M. Levelezése 608, 609, 611 und 616.

[2] Történelmi tár, VI. 2, 219.

[3] Corp. Ref. IV, 1051. Der Brief ist fälschlich in das Jahr 1539 gesetzt.

ALEXANDER CSOMA VON KŐRÖS.[1]

In unserer letzten Sitzung wurde des grossen Orientalisten Dr. Horace Hayman Wilson pietätsvoll gedacht. Derselbe hat unseren Alexander Csoma wohl gekannt und stand mit ihm zu der Zeit in lebhaftem Briefwechsel, als dieser sich zur Fortsetzung seiner Studien in buddhistischen Klöstern aufhielt: in Zanskar, besonders in Pukhtar und später in Kanum im oberen Bessarh.

Als Wilson im Jahre 1833 nach England zurückkehrte und Secretär der Royal Asiatic Society wurde, veröffentlichte er im ersten Bande der Jahrbücher dieses Instituts einen Artikel über Csoma's früheres Leben und Wirken. Diese Skizze enthält Details, welche auch heute noch von grossem Interesse sind.

Nichtsdestoweniger war diese Skizze lückenhaft, und Dr. Archibald Campbell machte im Journal der bengalischen Asiatic Society 1843 folgende Bemerkung über dieselbe: «Jenes Heft des Journals der Royal Asiatic Society, welches Csoma's Biographie enthält, ist mit seinen eigenen Randbemerkungen in meinem Besitz. Die Correctionen hat Csoma selbst vor seinem Tode eingetragen.»

Dies durchcorrigirte Exemplar ist, leider, nicht mehr vorhanden. Doch besitze ich in authentischer Copie einen früheren Brief Csoma's, auf Grund dessen jene biographische Skizze verfasst wurde. Dieser Brief, so wie zahlreiche andere bisher unbekannt gewesene Urkunden sollen in der vollständigen Csoma-Biographie veröffentlicht werden, welche in N. Trübner's Verlag erscheinen wird.

Für heute will ich die Geduld der gelehrten Society nicht allzu lange in Anspruch nehmen; es fehlt mir auch die Zeit, um alle jene Details im Zusammenhange vorzutragen, welche auf Csoma's literarische Werke volles Licht werfen, — auf die Leistungen jenes rastlos forschenden und beispiellos bescheidenen «Schülers», der neue Bahnen zu erschliessen ausging auf einem Gebiete, welches er selbst als «terra incognita» bezeichnet hat. Jetzt möchte ich nur betonen, dass die folgenden Worte, welche Dr. Campbell im December des Jahres

[1] Vorgetragen in der Sitzung der Londoner *Royal Asiatic Society*, am 16. Juni 1884; gleichzeitig legte der Vortragende Csoma's literarischen Nachlass vor.

1843 niederschrieb, noch heute in Bezug auf CSOMA Geltung haben. CAMPBELL schrieb damals:

«Seit CSOMA's Tode habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, dass ein Mitglied der bengalischen Society eine zusammenfassende Darstellung von KÖRÖSI's orientalischer Laufbahn liefern werde. Es sind mehr als anderthalb Jahre verflossen, seit wir ihn verloren haben, und noch immer entbehren wir eines solchen Denkmals, das beweisen würde, dass CSOMA's Bemühungen von Wert waren in der Auffassung dieser gelehrten Gesellschaft, welcher er in der Förderung ihrer wichtigsten Ziele stets mit solchem Eifer zu dienen bereit war, und mit dem wir beweisen würden, dass wir seine Arbeiten nach Verdienst würdigen.»

Es kann daher nicht überraschen, wenn wir in Ermanglung verlässlicher Daten bis auf den heutigen Tag nur wenig über CSOMA wissen. Seltsame Ansichten und Meinungen haben sich über seine Ziele und Bestrebungen verbreitet. Seine Landsleute haben wohl über die wenigsten authentischen Daten verfügt und sind daher in ihrem warmen Interesse für CSOMA geneigt gewesen, Anschauungen zu acceptiren, welche, meiner Ansicht nach, auf gewisse schiefe oder missverstandene Daten zurückgeführt werden können. Diese Daten stammen, wie es scheint, von Baron KARL HÜGEL, der 1835 in Kaschmir reiste und dieselben dem Baron JOSEF EÖTVÖS mitteilte. Unter anderem wird behauptet, dass CSOMA, nachdem er neun Jahre dem Studium der tibetischen Sprache gewidmet, endlich, in Kalkutta angelangt, von den dortigen Gelehrten erfuhr, dass «das Tibetische blos ein verderbter Dialekt des Sanskrit» oder, wie HÜGEL sich ausdrückt, «nur eine untergeordnete Sprache» sei und dass diese neue Entdeckung ihn «im unbeschreiblichen Schmerze seines Herzens auf's Krankenlager geworfen habe.»

Dergleichen grundlose Behauptungen hat man oft wiederholt und aus denselben gefolgert, CSOMA sei seinen «unreifen philologischen Speculationen zum Opfer gefallen» und hätte auf diese Weise das Ziel seines mühevollen Lebens vollständig verfehlt.

Diese Ansicht ist mit besonderem Nachdruck und in nicht misszuverstehender Weise in RALSTON's *Tibetan Tales*, die jüngst erschienen sind, ausgesprochen.

Aber aus der Luft gegriffene Hypothesen, wie ich diese Behauptungen zu nennen wage, können den wohlbegründeten Ruf, den

CSOMA als Reisender und wissenschaftlicher Philologe zu beanspruchen hat, nicht erschüttern. In RALSTON's erwähntem Buche finden sich einige Aeusserungen über CSOMA, welche sowohl in sprachwissenschaftlicher, als auch historischer und geographischer Beziehung unstreitig falsch sind. Diese kann ich jetzt nicht einzeln behandeln; da jedoch die Royal Asiatic Society die erste gelehrte Gesellschaft in Europa war, welche CSOMA mit einer Darstellung seines Lebens beehrte, scheint es mir angemessen, dass ich meine Bemerkungen in derselben Angelegenheit, wenn auch etwa um ein halbes Jahrhundert später, derselben gelehrten Society vorlege.

Es sind mehr als dreissig Jahre verflossen, seit ich in Kalkutta, als Militärarzt der bengalischen Armee, ans Land stieg. Ich tat damals mein Möglichstes, um detaillirte Daten über die orientalische Laufbahn meines Landsmannes zu sammeln, dessen Verdienste und Vaterlandsliebe in den warmen Worten meiner Eperjeser Professoren, besonders ANDREAS VANDRÁK's, einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Meine Forschungen fanden in dem damaligen Präsidenten der bengalischen Asiatic Society, ARTHUR GROTE, in BABU RAJENDROLÁLA MITRA, in Dr. ROER, in Dr. LIEBIG und Anderen zuvorkommende Förderer. Soviel war authentisch sichergestellt, dass CSOMA nach langen wissenschaftlichen Vorbereitungen gegen Ende 1819 von Nagy-Enyed in Siebenbürgen aufgebrochen war; dass er, wie es die Gelegenheit mit sich brachte, oft auch zu Fuss, durch Rumänien und Bulgarien bis an's Ufer des Meeres gelangt war; dass er endlich Cypern und Egypten besucht hatte. Von der syrischen Küste führte ihn sein Weg hierauf gen Latakia und Aleppo, gen Mossal, Baghdad, Teheran, Persien, Bokhara, Kulm, schliesslich durch den Pass von Bamian nach Afghanistan, wo er Anfangs Januar 1822 anlangte.

Und diesen langen und mühevollen Weg durch die sengenden Wüsten Mittelasiens und über die Eisberge des Hindu-Kusch und Himalaya hätte CSOMA nur deshalb getan, um, wie man behauptet hat, seine phantastischen Ideen zu realisiren, nämlich um jenes Volk aufzusuchen, welches ein seiner eigenen ungarischen Muttersprache ähnliches Idiom spräche. Dies behaupteten einige seiner Landsleute von ihm, wie man ja Aehnliches in jüngster Zeit vom Grafen BÉLA SZÉCHENYI behauptet hat. Ich brauche jedoch kaum zu betonen, dass CSOMA nirgends gesagt hat, dass er einem solchen Hirngespinnst

nachjage. Im Gegenteil, wir finden ein offenes und klares Bekenntniss über die Beweggründe und Ziele seiner Forschung in jenen Worten CSOMA's, welche er in der Einleitung zu seinem Wörterbuch der Tibet-Sprache veröffentlicht hat.

«Ich gehöre nicht zu jenen reichen Herren — heisst es hier — die zu ihrem Vergnügen oder zu ihrer Zerstreuung auf eigene Kosten reisen; ich bin blos «ein armer Schüler», der Asiens verschiedene Länder, diese Bühne so zahlreicher Begebenheiten des Altertums, zu sehen wünscht: der die Sitten der verschiedenen Völker beobachten und die Sprachen derselben lernen möchte, in der Hoffnung, dass die Welt einst von diesen seinen Bestrebungen Nutzen haben werde.» Dies war also das Ziel jenes Mannes, der auf seinen im Dienste der Wissenschaften unternommenen Wanderungen von der Gnade Anderer abhing, um leben zu können.

CSOMA gedachte mit Dank und Anerkennung seiner Verpflichtungen gegenüber der britischen Regierung in Indien und nennt einzeln alle jene Männer Englands, die ihn in irgend welcher Weise gefördert.

Aus der Stadt Kabul reiste CSOMA nach Pesaor, von hier nach Lahor, dann durch Amritsir und Dschamûn nach Kaschmir; von hier wieder ging er gen Leh und Jarkand und zwar, da er in das Land der Mongolen und Jugaren gelangen wollte, durch den nördlichen Teil China's.

Da er jedoch diesen Plan nicht durchzuführen vermochte, kehrte er zurück. Als er von Leh nach Srinagar (Kaschmir) reiste, traf er im Tale des Drass zufälliger Weise mit MOORCROFT zusammen. Die beiden Reisenden, die an einander Wohlgefallen fanden, blieben beinahe ein halbes Jahr beisammen. In dieser Zeit übergab MOORCROFT den starken Band des *Alphabetum Tibetanum* von Giorgii seinem Reisebegleiter. CSOMA wurde hiedurch auf ein ausgedehntes, aber noch immer unbebautes Feld der orientalischen Literatur geführt. Sofort entschloss er sich, das Tibetische zu erlernen und erklärte sich MOORCROFT gegenüber schriftlich bereit, für die englische Regierung ein Wörterbuch und eine Grammatik der Tibetsprache zu verfassen, wenn die englische Regierung für seine alltäglichen Bedürfnisse zu sorgen bereit sei. Und der Erfüllung dieser seiner Verpflichtung hat er die besten Jahre seines Lebens gewidmet.

Dies ist die einfache Antwort auf die Frage, weshalb sich

Csoma so lange mit dem Tibetischen beschäftigt hat. Die detaillirte Darstellung seiner langwierigen Studien in den buddhistischen Klöstern muss ich diesmal übergehen; nur so viel will ich bemerken, dass Csoma im April des Jahres 1831 nach Kalkutta kam, um die Resultate seiner Studien und Forschungen zu ordnen und dass ihn hiebei Horace Hayman Wilson wesentlich unterstützte. Als Wilson Indien verliess, war James Prinsep, selbst ein bedeutender Gelehrter, der aufrichtigste Freund Csoma's, der es nie verabsäumte, die Verdienste des ungarischen Forschers zu würdigen und denselben die verdiente Anerkennung zu verschaffen.

Nach Prinsep's Tode wurde erst Rev. Dr. Malan, Professor am bischöflichen Seminar in Kalkutta, und nach ihm Henry Torrens Secretär der bengalischen Asiatic Society. Auch diese beiden Namen stehen mit Csoma's Lebensgeschichte in innigem Zusammenhange, denn Csoma's literarische Wirksamkeit und seine amtliche Stellung an der Bibliothek in Kalkutta fällt gerade in diese Zeit.

Im Jahre 1823 hat Csoma, wie bemerkt, seine Reise gegen Norden, nach Mongolien und Jarkand, nicht fortsetzen können; und doch war er vor Allem bestrebt dahin zu gelangen, um das Land der Jugaren kennen zu lernen. Da er nun, im Jahre 1842, das Tibetische bereits inne hatte, welches in jenen Ländern die heilige Sprache vieler Millionen ist, wandte er sich gegen das östliche Tibet, nach Lhassa, und zwar zu dem unbezweifelbaren Zwecke, um die Bibliotheken des Dalai Lama zu durchforschen, da er mit gutem Grunde hoffte, in derselben wichtige Urkunden zu finden, welche ihm in Mongolien grosse Dienste leisten würden.

Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Er starb den 11. April 1843 in Dardschiling am malarischen Fieber, das er in der am Fusse des Himalaya gelegenen Sumpflandschaft Terai eingeatmet, — wenige Tage nachdem er sein achtundfünfzigstes Jahr beschlossen hatte. Sein ganzes Hab und Gut hinterliess er der bengalischen Asiatic Society. Das schöne Grabdenkmal, das ihm die Society errichtet hat, enthält ein Epitaph, das die Verdienste Csoma's in warmen Worten betont . . . .

Neun Jahre später, am 6. Februar 1853, pilgerte ich abermals in den Kirchhof von Dardschiling und traf zu meiner unaussprechlichen Ueberraschung das alte Grabdenkmal nicht mehr an. An der Stelle desselben fand ich ein ähnliches, aber ganz neues Monument.

Der Kirchhof von Dardschiling liegt nämlich an der Südseite des Berges, gegen die Höhen Nepals zu; das buddhistische Kloster, dessen jüngst hier Erwähnung geschah, liegt in der Mitte des Bhotia bussti (des tibetischen Dorfes), auf der Bergspitze Lebong. Vor zwei Jahren fand in Folge von gewaltigen Regengüssen in Dardschiling ein Bergsturz statt und ein Teil des Kirchhofs wurde stark beschädigt. Der damalige Gouverneur von Bengalen, Sir Ashley Eden, verfügte die sofortige Herstellung der Verwüstungen, und gleichzeitig erfuhr ich von den Regierungsbeamten, dass Csoma's Denkmal in die Reihe jener öffentlichen Monumente aufgenommen wurde, deren Conservirung für alle Zeit als Sache des Staates zu gelten hat.

In Kalkutta gelangte ich durch die zuvorkommende Unterstützung der Asiatic Society und des Ministeriums des Auswärtigen in den Besitz wertvoller Daten, welche mir die Ergänzung und Vervollständigung von Csoma's Leben ermöglichen. Dies Werk, das ich unternommen, wird von der ungarischen Akademie der Wissenschaften auch in ungarischer Sprache veröffentlicht werden. Ausser Csoma's eigenhändigen Briefen besitze ich auch Briefe von Kennedy, Moorcroft, Dr. Wilson, Mc. Naughtent, Fürst Esterházy, Gabriel Döbrentei u. A.

Um Ihre Zeit nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, will ich Ihnen nur noch ein Geschenk vorlegen, das für Csoma's Landsleute von allergrösstem Werte ist. Dasselbe stammt von Rev. S. C. Malan, dem Oxforder gelehrten Theologen, der gegenwärtig Vicar von Broadwindsor in Dorset ist. Derselbe hat vor einigen Wochen seine 2000 Bände starke orientalische Bibliothek, ein wahrhaft grossartiges Geschenk, der Universität Oxford überlassen, — und gleichzeitig der ungarischen Akademie der Wissenschaften Csoma's sämmtliche tibetische Bücher und Manuscripte, welche unser Landsmann in den buddhistischen Klöstern erworben, zum Geschenke gemacht. Diese wertvollen Schätze werden demnach in Zukunft in Budapest verwahrt werden. Es sind dies die Quellen, aus denen das Wörterbuch und die Grammatik der Tibetsprache geschöpft ward. Vierundzwanzig Druckwerke und dreizehn Manuscripte d'vuchan mit grosser Schrift) und drei d'vumed (mit kleiner Schrift), zusammen also vierzig Werke. — Die genauere Uebersicht folgt am Schlusse dieser Zeilen.

Endlich mag noch der Brief an den Präsidenten Graf Melchior

Lónyay hier folgen, in welchem ich Dr. Malan's Geschenk der Ungarischen Akademie der Wissenschaften anzeigte:

«Ew. Excellenz!

Schon im October des vergangenen Jahres war ich in der angenehmen Lage, dem Secretär der ersten Classe mitteilen zu können, dass ich in Angelegenheit der Biographie Csoma's, mit deren Abfassung mich die Akademie betraut hat, den Dr. Malan in Broadwindsor um die nötigen Daten angegangen war und dass ich seit jener Zeit in fortwährendem Briefwechsel mit demselben stehe.

Nun kann ich zu meiner grossen Freude melden, dass es mir geglückt ist, den wertvollsten Teil von Csoma's literarischem Nachlasse, nämlich dessen Sammlung tibetischer Druckwerke und Handschriften, welche als die Grundlagen seiner bedeutenden Leistungen zu betrachten sind, für die ungarische Akademie der Wissenschaften zu erwerben.

Ich spreche von dem hochherzigen Geschenke des genannten Gelehrten. Unser Landsmann hat diese Druckwerke und Manuscripte während seines Aufenthaltes in den Klöstern von Zanskar, Yangla und Kanum von den buddhistischen Mönchen erworben und dieselben im Jahre 1839 dem Dr. Malan übergeben.

Das unten folgende Verzeichniss weist den Inhalt der wertvollen und in unserem Vaterlande jedenfalls einzigen Sammlung auf. Dieselbe besteht aus vierzig Stücken, man könnte sagen, vierzig Büchern, obwohl weder die Zusammenstellung noch die Form derselben eine solche ist, wie die der Bücherbände des Westens, da die Blätter dieser Schriftwerke, mit Ausnahme einiger Handschriften, nicht einmal geheftet sind, sondern blos aneinander gefügt und zwischen Holzplatten gelegt. Jede Seite umfasst in der Regel fünf, sieben oder auch mehr Zeilen und die Blätter sind in der Regel 50 + 10 ℅ gross. Das Verzeichniss enthält diesbezüglich detaillirte Ausweise. Gegenwärtig ist jedes Stück mit einem einfachen Faden zusammengebunden.

Dr. Malan stand, als gewesener Secretär der Asiatic Society of Bengal mit Csoma in näherem Verkehr und ist gegenwärtig einer jener schon sehr seltenen Individuen, die unseren Landsmann dort persönlich gekannt haben. Er ist auch heute noch von grösster Pietät erfüllt für das Andenken des Geschiedenen, wie dies seine zahlreichen brieflichen Aeusserungen bezeugen.

Ich ersuche demnach Ew. Excellenz, dem edlen Spender für diese wertvollen Reliquien den Dank der ungarischen Akademie und der ungarischen Wissenschaft auszusprechen, — wenn auch den eigentlichen Wert dieser Sammlung in unserem Vaterlande erst spätere Zeiten wirklich werden würdigen können.

Sämmtliche Schriften, Urkunden und Bücher, welche sich auf Alexander Csoma von Kőrös beziehen, werde ich demnächst an die ungarische Akademie nach Budapest senden.

London, den 12. Mai 1884.»

Und nun mag das Verzeichniss von Csoma's tibetischen Büchern und Handschriften folgen:

Nr.	Qualität	Titel des Buches	Seiten-Zahl	Grösse der Seiten
1	Druckwerk ...	Esotericus buddhismus ...	354	22½+4 ‰ zu 6 Zeilen
2	Druckwerk ...	Katechismus d. Buddhismus	57	22 +3 " 10 "
3	Druckwerk ...	Einleitung in d. Religion ...	81	22 +4½ " 4—6 " [1]
4	Druckwerk ...	Elemente d. Religion ...	61	20 +4 " 4 " [2]
5	Druckwerk ...	Esoterica philosophia ...	181	22 +3 " 6 " [3]
6	Druckwerk ...	Theolog. Abhandlung [9] ...	50	22½+4 " 3—6 "
7	Druckwerk ...	Perioden d. Buddhismus ...	31	20 +3½ " 6 "
8	Druckwerk ...	Dasselbe	59	19 +3 " 7 "
9	MS., kleine Schrift	Buddhist. Chronologie ...	48	20 +4 " 7 " [4]
10	MS., grosse Schrift	System d. Chronologie .	18	9½+5 " 24 " [5]
11	Druckwerk ...	Zeitrechnung	42	20 +3 " 7 "
12	Druckwerk ...	Lampe auf Buddha's Pfaden	6	6 " [6]
13	MS., grosse Schrift	Von der ewigen Erlösung ...	11	24 +4 " 6—9 " [7]
14	Druckwerk ...	Religiöse Lieder	23	22 +4 " 5—6 "
15	Druckwerk ...	Sanscrit-Worte tibetisch ...	15	4—6 " [8]
16	MS., grosse Schrift	Grammatik	5	22 +4 " 7 "
17	Druckwerk ...	Dasselbe	27	23½+4 " 4—6 "
18	Druckwerk ...	Grammat. Erläuterungen	65	21 +3½ " 6 "
19	Druckwerk ...	Dasselbe	30	20 +3½ " 6 "
20	Druckwerk ...	Spiegel der Andacht ...	122	21 +4 " 6 "
21	MS., grosse Schrift	Erklärung alt-tibet. Wörter	12	22 +4 " 7 "
22	MS., kleine Schrift	Fragment [10]	3	20½+3 " 5—8 "
23	Druckwerk ...	Von der Reue, bei Nonnen	8	20 +3½ " 6 "
24	Druckwerk ...	Fragen und Antworten über Verschiedenes	13	22 +4½ " 4—6 "
25	Druckwerk ...	Theolog. Abhandlung... ...	10	23 +4 " 6 "
26	Druckwerk ...	Theologie	20	24 +5 " 4—6 "
27	MS., grosse Schrift	Philosoph. Abhandlung ...	42	9½+5 " 10 "
28	MS., grosse Schrift	Dasselbe	44	9½+5 " 7 "
29	MS., grosse Schrift	Dasselbe (Fragment)	13	9½+5 " viele leere Blätter
30	Druckwerk ...	Einleitung in d. Buddhismus	190	20 +3½ " 7 Zeilen
31	Druckwerk ...	Theolog. Kunstausdrücke [11] ...	10	4—6 "
32	Druckwerk ...	Siva's, Gotama's Namen [12] ...	29	21 +3½ " 6 "
33	Druckwerk ...	Manjusri's Preis ...	10	21 +3½ " 6 "
34	MS., kleine Schrift	Sakyanak's hundert Werke...	197	16 +2½ " 6 "
35	MS., grosse Schrift	Von der Befreiung	28	14 +2½ " 4 "
36	MS., grosse Schrift	Arithmetik	17	10 +2½ " 4 "
37	MS., grosse Schrift	Medicin (mit Csoma's Notizen)	28	9½+5 " 7 "
38	MS., grosse Schrift	Theolog. Abhandlung ...	29	9½+5 " 7 "
39	MS., grosse Schrift	Dasselbe	30	9½+5 " 7 "
40	MS., grosse Schrift	Dasselbe	29	9½+5 " 7 "

[1] Mit Illustrationen. — [2] Mit fünf Illustrationen. — [3] Bunte Illustrationen. — [4] Stellenweise rothe Tinte. — [5] 18 Seiten tibetische Schrift, 4½ ‰, 11 Seiten leer. — [6] Mit Illustrationen. — [7] Mit rothen Marginalstrichen. — [8] Mit Csoma's eigenhändigen ungarischen Bemerkungen. — [9] Mit den Lonts'ha und tibetischen Buchstaben. — [10] Rothe Schrift und Linien. — [11] Schöner Druck — [12] Rothe Punkte mit Csoma's Bemerkungen.

Dr. Theodor Duka.

EIN BRIEF SCHWANTNER'S AN DEN BARON JOSEF PODMANICZKY.[1]

Euer Excellenz!

Pest, den 22. Nov. 1817.

Auch auf mein Wort, ohne Feuer- oder Wasser-Probe, werden es Euer Excellenz sehr glaubwürdig finden, dass Ihre gütige Zuschrift aus Paris unter dem 5. Aug. l. J. mir eine nicht geringere Freude gemacht habe, als die Nachricht in den öffentl. Blättern, dass der berühmte Angelo Maio in Mailand, in einem Codex rescriptus, schon wieder ein neues Fragment des classischen Altertum's gefunden haben soll. Gewiss hätte ich mich dafür schon auch längst bedankt, hätten mir Eure Excellenz nicht zugleich ein Problem aufgegeben, welches ich, da mir kein Zeit-Termin vorgeschrieben wurde, zu früh nicht lösen mochte, unter andern Ursachen schon auch deswegen, weil denn doch dazu Zeit und Lust nötig waren.

Die Frage geht das uralte berühmte Geschlecht der v. Drummond an, welches von einem ungarischen Magnaten Moritz, dem treuen Freunde und Gefährten königl. Angelsächsischer Emigranten, in der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts in Schottland gegründet worden sein soll. Nun ist zwar die Geschichte Englands aus diesem Zeitraume, namentlich der Aufenthalt dieser englischen Prinzen am königl. ungarischen Hofe, die Rückreise derselben von hier nach England, und bald darauf ihre Landung in Schottland, unsern neuern Geschichtsschreibern (Pray, Cornides, Katona) aus englischen und ausländischen Annalisten überhaupt gar nicht unbekannt: auch hat über die vorkommende Prinzessin Agatha, die Gemahlin eines von den zwei nach Ungarn emigrirten engl. Prinzen, Niemand so schön und kritisch geschrieben, als unser Cornides (Genealogia Regum Hung. Sec. XI. Posonii 1778): aber von dem erwähnten Mauritius und dessen Ritterzügen über's Meer, und folglich auch von dessen Anpflanzung in Schottland, sagen uns die neuern ungar. Geschichtsschreiber nichts, und die alten einheimischen Chroniker noch viel weniger. — Soll er doch aber ein Enkel König Andreas I. «by a son George, born before his mariage to Agmunda filia Ducis Ruthenorum» gewesen sein? Antwort: bis zur Evidenz hat es der eben erwähnte Cornides bewiesen, dass der deutsche Namen eines Klosters Agmond in Steiermark, mit dem russischen Taufnamen Anastasia, den die Gemahlin K. Andreas I. führte, von Bonfin, und die ihm

[1] Derselbe, auch k. k. Rat und Kämmerer, befand sich damals in Paris, als Liquidations-Commissär bei der k. k. Gesandtschaft.

nachschrieben, verwechselt worden sei; und aus unserer sehr alten ungarischen Chronik, welche unter dem Namen des Thuroczius bekannt ist, wissen wir es zuverlässig, dass Andreas I. wohl eine Maitresse im Dorfe Maroth und mit dieser einen Sohn George erzeugt habe: dass aber dieser Bastard (ein Bastard war auch Wilh. der Eroberer) sein Geschlecht fortgesetzt und einen Sohn Moritz erzeugt hätte, davon finde ich in unserer Geschichte, die blosse Möglichkeit ausgenommen, keine Spur.

Wahr ist's, auf einer genealogischen Tabelle in Schwandtner's SS. rer. Hung. Tom. I. erscheint eine Adelheid als Tochter K. Andreas I., welcher der deutsche Pistorius Niddanus (aus Nidda im Hessischen gebürtig; † 1607) die Anmerkung beifügte: »ego sororem Andreæ fuisse puto (so auch Pray), non filiam (dafür ist Katona), *nisi* ante Agmundam (Anastasiam), quam sero (?) duxit, habuit aliam uxorem Andreas.« Aber dieses ungewisse *nisi* des vorgestrigen Pistorius beweist nicht mehr als Nichts. Unser Anonymus Belæ Regis Notarius, und die alte Chronik des Thuroczius erwähnen nur *eine* Frau; hätte K. Andreas schon früher eine andere, und mit ihr einen Sohn gehabt, dann hätte das Recht der Erstgeburt diesem, und nicht dem Sohn aus der von Pistorius nur *halb vermutheteten zweiten* Ehe, dem K. Salomon, zugehört.

Dass mehr als ein ungarischer Nobilis mit dem kön. englischen Prätendenten und seiner Familie den Zug nach England mag mitgemacht haben, ist wahrscheinlich; besonders weil Edmond oder sein Bruder Eduard (jener starb in Ungarn, dieser war der Vater des Prinzen Edgar atheling) der Schwiegersohn Sanct Stephans gewesen ist. Soll doch der Stammvater des ebenfalls uralten und berühmten Geschlechts der von Leslie in Schottland (Bayle art. Leslie, und Arbor Leslaeana, Graecii 1692, Fol.) ein ungarischer Edelmann und gleichfalls im Gefolge der königl. Exulanten gewesen sein, als diese Ungarn verliessen und nach England zurückkehrten, sich aber bald nach Ungarn wiedersehnten, und auf der Ueberfahrt nach dem festen Lande, durch einen Sturm an Schottlands Küsten zu landen gezwungen worden sind, wo Margreth, eine von den Prinzessinnen, dem Schottischen König ihre Hand gab, und ihre ungarischen Reisegesellschafter für sich in Schottland Frauen, Güter und eine neue Heimat fanden.

Möglich also ist es, und sogar nicht unwahrscheinlich die Sage, dass ein Ungar von Adel der Gründer der Familie v. Drummond in Schottland gewesen sein mag; nur wurde die Sage in der Folge, wie es denn mit Sagen geht, mehr erweitert und ausgeschmückt, bis man die Erzählung mit dem nicht ungewöhnlichen Eingang begann: es war einmal ein Königs-Sohn oder Enkel u. s. w., für welchen, und von welchem sich in dem gegebenen Falle, mit Hilfe der Kritik, gar nichts sagen lässt. Auch die Herzoge v. Croy leiteten sich mit Wohlgefallen von einem alten ungarischen König ab: aber noch

im J. 1791 hab' ich es sonnenklar bewiesen, dass dieses Vorgehen ohne Grund sei; und mehr Auctorität hat auch die Verwandtschaft des Hauses v. Drummond mit Ungarns Königen aus Árpáds Lenden, durchaus nicht für sich.

Von der Rákóczischen Confœderations-Acte wurden drei Originale ausgefertigt, eines für Franz Rákóczi, das zweite für den Primas von Polen, das dritte für das Archiv zu Hannover. Das erste, welches nun in den Händen des kaiserl. österr. Botschafters in Paris ist, mag Rákóczi in Frankreich zurückgelassen haben, und mit diesem wahrscheinlich noch weit mehrere Acten, welche über die Geschichte jenes heillosen und verwünschten Aufstandes Licht verbreiten könnten. Ueberhaupt muss sich in Frankreichs Archiven manches finden, was auf die unglücklichen bürgerlichen Kriege Ungarns einen Bezug hat.

In Mazarini's Bibliothek sollen manche Spolien aus der Corvinischen vorhanden gewesen sein. (Bringen Ew. Exc. für unsern Palatin wenigstens ein Paar Codices Corvinianos mit). Matthias correspondirte und zankte sich mit Ludwig XI., König Sigismund hielt sich einige Zeit in Paris auf seinen Reisen auf; Carl I., Ludwig I. und Maria waren von französ. Geblüt; die eine Frau von Andreas II. war eine Französin; die Cistercitensen in Ungarn correspondirten unaufhörlich mit den französischen, und einmal las ich eine Urkunde v. J. 1269, kraft welcher König Stephan IV. *Agneti nobili feminae* das Dorf T. schenkte, weil sie in Frankreich desselben «nuncia exstitit et relatrix.» Trachten Ew. Excellenz in den Registern des XI. und XII. Jahrhunderts eines und das andere Document zu suchen und zu finden, welches auf Ungarns Geschichte einen Bezug hat; da sind wir arm, und jedes Fragment muss uns willkommen sein. Vielleicht dass die Bulle von 1222 in Frankreich zu finden ist.

Den mir von Ew. Exc. zugesagten Bücher-Catalog hab' ich noch nicht erhalten, auch unterstehe ich mich nicht, Ew. Excellenz mit neuen Bitten beschwerlich zu fallen; eine Gnade wäre es jedoch für mich, wenn Ew. Exc., durch einen dritten, für mich, bei einem Pariser Antiquar das schon seltene Buch: Scohier — l'origine et descente de la tres illustre Maison de Croi, gedruckt zu Dovay 1589 möchten kaufen lassen. Vielleicht, dass bei einem Pariser Bücher-Trödler auch das so *seltene* Chronicon Hung. (oder Budense) gedruckt zu Ofen 1473 kl. Fol. per Andr. Hess, zu haben wäre. Die Wiener Hofbibliothek besitzt das Buch, auch in Pest ist ein Exemplar davon zu sehen; aber das ungarische Museum besitzt diese Seltenheit noch nicht, und auch in der Universitäts-Bibliothek fehlt dieselbe. Graf Széchényi bot vor einigen Jahren dafür 100 Ducaten an.

Nun noch einige Miscellen. Die Fürstin v. Anhalt-Bernburg bleibt, mit dem grössern Theil ihres Hofstaats, bis zum künftigen Frühling bei S. Kais. Hoheit unserm allgemein geliebten Palatin. Ihr Hofprediger, der

berühmte Brun, predigt bald in Ofen und bald in Pest, mit nicht geringem Beifall, und wird zu den Tafeln besond. der protest. Magnaten sehr oft eingeladen. — Die Kinder Sr. kais. Hoheit des Erzherz. Palatin sind gesund und gewinnen täglich an Probabilität des Lebens. — Der Croup tödtete diesen Herbst in Pest mehrere Kinder; trotz des von Napoleon bezahlten grossen praemium's, fehlt es also doch noch bis jetzt, wider jene fürchterliche Kinderkrankheit, an einem specificum. — Prof. Bene war diese Schulferien in Berlin, und fangt nun an, Versuche mit dem thier. Magnetismus bei seinen vornehmern Patienten anzustellen.

Morgen ist unter dem Vorsitz des Judex Curiæ, der dabei die Stelle des Palatins vertreten wird, im ungar. National-Museum eine gelehrte General-Congregation. Es werden in derselben zwei Prämien, jedes von 100 fl. WW., an zwei würdige Männer vertheilt werden, deren Schriften in magyarischer Sprache, von einer dazu angeordneten Deputation unter dem Präsidium des Grafen Ladislaus von Teleki, für die besten erklärt wurden, welche in den Jahren 1815 und 1816 erschienen sind. Die Stiftung machte die Marczipansche Familie. Die zu krönenden Schriftsteller sind Pethe und Virág. Jener zeichnete sich durch seine *Mezei Gazdaság* (Landwirtschaft) aus, dieser durch seine *Magyar Századok* (Ungar. Jahrhunderte).

Baron v. Brudern ist mit der neuen Gasse, welche er aus der Herrengasse durch das ehemals Gotthardsche Haus in die Schlangengasse führte, beinahe schon ganz fertig. Die Gasse besteht aus etlich 40 Gewölbern, jedes mit einem Absteig-Quartier; die Gasse wird von einem Glasdache bedeckt, und von Einheimischen und Fremden viel begafft, gelobt, dann und wann auch getadelt. Ueber den Namen der Gasse ist man noch nicht einig; ich möchte wissen, welchen der Pariser Witz ihr geben möchte.

Paul Beniczky ist gestorben und Kietaibel auf den Tod krank. Sonst geht es Allen wohl, und Alle vereinigen sich mit mir in dem heissen Wunsche, dass Ew. Exc. ja doch bald wieder nach Pest und an die Ufer des stillen Caliga Flusses (Anonym. B. R. Not. Cap. 33.) möchten zurückkommen, wo ich dann insonderheit die Ehre haben werde von Ew. Exc. sehr vieles zu lernen, und auch dafür mit gränzenloser Hochachtung zu sein

Ew. Excellenz

unterthänig gehorsamster Diener
Martin Schwantner.

Graf Brunszvik von Martonvásár hat unsere Theater arendirt. — B. Mednyánszky, alias Milton, ist mit der Fräule Rosalia Oexner bei den Capucinern in Ofen, von Bischof Kovalik copulirt worden. Der Canal (Die Kloake) von der Donau über den alten Marktplatz, durch die Schlangen-Gasse bis zum Hatvaner Thor, ist mit einem Aufwand von 38,000 fl. nun geendiget.

Mitgeteilt von Julius Szabó.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der ersten Classe am 6. October las Béla Szász als neugewähltes Mitglied seinen Antrittsvortrag: «*Das reflexive und religiöse Element in der Poesie und Longfellow*». Die positiven Wissenschaften beanspruchen ein Vorrecht vor dem religiösen und ästhetischen Erkennen. Und doch erkennen auch sie nur subjective Vorstellungen und bedürfen der Hypothese, dass ihre Vorstellungen wirklich von den Gegenständen Kunde geben. Die positiven Wissenschaften sagen überdies selbst, dass sie nur über die Erscheinungen und nicht über das Wesen Aufschluss geben. Vortragender weist nun auch noch auf die Tatsache hin, dass allen unseren Vorstellungen, nicht blos die Formen des Erkennens, sondern auch die Factoren des Fühlens und Wollens ihren Stempel aufdrücken. Sowohl die positiven Wissenschaften, als auch das religiöse und ästhetische Erkennen fassen Vorstellungen in ein System. Nur sind es bei jenen die Vorstellungen der sinnlichen Erscheinungen der Natur, bei diesen dagegen die Vorstellungen der Erscheinungen des Fühlens und Wollens. Ja diese stehen insoweit höher als jene, als sie keiner Hypothese bedürfen, um zum Gegenstande ihres Erkennens zu gelangen. Freilich sind für die meisten Menschen die Vorstellungen der sinnlichen Erscheinungen klarer und evidenter, als diejenigen der physischen Erscheinungen, aber doch sind im Falle des Widerspruches die allgemeinen Erkenntnissprincipien überzeugender als die Zeugnisse der sinnlichen Auffassung. Und freilich modificirt das Erkennen der positiven Wissenschaften die Auffassung unserer religiös-sittlichen und ästhetischen Empfindungen, aber auch diese ist von nicht minderem Einfluss auf jenes Erkennen und die aus demselben erwachsende Weltanschauung. Die Tätigkeiten des Verstandes, Gefühls und Willens wirken demnach wechselseitig aufeinander; sind doch die theoretisch unterschiedenen dreierlei physischen Tätigkeiten die Triebe einer gemeinsamen Wurzel.

Das Schaffen der Empfindung des Schönen, die Kunst, unterliegt demnach ebenfalls dem Gesetz dieser Wechselwirkung, und die Phantasie kommt nicht blos ausschliesslich in ihrem Bereiche, sondern auch in den positiven Wissenschaften zur Geltung, indem die Phantasie die einigende Form ist, welche die einzelnen Elemente in ein Ganzes, in die einheitliche Weltanschauung zusammenfasst. Die das Einzelne einheitlich zusammenfassende Kraft der Phantasie äussert sich am stärksten in den Künsten, insbesondere aber in der Poesie. Sie kann indessen nirgends ohne einheitlich zusammengefassten Inhalt sein, und diesen Inhalt geben die Vorstellungen der Natur oder Gedankenwelt, in einer die reale Wirklichkeit zu idealer

Wahrheit gestaltenden Form, wie sie am vollkommensten die Kunst bietet. Vor allen Künsten tut dies aber die Poesie, welche den ganzen Inhalt des Seins und Lebens zur Schönheit gestaltet, indem sie auch das durch die positiven Wissenschaften geklärte Erkennen erfasst und jene einheitliche Weltanschauung schaffen hilft, welche die positiven Wissenschaften allein nicht zu schaffen vermögen. Ohne diese Einheit würde aber das ganze Sein keinen fasslichen Sinn haben. *Dadurch* ist die Poesie mächtiger als alle Wissenschaft.

Aber eben wegen dieses unvermeidlichen Verhältnisses von Inhalt und Form ist die Poesie ohne reflexive und religiös-sittliche Elemente leer, und je befähigter die Phantasie des Dichters zur einheitlichen Ausgestaltung dieses Inhalts ist, desto vollkommener ist sein Werk.

Vortragender führt Beispiele für die Kraft der Phantasie an und zieht dann folgenden Schluss:

Die positiven Wissenschaften, die religiös-sittliche Weltansicht und die Künste, vor allen die Poesie, versuchen denselben Gegenstand, das Sein und Leben, zu erfassen. Die positiven Wissenschaften tun es mit dem Verstande, die religiös-sittliche Weltansicht mit dem Glauben, die Kunst und in erster Reihe die Poesie mit der Phantasie. Die Poesie greift der an sich ohnmächtigen positiven Erkenntniss unter die Arme, während sie selbst eben durch die religiös-sittlichen und reflexiven Elemente Inhalt gewinnt und wahre Kunst wird.

Vortragender weist sodann diese Elemente in mehreren Gedichten Longfellows, vornehmlich in dessen programmartigem «Vorklang zu den Worten der Nacht» nach. Ferner zeigt er an einer Reihe hervorragender Dichtungen Longfellow's, wie dieser den Dichter als einen Gesandten Gottes betrachtet, der mit seiner höheren religiös-sittlichen Weltansicht die Widersprüche des Seins und Lebens zu versöhnen strebt und mit seiner Verkündigung der allgemeinen Liebe ebenso erhebt, wie der Weise mit seiner Wissenschaft und der Prophet mit seiner Religion. — Die Studie des Vortragenden schliesst sich an einen Band von ihm ins Ungarische übersetzter Gedichte Longfellow's, von welchen er als Probe «Sandalphon» auch vorlas.

2. In der Sitzung derselben Classe am 3. November legte Hermann Vámbéry einen Vortrag: «*Der Ursprung der Magyaren und die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft. II. Teil*» vor. Vámbéry hatte im I. Teil seiner Abhandlung die kritischen Bemerkungen Hunfalvy's zurückgewiesen, jetzt antwortet er im II. Teile derselben auf Budenz' streng linguistische Kritik. Budenz nimmt nicht den Standpunkt Hunfalvy's ein, insofern er die türkische Blutsverwandtschaft der Magyaren zugibt, aber desto hartnäckiger an dem ugrischen Character der magyarischen Sprache festhält. Diese letztere

Ansicht kann Vortragender durchaus nicht acceptiren. Er findet, dass das Resultat der Forschungen unseres vortrefflichen ugrischen Gelehrten im besten Falle als blosser Versuch, als blosse Hypothese angesehen werden könne, über welche sich noch sehr viel streiten lasse. Schon deshalb kann Vortragender den ihm von Budenz gemachten Vorwurf, dass er vor 13 Jahren ganz anderer Ansicht gewesen als heute, nicht gerechtfertigt finden, und beruft er sich auf jene Ansichtswandlungen, welche Schott, Hunfalvy und Budenz selbst durchgemacht haben. Vortragender wurde auf das Feld der türkisch-magyarischen Sprachvergleichung vornehmlich durch Budenz' vergleichendes ugrisch-magyarisches Wörterbuch gedrängt, dessen einzelne Aufstellungen er als gewalttätig, schwankend, in begrifflicher und lautlehrlicher Hinsicht monströs, heftig angreift. Sodann antwortet er der Reihe nach auf die in Budenz' Kritik enthaltenen Anklagen. Auf Budenz' Anklage, dass Vámbéry der türkisch-magyarischen Verwandtschaft zuliebe türkische Wörter fabrizirt habe, bemerkt Vortragender, dass Budenz seine türkischen Sprachkenntnisse nur aus den ihm zur Verfügung stehenden europäischen Wörterbüchern geschöpft habe, während Vortragender, der Jahre lang unter Türken gelebt, sich auf die practische Kenntniss des Türkischen stütze und die erwähnten Wörterbücher nicht als correct betrachten könne. Auf Budenz' Anklage, dass Vámbéry's Wortvergleichungen in lautlehrlicher und begrifflicher Hinsicht überaus kühn seien, antwortet Vortragender, dass Budenz' Wortvergleichungen noch zehnmal kühner seien. Im Uebrigen treffe der von Budenz ihm gemachte Vorwurf der Sprachneuerung Budenz selbst, welcher sowohl auf dem Gebiete der ugrischen, wie auf demjenigen der magyarischen Sprache überaus viel Neuerungen eingeführt habe. Im Schlussergebniss behauptet Vortragender, dass Budenz, seiner a priori aufgestellten Grundlehre von der ausschliesslich ugrischen Natur der magyarischen Sprache zuliebe, das zweite, sich dem Türkentum zuneigende Verwandtschaftsverhältniss ganz unbeachtet gelassen habe. Zum Schlusse missbilligt es Vortragender, dass man die kühnen Hypothesen der ugrischen Sprachwissenschaft, in die Form infallibler Dogmen gekleidet, nicht blos den höheren Lehranstalten, sondern auch den Mittelschulen aufzwinge, was vom didactischen Gesichtspunkte ein wahres Verbrechen sei.

Hierauf machte Sigm. Simonyi «Sprachgeschichtliche Mitteilungen». Er meldet, dass das sprachgeschichtliche Wörterbuch so weit gediehen sei, dass es nach 1 ½ oder 2 Jahren unter die Presse gehen könne. Hierauf führt er aus den eben bearbeiteten Buchstaben desselben einzelne Wörter an, welche bisher vollständig unbekannt gewesen. Bezüglich einzelner Wörter berichtigt er dann mit Hilfe der Sprachgeschichte frühere Deutungen. Hierauf spricht er von dem Verhältnisse unserer alten Wörterbücher zu

einander und schliesslich von den Textconcordanzen der alten Sprachdenkmäler. Literar-historisch wichtig ist die Entdeckung, dass wir in dem jüngst erschienenen Apor-Codex das dritte Bruchstück unserer ältesten Bibelübersetzung besitzen, von welcher zwei grössere Teile im Wiener und Münchener Codex enthalten sind. Vortragender beweist diese seine Ansicht eingehend und überzeugend, und zieht aus der Sprache der Codices schliesslich den Schluss, dass der Verfasser der ältesten ungarischen Bibelübersetzung ein siebenbürgischer Ungar gewesen sein müsse.

Zum Schluss legte Georg Volf den soeben erschienenen XI. und XII. Band der im Auftrage der Akademie von ihm redigirten «Sammlung alter Sprachdenkmäler» (Nyelvemléktár) vor, von welchen der erstere den «Debrecziner Codex» und «Gömörer Codex», der letztere den «Döbrentei-Codex» und «Teleki-Codex» enthält.

3. In der Sitzung der zweiten Classe am 13. October las Josef Hampel eine Abhandlung: *Beiträge zur Geschichte Pannoniens unter Antoninus Pius*. welche wir vollständig mitteilen werden.

Hierauf legte Alexius Jakab eine Studie *Ueber die allmählige Umgestaltung der Wehrkraft Siebenbürgens* im XVIII. Jahrhundert, vor. Die Wehrkraft Siebenbürgens im vorigen Jahrhundert bestand aus zwei Infanterie- einem Cavallerie-Regiment, einem Regimente Székler-Infanteristen, zwei rumänischen Grenz-Regimentem und aus einem gemeinsamen Cavallerie-Regimente. Hiezu kam in Zeiten grosser Gefahr die Insurrection des Adels. Die Geschichte dieser Streitkräfte behandelte Jakab (mit einem Rückblick auf die militärischen Einrichtungen Siebenbürgens vom Tode Apafi's I. bis zum Frieden von Szatmár, 1711) in umfassender Darstellung. Die vorgelegte Studie, welche besonders eingehend die Insurrection des Adels im Jahre 1744 bespricht, ist ein Bruchstück aus diesen Werke, welches der Vortragende bald abschliessen zu können hofft.

4. In der Gesammtsitzung der Akademie am 27. October las Cardinal Erzbischof Dr. Ludwig Haynald eine gross angelegte *Denkrede auf Eduard Fenzl*, welche die «Ungar. Revue» demnächst in vollständiger Uebersetzung mitteilen wird.

— **Historische Gesellschaft.** In der October-Sitzung dieser Gesellschaft las Dr. Samuel Borowsky *Ueber die Wanderung der Langobarden.* Der Vortragende bespricht zunächst die Hypothese, nach welcher die Langobarden als Winnilier im nördlichen Teile der cimbrischen Halbinsel zu suchen wären; er schliesst sich dieser Ansicht Friedrich Blume's an, der dieselbe auf Grund der nordjütischen Ortsnamen begründet hat. Von hier

wurden die Langobarden zunächst durch die verwüstenden Ueberschwemmungen des Meeres zur Auswanderung gedrängt, — eine Auffassung, welche besser begründet ist, als jene älteren Ansichten, welche den Grund jener Auswanderung in dem Nachdrang benachbarter Stämme oder in der Uebervölkerung oder in der Erschöpfung des jütischen Bodens suchten. Nach Strabo wohnten die Langobarden erst am rechten Ufer der Elbe und wurden von hier, als sie flüchteten, aufs linke Ufer gedrängt. Am linken Ufer der Elbe lag der Bardengau, und der Vortragende untersucht nun, auf Grund der Monographie von Kammerstein-Loxten, das Verhältniss der Bardengau'schen Sachsen zu den Langobarden in Italien, sowohl bezüglich ihrer Gesetze und Einrichtungen, als auch ihrer Orts- und Personennamen.

Die bisher am meisten verbreitete Erklärung des Namens Langobarden als «Langbärte» ist wohl nur ein Deutungsversuch mittelalterlicher Mönchs-Gelahrtheit; wissenschaftlich ist dieselbe nicht haltbar. Nicht viel begründeter ist jene Etymologie, welche den Namen von den Hellebarden des Volkes ableitet. Die meiste Wahrscheinlichkeit dürfte die Deutung des Namens als Loingo + Bard haben: Loingo, Lainga, der Gau längs des Leine-Flusses, und -bard, der Bewohner des Bardengau's. Die Bewohner des Loingo- und des Bardengau's führten wohl gemeinschaftlich Kriege und verschmolzen im Laufe der Zeit dergestalt mit einander, dass einzelne ihrer Institutionen noch nach Jahrhunderten ganz identisch waren. So finden sich z. B. Schillinsghof und Silpmundia nirgends in der Welt, als eben nur auf den Gebieten Loingo's und Langobardiens.

Der Vortragende geht hierauf auf die Quellen ihrer Geschichte über und behandelt die «Origo gentis Langobardorum», deren kraftvoll-einfache Erzählung er für wichtig hält, und das «Chronicon Gothanum», welches trotz zahlreicher confuser Daten von Bedeutung ist. Paulus Diaconus ist der grösste Geschichtschreiber der Langobarden, aber nicht frei von nationaler Voreingenommenheit, welche sich besonders darin zeigt, dass er Vieles verschweigt, was seinem Volke nicht zur Ehre gereicht. Bei der Besprechung der Handschriften seines Geschichtswerkes behandelt B. besonders ausführlich die Handschrift des Diaconus aus dem XII. Jahrhundert, welche sich im Budapester National-Museum befindet.

Die Langobarden zogen nach Paulus Diaconus aus Skandinavien zunächst nach Skoringa, in den Ufergau der Elbe, denn «skora» ist angelsächsisch «Ufer,» und in der Tat finden wir noch heute einen Ort Schiringen (im Mittelalter Sciringa), und von hier, durch eine Hungersnot gedrängt, nach Mauringa, das wir auch nach dem Chronicon Gothanum in der Gegend von Paderborn zu suchen haben, wo der Ortsname Moringen das Andenken des alten Morongano-Gau erhalten hat. Hier blieb ein Teil der Langobarden sesshaft, ja vielleicht sind die Langobarden dieses Gaus überhaupt nicht

weiter gezogen. Auch nach der Origo gelangte das Volk aus «Scandanavia» zunächst nach Golaida (unstreitig s. v. a. Golanda), welchen Namen Förstemann als «Gaviland», ausgebreitete Ebene) erklärt. Von hier gelangten die Langobarden nach Anthaib (nach dem Vortragenden Wandhaib, Wandahlaib, das alte Land der Vandalen). Im Jahre 373 verlassen die Burgunden ihre Heimat an der Elbe und schon 379 finden wir die Langobarden in den Ursitzen derselben. Von hier ziehen sie nach Bainaib (nach dem Vortragenden «Boiorum regio») d. h. in das heutige Böhmen.

Chronologie ihrer Könige: Agelmund 389—422, Lamissio bis 425, Leth bis 465, Gildehok bis 476, Godehok bis 488, Klaffo bis 493, Tato bis 509, Wacho bis 539, Waltari bis 546, Audoin bis 563 und Alboin bis 572.

Nachdem Odoakar die Macht der Rugier vernichtet hatte (478), zogen die Langobarden auch nach Rugiland und lassen sich «in campis patentibus, qui sermone barbarico *feld* appellantur», worunter nicht die Ebene zwischen Donau und Theiss, sondern das Marchfeld zu verstehen ist, nieder.

Unter Tato vernichten sie 508 die Heruler. Zu dieser Zeit waren sie bereits Christen. Audoin führt sie nun 546 nach Pannonien, dessen Zustände Vortragender eingehend darstellt. Nach dem grossen Kampf zwischen Langobarden und Gepiden erscheinen erstere im Jahre 568 am Po, womit die mehr als zweihundertjährige Wanderung des Volkes ihren Abschluss findet.

VERMISCHTES.

— **Johann Pompéry** ist am 28. September d. J. gestorben. Ein feinsinniger, für seine Zeit bedeutender Novellist und ein charaktervoller Kämpfer für die Rechte der Nation ist mit ihm zu Grabe gegangen.

Johann Pompéry ist geboren am 21. Juni 1819 in Miskolcz. Er studirte zuerst in Miskolcz und dann in Pest und ging 1838 nach Eperies, wo er sich der juristischen Laufbahn widmete. Hier erlangte eines seiner kleineren Werke im Jahre 1839 in einer Sitzung der ungarischen Sprachbildungs-Gesellschaft allgemeinen Beifall, und hiedurch Selbstvertrauen gewinnend, trat der jugendliche Schriftsteller 1841 unter dem Namen «Aldor» mit seinem Werke «Laura» vor die Oeffentlichkeit. 1843 begab er sich nach Pressburg und damals schrieb er «Yole's Pressburger Briefe», 80 an der Zahl, welche als bessere Producte der in Entwicklung begriffenen ungarischen Feuilleton-Literatur, besonders durch ihren geschmackvollen Stil, grosse Aufmerksamkeit erregten. 1845 ward er Erzieher im Hause des Raaber Obergespans Grafen Karl Eszterházy, welches Amt er dritthalb Jahre lang bekleidete. 1845 gewann Pompéry mit seiner Erzählung «Élet» (Das Leben) einen Preis. 1848 wurde er im Ministerium des Innern als Secretär angestellt, 1849 im Turkeveer Wahlbezirke zum Abgeordneten gewählt. 1850 publicirte er im «Pesti Napló»

mehrere Erzählungen und Artikel, 1852 trieb er Naturwissenschaften, insbesondere Chemie und schrieb auch mehrere einschlägige Artikel unter dem Titel «Közlemények az iparról» (Mitteilungen über das Gewerbe). 1853 gab er seine Erzählungen (zweite Auflage 1864) heraus, von welchen «Clarissa» und «Két hölgy szerelme» (Die Liebe zweier Frauen) auch im «Belletristischen Lesecabinet» in deutscher Uebersetzung (von Dr. Max Falk) erschienen sind; 1855 war er Mitarbeiter des «Pesti Napló» und entwickelte grosse Energie auf politischem Gebiete. Er war es, der zuerst und mit grossem Erfolge für die Waisen des Dichters Johann Garay eintrat. Mit gleichem Eifer verfuhr er in der Angelegenheit des Unterstützungsfonds für ungarische Schriftsteller, ausserdem in zahlreichen Vereins- und Theater-Angelegenheiten, bis er schliesslich die Redaction des «Magyarország» übernahm. Er trat jedoch alsbald von der Leitung des Blattes zurück und gründete das grosse politische Organ «Ország», mit dessen Leitung August Greguss betraut wurde. Die damalige politische Macht duldete jedoch auch dieses Blatt nicht und das Militärgericht verurteilte sowohl den Redacteur als auch Pompéry zu Kerkerstrafe. Pompéry beschäftigte sich dann lange Zeit nicht mehr mit Politik, bis er endlich 1867 in Folge Aufforderung des ungarischen Ministeriums aufs neue das Blatt «Magyarország» ins Leben rief, von dessen Redaction er später wegen seines Gesundheitszustandes zurückzutreten gezwungen war. Zuletzt war Pompéry Directionsmitglied, Ausschuss-Schriftführer und Generalagent der Ersten Allgemeinen Ungarischen Assecuranz-Gesellschaft. 1883 erschienen zwei kleine Werke von ihm; das eine enthält eine Kritik der über den 1839—40-er Reichstag geschriebenen Studie des Grafen A. Szécsen, in welcher er Stefan Széchenyi verteidigt; das zweite ist aus Anlass der viertelhundertjährigen Jahreswende des Bestandes der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft geschrieben und enthält eine Geschichte dieser Gesellschaft.

Pompéry war seit 1859 corr. Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Seine zerrüttete Gesundheit nötigte ihn seit langem, der literarischen und der politischen Wirksamkeit zu entsagen. So war er dem Kreise des öffentlichen Lebens schon seit Jahren fast ganz entrückt; gleichwohl hat sein Name einen guten Klang behalten und die Generation zumal, welche die Periode unserer jüngsten Vergangenheit, die zwischen 1848 und 1867 liegt, durchgekämpft hat, wird diesem unermüdlichen und charakterfesten Mitarbeiter an unserem zwanzigjährigen Kampfe um die Rechte der Nation stets einen Platz in ihrer Liebe und in ihrer Hochachtung bewahren. Der Glanzpunkt der öffentlichen Tätigkeit Pompéry's fällt in diese Zeit, da die Presse allein von der Existenz des nationalen Gedankens Zeugniss gab, während sie zugleich Stunde um Stunde unter tausend Gefahren und Chikanen um ihre eigene Existenz zu kämpfen hatte. In der Reihe der tüchtigsten Streiter, die mit ihrer Findigkeit und mit ihrer Hingebung allen Brutalitäten und allen Versuchungen der Macht die Spitze zu bieten wussten, nimmt Johann Pompéry einen der ersten Plätze ein. Litt er heute mit einem Blatte Schiffbruch, so wusste er dasselbe nächstens in einer anderen Form wieder erstehen zu lassen, und den wenigen Schriftstellern, die für Ungarns Sache

eintraten, sicherte er immer von neuem eine Heimstätte, ohne Rücksicht darauf, dass ihm selbst oft genug der Kerker als Heimstätte zufiel. So nahm er seinen Anteil — und einen redlichen Anteil — an allen Mühen des Kampfes; da der Tag des Sieges kam, begehrte er nichts von dem, was die Macht an kostbaren Gütern zu vergeben hatte. In der Geschichte der ungarischen erzählenden Literatur, wie in der Geschichte der ungarischen Verfassungskämpfe ist ihm ein bleibender Platz gesichert.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. [1]

Barna J., Ungarisches Sprachbuch zur gründlichen Erlernung der ungarischen Sprache. Auch zum Selbstunterricht vorzüglich geeignet. I. Teil. Budapest, Pallas, 1885, VIII. und 186 S.

Bihari P., Általanos és hazai müvelödestörténet (Allgemeine und vaterländische Culturgeschichte von Peter Bihari. Zwei Bände: I. Altertum und Mittelalter. II. Neuzeit.) Budapest, Pfeifer, XVIII, 606 und VIII, 679 S. mit Illustrationen.

Csuday J., Zrinyiek a magyar történelemben. (Die Zrinyi in der ungarischen Geschichte, 1566—1704, von Eugen Csuday), Steinamanger, 1884. Seiler. 371 S.

Lipp V., A keszthely-dobogói sirmező (Das Grabfeld von Keszthely-Dobogó, von Dr. Wilhelm Lipp). Budapest, 1884, Akademie, 24 S.

Körösy L., Berzsenyi D. életrajza (Daniel Berzsenyi's Leben v. Dr. Ladisl. Körösy). Pressburg, 1884, Stampfel, 24 S.

Krausz J., Tanulmányok. (Studien von Dr. Jakob Krausz). Budapest 1884, Grill. I. Band 464 S. — Inhalt: Das Verhältniss des griechischen Geistes zur römischen Literatur. — Euripides. — Kunstzustände in Rom. — Mythologische Erläuterungen. — Die Philosophie bei den Römern. — Aus dem Kreise der Sprachwissenschaft.

Mariassy B., A magyar törvenyhozás történelme (Geschichte der ungarischen Gesetzgebung von 1000 bis 1880, in fünf Bänden. Erster Band). Budapest, 1884, Verlag des Verfassers, 437 S.

Magyarorszag statistikaja (Statistik von Ungarn, unter Mitwirkung von Karl Keleti und Josef Jekelfalussy herausgegeben von Ludwig Láng. I. Band. Populations-Statistik, mit 20 color. Tafeln und zwei graphischen Zeichnungen). Budapest, 1885, Athenaeum, VIII. und 491 S.

Margó T., Emlekbeszed Ch. R. Darwin felett. (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Charles Robert Darwin von Prof. Dr. Theod. Margó). Budapest, 1884, Lampel, 60 S. und ein Porträt.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Marczali Henrik, Magyarország II. József korában (Geschichte Ungarns unter Josef II. von Dr. Heinrich Marczali II. Band. Schluss des Werkes). Budapest, 1884. Akademie, 536 S. und eine Tabelle.

Nendtvich K., Emlékbeszéd Wöhler Frigyes felett. (Denkrede auf das auswärtige Mitglied der Akademie Friedrich Wöhler, von Karl Nendtvich). Budapest, 1884, Akademie, 39. S.

Népoktatási törvények és rendeletek tára (Sammlung sämmtlicher auf das ungarische Volksschulwesen bezüglicher Gesetze und Verordnungen, auf Grund officieller Daten, von Josef Thót, Schulinspector). Budapest, 1884, Eggenberger, VIII und 655 S.

Ortvay Tiv., Száz év egy hazai főiskola életéből (Geschichte der königl. Rechtsakademie zu Pressburg, 1784—1884, von Dr. Theodor Ortvay). Budapest, 1884, Universitäts-Druckerei, VI und 324 S.

Steuergesetze, sämmtliche, welche in den Ländern der ungarischen Krone in Giltigkeit sind. XIII. Heft: XII. G.-A. v. Jahre 1884 über die Art der Erledigung der gegen die Ergebnisse der neuen Grundsteuer-Kataster-Elaborate erhobenen Reclamationen. — VII. G.-A. v. Jahre 1875 über die Grundsteuer-Regulirung. Mit Erläuterungen, Anmerkungen und Parallelstellen. Budapest, 1884, Ráth, 7 und 53 S.

Vajda V. Délszaki ég alatt. (Unter südlichem Himmel. Aus den hohen Pyrenäen und den benachbarten Meeren, von Viktor Vajda). Erlau, 1884, Szolcsányi, 270 S. und 5 Bilder.

Varga B., A franczia nyelv és nemzet megalakulása (Die Entstehung der französischen Sprache und Nation von Valentin Varga). Budapest, 1884, Nagel, 90 S.

Vámbéry Á., A magyarok eredete és a finn-ugor nyelvészet (Der Ursprung der Magyaren und die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft von Hermann Vámbéry. I. Teil: Antwort auf Paul Hunfalvy's kritische Bemerkungen). Budapest, 1884, Akademie, 52 S.

DAS SCHAUSPIELWESEN ZU BARTFELD IM XV. UND XVI. JAHRHUNDERT.

Die neuere literarhistorische Forschung hat sich kaum eines Zweiges unserer Literatur mit grösserem Eifer angenommen als des Dramas, so dass jeder einzelne Abschnitt der Geschichte des ungarischen Dramas von der ältesten Zeit der Mysterien bis zu den sei es ephemeren sei es bleibenden Erzeugnissen der modernen Schaubühne schon seinen Monographen gefunden hat. Es kann daher nicht Zweck dieser Zeilen sein, das von Andern Gesagte zu wiederholen oder die von Andern dem Abschlusse nahe gebrachte Untersuchung wieder von vorne aufzunehmen; es soll blos das Interesse der Fachmänner auf einige einschlägige Daten hingelenkt werden, welche mir bei meinen auf die Geschichte des Bartfelder Gymnasiums gerichteten Forschungen gleichsam zufällig in die Hände gerieten.

Erfreulicherweise beziehen sich diese Daten auf solche Capitel der Geschichte des ungarischen Dramas, welche aus Mangel an verlässlichem Material noch nicht genügend aufgehellt werden konnten; nämlich auf die ältere protestantische Schulcomödie, über welche bis jetzt blos eine kurze Notiz, eine Aufführung zu Kaschau im J. 1557 betreffend und eine blos dem Titel nach bekannte Schulcomödie des Leonhard Stöckel vorlag, — und auf die alten ungarischen Mysterien, deren Existenz selbst die neuere Specialliteratur nicht sicherstellen konnte.

Doch hat die an letzterer Stelle erwähnte Lücke im System unserer Literaturgeschichte nicht viel auf sich, da das Mysterium in der Geschichte des ungarischen Dramas bei weitem nicht eine so wichtige Rolle spielt, wie in der der westlichen Völker, insofern

sich das spätere ungarische Drama nicht aus dem ungarischen Mysterium entwickelt hat, sondern einfach der Nachahmung fremder Muster seine Entstehung verdankt.

Aus der Zeit vor der Reformation besitzen wir selbst über theatralische Aufführungen im Allgemeinen überhaupt nur wenige sichere Nachrichten. Dass es am prunkvollen Hofe des Königs Mathias auch Schauspieler gegeben habe, wird uns blos in einer kurz nach dem Tode des grossen Königs geschriebenen pseudonymen Anklageschrift eines gewissen *Udis* (οὐδεὶς) gegen Beatrix von Arragonien berichtet, in welcher darüber Klage geführt wird, dass König Mathias der Vergeudung des Nationalvermögens an Schauspieler, Sänger, Musiker und ähnliche Leute nicht hindernd in den Weg trat.[1] Doch finden wir in den zahlreichen Documenten, welche sich auf die königliche Hofhaltung in Ofen beziehen, von Schauspielern nie Erwähnung getan. Aus der Zeit Ludwigs des Zweiten berichtet ein Zeitgenosse, Bischof Dubravius, dass der Erzieher des jungen Königs, Markgraf Georg von Brandenburg, an Trinkgelagen, theatralischen Aufführungen und Kampfspielen grösseren Gefallen als an ernsten Studien fand, und diese seine Vorliebe für seichte Unterhaltungen auch seinem Zöglinge mitteilte.[2] Dies sind unseres Wissens

[1] «Wladislai serenissimi Ungariae Boemiaeque Regis Apologia» (Handschrift vom Ende des XV. Jahrhunderts in der Prager Universitätsbibliothek I. D. 3): «Tantam in histriones, mimos et cytharedos, tantam in choraulas, fonaschos, cantores et utriculatorios, tantam denique in assentatores futilemque peregrinantium multitudinem nummorum profusionem hucusque toleravit (König Mathias), ut hos sumtus et allatam dotem id ex decuplo superarit». — «Nempe non ad regni salutem, non ad concordiam principum, non ad quietem populorum, non ad laetitiam et utilitatem gentium, sed ad continuandum, ut omnes plane vociferantur, tyrannidem, ad exhauriendum regnum, ad saginandos histriones, ad locupletandos cytharedos et cantores violenta et dira connubia molitur (Beatrix).»

[2] Dubravius XXIII, 203 a f.: «Nunc altor morumque formator ei patris voluntate Georgius Marchio Brandenburgensis obtigit, bonus ille quidem princeps, sed cui convivia theatraque et arena, in qua hastis concurritur, ludique et choreae magis cordi erant quam seria studia, quae mox deliciae Ludovicum sic persecutae sunt, ut consultationes de regno graviores vitaret cane peius et angue.» Und danach Istvánfy VI. 85 (ed. Köln 1622): «Ille enim (Georg von Brandenburg) propinquitate sibi iuncti regis teneram aetatem non ad iucunda duntaxat venationis aucupiique exercitia utique suis temporibus viro principi concedenda, sed etiam ad eas, quibus ipse assueverat, compotationes

noch die sichersten Daten; alle anderen sind mit der grössten Skepsis aufzunehmen.

Wir wollen andere, ganz unsichere, bei Seite lassend nur diejenigen kurz erwähnen, welchen noch die grösste Beweiskraft innezuwohnen scheint. Der *histrio* des Königs Ludwig II. war jedenfalls ein Hofnarr, kein Schauspieler; der «Scyllus» und der «Dialogus inter vigilantiam et torporem» des Bartholomäus Frankfurter aus dem ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts sind schwache Nachahmungen des Plautus, welche kaum jemals aufgeführt wurden; schliesslich ist das «Herculiscus» betitelte Drama eines unbekannten Nürnberger Dichters, dessen Vorrede dafür Zeugniss ablegen soll, dass noch vor der Mohácser Katastrophe die Schauspielkunst, Musik und Tanz nicht blos am königlichen Hofe zu Ofen, sondern auch am Hofe unserer Grossen gepflegt wurde, verschollen, und die Richtigkeit dieser Angaben bei der notorischen Unzuverlässigkeit des einstigen Besitzers der Handschrift, Nicolaus Jankovich, mehr als zweifelhaft.

Auch unsere älteste dramatische Literatur steht ausser aller Beziehung zum ungarischen Mysteriumdrama. Schon die beiden ersten ungarischen Dramen, Michael Sztárai's satirisch-polemische Stücke «Ueber die Pfaffenehe» (A papok házasságáról, 1550) und der «Spiegel der wahren Geistlichkeit» (Az igaz papság tükre, 1559) tragen den Einfluss der deutschen Reformation zur Schau. Der «Melchior Balassa» eines ungenannten Autors, vielleicht des Paul Karádi (1559), ist allem Anscheine nach blos eine dialogisirte Satire. Laurentius Szegedi's «Theophanie» (1575) schliesslich ist eine Ueberarbeitung einer deutschen Schulcomödie, Sellenecker's «Theophanie» (1560).

Zwischen dem alten ungarischen Mysteriumdrama und den Anfängen des ungarischen Kunstdramas gähnt also eine Kluft, welche durch nichts überbrückt wird, und flösst uns somit ersteres nur insofern tieferes Interesse ein, als es sich doch der Mühe lohnt, dem Keim nachzuspüren, aus welchem ein selbständiges ungarisches Drama sich hätte entwickeln können.

Zuerst müssen wir hier die Frage aufwerfen, ob es bei uns im

et saltationes ac histrionum et ludionum vanitates exercendas symphoniacorumque ac cytharoedorum concentus aliasque eiusmodi viciosas voluptatum illecebras. . . transversum agebat».

Mittelalter sei es rein lateinische, sei es lateinisch-ungarische oder lateinisch-deutsche Mysterien gegeben habe. Diesbezüglich haben wir vor allem zu constatiren, dass unser Gottesdienst zu Weihnachten und am Tage der heiligen drei Könige unseres Wissens niemals mit dramatischen Gebräuchen versetzt war, aus welchen sei es durch fremden Einfluss sei es von selbst sich ungarische Weihnachts- oder Dreikönigsspiele hätten entwickeln können.

In glücklicherer Lage befinden wir uns jedoch in Bezug auf die Osterfeier. Unser im sogenannten Pray-Codex enthaltenes ältestes Messbuch, welches ohne Zweifel kurz vor 1228 für die Kirche in Deáki (im Pressburger Comitate) geschrieben wurde, enthält denselben kurzen Dialog zwischen den am heiligen Grabe Wache haltenden Engeln und der die drei Marien darstellenden Procession der Geistlichkeit, welcher nach Milchsack's grundlegenden Untersuchungen den Keim der deutschen, französischen und niederländischen Osterfeier und somit des modernen Drama in sich enthält. Am Anfange des XIII. Jahrhunderts war es also auch in den ungarischen Kirchen Gebrauch (ob freilich in allen, ist uns nicht bekannt), die Auferstehung Christi dramatisch darzustellen.[1]

Am Morgen des Ostersonntages während der Frühmesse zog nach dem dritten Responsorium die ganze celebrirende Geistlichkeit mit Kerzen, Weihrauchgefässen und Crucifixen in festlichem Zuge zum heiligen Grabe, wo zwei als Engel gekleidete Diaconi sie mit der Frage empfingen: *Quem quaeritis in sepulchro, o Christicolae?* «Wen sucht ihr im Grabe, o Verehrer Christi?» Die Procession, welche die

[1] Das im Pray-Codex enthaltene Messbuch gibt folgende Beschreibung dieser Feier: «In die sancto pasche ad matutinas dicatur: *Domine labia mea. a.* et *Deus in adiutorium m. i.* Postea invitatorium *Alleluia. Venite exultemus. d. ā. Ego sum qui sum.* Ps. *Beatus vir q. n. h.* decantantes vero tercium responsorium. cum crucibus. et cereis. et thuribulis. et timiamatis. omnes simul perveniant ad sepulchrum. diacones autem duo. angelico habitu ibidem sedentes istum inponant versiculum: *Quem queritis in sepulchro o christicole.* Illi autem qui thuribula cum timiama: *Ihesum Nazarenum.* Item diaconus. *Non est hic, surrexit.* Et iterum *Venite et videte locum.* Illi autem tollentes posita linteamina revertantur ad chorum cantando: *Surrexit dominus de sepulchro.* Tunc incipiat presbiter: *Te deum laudamus.* Sequitur versus. *Surrexit dominus vere.* Post hec. *Deus in adiutorium* et sequantur matutinales laudes. Finitis laudibus... fiat sermo a sacerdote ad populum. Postea detur pax populis a sacerdote.»

drei Marien darstellen soll, antwortet: *Ihesum Nazarenum!* «Jesum von Nazareth!» Worauf der eine Diaconus (oder beide?) zur Antwort gibt: *Non est hic, surrexit.* «Er ist nicht hier, er ist auferstanden». Sodann: *Venite et videte locum.* «Tretet näher und betrachtet die Stelle». Jene folgen dieser Aufforderung, treten näher, überzeugen sich davon, dass der Erlöser wirklich auferstanden und begeben sich dann unter Absingung des «*Surrexit dominus de sepulchro*» in den Chor zurück, worauf der Presbyter das *Te deum laudamus* anstimmt.

Diese Beschreibung der ältesten ungarischen Osterfeier steht der von Milchsack aus dem um 1490 gedruckten «Ordo Uirceburgensis» herausgegebenen am nächsten und unterscheidet sich von derselben nur dadurch, dass sie die mit *Dicant nunc Judei* beginnende Antiphone sowie die nach *Non est hic, surrexit* folgenden Worte *sicut praedixerat. Ite nuntiate quia surrexit* nicht enthält. In letzterer Beziehung stimmt sie mit den von Milchsack mit den Buchstaben *FIOR* bezeichneten alten Mysterien überein, von welchen Milchsack wohl mit Recht annimmt, dass in denselben jene Worte nicht deshalb fehlen, als ob sie nicht gesprochen werden sollten, sondern blos deshalb, weil die «Engel» ohnehin wussten, dass das *Non est hic, surrexit* der Urschrift blos den Anfang der vollständigen Antwort (Non est hic, surrexit, sicut prædixerat. Ite nuntiate quia surrexit) bildet.

Es existirte also unter den alten Gebräuchen der ungarischen Kirche eine, der ältesten, ursprünglichen Gestalt des lateinischen Mysteriums sehr nahe stehende Variation von der Art, aus welcher im Auslande unter Hinzutritt anderer Elemente das christliche Drama sich entwickelte. Die Annahme, dass dieser Keim aus Deutschland zu uns herübergebracht wurde, unterliegt wohl kaum irgendwelchen gerechtfertigten Bedenken, obgleich die alten französischen, italienischen und deutschen Messbücher noch nicht in dem Maasse genau durchforscht sind, dass wir berechtigt wären, die Möglichkeit der Existenz eines Mysteriums in Abrede zu stellen, welchem die Darstellung des Pray-Codex noch näher verwandt ist als dem von Milchsack vermutungsweise der Würzburger Diœcese zugeschriebenen «Ordo Uirceburgensis.»

Viel wichtiger noch ist die Frage, was bei uns zu Lande aus dem Keime wurde, der im Auslande zu einem so stattlichen Baume heranwuchs? Die Antwort auf diese Frage lautet, dass dieser Keim

in dem unfruchtbaren Boden, in welchen er versetzt war, zu Grunde gehen musste; der Hang des ungarischen Volkes zur Schauspielkunst war nicht kräftig genug, um diesen schwachen Keim zu erhalten und seine Entwickelung zu fördern. Wir kennen aus den auf die Abfassung des Pray-Codex folgenden drei Jahrhunderten, aus dem XIV., XV. und aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mehr als zwanzig geschriebene und gedruckte Messbücher aus allen Teilen des Landes (aus Gran, Fünfkirchen, Agram u. s. w.), doch finden wir trotz der grossen Ausführlichkeit, mit welcher sie die Osterfeier schildern, in keinem derselben auch nur eine Spur jenes dramatischen Elementes, welchem wir am Anfange des XIII. Jahrhunderts noch begegneten.

Erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts lesen wir in dem von Nicolaus Telegdy im J. 1580 zu Tyrnau herausgegebenen «Ordinarium Officii Divini secundum consuetudinem Metropolitanæ Ecclesiæ Strigoniensis» in der Beschreibung der am Ostersonntag abgehaltenen Procession: «Postquam introitus fuerit finitus, duo pueri veniunt ad ostium sepulchri. Quorum unus cantat *Quem quaeris mulier alleluia.* Alter vero respondet *Jesum Nazarenum alleluia.* Rursus primus *Surrexit non est hic alleluia. Ecce locus ubi posuerant eum alleluia.*» Doch auch dieser spät wiedereingeführte spärliche Rest des früh verschwundenen alten Gebrauches konnte sich nicht lange halten;, später verschwindet er gänzlich und konnte auch nicht wieder zu neuem Leben erweckt werden.

Noch frägt es sich, ob dieser Gebrauch aus der Kirche auch unter das Volk gedrungen sei? Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass dies tatsächlich der Fall gewesen. Auf der einen Seite nämlich finden wir im Mittelalter Aufführungen von Mysterien in Pressburg, Bartfeld und Kronstadt, auf der andern Seite wieder können wir uns überzeugen, dass selbst heutzutage noch Weihnachts- und Dreikönigsspiele unter der ungarischen, deutschen und slavischen Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens ihr Dasein fortfristen. Doch schwindet der Glauben an den einheimischen Ursprung der meisten dieser Spiele, sobald wir sie nur etwas näher betrachten. Ohne uns auf die Frage einzulassen, ob nicht vielleicht wenigstens das einzige uns bekannte slavische Weihnachtsspiel nicht deutschen Mustern nachgebildet, sondern der heimischen Liturgie entsprossen ist, wenden wir uns gleich den deutschen und ungarischen Spielen zu. In Bezug auf die

ersteren erwähnen wir, dass das Kremnitzer deutsche Weihnachtsspiel einige Scenen enthält, welche sich auch in den Wolfsberger und Obergrunder Spielen (aus Kärnthen und Schlesien) und daraus in Georg Pondo's «Kurtzer Comödie von der Geburt des Herrn Christi (1589)» vorfinden, dass die Weihnachtsspiele im Banate nach Schwicker's Angabe grösstenteils durch die Schule und Geistlichkeit wieder eingeführte Scenen sind, und die recht zahlreichen Weihnachtsspiele aus der Ofner Gegend und aus dem Heideboden in Westungarn schon durch das geringe Alter dieser deutschen Niederlassungen erkennen lassen, dass sie aus Deutschland eingeführt wurden.

Viel schwieriger lässt sich die Frage beantworten, ob nicht auch die ungarischen Weihnachtsspiele — Osterspiele in ungarischer Sprache kennen wir nicht — vor nicht allzulanger Zeit fremden Mustern nachgebildet wurden? Seit dem Jahre 1859 sind nachgerade mehr als dreissig ungarische Weihnachtsspiele aus allen Teilen Ungarns und Siebenbürgens durch den Druck veröffentlicht worden. Wer die zahlreichen Sammlungen deutscher Weihnachtsspiele auch nur einer flüchtigen Durchsicht gewürdigt hat, wird in denselben gleich beim ersten Blick gute alte Bekannte erkennen; höchstens dürfte es ihm auffallen, dass er pöbelhaften Zoten und abgeschmackten Spässen und Wortspielen hier ungleich häufiger begegnet als in den verwandten Erzeugnissen der deutschen Volkspoesie. Eine kurze Inhaltsangabe einiger ungarischer Weihnachtsspiele soll das eben Gesagte begründen. In einem der ausführlichsten, welches aus Siebenbürgen stammt, treten alle handelnden Personen auf einmal in das Haus ein, voran der Husar seinen Säbel schwingend und der König. Nachdem beide auf und ab gehend dem Publicum den Zweck ihres Kommens erklärt haben, bittet Joseph den König um ein Nachtquartier, wird aber von diesem barsch abgewiesen, da er kein Geld habe; Maria weint und klagt; der Engel begrüsst sie und weckt die Hirten aus ihrem Schlafe; dieselben treten an die Krippe heran, in welchem das heilige Kindlein ruht, trauern in einem Liede darüber, dass der Heiland an einem so armseligen Orte geboren werden musste und überreichen demselben ihre Geschenke, für welche die heilige Jungfrau ihnen Dank sagt. Sodann führen sie bei Flötenspiel einen Tanz auf, und necken ihren alten Kameraden, eine stehende komische Figur der ungarischen Weihnachtsspiele,

worauf der König erzählt, wie Christus geboren wurde, und die Hirten von den Geschenken reden, welche sie für ihr Spiel bekommen werden. Unter Segenswünschen über das ganze Haus entfernt sich die Gesellschaft, um anderswo von neuem zu beginnen. — In einem zweiten Stücke, welches aus Debreczin stammt, erscheint zuerst Herodes und stimmt ein Lied über Christus an; dann tritt der Engel mit der Krippe in Begleitung der Hirten auf, die ihren alten Kameraden necken. Alle geben nun in einem Liede ihre Absicht kund nach Betlehem zu ziehen, erzählen, welche Geschenke sie dem Heilande überreichen wollen, knieen vor der Krippe nieder und stimmen ein Lied an, in welchem sie darüber jammern, dass der Heiland in solcher Armut geboren wurde. Dann legen sie sich nieder und schlafen ein, doch weckt sie bald der Engel, worauf sie wieder singen und einen Wettkampf — im Lügen anstellen. Hierauf wollen sie den Alten aus ihrer Mitte jagen; dieser geht im Kreise herum und sammelt milde Gaben. Nach einem neuen Gesang spricht Herodes einen Segenswunsch über das Haus, worauf sich alle entfernen. — Aus einem ähnlichen, nur meist noch viel primitiveren Conglomerat von Scenen ohne eigentliche Handlung und Liedern ohne Rhythmus bestehen auch die übrigen Weihnachtsspiele, deren Analyse uns der Leser in Folge dessen füglich erlassen wird. Keines derselben ist von der Art, dass es den Verehrern ungarischer Volkspoesie leid täte, sie fremden Literaturen überlassen oder günstigsten Falles für künstliche Producte ungarischer Schulmeister- und Kantorenpoesie erklären zu müssen. Einige derselben tragen die am meisten charakteristischen Merkmale dieser Poesie im salbungsvollen Ton und im Gebrauche von Wörtern von allerneuestem Gepräge so deutlich zur Schau, dass es überflüssig ist über dieselben auch nur ein Wort zu verlieren, aber auch die übrigen geben sich durch die echt classischen oder auch slavischen Personennamen, wie Koridon, Mopsus, Titirus, Menalkas, Fedor, Andrana u.s.w. als Werke der «Kunst»poesie und als Nachahmungen fremder, slavischer und deutscher, Muster zu erkennen. Auch fehlen uns jedwelche Daten über das Alter solcher Spiele in Ungarn, in Folge dessen wir nicht im mindesten berechtigt sind, die zahlreichen Weinachtsspiele und die an Zahl viel geringeren Dreikönigsspiele auf dramatische Scenen des alten ungarischen Rituals zurückzuführen, in welchem es nachweislich solche Scenen nie gegeben hat; während, wie wir oben gesehen, die alte unga-

rische Osterfeier des dramatischen Elementes nicht entbehrte, aus diesem sich jedoch unseres Wissens zu keiner Zeit ein nationales Osterspiel entwickelt hat.

Nicht viel anders steht es mit dem Ursprung des geistlichen Spieles aus dem ungarischen Mittelalter. Schon der Umstand, dass wir demselben blos in deutschen Städten Ungarns und Siebenbürgens begegnen, sodann dass das einzige, dessen Inhalt uns bekannt ist, das Bartfelder, seiner ganzen Anlage nach mit deutschen Osterspielen übereinstimmt, schliesst jeden Zweifel daran aus, dass diese Spiele sich nicht aus dem alten Rituale der ungarischen Kirche selbstständig herausgebildet haben, sondern schon als fertige Spiele von den deutschen Colonisten nach Ungarn eingeführt wurden.

Immerhin entbehrt es nicht des Interesses, das Fortkommen dieser fremden Schösslinge auf ungarischem Boden näher zu betrachten.

Das wenigste wissen wir von dem Kronstädter Mysterium; wir hören blos, dass im Jahre 1500 in einem Kloster zu Kronstadt ein Mysterium aufgeführt worden sei.

Ueber das Pressburger Osterspiel besitzen wir *zwei* Aufzeichnungen, wenn wir die Möglichkeit nicht gelten lassen wollen, dass wir es blos mit zwei Varianten derselben Aufzeichnung zu tun haben. Wallaszky citirt nämlich aus den Rechnungsbüchern der Stadt Pressburg aus dem Jahre 1439 die Notiz: «Item auch an dem Tag (an Mitichen noch Domini ne longe) hab wir geben in dy schul zu dem Osterspiell noch des purgermeister gescheft umb 1 fuder holz dy sten XLII den. Vienn.» Auffallend ähnelt dieser Notiz diejenige, welche Knauz aus denselben Rechnungsbüchern aus dem Jahre 1440 mitteilt: «Am Mitichen nach Domine ne longe (am 23-ten März in der Charwoche) hab wir geben in dy Schul zu den Osterspiell... umb 2 fuder holcz 42 denár». Doch ist es nicht von Bedeutung, ob wir es hier mit éiner Aufzeichnung oder mit zweien zu tun haben; sowiel können wir jedem einzelnen der beiden Citate entnehmen, dass die deutschen Einwohner der kön. Freistadt Pressburg 1439 oder 1440 in der Charwoche Osterspiele aufführten. Die Darsteller waren wohl hier, wie auch anderwärts nicht selten, aus den Reihen der Schuljugend genommen, obwohl auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass das Osterspiel blos deshalb im Schulgebäude aufgeführt wurde,

weil man dort über grössere heizbare Räumlichkeiten verfügte, in welchen man sich gegen die grimmige Kälte schützen konnte.

Nicht viel später, vielleicht sogar um dieselbe Zeit, begegnen wir am andern Ende des Landes, in der ebenfalls deutschen Stadt Bartfeld, ebenfalls einem Osterspiele. Das Archiv der königl. Freistadt Bartfeld bewahrt unter andern höchst wertvollen historischen Documenten auch das Verzeichniss der Personen, welche um die Mitte des XV. Jahrhunderts in einem zu Bartfeld aufgeführten Osterspiele auftraten. Dieses Verzeichniss wurde dem Unterfertigten durch die ausgezeichnete Güte des Herrn Alois Rhody, Bürgermeisters und Archivars der königl. Freistadt Bartfeld bekannt, und war er bei der Erläuterung desselben so glücklich, den Anleitungen des Herrn Dr. Gustav Milchsack, herzogl. Bibliothekars zu Wolfenbüttel, folgen zu können.

Der erwähnte Theaterzettel — wenn man es so nennen darf — ist ein schmaler Streif Papier, auf dessen beiden Seiten die zur Aufführung eines Spieles über die Auferstehung des Herrn notwendigen Rollen mit der teilweisen Besetzung aufgezeichnet sind. Die Einrichtung dieses Streif Papiers besitzt eine grosse Aehnlichkeit mit der des Theaterzettels unserer Zeit, nur dass er blos das Verzeichniss der Rollen und der spielenden Personen enthält und somit weder über den Titel des Stückes, noch auch über Ort, Tag und Stunde der Aufführung irgend welche Aufklärung gibt. Ueber die Bestimmung desselben können wir kaum im Zweifel sein. Wir haben es hier wohl nicht mit einer «Dirigirrolle» oder einem «Ordnungsbuche» ähnlich dem Friedberger in Hessen oder dem von Frankfurt am Main zu tun, auf welchen nebst dem Personenverzeichniss auch eine Inhaltsangabe des Stückes und die Anfangszeilen der einzelnen Reden verzeichnet sind. Zwar liesse sich gegen diese Hypothese nicht der Umstand geltend machen, dass im Bartfelder Verzeichnisse auch die Namen der Schauspieler angegeben sind, was man für die einmalige Aufführung des Stückes und gegen die Annahme, wir hätten ein ständiges Rollenbuch vor uns, ins Treffen führen könnte — sind ja auch im Friedberger Ordnungsbuche die Schauspieler dem Namen nach angeführt — wohl aber der Umstand, dass unsere Bartfelder Urkunde weder die Inhaltsangabe des Stückes, noch auch Unterweisungen für die Schauspieler enthält. Aus demselben Grunde ist es auch nicht wahrscheinlich, dass wir ein Verzeichniss gleich dem «Personen und

Ständ des Passions- und Osterspiels zu Luzern 1583» betitelten vor uns haben, denn in diesem und ähnlichen fehlt zwar auch das Inhaltsverzeichniss des Stückes, doch sind wertvolle Aufzeichnungen über die Art und Weise der Aufführung darin enthalten.

Wir müssen daher für wahrscheinlich halten, dass das Bartfelder Verzeichniss durchaus privaten Characters ist — wofür übrigens schon der ganze Habitus des Papierstreifs zeugt — und auf die Weise entstanden sein dürfte, dass der Veranstalter der Aufführung, vielleicht der Schulmeister (baccalarius), dessen Name uns leider nicht bekannt ist, sich die zur Aufführung des Stückes unumgänglich notwendigen Rollen notirte und dazu auch die Personen verzeichnete, welche er zur Uebernahme der betreffenden Rolle für geeignet hielt oder auch die sich selbst dazu erboten hatten.

Von den vierundfünfzig Rollen des Stückes — beiläufig soviel Personen pflegten auch in ältern ausländischen Osterspielen aufzutreten, während später die Zahl der Teilnehmer selbst über zweihundert betrug — waren zur Zeit, als unser Verzeichniss abgefasst wurde, blos siebzehn Rollen noch nicht besetzt: namentlich die Rolle des Rubin oder des Dieners des Pilatus (aus dem Original ist nicht mit Bestimmtheit zu entnehmen, welche dieser beiden Rollen von Kannengisser gegeben wurde), dann die Rolle der vier Engel und der Eva, sowie die der Repräsentanten der verschiedenen Zünfte und bürgerlichen Beschäftigungen, z. B. der Schuhmacher, der Kaufleute, der Bader u. s. w. Ob sich später auch für diese Rollen die notwendigen Darsteller gefunden haben, ist uns nicht bekannt, wie wir ja nicht einmal wissen, ob die geplante Aufführung überhaupt zu Stande gekommen ist; daraus jedoch, dass wir die Darsteller der eben angeführten Rollen nicht angegeben finden, lässt sich mit nichten der Schluss ziehen, dass sich keine Darsteller für dieselben gefunden haben; es ist auch der Fall möglich, dass der Regisseur es nicht für nötig hielt die Namen der sich später Meldenden aufzuzeichnen, oder auch darauf vergass.

Doch ist es schon Zeit, uns aus dem Theaterzettel selbst zu überzeugen, welche Rollen in dem Stücke vorkamen, und von wem sie gegeben wurden:

Precusor	Austin grofe
Pilatus	jorg hawtczke

primus	Miles	Lassla Wynter
secundus		Thomas glawchner
tercius		Andreas konstil
Quartus		lorencz bleycher
Primus	Servus militum	Jokesch Richter
Secundus		Mager peter
Servus pylati		Kannengisser
Rubinus		
paustirbalg		Mertin grolok
Medicus		Bacc.
Uxor Medici		Erhardus
filia Medici		Michil servus hawtzke
Cayphas		Nicklos Menczel
Uxor Cayphe		lichterstern
filius Cayphe		Jeronimus Slosser
pessak		jorg Eckil
Cayn		Nicklos zymmerman
Ruben		Steffanus pixidiarius
Abraham		Jocob Melczer
ysaac		Gregor drezler
Scarioth		Marcus Mewke
Mops		Andreas Wolfhart
pynsolt		mebis schuster
Jhesus		Johannes gener petri thor
primus	angelus	
secundus		
tercius		
quartus		
Adam		paulus sub muro
Eua		
primus propheta		Nicklos messersmeth
secundus propheta		Czrysan
Anima pistoris		
Anima sartoris		
Anima sutoris		
Anima Carnuficis		
Anima Brasiatoris		
Anima Mercatoris		
Anima Balneatoris		
Anima pellificis		
Anima Rustici		
Anima Vetule		
Anima penestite *(so!)*		
Petrus		Stanislaus de Becz
Johannes		Petrus Hertel

Thomas		Johannes Seypener
prima	persona	Hartmannus
secunda	persona	Stanislaus
tercia	persona	Kestner
Luciper		Sartor Symon
Sathanas		Andris bleycher
Belzebob		hasenyeger

Die Namen der Darsteller sind denjenigen wenigen, welche sich mit der Geschichte der kön. Freistadt Bartfeld im XV. Jahrhundert befasst haben, zum grossen Teile nicht unbekannt. Auf dem engen Raume unseres Theaterzettels finden wir unter andern weniger bedeutenden Persönlichkeiten mehrere der vornehmsten Bürger der Stadt beisammen, die durch Aufführung eines Osterspieles ohne Zweifel ein gottgefälliges Werk zu verrichten meinten. Frauen betraten nach guter alter Art auch zu Bartfeld nicht die Bühne.

Peter *Mager* (auch *Magar* und *Magyar* genannt), der von 1419 an öfter in den Listen der Steuerzahler und Leinenweber erscheint (1456, 58. — 1447, 49, 50, 51, 52, 54), war im J. 1468 Senator, 1459, 1476, 1477 Stadtrichter. Er starb 1480. Seine Frau Veronica nimmt einen der ersten Plätze unter den Wohltätern der Bartfelder Pfarrkirche ein, zu deren Aufbau sie beträchtliche Summen beisteuerte. *Andreas Konstil* (meist *de Kunstel* oder *Kunstler* genannt, aus der zu Bartfeld gehörigen Besitzung *Kunstel*), der 1439 das Bürgerrecht der Stadt Bartfeld erwarb, war 1443 und 44 Mitglied des Rates der Fünfzig und später, als die Zahl der Mitglieder des Rates auf hundert erhöht wurde, centumvir (1460, 66, 67, 70); *Thomas Glawchner* war 1439, 42, 43, 44 quinquagintavir, 1466, in welchem Jahre er zuletzt vorkommt, centumvir; *Georg Hawtzke* (Hauczky), dem wir im J. 1428 zuerst und im J. 1466 zuletzt in der Liste der Steuerzahler begegnen, war 1439, 41, 44, quinquagintavir. *Mebis Schuster* (Mewis Sutor), der im J. 1439 das Bürgerrecht der Stadt Bartfeld erwarb, war 1458, 66, 67, 68 und 70 centumvir; *Hanns Kannengisser* kommt im J. 1443 als quinquagintavir, 1466, 67, 68, und 70 als centumvir vor; *Johannes Seypener* (Seifensieder?), dem wir im J. 1435 zuerst, im J. 1458 zuletzt in der Liste der Steuerzahler begegnen, war 1443 quinquagintavir; *Sartor Simon* (Simon Sneyder) (1455—1476) 1466 centumvir; *Jorg Eckil* (Eckel), der schon im J. 1449 (zuletzt 1477) erwähnt wird, im J. 1466 cen-

tumvir. Ferner finden wir *Austin Grofe* 1449, *Lichterstern* 1430, *Jeronimus Slosser* von 1449 bis 1452, *Jacob Melczer* 1476, *Jakob Hartmann* von 1450 bis 1477, *Peter Hartmann* von 1454 bis 1465, *Lassla Wynter* von 1431 bis 1439, *Nicklos Menczel* von 1430 bis 1458, *Nicklos Zymmerman,* der vielleicht mit dem aus den Jahren 1426, 1427 bekannten *Nicolaus Carpentarius de Cassa* identisch ist, bis zum J. 1475 erwähnt. *Andreas Wolfhart* begegnen wir von 1435 bis 1477, *Nicklos Messersmeth* von 1428 bis 1475, *Steffanus Prixidiarius* (Büchsenmacher) von 1439 bis 1444, *Andris Bleycher* 1447 und 1449, *Jocop Hasenyeger* von 1434 bis 1471 in den Steuerausweisen und Rechnungsbüchern der Stadt Bartfeld. *Mertin Grolok* ist entweder mit jenem *Martinus Grolok* identisch, der im J. 1445 als unmündiger Sohn des Peter Grolok erwähnt wird, oder mit jenem *Martinus Grolok,* dessen Sohn Jakob im J. 1463 schon Krakkauer baccalarius iuris war. Schliesslich, und dies ist das wichtigste, kommt ein *Czrysan (Crischan, Krisan)* in den mittelalterlichen Urkunden der Stadt Bartfeld blos 1428, 30, 31, 34, 36, 49 vor: 1449 oder 50 scheint er gestorben zu sein; in den Steuerausweisen aus den Jahren 1450, 52, 54 finden wir statt seines Namens den seiner Witwe *(Crisanin)* eingetragen. Von den übrigen sind uns wenigstens andere Mitglieder ihrer Familie wohl bekannt. So z. B. war ein *Peter Richter* 1439, 41 quinquagintavir; *Petrus Amthor*, einer der reichsten Bürger der Stadt und Schwiegervater unseres «Johannes gener petri Thor», 1436 Stadtrichter.

Diese Zusammenstellung, welche auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, dürfte genügen, um den Beweis zu führen, dass wir es wirklich mit einem Bartfelder Osterspiele zu tun haben, welches jedenfalls nach 1439 und vor 1450 gegeben wurde.

Den Inhalt des Stückes, von welchem uns blos das Rollen-Verzeichniss erhalten ist, wird es nicht schwer sein, eben aus diesem Verzeichnisse zu reconstruiren, wenn wir nur nicht ausser Acht lassen, dass wir für Bartfeld, eine kerndeutsche Stadt, nicht ungarische, sondern deutsche Sitten und Gebräuche voraussetzen müssen, und dass somit nur eine Vergleichung der deutschen Osterspiele uns zum Ziele führen kann.

Im Bartfelder Osterspiele haben wir folgende Rollen vor uns: Den Herold (precursor), Pilatus, vier Soldaten und ihre beiden Diener, den Diener des Pilatus, Rubin, Paustirbalg (Pusterbalg), den

Quacksalber (medicus, der Salbenhändler) mit Frau und Tochter, Kaiphas mit Frau und Sohn, acht Juden: Pessak, Kain, Ruben, Abraham, Isak, Iskarioth, Mops und Pynsolt — von denen der eine, Mops, denselben Namen führt wie in manchen Weihnachtsspielen nach classischen Mustern der eine Hirt — Jesus, vier Engel, Adam und Eva, zwei Propheten, die Seele des Müllners, des Schneiders, des Schuhmachers, des Fleischhackers, des Bierbrauers, des Kaufmanns, des Baders, des Gerbers, des Bauern, des alten Weibes und der Höckerin, die Aposteln Petrus, Johannes und Thomas, die drei Marien und schliesslich drei Teufel, Lucifer, Satan und Belzebub.

Diese Personen treten in den folgenden Scenen auf:

Erste Scene. Der Herold (*precursor*, sonst *expositor ludi*) eröffnet das Spiel mit einer Anrede an das Publicum, in welchem er entweder nach classischem Muster eine Exposition des Stückes gibt, oder — was in diesem Falle bei dem Umstande, dass die heilige Schrift jedem Zuhörer zur Genüge bekannt war, wahrscheinlicher ist — die einzelnen Rollen vorstellt und die Zuhörer ermahnt, der Aufführung in Stille zuzusehen.

In der *zweiten Scene*, mit welcher das Stück eigentlich beginnt, halten die Juden unter des Kaiphas Vorsitz am Tage nach des Erlösers Tode eine Sitzung, in welcher sie der Voraussage des Heilands gedenken, er werde am dritten Tage auferstehen, und beschliessen Pilatus aufzufordern, eine Wache am Grabe Jesu aufzustellen, damit der Leichnam von den Jüngern Jesu nicht gestohlen und gesagt werde, Jesus sei wieder auferstanden. Diese Beratung müssen wir uns wohl etwas ausführlicher vorstellen, als wie sie gewöhnlich zu sein pflegt, da wir sonst kaum begreifen können, warum die Juden hier einen eigenen Namen haben und nicht kurzweg als primus, secundus, tertius Judæus aufgeführt werden, wie es z. B. im «Ludus Judæorum circa sepulchrum Domini» der Fall ist. — Aus der Sitzung gehen alle anwesenden Juden zu Pilatus (*dritte Scene*), um ihre Bitte vorzutragen. Pilatus empfängt sie auf das freundlichste und sendet sogleich seinen Diener aus (servus Pilati) Söldner zu werben. Dieser kehrt alsbald (*vierte Scene*) mit vier Söldnern zurück (primus, secundus, tercius, quartus miles), die dann mit den Juden um den Sold für die Grabwache unterhandeln, worauf sie von Pilatus zur Bewachung des Grabes abgeordnet werden. Unter lautem Prahlen mit ihrer Tapferkeit beziehen sie ihren Posten und stellen

sich an den vier Ecken des Grabes auf, wo sie nach kurzer Wache bald in tiefen Schlaf verfallen. (Es ist übrigens auch möglich, dass der Diener des Pilatus in der dritten und vierten Scene noch nicht auftritt und dass die Söldner schon in Pilatus' Umgebung waren, als die Juden an ihn herantraten.) Die Söldner liegen noch im ersten Schlummer da, als der Diener des Pilatus erscheint *(fünfte Scene)*, um sie zu regem Wachehalten anzuspornen. Als er aber ihrer ansichtig wird, wie sie in tiefem Schlafe daliegen und sich von ihrem Leichtsinn überzeugt, eilt er zu seinem Herrn zurück, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniss zu setzen. Hierauf erscheinen die vier Engel (primus, secundus, tercius, quartus angelus) und rufen den im Grabe ruhenden Herrn an *(sechste Scene)*, welcher alsdann aus dem Grabe hervorgeht.

Die Reihenfolge der jetzt folgenden Scenen lässt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Aus dem Umstande, dass in unserem Osterspiel zwei Diener der Söldner auftraten, könnte man folgern, dass die Söldner, die auf das die Auferstehung begleitende Geräusch erwachen, einen ihrer Diener an Pilatus, den andern an Kaiphas und die Juden absenden, um sie zu benachrichtigen, dass der Heiland sein Versprechen eingelöst habe und wirklich auferstanden sei, worauf Pilatus und die Juden zum Grabe eilen, die Söldner mit Vorwürfen über ihre Nachlässigkeit überhäufen, und die Juden sie überdies noch durch Bestechung zur Verheimlichung des wahren Tatbestandes und zur Verbreitung des Gerüchtes, die Jünger hätten den Leichnam Jesu gestohlen, zu verleiten suchen. Doch ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Verfasser des Osterspieles die eng zusammengehörenden Scenen der Auferstehung und der Erlösung der verdammten Seelen nicht durch diesen Auftritt auseinanderreissen wollte, sondern die Diener der Söldner blos dazu verwendete, um den am Grabe Wache haltenden Söldnern Speise und Trank zuführen zu lassen, während er den von seinen Engeln umgebenen Heiland unmittelbar nach der Auferstehung zu den Vorhallen der Hölle begleitete. Nun regt sich die Hölle *(siebente Scene)*. Die Altväter, welche mit alleiniger Ausnahme der von Gott direct in den Himmel entrückten Elias und Enoch noch sämmtlich in der Hölle sich befinden und des Erlösungswerkes Jesu harren, fühlen instinctiv, dass Jesus auferstanden ist. Daher beginnen Adam, Eva und die beiden Propheten (primus, secundus propheta) von der ihnen unmittelbar

bevorstehenden Erlösung zu reden, Adam mit dem ersten Teil der Antiphone *Cum rex gloriae* etc. beginnend, Eva mit dem zweiten Teile derselben *Advenisti desiderabilis* fortfahrend, und geben ihrer Freude lebhaften Ausdruck. Auf der andern Seite rüsten sich die Teufel (Lucifer, Sathanas, Belzebub) die Hölle zu befestigen, welche Jesus zu brechen und die guten Seelen hinauszuführen jetzt kommen wird. Nun kommt Jesus mit den vier Engeln vor dem Höllentore an *(achte Scene)*; die Engel fordern die Teufel zu wiederholten malen auf ihm Einlass zu gewähren (Tollite portas principes vestras); diese weigern sich dem Befehle Folge zu leisten, bis endlich der Erlöser mit dem Fusse die Höllenpforte einstosst und unter lautem Wehklagen der Teufel die Altväter und die guten Seelen herausruft und ins Himmelreich führt. (Möglicherweise folgt erst jetzt die oben skizzirte achte Scene, nur mit dem Unterschiede, dass die Altväter, Adam und Eva sich auf die Begrüssung des Erlösers beschränken und die Teufel ihrer Verzweiflung Ausdruck geben.) Nun treten die bösen Seelen auf *(neunte Scene)*, deren Erscheinen dem Dichter willkommenen Anlass zur Satire und zu beissender Charakteristik der verschiedenen Berufsarten bietet. Diesen Auftritt können wir uns auf zweierlei Weise denken, entweder in den engen Rahmen einer kleinen Scene zusammengedrängt oder aber zu einem ausführlichen Zwischenspiele verarbeitet. In letzterem Falle sendet Lucifer in seiner Verzweiflung über die erlittene Niederlage die übrigen Teufel aus, um die durch die Erlösung der guten Seelen in der Hölle entstandene Lücke durch das Einfangen böser Seelen wieder auszufüllen. Die Teufel folgen diesem Befehle und kehren mit reicher Beute beladen zu Lucifer zurück, dem die bösen Seelen ihre Schandtaten hersagen müssen. Nach der ersteren Annahme hinwieder jammern und wehklagen die von Christus nicht erlösten Seelen über ihre Ausschliessung von der ewigen Seligkeit und zählen ihre Missetaten her, auf Grund welcher sie nun zu ewiger Verdammniss verurteilt sind. Der Müllner hat das Mehl gefälscht, der Schneider hat vom Stoffe gestohlen, der Bierbrauer hat schlechtes Bier gebraut, der Kaufmann hat seine Kunden betrogen und dgl. mehr. Wie immer übrigens diese Scene des Bartfelder Osterspieles angelegt gewesen sein mag, an Umfang muss sie ähnliche Scenen fremder Osterspiele um ein bedeutendes übertroffen haben, denn so viele böse Seelen wie hier finden wir in keinem andern Stücke beisammen. Es scheint, dass der Dichter,

oder auch der letzte Überarbeiter des Bartfelder Osterspieles, die ihm gebotene günstige Gelegenheit gehörig ausnützen wollte, um verschiedene sociale Übelstände der Stadt schonungslos aufzudecken.

Während nun der Heiland die erlösten Seelen in den Himmel führt (was vielleicht den Stoff einer Scene für sich bildete), tritt der Quacksalber (medicus, sonst Apotheker oder Salbenkrämer) mit seinem Gesinde auf *(zehnte Scene)* und beginnt das zweite komische Zwischenspiel.

Nachdem er seinen Kram errichtet, ergeht er sich des längern über seine Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit und frägt schliesslich das Publicum, ob es nicht einen Gehilfen für ihn wüsste. Es findet sich gleich einer, Rubinus, der Eulenspiegel und Hanswurst der Mysterien, der, nachdem er sich seinen Lohn ausbedungen, auch für sich einen Diener sucht, und in der Person des Pusterbalg (Paustirbalg) auch findet. Während nun Rubin und Pusterbalg dem Publicum alles nur erdenkliche Gute über ihren Herrn und seine Frau zu erzählen wissen und allerlei Arzneien bereiten, kommen die drei Marien, Maria Magdalena (prima persona), Maria Salome (secunda persona) und Maria Cleophe (tertia persona), in der Absicht vom Quacksalber eine Salbe zu kaufen, um damit den Leichnam Jesu zu balsamiren, von dessen inzwischen erfolgter Auferstehung sie noch keine Kunde erhalten haben. Nach langem Feilschen lässt der Quacksalber endlich von dem enormen Preise nach, den er anfangs für seine Salbe gefordert hatte, doch zieht ihm dies heftige Vorwürfe von Seiten seiner Frau zu, die es nicht ruhig zusehen kann, wie er seine kostbarste Waare um einen Spottpreis verschleudert. Am Ende artet der Zank in Tätlichkeiten aus, wobei Rubin die Partei der Frau ergreift, wofür er von der Tochter des Quacksalbers (in andern Stücken von der Magd desselben) zurecht gewiesen wird, was wieder zu einer Schlägerei zwischen Rubin und der Tochter des Quacksalbers führt. Nachdem sich der Spectakel endlich gelegt, begibt sich der Quacksalber zur Ruhe, jedoch nicht ohne vorher Rubin aufzutragen, ein wachsames Auge auf seine Frau und seinen Kram zu haben. Rubin verspricht auch seiner Pflicht eingedenk zu sein, kaum aber entfernt sich sein Herr, entführt er ihm sowohl die Frau als auch den Kram. Mit dem verzweifelten Wehklagen des von Pusterbalg geweckten Quacksalbers endigt dieses zweite komische Intermezzo.

Inzwischen kommen die drei Marien beim Grabe an, sehen aber zu ihrer grossen Überraschung den Stein abgewälzt und an Stelle der Söldner zwei Engel Wache halten *(eilfte Scene)*, von denen sie die Auferstehungsbotschaft mit dem Auftrage erhalten, sie den Jüngern Jesu zu überbringen. Blos Maria Magdalena bleibt zurück *(zwölfte Scene)* und geht wehklagend und an der Wahrheit der Botschaft zweifelnd beim Grabe umher, bis endlich Jesus als Gärtner (hortulanus) erscheint, sich ihr zu erkennen gibt und die Wahrheit des soeben Vernommenen bekräftigt. Nachdem der Erlöser sich wieder entfernt hatte, kommen Petrus und Johannes im komischen Wettlaufe *(dreizehnte Scene)*, um die Schweisstücher von den Engeln in Empfang zu nehmen und sich von Maria Magdalena nochmals über die Auferstehungsbotschaft und über das Erscheinen des Erlösers unterrichten zu lassen. Und während sie nun heimkehren, begegnet Thomas der lobsingenden Maria Magdalena *(vierzehnte Scene)* und bezweifelt die Botschaft, worauf Christus selbst nochmals erscheint, ihn zu bekehren. Hiemit ist das Stück zu Ende, ausgenommen es richtet der Præcursor noch einige Worte an das Publicum.

Dies sind die Umrisse des Bartfelder Osterspieles aus dem XV. Jahrhundert, soweit wir es aus dem Verzeichniss der darin auftretenden Rollen reconstruiren konnten. Wenn wir auch nicht in jedem Punkte das Richtige getroffen haben — wir kennen kaum einige Mysterien, welche einander vollkommen gleich wären — so können wir doch soviel kühn behaupten, dass wir einen richtigen Begriff von der Composition des Stückes, sowie von der Stufe der Entwickelung gegeben haben, auf welcher das geistliche Schauspiel um die Mitte des XV. Jahrhunderts zu Bartfeld angelangt war.

Auf den ersten Blick nämlich ist zu ersehen, dass das Bartfelder Spiel die Fabel mehrerer kleinerer geistlicher Spiele umfasst, welche anderswo meist zu selbständigen Spielen verarbeitet zu werden pflegten. Einerseits die ersten acht Scenen, welche die Grabwache, die Auferstehung und die Erlösung darstellen, andererseits die letzten Scenen des Stückes, welche den Gang der drei Marien zum heiligen Grabe zum Gegenstande haben, gehören zwei verschiedenen Stücken an; das erstere gehört zu derselben Gattung, wie der aus dem westlichen Kärnthen herrührende «Ludus Judæorum circa sepulchrum Domini», der Trierer «Ludus de nocte paschæ» und das Wolfen-

bütteler Osterspiel; dem letzteren entspricht die gleichfalls aus dem westlichen Kärnthen herstammende «Visitatio sepulchri in nocte resurrectionis» und das im J. 1464 geschriebene «De resurrectione» betitelte Stück aus Redentin bei Wismar an der Ostsee. Doch kommen diese beiden kleineren Stücke schon recht früh zu einem verschmolzen vor, so in dem Mysterium von Tours aus dem zwölften Jahrhundert, in der Innsbrucker Auferstehung aus dem J. 1391, im Wiener Osterspiel aus dem J. 1472, in zwei Sterzinger Spielen aus dem XV. Jahrhunderte, schliesslich in unserm Bartfelder Osterspiele, was einesteils beweist, dass die Vereinigung dieser beiden Stücke sehr alt ist, andererseits dass sie aus den verschiedensten Ländern nachgewiesen werden kann, wodurch uns leider die Möglichkeit benommen ist zu bestimmen, in welcher Gegend Deutschlands das Bartfelder Osterspiel eigentlich zu Hause ist. Möglicherweise wurde es noch zur Zeit der Herrschaft der Árpáden von den Bartfelder «Saxones» aus Nord- oder Mitteldeutschland nach Ungarn gebracht; dass es sich nicht direct aus dem alten ungarischen Rituale entwickelt hat, beweist seine Verwandtschaft mit den oben angegebenen deutschen und französischen Stücken zur Genüge.

Trotz dieser nahen Verwandtschaft finden wir jedoch im Bartfelder Osterspiele manche Züge, welche sich aus sonstigen Mysterien nicht nachweisen lassen und vielleicht den Bartfelder Ueberarbeiter des Spieles zum Verfasser haben. So z. B. haben wir schon auf die grosse Zahl der in unserem Stücke auftretenden Juden und bösen Seelen hingewiesen; auch haben wir von der Tochter des Quacksalbers vermutet, dass sie dieselbe Rolle spielt, wie anderwärts die Magd desselben: doch bleiben noch immer Frau und Sohn des Kaiphas zurück, die es schwer hält auf passende Art zu beschäftigen. Vielleicht hatte der Sohn des Kaiphas hier dieselbe Rolle wie im «Ludus Judæorum circa sepulchrum Domini» der Diener des Kaiphas, Namens Medes, den sein Herr von Pilatus weg nach Hause schickt um das Geld zu holen, welches die Juden den Söldnern für die Grabwache zu zahlen haben. Dieser verlangte das Geld vielleicht von der Frau des Kaiphas, welche wohl nur dieses einzige Mal auf der Bühne zu tun hatte.

Wir begegnen dem religiösen Drama nicht blos dies eine Mal zu Bartfeld: auch später noch, zu Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, diente es zur Erbauung und Ergötzung seiner

frommen Bürgerschaft. In den Rechnungsbüchern der Stadt finden wir einigemale kleine Summen verzeichnet, welche der Rat den Schauspielern entweder blos zur Deckung der Regiekosten (drei—vier Gulden) oder auch als Belohnung für ihre Mühe ($^1/_2$—1 Gulden) ausbezahlte. Auf diese Remuneration werden wohl nur die weniger wohlhabenden Schauspieler Anspruch erhoben haben. Zu Ostern 1497 wurde die Auferstehung Christi (ludus de resurrectione domini), vielleicht das oben weitläufig beschriebene Osterspiel, dargestellt;[1] gegen Ende desselben Jahres wurde ein Weihnachtsspiel aufgeführt, welches aber nicht so glänzend ausgefallen zu sein scheint wie sonst die Osterspiele, im entgegengesetzten Falle hätte die Stadt den Schauspielern wohl etwas mehr als einen halben Gulden Trinkgeld gespendet.[2] Im J. 1512, als Leonhard Stöckel der Aeltere Stadtrichter zu Bartfeld war, wurde zu Ostern die Passion und die Auferstehung Christi aufgeführt, ein Stück, welches kaum mit dem Osterspiel über die Auferstehung Christi identisch sein dürfte:[3] schliesslich wurde im J. 1516, als Andreas Rauber Stadtrichter war, zu Ostern wieder die Passion gegeben.[4] Auf letztere Aufführung bezüglich wissen wir noch, dass die Stadt für Ausbesserung verschiedener Oefen und für die Errichtung der zur Aufführung notwendigen Bühne im Ganzen einen Gulden 45 Denar Auslagen gehabt hat. Selbstverständlich konnte man selbst für die grössere Hälfte dieser Summe kaum mehr als eine höchst primitive Holzbude herstellen; doch waren die geistlichen Spiele auch anderwärts nicht eben glänzender inscenirt.

Nach dem Jahre 1516 wurden unseres Wissens zu Bartfeld keine religiösen Spiele mehr gegeben, wenigstens begegnen wir ihnen bis

[1] 1497. VI^ta infra conductum paschae [1. Apr.].... Eodem die lusoribus qui in festivitatibus pasche ludum de resurrectione domini luserunt d. 1^c (= 100).

[2] 1498. zwischen VI^ta in profesto Epiphaniarum [5. Jänner] und VI^ta infra octavas Epiphaniarum [13. Jänner]: Item llusoribus ludentibus ludum in festivitatibus Natalis domini in propinam fl. $^1/_2$.

[3] 1512. VI. pasche [16. Apr.] racio communis operariis qui reformaverunt lic stratum tempore ludi passionis et resurrecionis Christi etc. ort. III. — Item in subsidium passionis christi per modum ludi demonstrati fl. IIII.

[4] 1516. Item sexta ante pasce [21. März] racio communis operariis de reformacione fornacum in albatorio superiore et operariis carpentarii pro edificacione theatrorum ad ludum pascalem fl. 1. d. XLV.

Eodem die [VI^ta post pasce. 28. März] in subsidium ludi passionis domini fl. III.

zum Jahre 1523 nicht mehr, in welchem Jahre die grosse Lücke in der Reihe der alten Rechnungsbücher, die erst im J. 1552 wieder anheben, beginnt. Möglicherweise fand das Volk keinen Gefallen mehr an ihnen oder widersetzten sich der neue Pfarrer, Peter Czypser (1515—1519) und seine Nachfolger dieser nicht selten einfältigen Profanation der biblischen Erzählung; schliesslich musste auch die früh um sich greifende Reformation und der damit verbundene Glaubenskampf den Sinn des Volkes von diesen dasselbe nur zu sehr an seinen alten Glauben gemahnenden Lustbarkeiten ablenken.

Bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts finden wir auch, dass die Bühne zu Bartfeld ganz im Dienste der Reformation und der Schule steht; das Drama sinkt zum Schuldrama herab.

Auch auf diesem Gebiete nimmt Bartfeld einen hervorragenden Platz in der Geschichte der älteren dramatischen Literatur Ungarns ein; hier begegnen wir zuerst dem Schuldrama auf ungarischem Boden und ist Bartfeld nebst Kaschau die einzige protestantische Stadt, wo man dem Schuldrama Pflege angedeihen liess. Leonhard Stöckel, einer der ersten und bedeutendsten ungarischen Reformatoren, dürfte das Schuldrama in Bartfeld eingeführt haben. Als persönlicher Schüler Luther's und Melanchthon's war er jedenfalls von der Nützlichkeit des Schuldramas überzeugt, und als Director des Bartfelder Gymnasiums, dem er mit geringer Unterbrechung einundzwanzig Jahre lang (1539—1560) vorstand, hatte er Gelegenheit genug dasselbe in Ungarn einzubürgern. Nach Kaschau, wo wir es aus dem J. 1557 erwähnt finden, dürfte die Schulcomödie auch von Bartfeld verpflanzt worden sein. Zwar scheint Stöckel in den ersten Jahren nach seiner Heimkehr noch nicht an die Einführung der Schulcomödie gedacht zu haben — in den von ihm 1540 verfassten Gesetzen und Vorschriften des Bartfelder Gymnasiums finden wir der Schulcomödie mit keinem Worte Erwähnung getan — nichtsdestoweniger dürfte Stöckel schon lange vor 1552 von seinen Schülern scenische Aufführungen haben veranstalten lassen, von welchem Jahre an die Rechnungsbücher der Stadt Bartfeld wieder erhalten sind.[1] Die

[1] Diesen Rechnungsbüchern entnehmen wir folgende Aufzeichnungen:

1553. Item pro actione latine Comedie Eunuchi et Germanice Kayn et Abel recitatarum dedimus fl. 3.

1554. Pro germanica comedia incontinentis et per legem Mosis damnati filii recitata solvimus actoribus fl. 1½.

Nachrichten über frühere Aufführungen von Schulcomödien sind mit dem Verluste der Rechnungsbücher von 1524—1551 der Vergessenheit anheimgefallen. Zwar ist aus dem J. 1552 selbst keine Aufführung bezeugt, doch dürfte das erste der beiden im J. 1553 angeführten Stücke, des Terenz Eunuchus, und Kain und Abel, vielleicht noch in das Jahr 1552 fallen, da wir sonst keinen Fall wissen, dass zu Bartfeld in einem Jahre zwei Stücke gegeben worden wären (der Ausnahmefall im J. 1574 ist leicht zu erklären). Doch wollen wir auch die Möglichkeit der Annahme nicht bestreiten, dass die Schulcomödie erst im J. 1553 ihren Einzug in Bartfeld hielt und dass es Stöckel für angezeigt hielt, seine neue Institution in zweierlei Gestalt,

1555. Item pro recitata historia germanica de Josepho dedimus fl. 1½.

1556. Item pro recitata germanica comedia vidue scholasticis iunioribus datus fl. 1.

1558. Item pro recitata germanica historia Josephi prima et altera parte donavimus cantori fl. 3.

1559. Actoribus germanice Historie Susanne studiosis dati fl. 2.

1560. Pro comoedia Germanica acta in senaculo dati fl. 1½.

1561. Pro acta Danielis Tragoedia scholasticis dati fl. 1½.

1562. Pro acta comedia germanica de iniquo iudice scholasticis donati fl. 1½.

1563. Pro acta tragedia Germanica Susannae scolasticis donati fl. 1½.

1566. Pro acta tragedia Germanica Judith scolasticis donati fl. 1½.

1567. Pro accione comoediae de iniquo iudice fl. 1½.

1570. Scolasticis pro comedia publice acta fl. 1½.

1571. Cantori pro comedia de filio prodigo solvimus fl. 1½.

1573. Pro tragoedia hic senatui per scolam exhibita collaboratori scole donati fl. 1½.

1574. Cantori solvimus eodem die [feria 6ta post Valentini] pro tragoedia acta in curia coram senatu fl. 1. d. 50.

Pro acta comoedia in pretorio in nuptiis generi Haucko: solvimus fl. 1.

1575. (6ta ante Valentini?) pro comoedia hic exhibita publice in senatu collaboratori dati fl. 1½.

1579. Pro actione comoediae scholasticis de more fl. 1/50.

1580. Pro actione comoediae in curia fl. 1/50.

1581. Pro actione comoediae fl. 1 d. 50.

1582. Pro actione comoediae fl. 1/50.

1584. Collaboratori pro tragoedia acta fl. 1 d. 50.

1586. (6ta ante Fabiani et Sebastiani) Juvenibus scholasticis pro actione comediae datus fl. 1/50.

1587. (6ta feria proxima post foelicis) Juvenibus scholasticis pro actione comediae fl. 1/50.

1588. Pro lusu comediae de Nuptiis 2 fl. 1.50.

mit einer lateinischen und einer deutschen Aufführung dem ehrbaren Rate vorzustellen. — Stöckel führte die Schulcomödie zu Bartfeld ein und unter seinem Rectorate scheint man ihr auch die sorgfältigste Pflege haben angedeihen lassen. Von 1553 (1552?) bis 1560, bis zu Stöckels Todesjahre, finden wir, dass mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1557 jedes Jahr gespielt wurde, während unter Thomas Faber's Rectorat (1560—1592) zwei und mehr Jahre von einer Aufführung zur andern verstrichen. Und auch jene Ausnahme entbehrt nicht der Begründung; die gerade im Jahre 1557 zu Bartfeld wütende Pest wird Stöckel verhindert haben, auch in jenem Jahre die gewohnte Vorstellung zu veranstalten.

Was den Inhalt der aufgeführten Stücke anbelangt, begegnen wir ausser dem 1553 (1552?) in Scene gesetzten Eunuchus des Terenz blos biblischen und allegorischen Stücken, welche mit wenigen Ausnahmen in deutscher Bearbeitung vorlagen und zum Teile Originalarbeiten Bartfelder Schulmeister gewesen sein mochten. Im J. 1553 wurde Kain und Abel, 1554 der Sohn, der sich nicht zu enthalten wusste und nach Mosis Gesetz verurteilt wurde, 1556 die Witwe, 1562 und 1567 der ungerechte Richter, 1571 der verschwenderische Sohn, 1588 die beiden Hochzeiten — lauter Comödien — gegeben; dass diese Stücke alle in deutscher Sprache abgefasst waren, wird durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, dass die Vorrede von Stöckels Susanna (1559) den Gebrauch der deutschen Sprache mit dem Mangel des Verständnisses der lateinischen bei den Zuhörern entschuldigt, «darumb wir nu viel Jar allein in gemeiner Sprach uns hören lan». Comödien wurden auch 1570, 75, 79, 80, 81, 82, 86 und 1587 gegeben, doch finden wir weder den Gegenstand derselben, noch die Sprache der Aufführung angemerkt. Ausserdem begegnen wir noch Tragödien und sogenannten Historien, welch letztere eine Mittelgattung von Tragödie und eigentlicher Comödie (zu Bartfeld wurde auch das Drama überhaupt Comödie genannt) gewesen zu sein scheint. Doch dürfte der Umstand, dass die «Geschichte der Susanna» bald Tragödie (im J. 1563) bald Historie (1559) genannt wird, und dass sie im J. 1559 in demselben Jahre, wo sie in den städtischen Rechnungsbüchern als Historie erscheint, zu Wittenberg als Tragödie gedruckt wurde, dafür zeugen, dass die Historie der Tragödie doch näher als der eigentlichen Comödie gestanden sei. Uebrigens wurde zu Bartfeld ausser der

Susanna blos noch eine Historie aufgeführt, die Geschichte von Joseph, deren erster Teil 1555, beide Teile 1558 in Scene gesetzt wurden. Tragödien finden sich, auch von der Susanna abgesehen, mehrere vor; im J. 1561 wurde Daniel's Tragödie, 1556 die Tragödie der Judith aufgeführt; auch in den Jahren 1574 und 1584 gelangten Tragödien, deren Titel uns jedoch nicht überliefert sind, zur Aufführung.

Am höchsten scheint man von allen diesen Stücken Stöckels auch in Druck erschienene Susanna gehalten zu haben. Ihr voller Titel lautet: «Historia von Susanna in Tragedien weise gestellet zu Vbung der Jugent zu Bartfeld in Vngern. Durch Leonart Stöckel zu Bartfeld Schulmeister. Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft. 1559.» Schon dass dieses Stück fünf Jahre später zu Bartfeld wieder aufgeführt wurde, und dass sich Stöckel auf Drängen seiner Freunde gerade mit der Dramatisirung der Susanna, welche vor ihm schon mehrere Bearbeiter gefunden hatte, vor die weitere Oeffentlichkeit wagte, beweist, dass es ein vortreffliches Stück gewesen sein muss, wenigstens in den Augen des Bartfelder Publikums, während der Verfasser selbst blos der Ansicht war, dass «solch Werck, wo nicht viel Guts, doch auch keine Ketzerey oder sonst etwas Böses bringen» wird. Und dass das Stück wirklich keinen absoluten Wert hat, ja dass es eigentlich ein in jeder Beziehung unbedeutendes Machwerk, eine verunglückte, blos durch aufdringliche Didaktik sich auszeichnende Überarbeitung der Susanna des Xystus Betuleius ist, kann nach dem was Robert Pilger in seinem Aufsatze über die «Dramatisirungen der Susanna im XVI. Jahrhundert» (Zeitschrift für deutsche Philologie XI. 1880) gesagt hat, keinem Zweifel mehr unterliegen, wenn man auch sonst der Überzeugung sein kann, dass Pilger etwas glimpflicher über das Stück geurteilt hätte, hätte er nicht versäumt in Betracht zu ziehen, dass wir es mit einer Schulcomödie zu tun haben.

Über die Aeusserlichkeiten all dieser Aufführungen können wir den lakonischen Aufzeichnungen der Rechnungsbücher kaum die eine oder die andere Notiz entnehmen.

Der Senat der Stadt pflegte für jede Aufführung, deren es im Jahre blos eine gab, anderthalb Gulden zu spenden, und zwar bald der Jugend selbst (1554, 56, 59, 61, 62, 63, 66, 70, 79, 86, 87), bald dem Hilfslehrer, dem das Einstudiren der Rollen und die ganze Inscenirung des Stückes obgelegen zu sein scheint. Im J. 1555

erhielt Thomas Faber (cantor et synergus), im J. 1571, 73, 74, 75 Georg Radaschin (der laut den Rechnungsbüchern «utroque fungitur cantoris et collaboratoris officio»), im J. 1584 Severin Sculteti die gewöhnliche Remuneration: aus den übrigen Jahren fehlen uns ausführlichere Aufzeichnungen, welchen wir entnehmen könnten, wer die anderthalb Gulden behoben hat, der Hilfslehrer oder aber die darstellenden Studenten, auch sind wir darüber ganz im Dunkeln, unter welchen Umständen der Hilfslehrer, unter welchen die Studenten Anspruch auf Entlohnung erheben konnten.—Nur selten sehen wir den Rat vom gewöhnlichen Honorar von anderthalb Gulden abweichen. Im J. 1553 sind drei Gulden in Rechnung gestellt, doch wurden damit zwei Aufführungen honorirt, so dass von einer Ausnahme eigentlich keine Rede sein kann. Im J. 1556 bekamen die Studenten blos einen Gulden, ohne Zweifel deshalb, weil diesmal ausnahmsweise nicht die Schüler der höheren Classen, sondern die «scholastici iuniores» die Darsteller waren. Nur noch in einem Falle erhielten die Studenten von der Stadt nicht mehr als einen Gulden, und das war bei Gelegenheit der ausserordentlichen Vorstellung, welche sie im J. 1574 zur Feier der Vermählung der Tochter des Stadtrichters Valentin Hanckovszky veranstalteten, doch dürften bei dieser Gelegenheit auch der glückliche Bräutigam und die Hochzeitsgäste nicht der jungen Künstler und ihres Meisters vergessen haben. Schliesslich erhielten unsere Schauspieler einmal, bei der ersten Aufführung von Stöckels Susanna, etwas mehr als das gewöhnliche Honorar, zwei Gulden, vielleicht deshalb, weil das Einstudiren des trefflichen Stückes mit ausserordentlicher Mühe verbunden war. Oder sollte der grosse geistige Genuss, welchen das neue Originalstück den Zuhörern bot, die Väter der Stadt zu dieser Verschwendung verleitet haben?

Ueber Zeit und Ort der Aufführung stehen uns nur wenige Aufzeichnungen zu Gebote. Im J. 1574 wurde die Vorstellung «feria sexta post Valentini» (20. Febr.), im J. 1575, wie es scheint, «sexta ante Valentini» (12. Febr.), im J. 1586 «sexta ante Fabiani et Sebastiani» (14. Jänner), schliesslich im J. 1587 «feria proxima post Foelicis» (15. Jänner) abgehalten, also, wie auch anderwärts, zur Faschingszeit, und zwar im geräumigen Rathaussaale (publice, in senaculo, in curia coram senatu, in pretorio, publice in senatu).

Hiemit bin ich genötigt meine Darstellung der Geschichte des Schauspielwesens zu Bartfeld abzubrechen, da meine diesbezüg-

lichen Forschungen blos bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts reichen. Doch zweifle ich nicht, dass das reiche Archiv der königl. Freistadt Bartfeld auch über die folgenden Jahrhunderte manche wertvolle Notiz aufbewahrt hat. Es sei somit der Aufmerksamkeit aller Forscher auf diesem Gebiete angelegentlich empfohlen.

EUGEN ABEL.

TÖKÖLI IN NEUESTER BELEUCHTUNG.

Ueber das Jahr 1683 haben schon so Viele und so viel geschrieben, dass ein neues Buch über diesen Gegenstand, nur deshalb weil es neu ist, wahrhaftig nicht einmal erwähnt zu werden verdiente. Die fleissige minutiöse Arbeit des ausgezeichneten Topographen der Stadt Wien, des gottseligen alten Ungarfressers Comesina, kann als die Krone dieser Werke angesehen werden. Wenn ich dessenungeachtet das jüngste Werk Klopp's [1] der Besprechung in diesen Blättern wert erachte, habe ich einen guten Grund dafür. Während Klopp's Vorgänger bei der Geschichte der Belagerung und Entsetzung Wiens sich ausschliesslich oder vorwiegend von localen Verhältnissen und Interessen leiten liessen und nicht weiter sahen, als die Spitze des Stephansturms sichbar ist: sieht Klopp sich in ganz Europa um und sucht die Keime und Wurzeln dessen, was zu der berühmten Belagerung und noch berühmteren Entsetzung führte, auf italienischem und französischem, deutschem und polnischem, türkischem und ungarischem Boden. Und dies ist das Hauptverdienst des Werkes, in dem uns Klopp auf Grund bisher grösstenteils unbenutzten archivalischen Materials mit der Politik des Papstes und des Franzosenkönigs, Leopold's und Sobieski's, der Pforte und der ungarischen «Rebellen» bekannt macht. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche die Kämpfe der osmanischen und der christlichen Mächte bis zum Eisenburger Frieden skizzirt, beginnt er mit der Schilderung der heimlichen Machinationen und offenen, unverholenen Bestrebungen Ludwig's XIV., führt uns sodann nach dem Orient hinüber, motivirt das Wachstum des französischen Einflusses daselbst, führt uns den

[1] *Onno Klopp*, Das Jahr 1683 und der folgende grosse Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Graz, 1882. gr. 8° XIV. und 580.

hochstrebenden Kaimakam (nachmaligen Grossvezier) Kara Mustafa vor, orientirt uns über die polnischen und ungarischen Verhältnisse, beleuchtet die Stellung Leopold's bei der Pforte und im deutschen Reiche. — Dies ist die Basis, auf welcher sich das Werk bis zur Erzählung der Befreiung Wiens zu einem harmonischen, organischen Ganzen aufbaut. Der Befreiung sage ich, denn die Geschichte der Jahre 1684—99 ist schon lückenhaft und trägt die Spuren dessen an sich, was der Verfasser — wenn auch indirect — im Vorwort eingesteht, dass er nämlich die ausführlichere Erörterung der orientalischen Verhältnisse, welche er in seinem grossen Werke: «Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in England, im Zusammenhange der europäischen Ereignisse» zu unterlassen genötigt gewesen, hier nachholt.

Die zelotisch katholische Auffassung, die ihm seitdem in Deutschland vorgeworfen wird, gibt sich auch an diesem seinem Buche zu erkennen. Diese Auffassung hat ebenso ihre Berechtigung wie die entgegengesetzte und es ist weder meine Absicht, noch mein Beruf, Klopp diesbezüglich zu verteidigen oder anzugreifen. Doch muss ich jenen exclusiven Standpunkt missbilligen, den er mit dieser Auffassung verbindet, auf welchen er sich nämlich bei der Beurteilung der deutschen kaiserlichen Politik oder rundweg herausgesagt bei der Bewunderung Leopold's stellt. Wir, mit der Ammenmilch deutscher Wissenschaft grossgezogen, pflegen Ludwig XIV. für viel egoistischer, treuloser zu halten, als ihn ein vollkommen Unbefangener halten würde, und dessenungeachtet ist es uns unmöglich, in Klopp's Darstellung die Uebertreibung nicht zu erkennen. Grosses denken, erstreben, bauen und planen darf nur Leopold — und wenn das Blut der Bourbonen auch im Enkel Heinrichs IV. aufwallt, wenn der allmächtige Gebieter des einheitlichen Frankreichs einen «kühnen und grossen» Gedanken gefasst hat und denselben auch zu verwirklichen trachtet: so ist dies nach Klopp ein Sacrilegium, eine verbrecherische Gottlosigkeit. Es ist unstreitig immer leichter, sich auf Leopold's Seite zu stellen — und wenngleich sich für uns Ungarn an den Namen Leopold's unliebsame Erinnerungen knüpfen, haben wir doch auch keine Ursuche für Ludwig zu schwärmen, nachdem unsere Vorfahren ihre Schwärmerei für ihn so teuer bezahlt haben. Dessenungeachtet wirkt es auf uns befremdend, beleidigt es in uns das Gefühl der Billigkeit, wenn wir sehen, dass Klopp Alles, was

schön, gut und edel, für Leopold in Beschlag nimmt, als ob dieser allein darauf ein ausschliessliches Monopol gehabt hätte.

Und der gebildete Türke, der aus der Geschichte seiner Väter Begeisterung schöpft, könnte fragen: Wo steht es geschrieben, dass der kaiserliche Adler grösseres Recht habe vorzudringen, als die halbmondgeschmückte Fahne? Und wenn Kara Mustafa auch kein Christ gewesen, können wir ihm darum Tatkraft, Kühnheit des Gedankens, bewusstes Streben nach dem vorgesteckten Ziele abstreiten? Ist wohl derjenige, der aus dem Körper seiner Nation den Krebsschaden des Ulema- und Janitscharen-Regiments herausschneiden und den angefaulten Körper von seinem Siechtum heilend mit neuem Geiste durchhauchen wollte, blos darum weil er ein Türke ist, ein so elendes Ungeheuer, wie Klopp aus ihm macht? Hätte Klopp das Werk des alten Ranke über die Osmanen gelesen, so würde er auch Kara Mustafa besser beurteilen können. Aber freilich kann man von einem Klopp kaum fordern, dass er den Fusstapfen eines Ranke folge.

Und erst die ungarischen Rebellen, die «Emigranten»!

Ich kann ohne Uebertreibung behaupten, dass sich durch Klopp's Werk wie ein roter Faden der Gedanke, die These hindurchzieht, dass sich der Franzosenkönig, der Grossvezier und Tököli mit einander verbündet haben, um einander desto leichter überlisten zu können. Diesem auserlesenen Trifolium von listigen Halunken gesellt sich als Vierter (bei Klopp, aber nicht in der Geschichte) die edle Gestalt des Polenkönigs, um, weil er aufrichtig, ehrlich, von den Bundesgenossen betrogen zu werden. Es ist eine altbekannte Sache, dass einzelne Glieder einer Bundesgenossenschaft auch auf Kosten ihrer Genossen Vorteile zu erreichen gestrebt haben; aber die Hauptsache ist doch immer das Bündniss gewesen. Klopp's Darstellung macht uns mit einer ganz neuen Gattung politischer Consociation bekannt, deren Zweck nicht die Erzielung gemeinsamer, gegenseitiger Vorteile, sondern die gegenseitige Verkürzung, Betörung ist. Das ist gar seltsam, aber Klopp sagt es. Mögen nun die Franzosen ihren Ludwig XIV. verteidigen und die Türken ihren schwarzen (= Kara) Mustafa weiss waschen: uns Ungarn geht Tököli an, das dritte, kleinste, treuloseste, verräterischeste Mitglied des merkwürdigen Bundes.

Wer nach dem bisher Gesagten annehmen wollte, dass Klopp,

wie seine deutschen und österreichischen Collegen beinahe ohne Ausnahme, gegen die Ungarn eine antipatische Voreingenommenheit hege: würde irren. Er hat bereits in seinem oben erwähnten grossen Werke bewiesen, dass er für Land und Volk Sympathie empfindet. Dies geht auch aus seinem gegenwärtigen Werke hervor. Ich will beispielsweise das anführen, was er vom alten Primas Georg Szelepcsényi erzählt. Er weist nach, dass die heldenmütige Verteidigung Wiens nicht das ausschliessliche Verdienst Starhembergs und Kolonics's sei, sondern dass ein grosser, ja der Löwenanteil daran dem 83-jährigen Kirchenfürsten angehöre. Kolonics war nur deshalb im Stande für Starhemberg Geld herbeizuschaffen, weil er von Szelepcsényi Vollmacht hatte, dessen 400,000 Gulden zur Verteidigung Wiens zu verwenden;[1] durch dieses Geld wurde die Zahlung der Söldner und die Beschaffung der dringendsten Bedürfnisse möglich gemacht. «Es ist eine reichen Lohn in sich tragende Pflicht der Geschichtsforschung — sagt bei dieser Gelegenheit Klopp — Sorge zu tragen, dass die Tugend nicht in Vergessenheit sinke!» (S. 211.) — Ein zweites Beispiel seiner Sympathie ist die Begeisterung, mit welcher er vom heldenmütigen Stefan Kohári, dem treuen Verteidiger der königstreuen Burg Fülek spricht, den Kerker und Elend der Treue gegen seinen gekrönten Herrn nicht abwendig zu machen vermochten. (S. 124.) Selbst sein Stil wird sichtlich wärmer und es tut ihm wohl, die Worte des zeitgenössischen Wagner über diesen Helden anführen zu können. «Noch heute lebt — so schreibt der citirte Autor dreissig Jahre nach der Begebenheit — dieser Mann, dieses Musterbild der ungarischen Treue, der durch Herkunft und Heldenmut, durch Gelehrsamkeit und Herzensgüte in gleichem Maasse hervorragt. Und sein Name wird in dem Angedenken der Menschen so lange leben, als es eine Geschichte geben wird und als Treue und Edelsinn auf Erden hochgehalten werden!»

Wir können demnach durchaus nicht sagen, dass Klopp gegen die Ungarn Antipathie empfinde. Aber Tököli und die Emigranten: das sind Rebellen. Von diesen ist er so vollkommen überzeugt, dass sie vom Ersten bis zum Letzten Mietlinge des französischen Goldes, Egoisten, Elende, Unruhgeister, Räuber und Wilde waren, dass er nicht einmal daran denkt, nicht die Rebellion der Empörer zu entschul-

[1] Vgl. hiemit was M. Horvát Magyarország története VI. 143 sagt.

digen, sondern mindestens die Ursache derselben zu erklären; während doch — wie ein altes Sprichwort sagt — Alles seine Ursache hat. Und in seiner Voreingenommenheit ist er auch noch blind. Er teilt die am 30. Juni 1683 an den König gerichtete Beschwerdeschrift des Palatins, welche ein ganzes Register der Versäumnisse der Wiener Regierung aufzählt, ihrem vollen Umfange nach in Uebersetzung mit (S. 195 ff.), erwähnt auch (S. 111) dass der Wiener Hof selbst gegen den treuen Palatin misstrauisch war: und dessenungeachtet fällt es ihm nicht ein, dass, wenn schon der Palatin so viele Vorwürfe machen konnte, wie viele erst jene Emigranten zu machen im Stande sein konnten!

Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, auf Tököli Lobeshymnen zu singen. Seine Schwäche und Hin- und Hertasterei, seine Ambition und Kurzsichtigkeit, haben der erhabenen Sache, zu deren Fahnenträger ihn ein höherer Wille erkoren hatte, genug geschadet. Und wenn wir den Bekenntnissen Rákóczi's vollen Glauben schenken, ist selbst sein Privatcharakter nicht so tadellos gewesen, wie er hätte sein sollen. Aber selbst wenn er unser bitterster Feind und nicht Blut von unserem Blut, Kämpe für unsere Rechte gewesen wäre: würden wir jene verächtliche, herabwürdigende Manier, mit welcher Klopp jeden seiner Schritte, jede seiner Handlungen beurteilt, nicht statthaft zu finden vermögen. Seine Ansicht von dem viel umhergeworfenen Kuruczenkönig ist die, dass er Jeden, den guten Freund so gut wie den Feind, betrogen und belistet hat und an Charakterlosigkeit ein würdiger Rivale der gekrönten Schlange, Ludwigs XIV., gewesen. Er hat nichts Anderes getan, als betrogen: davon hat er gelebt. Wir wollen, was er unterlassen hat, den Grundsatz des «æqua lance metiri» in Anwendung bringen; wir wollen vergessen, dass Tököli einer der Unsrigen ist; wir wollen ruhig urteilend seine sogenannten «Verrätereien» der Reihe nach durchnehmen.

Wir befinden uns am Ende des Jahres 1681, wo Emerich Tököli, um Helene Zrinyi ehelichen zu können, geneigt ist die Waffen zu Leopold's Füssen zu legen, ja zu Gunsten der Verlängerung des Eisenburger Friedens bei der Pforte zu interveniren (S. 111). Der Wiener Hof schickt zu ihm den ehemaligen Commandanten von Szatmár, Baron Saponara, welcher bei Tököli persona grata war. Tököli giebt seine Bedingungen bekannt und erbietet sich, da er die

zögernde Politik des Wiener Hofes kennt, sechs Wochen lang auf die Wiederkehr Saponara's und die Antwort des Hofes zu warten. Es vergehen sechs Wochen, es vergehen sogar sechzehn Wochen, ehe Saponara mit einer unentschiedenen Antwort zurückkehrt. Wenn nun Tököli inzwischen die Hoffnung aufgibt und sich der Pforte immer mehr nähert: hat Klopp wohl Ursache dies Verrat zu nennen? Hatte doch Paul Szalay noch im letzten Augenblicke Strasoldo gewarnt: er möge den Hof zur Eile treiben, da die türkische Hilfe für die Emigranten jeden Augenblick bereit sei; aber man war von der Warnung ganz ungerührt geblieben. Dann nimmt Klopp es übel, dass Tököli sich Saponara gegenüber anheischig gemacht habe, nach Ofen zu reisen und auch beim Pascha von Ofen die Sache des Friedens zu fördern, dass er aber die Reise nach Ofen nicht blos zu diesem Zwecke, sondern auch im eigenen Interesse, namentlich zum Zwecke eines mit dem Türken zu schliessenden Uebereinkommens getan habe. Das ist richtig: aber ist dies wohl Verrat, nachdem Tököli so lange vergebens gewartet und den Hof zu aufrichtigem Nachgeben nicht geneigt gefunden hatte? Er war doch wohl bemüssigt, sich auf irgend eine Weise den Rücken zu decken. Oder ist das Betrug, was Klopp Tököli vorwirft, dass er gegen Saponara nicht «in Allem» aufrichtig gewesen? Wir kennen Tököli keineswegs als grossen Diplomaten, aber für so einfältig sollte man ihn denn doch wohl nicht halten, dass er dem Baron, seinen schönen Augen zuliebe, «Alles» ausplaudere. Und dann, welch seltsame Auffassung: der Politiker und Diplomat hätte die Aufgabe, nur auf den Vorteil des Anderen und nicht auch auf den eigenen bedacht zu sein. Dies mag eine höchst moralische, eine wahrhaft christusmässige Diplomatie sein: aber selbst Klopp darf die Befolgung derselben von Tököli gerechterweise nur in dem Falle fordern, wenn er beweisen kann, dass sein Ideal, Leopold, ebenfalls so gehandelt hat. Dies wird er aber nie beweisen können.

Mit dem ersten «Verrate», dem ersten «Betruge» Tököli's wären wir fertig; betrachten wir nun den zweiten. Dies ist schon ein schwererer Vorwurf: noch dazu ein ganz neuer, sogar als historische Tatsache merkwürdiger.

Tököli war auch nach dem mit dem Pascha von Ofen geschlossenen Uebereinkommen noch immer geneigt, sich mit dem Hof unter billigen Bedingungen auszugleichen, um so mehr, als der

grössere, der bei weitem grösste Teil der «Emigranten» des Wanderstabes bereits im Grunde der Seele überdrüssig geworden war. Klopp stellt dies in Abrede und sagt, dass man zwar in Wien an die Aufrichtigkeit der friedlichen Absichten Tököli's glaubte, ihn gerne auch ferner — ungeachtet der Warnungen des venezianischen Gesandten — als Vermittler zwischen dem Kaiser und der Pforte hätte brauchen wollen (S. 137): dass aber Tököli bereits beschlossen hatte, den Hof in eine Falle zu führen. Die Gesandtschaft, welche er im November 1682 behufs Unterhandlung über die Friedenspunkte nach Wien schickte, sei eigentlich nur eine Spions-Recognoscirung und noch dazu von der allerniedrigsten Sorte gewesen. Ein anderesmal seien die Tököli'schen Gesandten in die innere Stadt gar nicht hinein gelassen worden; sie hätten dieselbe nicht mit einem Schritte betreten dürfen. Diesmal hätten sie in der inneren Stadt im Hause des Grafen Daun gewohnt und auf kaiserliche Unkosten gelebt. Sie seien in voller Bewaffnung bei Hofe aus und ein gegangen und — was am meisten Aufsehen erregte — sogar in der Audienz vor dem König mit dem Säbel an der Seite erschienen. Dergleichen sei in Wien mit Rebellen noch nie vorgekommen. «Gewiss glaubten Leopold und seine Räte — meint Klopp — diese Tat der zu weit getriebenen Gnade würde Tököli und seine Parteigänger für den gekrönten König gewinnen. Sie hatte jedoch eine andere Wirkung!» — In der Gesellschaft der Gesandten des Kuruczenkönigs, Szirmay und Jánoky, finden wir einen von seinem Orden durchgegangenen Kapuziner, welcher später im Heere Kara Mustafa's als erster Ingenieur auftaucht. Während die Gesandten die friedlichen Gesinnungen ihres Senders herausstrichen, benützte der Kapuziner-Ingenieur die Zeit dazu, die sogenannten «Bory»- und «Loebel»-Basteien und das zwischen beiden gelegene Ravelin abzuzeichnen, oder den Angriffsplan auszuarbeiten, wie er sieben Monate nachher tatsächlich zur Ausführung kam. Dass Tököli's eigentlicher Zweck bei der Sendung seiner Gesandten nach Wien die Anfertigung dieses Planes und nicht die Friedensunterhandlungen gewesen, schliesst Klopp aus dem, was Proski, der polnische Gesandte bei der Pforte, Caprare, dem Internuntius Leopold's bei der Pforte, an demselben Tage erzählte, an welchem Szirmay und Consorten bei Leopold Audienz hatten. Dieser Erzählung nach hat Tököli Kara Mustafa aufgefordert, seinen geplanten Feldzug direct gegen Wien zu richten,

weil der Hof dadurch in Besorgniss versetzt sich um Ungarn wenig kümmern werde und die Ungarn solcherweise leicht der Pforte zu Diensten stehen können (S. 137 f.). Noch merkwürdiger indessen ist Caprara's am 20. März 1683 an den Kaiser gesandter Bericht, in welchem er Tököli's Gesandtensendung nach Wien auf Grund dessen charakterisirt, was er inzwischen (seit November 1682) in Erfahrung gebracht hat. «Tököli erklärt in Wien — sagt der kaiserliche Internuntius — seine Bereitwilligkeit beim Türken zu interveniren; hieher (nach Constantinopel) aber schreibt er blos, der Grossvezier möge sich bereit halten, Ungarn unangefochten lassend, Wien anzugreifen. Er hat den Plan von Wien eingesandt und jetzt spricht hier alle Welt nur hievon. Der Grossvezier studirt den ganzen Tag nur diesen Plan. Tököli schreibt, dass er diese Unterhandlungen mit Wien nur pflege, um den Hof besser zu überlisten. Er prahlt, dass der Türke Wien unvorbereitet finden werde, die Stadt nicht im Stande sein werde sich zu verteidigen. Er prahlt, dass seine Leute frei in Wien hin und her gehen, umgürtet mit dem Säbel, der sich in deutschem Blut gebadet, und dass er sie gesandt habe, damit sie den Plan der Stadt anfertigen. (S. 180 und S. 538 nach dem Original abgedruckt.)

Wie weit wir dem in diesem Berichte Caprara's Enthaltenen Glauben schenken dürfen oder nicht: das hängt von zwei Dingen ab. Das eine ist: untersuchen, von wem Caprara seine Nachrichten erhalten hat? Von Niemand Anderem, als von den durch ihn Besoldeten, «gute Freunde» genannten Csauszen und untergeordnete Pfortenämter bekleidenden Renegaten, denen nichts leichter war, als über Alles und Jedes, woraus sie Nutzen zu ziehen hofften, schauerlich schreiende Enten auszuhecken. Wer sich mit den Verhältnissen der Pforte im XVI. und XVII. Jahrhundert nur im geringsten beschäftigt hat, kann es wissen, wie unerschöpflich in der Fabrikation der fantastischesten Nachrichten die geldgierigen Pfortenproletarier von der Sorte des aus den Zeiten Bethlens und Georg Rákóczy's bekannten Zülfikar Aga gewesen.

Es ist allgemein bekannt, dass die holländischen Kaufleute den Sultan eben um diese Zeit mit einer luxuriös ausgestatteten Karte von Europa beschenkt haben. Von einer solchen Karte hatte man vordem an der Pforte nicht einmal eine Ahnung gehabt. Sultan und Grossvezier bewunderten sie in gleichem Masse und beiden fiel

auf der Karte die Tollkühnheit Wiens auf, welches, kaum einige Meilen vom Reiche des gewaltigen Padischah entfernt, noch zu existiren wage. Ist es wohl nicht wahrscheinlicher, dass den Plan Wiens, wenn Kara Mustafa einen solchen wirklich erhalten hat, die geschickten Holländer verfertigt und dem Grossvezier präsentirt haben, nicht aber jener unglückselige durchgebrannte Kapuziner, welcher sein Ungeschick bei der Belagerung Wiens auf eine so über jeden Zweifel erhabene Weise an den Tag gelegt hat? Ich glaube, dass dies wahrscheinlicher sei, insbesondere wenn wir jenen zweiten Umstand vor Augen halten, von welchem man es ebenfalls abhängig machen kann: ob wir dem Berichte Caprara's Glauben schenken dürfen. Kantemir, der Geschichtschreiber des türkischen Reiches, der ein Zeitgenosse Tököli's gewesen, diesen gekannt und mit ihm gesprochen hat, behauptet — und er bemerkt dazu, dass er es aus Tököli's eigenem Munde gehört habe, — dass dieser auf der Esseker Conferenz unter den Pascha's der Belagerung Wiens sich entschieden widersetzt habe (S. 193). Auf diese positive Nachricht bemerkt Klopp schüchtern, dass der nach der Krone Ungarns strebende Kuruczenkönig die Pläne des Grossveziers zu weitgehend gefunden und vielleicht deshalb seinen Plan des Angriffszuges gegen Wien nicht unterstützt habe. Sieh doch! sieh!

Geben wir indessen zu, dass Caprara's Bericht die Wahrheit sagt und sehen wir den Beschuldigungen so in die Augen. Die erste Beschuldigung ist, dass Tököli den Grossvezier gegen Wien aufgestachelt habe, damit er Ungarn in Frieden lassen möge. Darauf antworten wir nur mit der Gegenfrage: ob, wenn die Franzosen einen Feldzug gegen das deutsche Reich unternähmen, der Hannoveraner Klopp es lieber sehen würde, wenn die französische Armee sein Vaterland Hannover verheeren, als wenn sie Berlin besetzen würde? Wenn Kloppen Berlin mehr am Herzen liegt: dann anerkenne ich dass Tököli abscheulich gehandelt hat. — In Verbindung hiemit steht auch die zweite Beschuldigung bei diesem «zweiten Verrat», dass nämlich Tököli unter dem Vorwande der Friedensunterhandlungen den Situations-Plan Wiens anfertigen liess, also etwas tat, was gegen die auf den primitivsten Begriffen des internationalen Rechts ruhende Ehrenhaftigkeit verstösst. Darauf müssen wir vor Allem bemerken, dass, wenn Tököli die fürchterliche osmanische Geissel von seinem Vaterlande abwenden und gegen Wien lenken wollte,

würde er zur Förderung dieses seines Zweckes nicht vernünftiger haben handeln können, als er handelte, wenn er dem Grossvezier etwas in die Hände spielte, was denselben ausschlaggebend zur Belagerung Wiens bestimmen konnte. Der Situationsplan war aber so etwas; wir ersehen aus Caprara's Bericht, dass der Grossvezier denselben in der Tat eifrig «studirte.» — Dass Tököli dergleichen unter dem Vorwande der Friedensunterhandlung tat: das wird freilich vom moralischen Gesichtspunkte aus Niemand gutheissen; dergleichen wird mit den Grundsätzen eines einfach ehrlichen Menschen allezeit in Widerspruch stehen; vielleicht hat auch Tököli dazu deshalb den durchgegangenen Kapuziner verwendet, weil er unter seinen Ungarn keinen solchen Spion fand. Wir haben indessen auch hierauf eine doppelte Antwort. Die eine ist, dass nur ein naiver Mensch oder ein augendreherischer Pharisäer behaupten könne, dass die Wissenschaft der practischen Politik und Diplomatie in das Bereich der Sittenlehre gehöre. Inmoralität ist dabei immer vorhanden: nur das Maass derselben ist, je nach Zeiten und Menschen, ein verschiedenes: am kleinsten ist sie dann, wenn sie sich blos auf Vorwandsuchen beschränkt. Hat etwa an der hohen Pforte, angefangen von der ersten Gesandschaftsendung Ferdinands I. bis auf die Sendung Caprara's unter Leopold, nicht ein jeder österreichische Internuntius und Resident und feierliche Orator die Leute an der Pforte bestochen? hat nicht ein jeder heimliche Spione gehalten und sich bestrebt, Alles, was er ausspioniren konnte, zum Nachteil der Pforte, zum Vorteil seines eigenen Herrn auszubeuten? wiewohl im Vergleich mit den grossangelegten Umtrieben der Franzosen und Venezianer das Vorgehen des Wiener Hofes noch immer auffallend solid und ehrlich erscheint. — Unsere zweite Antwort auf diese Beschuldigung aber ist, dass Klopp speciell auch in Tököli's Falle mit gerechtem Maasse messen und ihn nicht einen Verräter und Betrüger nennen möge, wenn er tat, was der im türkischen Lager weilende kaiserliche Exresident Kaniz Wochen hindurch tat; oder, wie er diesen für diese seine Handlungsweise auf Schritt und Tritt mit den Epitheten «der Treue, der Wackere» belohnt, möge er Tököli, beziehungsweise dessen Leuten und speciell dem Kapuziner wenigstens den zweiten dieser Beinamen nicht versagen.

Der dritte Vorwurf bei diesem zweiten «Verrat» ist, dass Tököli sich laut gerühmt hätte, dass er mit dem Wiener Hofe Friedens-

unterhandlungen blos deshalb angeknüpft habe, um denselben so leichter täuschen zu können. Tököli müsste in der Tat ein höchst einfältiger Mensch gewesen sein, wenn er dies nicht gelogen, mit dieser Lüge sich vor der Pforte nicht gerühmt hätte. War es denn nicht möglich, dass die erzürnte kaiserliche Regierung, um Tököli zu compromittiren, die Pforte von diesen Friedensunterhandlungen unterrichtet? Was soll der Kuruczenkönig dann beginnen? Einmal handelte er nach Klopp's Wunsche, weil er dem Wiener Hofe vertraute: er musste es aber auch bitter bereuen. Dies war im Jahre 1685, wo der Wiener Hof Tököli's Anerbietungen der Pforte verriet und der Türke dann den Kuruczenkönig in Ketten bis nach Adrianopel hinunter führte. Klopp verschweigt diesen Fall nicht (S. 397), scheint aber das Vorgehen der Wiener Regierung ganz am Platze zu finden. Das ist dann der billigdenkende Historiker, das ist dann das «æqua lance metiri.» Oder denkt er vielleicht gar: Ja, Bauer! das ist ganz was Anderes!?

Gehen wir um einen «Verrat» weiter. Tököli betrügt auch die Türken.

Wir sind bei der Belagerung Wiens. Der erregte Grossvezier besorgt mit Recht die Annäherung des christlichen Entsatzheeres und es liegt in seinem höchsten Interesse, demselben je mehr Hindernisse in den Weg zu werfen. Er commandirt am 27. August Tököli — selbstverständlich mit seinen Truppen — zu sich; dieser aber geht nicht. Er erneuert den Befehl mehrmals: jedoch vergebens. Nicht als ob Tököli es nicht hätte tun können, sondern weil er es nicht tun wollte. «Damals machte der Grossvezier mit Tököli zum ersten Mal die Erfahrung, dass diesem *ein* Verrat gleich viel gelte wie der *andere*», sagt Klopp (S. 243). Hier hören wir wieder nur jenen sonderbaren Tugendfreund sprechen, dessen fühlendem Herzen selbst Kara Mustafa nahe geht, wenn dieser ihm Gelegenheit bietet, Tököli zu verlästern, dass er auch ihn betrogen habe; der es jedoch demselben Tököli übel nimmt, dass er 1684 dem vom Kaiser an ihn gesandten Palatin Eszterházy antwortet: ich habe der Pforte geschworen, sie nicht zu verlassen, und bin deshalb entschlossen meine Sache den Waffen anzuvertrauen (S. 384). Auch das ist also schlimm, wenn sich Tököli — im Interesse der Christenheit — vom Türken abwendet, und auch das ist ein Verbrechen, wenn er der Pforte treu ist. Dabei kommt uns das alte Märchen in den Sinn:

«Es war einmal ein alter Müller, der hatte einen Sohn und einen Esel . . .» — Wir müssen hier unwillkürlich eine Parallele zwischen Tököli und dem oben erwähnten Kapuziner ziehen, der bei der Belagerung als Oberingenieur der türkischen Armee unter dem Namen Achmed Bey figurirt, die Operationen der türkischen Artillerie leitet und unter die Basteimauern die Sprengminen graben lässt. Es ist bereits den Zeitgenossen aufgefallen, dass die sich auf hunderttausend belaufenden Schüsse, welche die Häuser Wiens aushielten, so unendlich wenig, kaum in Betracht kommenden Schaden angerichtet haben und dass kaum der zehnte Teil der aufgeflogenen türkischen Minen mit Erfolg operirt hat. Der venezianische Gesandte, Contarini, berichtet dem Senat, dass dies, nach allgemeinem Dafürhalten, der Kapuziner-Ingenieur getan habe. Die Seele des ehemaligen Ordensgeistlichen wäre von aufrichtiger Reue ergriffen worden, die Erinnerung an seine Vergangenheit, die christliche Religion, in welcher er auferzogen worden, hätte in seiner Seele Flammen geschlagen. Wenn dies wahr ist, sagt Klopp (S. 228), so hätten Leopold und die christliche Welt in diesem Kapuziner, der den Situationsplan Wiens und den Angriffsplan angefertigt hatte und in dem sie deshalb ihren erbittertsten Feind erblicken mussten, einen besorgten Freund gefunden. Hier kommt es Klopp nicht in den Sinn, von schändlichem Verrat, schmählichem Betrug zu reden; hier sieht er den Reumütigen vor sich, welcher durch seine Taten bewiesen hat, dass er seine Sünden wirklich bereut, gut gemacht hat, — wiewohl diese Tat wahrhaftig der schwärzeste Verrat und Betrug ist. Tököli dagegen, der durch sein Nichterscheinen im Lager Kara Mustafa's bei der Belagerung, der Sache der Christenheit mindestens eben so viel genützt hat, wie dieser zum Erbarmen ungeschickte und unwissende Achmed Bey mit seiner angeblichen Reue, Tököli ist ein Verräter und Betrüger. Was dem Einen Recht ist, wäre doch dem Andern billig, bester Herr, — und wem dieses elementarste Princip der Ausübung der Gerechtigkeit fremd ist, der masse sich nicht an, über Todte und Lebendige zu urteilen und 600 Seiten hindurch die Rolle des Sittenrichters zu spielen.

Zum Meritum der Sache müssen wir aber noch soviel sagen, dass Tököli's Verhalten Kara Mustafa gegenüber ganz und gar nicht musterhaft gewesen, dass dasselbe jedoch aus dem Verhältniss, welches zwischen der Pforte und den Ungarn von Zápolya angefan-

gen bis auf Franz Rákóczy II. bestanden hat, erklärt, ja gerechtfertigt werden kann. Jener (leider von den österreichischen und deutschen Geschichtschreibern fast ohne Ausnahme gehegte) Glaube, dass die ungarischen Malcontenten sich zu jenem Türken, der die Wurzeln des unabhängigen Staatslebens Ungarns durchgeschnitten hatte, hingezcgen gefühlt haben, dieser Glaube ist nur der Ausfluss einer verschrobenen Denkweise. Diejenigen, deren Häupter Sigmund Báthory wegen des Verbrechens der «Türkenfreundschaft» abschlagen liess, hassten den Türken von Herzen eben so sehr wie Báthory, und wenn sie dessenungeachtet für die Türkenfreundschaft selbst mit ihren Häuptern einzustehen entschlossen waren, muss dies wohl einen gewichtigen Grund gehabt haben. Klopp sollte bedenken, welch' eine unangenehme Situation die Situation des zwischen Hammer und Ambos befindlichen Gehämmerten ist und dass die zwischen beiden befindliche Eisenstange, wenn sie empfinden könnte, sich wahrhaftig weder für den Hammer noch für den Ambos allzusehr begeistern würde. Er sollte bedenken, dass der elastische Ball — so lange er Elasticität hat — zwischen den zwei Wänden hin und wieder springt. Dann würde er wohl auch Tököli's Vorgehen natürlich finden, dass dieser nicht Kara Mustafa unter Wien folgte, sondern sich Sobiesky näherte.

Und nun gehen wir zu jener Beschuldigung über, dass Tököli auch Sobieski betrogen, verraten habe (S. 327). Denn, wie ich oben gesagt, Tököli hat nur betrogen, nur vom Betruge gelebt.

Der Kuruczenkönig war mit dem Polenkönig übereingekommen, dass er mit seinem Heere nicht zum Lager Kara Mustafa's unter Wien stossen werde, wie sehr dies der Grossvezier auch befehlen möchte; dadurch sollte dem Christenheere die Befreiung der belagerten Stadt erleichtert werden. Es gelang Sobieski hauptsächlich darum, Tököli zu diesem Uebereinkommen zu bewegen, weil der Emigrantenführer mit Grund dem Wohlwollen des Polenkönigs vertrauen konnte und weil er glaubte, dass seine Intervention und die Tatsache des ihm geleisteten Versprechens ein wirksames Werkzeug zu seiner Aussöhnung mit dem Wiener Hofe sein werde. Dass hier Tököli von den lautersten Absichten geleitet wurde, dass er in seinem Herzen das aufrichtigste Verlangen nach dieser Aussöhnung, nach der Wiedererwerbung der Ruhe des viel heimgesuchten Landes hegte, das ist in einem jeden Zweifel ausschliessenden Grade gewiss. Denn er hatte

dem Polenkönig sein Versprechen bereits zu der Zeit gegeben, als Kara Mustafa noch auf dem Höhenpunkte seiner Macht stand, als an Alles, nur daran nicht gedacht werden konnte, was hernach eintrat (nämlich an die schmähliche Niederlage des Grossveziers und die Befreiung Wiens), als auch die furchtbare Rache des seines Sieges gewissen Grossveziers in Erwägung gezogen werden musste. Tököli hielt sein Wort. Dies würdigt Klopp kaum der Aufmerksamkeit und stellt in Zweifel, dass Tököli dadurch der Sache der Christenheit genützt habe. Dies ist denn doch ein deutliches Zeichen des in der Tat «gemeinen» Böswillens.

Der Polenkönig selbst war ganz entgegengesetzter Ansicht. Indem er die ungeheure Tragweite des Versprechens Tököli's während der Belagerung und der durch sein Worthalten geschaffenen Situation nach der Befreiung begriff: war das Erste, was er nach der Zerschmetterung der Heeresmacht des Grossveziers tat, dass er die Abgesandten Tököli's bei Schwechat empfing und Leopold zu wissen gab, dass der Häuptling der Emigranten Alles von seinen, Sobieski's, Entschliessungen und Schritten erwarte. Leopold indessen hielt es nicht einmal der Mühe wert hierauf zu antworten, ja noch mehr, es erwachte in ihm Argwohn gegen die uneigennützigen, ehrlichen Absichten des Polenkönigs. Man glaubte, dass er durch Unterstützung der Malcontenten seinem Sohne die Herrschaft, die Krone von Ungarn verschaffen wolle. Und wenn sodann Sobieski, sagt Klopp, seitens der Kaiserlichen nicht jener Berücksichtigung teilhaftig wurde, auf welche er sich Anspruch erworben zu haben glaubte, so kann er es nur diesem Umstande zuschreiben. Doch Sobieski hatte dergleichen nicht im Sinne; ihm schwebte das erhabene Ziel der vollständigen Vernichtung der türkischen Macht allein vor Augen. Er wollte den Krieg fortsetzen und wünschte zu diesem Zwecke den kaiserlichen Hof mit Tököli auszusöhnen. Klopp denkt dort, wo er die Intervention Sobieski's für Tököli eingehend beschreibt, bei den mit den Abgesandten des letzteren gepflogenen Verhandlungen, nicht im Entferntesten daran, die Engherzigkeit der Wiener Regierung zu verdammen oder dem Polenkönig Recht zu geben, welcher es offen aussprach, dass schon der gesunde Menschenverstand es verbiete, Tököli, weil er schaden kann, der Verzweiflung in die Arme zu treiben. Wirklich characteristisch ist die Auffassung, dass, als der König von Polen und der

Herzog von Lothringen nach den auf Tököli bezüglichen Verhandlungen von einander schieden, der Herzog — nach Klopps Ansicht — sich mit dem Bewusstsein entfernt habe, «dass er Sobieski gegenüber das Recht des Kaisers gewahrt, die Einmischung des Fremden in innere Angelegenheiten zwischen Souverain und Untertan zurückgewiesen habe». Der Polenkönig war hinsichtlich dieses «Bewusstseins» anderer Ansicht; er teilte dieselbe auch seiner Gemahlin in den wenigen inhaltschweren Worten mit: die Oesterreicher sind hartnäckig, unbeugsam.

Er fühlte sich Tököli zu Dank verpflichtet. Als nach der Befreiung Wiens die den aufständischen Ungarn zu gewährende Amnestie auch in Rom zur Sprache kam und davon geredet wurde, dass Sobieski für Tököli Partei nehme: liess der Papst den polnischen Gesandten vor sich berufen und sprach ihm den Wunsch aus, dass sein Herr Tököli nicht begünstigen, sondern vielmehr zu dessen Sturze behilflich sein möge. Diesen Wunsch des Papstes schrieb auch der am Hofe zu Wien residirende päpstliche Nuntius nach Warschau. Darauf antwortete Sobieski indirect in einem an einen polnischen Bischof gerichteten Schreiben, in dem er sich beklagt, dass man ihm wegen seiner Sympathien für Tököli Vorwürfe mache, wo er doch Tököli für dessen Versprechen, an der Belagerung nicht teilzunehmen und das Christenheer an der Belagerung Grans nicht zu hindern, zu Danke verpflichtet sei. Nachdem Tököli dieses sein Versprechen, selbst den wiederholten Befehlen Kara Mustafas entgegen, eingehalten habe: habe er, aus Dankbarbeit, sich beim Kaiser für ihn verwendet. Dasselbe wiederholte der Polenkönig etwas später auch in einem an den päpstlichen Nuntius Buonvisi selbst gerichteten Schreiben.[1]

Diese Dinge erzählt Klopp mit dem grössten Gleichmut und dennoch behauptet er, dem gewichtigsten Zeugniss, der Erklärung des Polenkönigs entgegen, nicht allein, dass Tököli Wien und dem Christenheer keinen Dienst geleistet, sondern bezichtigt Tököli auch noch des an Sobieski geübten Verrates, Betruges.

Wir dürfen mit Recht darauf begierig sein, was für ein Betrug denn das gewesen!

[1] Depeschen des venezianischen Gesandten Contarini von Ende 1683 und Anfang 1684. Klopp S. 372 und 384.

An demselben Tage, an welchem der Polenkönig mit dem Herzog von Lothringen in seinem Zelte über die ungarischen Emigranten verhandelte und dieselben nebst ihrem Häuptling so warm in Schutz nahm: am 5. November erliess Tököli ein Manifest oder Patent an die Comitate,[1] worin er dieselben auffordert, sich schleunig bei ihm zu versammeln, damit er ihnen den Bericht seiner an den Polenkönig geschickten Abgesandten mitteilen könne, zu dem Zwecke, dass sie, wenn in der Tat ein günstiger Ausgang der Unterhandlungen erwartet werden könne, die auf die Bewerkstelligung des Ausgleiches gerichteten Bestrebungen des wohlwollenden Polenkönigs einmütig unterstützen mögen; für den Fall aber, wenn es die Notwendigkeit mit sich brächte, dass man sicherheitshalber mit Hilfe des Grosswardeiner Pascha auf die Dition des Türken (in Ungarn) ziehen müsste, in einer Weise vorbereitet sein mögen, welche sie in den Stand setzt, ihren Pflichten gegen das Vaterland u. s. w. zu entsprechen. Das Factum, dass Tököli dieses Manifest erliess, nennt Klopp Verrat, Betrug an Sobieski, indem er raisonnirt, dass, während der Polenkönig sich zu Tököli's Gunsten so eifrig bemühte, dieser treulose Kurucz sich mit dem Türken verbündete. Es ist weder Wohlwollen, noch besonders viel Scharfsinn oder Interpretations-Genie, sondern blos ein bischen Lateinkenntniss dazu notwendig, um dieses Manifest Tököli's zu verstehen und die schwere Beschuldigung des Verrates seinen Lippen nicht so leicht entschlüpfen zu lassen. Dieses Manifest so zu erklären (S. 357), dass Tököli «die ungarischen Magnaten[2] aufgefordert habe, dass sie sich bei ihm einstellen sollen, wo immer er sich befinde, um mit ihm nach dem Berichte der vom Könige von Polen zurückkehrenden Gesandten zu beschliessen, ob man auf die Verhandlungen ferner

[1] Klopp, der dieses Patent unter den Beilagen (S. 559) mitteilt, bemerkt: «Obwohl das Ungar-Latein des folgenden Actenstückes dem Türken-Latein des Maurokordato ziemlich ähnlich, so ist doch der Sinn des Ganzen verständlich.» Auf diese alberne Bemerkung entgegnen wir, dass Herr Klopp, wenn er auf diesem Gebiete besser orientirt wäre, sehen könnte, dass dieses lateinische Schriftstück eine Uebersetzung sei. Dafür, dass die Dolmetsche des Wiener Hofes bei der Pforte, Dalmatiner, Italiener, selten Deutsche, so schlecht Latein wussten, können wir Ungarn eben sowenig, als wir dafür können, dass die Witze des Herrn Klopp albern, täppisch sind.

[2] NB. Dieses Patent war nicht an die Magnaten, sondern an die Comitate gerichtet.

eingehen solle oder ob man gezwungen sei — sich völlig in den Schutz der leuchtenden Pforte zu begeben», dazu gehört entweder entschiedener Böswille oder Unwissenheit. Möglicherweise haben wir es hier mit beidem zu tun. Wer sich mit den türkisch-ungarischen Zeiten nur ein wenig beschäftigt hat, wird wissen, dass «in ditionibus fulgidæ portae»[1] das im Türkenbesitz befindliche ungarische Gebiet (im vorliegenden Falle das Gebiet jenseits der Theiss) zu bedeuten habe. Wie der Ungarkönig, der siebenbürgische Fürst, so hatte auch die leuchtende Pforte eine — und zwar die grösste — Dition im Ungarlande. Ob Klopp dies gewusst hat oder nicht, er ist in jedem Falle böswillig vorgegangen. Wenn er es nicht gewusst hat, darum, weil er auf eine von ihm nicht gewusste Sache eine positive Beschuldigung basirt. Wenn er es gewusst hat, darum, weil er es falsch interpretirt hat. Wahrscheinlicher ist der letztere Fall; denn er bedurfte, seiner im voraus festgestellten Theorie entsprechend, dass Kara Mustafa, Ludwig XIV. und Tököli einander und Jedermann betrogen haben, eines neuen Beleges für das Betrügertum Tököli's. Der Fall ist um so auffallender, da selbst dann, wenn im Patent wirklich stünde, was Klopp behauptet, auch dies gegen Tököli nichts beweisen würde; denn nur «necessitate ita cogente», nicht aber im Falle erfolgreicher Intervention des Polenkönigs wäre er geneigt gewesen, «sich völlig in den Schutz der leuchtenden Pforte zu geben».

Auf so viel konnte der Wert der Behauptung Klopp's, den von Tököli an Sobieski begangenen famosen Betrug anbelangend, reducirt werden.

Darum konnten denn an dem Patent oder Manifest auch die Wiener Minister nicht Anstoss nehmen, wie Klopp sagt (S. 358); ja sie würden dasselbe umgekehrt als deutlichen Beweis der aufrichti-

[1] Behufs leichterer Vergleichung citire ich den lateinischen Text: Ita vero (se) moveant (Dominationes Vestrae) ut ubicunque Nos esse subintellexerint, eo properent, unde ab advenientibus ad serenissimum regem Poloniae expeditis legatis nostris, vel eorum etiam informatione accepta, cum Dominationibus Vestris communicare possimus, et si tractatus in spe existentis bonum progressum advertimus, eum cum serenissimi regis hactenus demonstrata propensione unanimi corde et animo cum dominationibus Vestris promoveamus. Casu quo autem necessitate ita cogente in ditionibus fulgidae Portae pro majori securitate, assistente bassa Varadiensi copiosiori numero cogeremur condescendere, tali modalitate veniant, ut obligationi suae satis faciant... etc.

gen Versöhnlichkeit Tökölis haben betrachten können, wenn sie nicht so geartet gewesen wären, wie sie waren. Der Polenkönig war auch hier anderer Ansicht, als Klopp. Denn selbst als «der neue Verrat des Tököli dem Sobieski offen vor Augen lag», bemühte sich dieser noch mit dem grössten Eifer Tököli mit dem Hofe auszusöhnen und beklagte sich, dass alle seine Bemühungen vergeblich seien, dass der Kaiser ihm in Betreff dieser Angelegenheit gar nicht antworte. Freilich dieser ritterliche Herrscher, welcher sein in Erwiderung des von Tököli gegebenen und eingelösten Wortes gegebenes königliche Wort ebenfalls einzulösen bemüht war, mag nicht sehr gefallen haben. Man war auch auf alle mögliche Weise bemüht, ihn von dieser Intervention abzureden. Der Nuntius Buonvisi schreibt ihm von Linz: er möge sich von einem elenden Rebellen nicht irreführen lassen; er möge bedenken, welch eine Schmach es sein würde, wenn man nach der Besiegung der grossen türkischen Macht dieses kleine Ungetüm der Rebellion nicht zu bändigen vermöchte! — Klopp hat an dergleichen seine Freude.

Diese wären denn Tököli's sogenannte Verrätereien, Betrügereien. Mehr als diese vermag Klopp nicht herauszutifteln. Wenn er aber mit denjenigen, welche er herausgebracht zu haben meint, die Tököli betreffende These seines sein Werk gleich einem roten Faden durchziehenden Gedankens — dass nämlich das eingangs erwähnte «liederliche Kleeblatt» nichts anderes als ein zum Zwecke der gegenseitigen und der Allerwelts-Belistung zusammengetretenes politisches Consortium sei — bewiesen erachtet: so betrügt er wahrhaftig sich selbst. — Wer von einem Gedanken präoccupirt ist, mit dem lässt sich nicht streiten. Klopp ist aber präoccupirt; ihm ist Tököli nicht einmal ein Mensch. Ich will nur zwei kurze Beispiele anführen.

Der venezianische Gesandte Contarini schreibt in seinem Berichte vom 6. Feber 1683, dass Tököli seine Parteigenossen damit hingebender, eifriger stimme, dass er ihnen auf die Plünderung des Landes Hoffnung macht, was sehr wenig zu dem Titel des «Beschützers und Befreiers» stimme, den ihm einige Ungarn beigelegt haben. Der Historiker Contarini will aber ganz ernstlich glauben machen, dass Tököli die in seinen Diensten gestandenen Tataren statt Geldes mit ungarischen Bauern bezahlt habe. Zu diesen Behauptungen wird jeder, der mit den ungar. Verhältnissen im geringsten vertraut ist,

verächtlich die Achseln zucken. Klopp aber betet die gehässigen Worte des venezianischen Gesandten und das alberne Märchen des venezianischen Historikers gläubig nach. Und warum? Das letztere vielleicht darum, weil im vorigen Jahrhundert die kleinen deutschen Fürsten wirklich Menschenhandel getrieben haben? Und das erstere vielleicht darum, weil er es aus einer Quelle ersten Ranges, den auf dem Gebiete der Geschichte als Autorität anerkannten Dispecci schöpft? Ich frage, ob dies denn historische Kritik sei? Klopp vergisst, dass, wo den Venezianer so sehr sein Interesse treibt die Türken und Tököli zu hassen, wir es nicht mehr mit dem besonnenen, umsichtigen Berichterstatter, sondern mit dem befangenen, von seiner Leidenschaft verblendeten Italiener zu tun haben: jedenfalls mit einem Parteigänger, dem wir hier nicht einmal so viel glauben dürfen, wie dem bitterzüngigsten Emigranten, denn dieser würde wenigstens sein eigenes Weh klagen, der venezianische Berichterstatter aber lügt über Andere.

Ich hätte beinahe Lust zu glauben, dass Klopp dergleichen nicht so sehr aus Böswilligkeit, aus Präoccupation gegen Tököli, sondern vielmehr aus Naivetät gläubig annimmt. Denn seine Naivetät wird durch zahllose Beispiele bewiesen.

Er erwähnt (S. 40) dessen, was Ludwig XIV. nach der Hinrichtung Zrinyi's und seiner Genossen an Kaiser Leopold geschrieben hat. Es ist hier von «dem verdammungswürdigen Verbrechen» jener Ungarn die Rede, welche «für dieses ihr Verbrechen so gerecht gezüchtigt worden sind.» Das, was Ludwig, nachdem die Verschwörung misslungen, dem Kaiser, schon im Interesse seines eigenen Gesandten Gremonville, mit saurer Höflichkeit zu schreiben bemüssigt ist, hält Klopp für eine ernsthafte Aeusserung, für die ernsthafte Ueberzeugung des Franzosenkönigs. Und dies würde noch hingehen, wenn er sich dann in seinem Buche nicht mindestens zehnmal auf diesen Ausspruch beriefe!

Anfang 1684 sprach der gegen Tököli feindselig gesinnte neue Grossvezier Kara Ibrahim in einem Divan heftig gegen Tököli. Dies genügt Klopp schon, um dem Grossvezier nach einem (nicht namhaft gemachten) Historiker eine zwei Seiten lange Rede in den Mund zu legen und wahrscheinlich seine demosthenische Beredtsamkeit zu bewundern. Es ist, als ob wir mit der deutschen Uebersetzung einer von einem Livius ausgetiftelten Rede zu tun hätten. Dergleichen

konnte ein Historiker des XVII. Jahrhunderts noch tun, aber heute geht dies nimmermehr an.

Eine höchst primitive Denkweise verrät es, wenn Klopp von Tököli (S. 385) sagt: «und dennoch hatte dieser Mann . . . die Dreistigkeit, sich an den Papst Innocent XI. mit einem Schreiben zu wenden.»[1] Ein Pendant hiezu — in Betreff der Primitivität nämlich — ist, was Klopp ebenfalls glaubt, dass sich nämlich Leopold 1686 deshalb zum Versuche der Wiedergewinnung Ofens entschlossen habe, weil ihm die Buchstaben des Ortnamens Buda (BVDA) bedeuteten: Beata Virgo Dabit Auxilium. (S. 400.)

Dergleichen kommt in diesem Buche mehrfach vor, nicht blos auf ungar. Angelegenheiten bezüglich. Ich will auch glauben, dass man in Deutschland darüber lächeln wird. Am augenfälligsten freilich ist seine Unkenntniss der ungarischen Dinge. Wo er z. B. von Religionsangelegenheiten spricht, weiss er nicht, dass bei uns die Fundamental-Verhältnisse ganz andere waren, als in Frankreich oder in England. «Dragonnaden» sind freilich in anderer Form auch bei uns vorgekommen. Doch dergleichen nehme ich dem eifrigen Katholiken nicht übel. Ebensowenig kann ich es ihm übel anrechnen, dass er die ganze auf Tököli bezügliche ungarische Quellenliteratur nicht kennt; denn schliesslich kann man von ihm, da er sich nicht speciell mit ungarischer Geschichte beschäftigt, nicht verlangen, dass er ungarisch lerne. Ich denke indessen, dass er von dem lateinisch geschriebenen ungarischen Quellenmaterial doch wohl etwas mehr hätte gebrauchen können, als was er auf S. 88 aus dem 8. Bande der «*Geschichtsdenkmäler der türkisch-ungarischen Zeit*» citirt, dass nämlich die Emigranten ihre Urkunden auch so unterschrieben haben: Hungarorum pro Deo et Patria exulantium ac nunc in regno Transsilvaniæ commorantium Universitas. Denn es macht einen erbarmungswürdigen Eindruck, wenn Jemand aus dieser bändereichen Sammlung nur soviel herauszufischen vermag!

Ich schliesse diese Anzeige mit dem Bewusstsein, dass Alles

[1] Ich bemerke nur beiläufig, dass der Papst nach den Berichten des venezianischen Gesandten gegen Tököli sehr aufgebracht war. Er riet Leopold, ihn von der Amnestie auszuschliessen und einen Preis auf sein Haupt zu setzen; die Rücksicht auf das gemeine Wohl empfehle ein solches Vorgehen gegen ein so gottloses Individuum.

das, was ich gesagt habe, Klopp nicht zu Ohren kommen und dass er fortfahren wird, zu glauben, es sei ihm gelungen, so und soviele Betrügereien und Verrätereien Tököli's ans Tageslicht gebracht zu haben. Und doch möchte ich gerne so laut rufen, dass auch er es hören müsste: Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig!

Árpád Károlyi.

UNGARISCHES IN DEUTSCHEN ARCHIVEN.

Meine Studien zur Geschichte der älteren fränkischen Linie des Hauses Brandenburg gaben mir manchen Anlass auch den Boden der ungarischen Geschichte zu betreten. Der Begründer jener Linie, Kurfürst *Albrecht*, bekannt unter dem wenig zutreffenden Beinamen Achilles, hatte bei seiner vorwärts strebenden Politik mit dem mächtigsten Herrscherhause des Ostens, den Jagiellonen, Beziehungen angeknüpft, welche um so enger wurden, je mehr er sie durch die damals, wie immer, beliebten Heiratsbande befestigte. Sein Sohn *Friedrich*, der nach seinem Tode in den fränkischen Fürstentümern nachfolgte, heiratete 1479 eine Tochter *Kasimirs IV. von Polen; Vladislaw*, ein Sohn dieses Königs sollte wiederum eine Tochter des Kurfürsten zur Frau nehmen. Wäre diese Ehe zu Stande gekommen, das Haus Brandenburg hätte einen ganz unberechenbaren Einfluss auf die Entwicklung der Tronfolgepolitik in *Böhmen und Ungarn* erlangt. Denn der schwache *Vladislaw* beherrschte seit 1490 beide Länder unter einem Scepter. So aber erhielten die angebahnten Verhandlungen einen tragischen Ausgang. *Barbara*, das Opfer einer kalten Politik, ward die Gattin eines schlesischen Herzogs, als junge Witwe musste sie ihre getäuschten Hoffnungen beweinen. Im Zusammenhang mit diesen Tendenzen geht dann ein Enkel Albrechts, der *Markgraf Georg*, nach Ungarn und gelangt hier unter dem Einfluss seines Oheims und des Hofes bald zu einer angesehenen Stellung. Aber auch *er* war nur ein Opfer der Parteipolitik in jenem unglücklichen Lande, ein Spielball mächtiger Factionen, bald genug fühlt er sich unglücklich unter den zerrissenen Verhältnissen des Reiches, und der glänzende Stern erbleicht eben so schnell als er aufgegangen ist.

* *
*

Für die ungarische Geschichtschreibung ist darum jener Markgraf mit seinem vorübergehenden Einfluss am Hofe nicht ohne Wirkung geblieben. Von vornherein darf man annehmen, dass ein Mann, welcher am Hofe verkehrt und mit den einflussreichsten Persönlichkeiten zu tun hat, in seinen Briefen auch über diese sich äussern wird. Dazu kommt noch für diesen Markgrafen ein ganz besonderer Umstand. Seine erste Gemalin war eine ungarische Gräfin, *Beatrice von Frangipani*, die Witwe von *Johannes Corvinus*. Der natürliche Sohn des ruhmreichen Königs *Mathias* hatte bei Lebzeiten über reiche Gütermassen verfügt, der grösste Teil war seiner Witwe anheimgefallen und durch sie an den Markgrafen gekommen. Auf allen diesen Schlössern befanden sich zahlreiche Privilegien und Urkunden teils über die Schenkungen des Königs an seinen Sohn, teils über den Besitzwechsel jener Güter bis hinauf in die Zeit der árpádischen Könige. Der Brandenburger trat mit der Herrschaft über diese auch in den Besitz der wertvollen Privatarchive seiner Vorgänger. Als er nun den ungarischen Boden 1527 für immer verliess, nahm er im Angesicht der Türkengefahr das gesammte Urkundenmaterial, welches ihm zur Stütze seiner Rechte auf die von Tag zu Tag mehr gefährdeten Schlösser dienen konnte, aus Ungarn hinweg nach Schlesien. Seit 1523 war er Herzog von *Jägerndorf-Leobschütz*. Nach der Hauptstadt des Fürstentums, nach *Jägerndorf*, brachte er die ungarischen Archive und liess sie durch drei Beamte seiner Kanzlei ordnen und sichten. Das Repertorium, welches das Datum vom 6. Juli 1527 trägt, ist noch vorhanden. Ich behalte mir vor, dasselbe späterhin wegen seines reichen Inhalts verbo tenus mit gütiger Erlaubniss in den Schriften der Akademie zu veröffentlichen. Die ungarischen Archivalien blieben jedoch nicht in *Jägerndorf*. Nach ihrer Repertorisirung wurden sie auf die *Plassenburg* bei *Kulmbach* geschafft, welche schon seit langer Zeit das Hausarchiv der fränkischen Hohenzollern beherbergte. Nur diejenigen Acten, welche auf die schlesischen Herrschaften Bezug hatten, ferner alle Papiere welche das Schuldverhältniss der Königin *Maria* zum Markgrafen betrafen, verblieben in *Schlesien*. Mit der Trennung der Acten und der Gründung des *Jägerndorfer* Archivs ward auch das Schicksal derselben ein verschiedenes. Während das schlesische Archiv nach der Aechtung *Johann Georgs* 1623 nach Berlin überführt wurde, behielten die ungarischen Acten noch weitere anderthalb Jahrhunderte auf der

Plassenburg ihre ungestörte Grabesruhe. Denn wie vergraben lagen sie auf der Burg, bis der unermüdliche Forschergeist des alten *Johann Jakob Spiess* und seines Sohnes *Philipp Ernst* auf die fremden Archivalien aufmerksam wurde. Beide haben sie in ihren für die brandenburgische Geschichte noch lange nicht genug ausgebeuteten Urkundenbüchern so manches wertvolle Material für die ungarische Geschichte zum Abdruck gebracht. Der jüngere *Spiess* wurde nun vom Markgrafen *Alexander von Ansbach-Baireuth* 1785 mit der Mission betraut, die ungarischen Acten an die österreichische Regierung auszuliefern.[1] *Spiess* begab sich selbst nach Wien, er verband mit dieser Reise noch einen patriotisch-wissenschaftlichen Zweck, das Grab der ersten Gemalin des *Markgrafen Georg*, jener *Gräfin Frangipani*, aufzusuchen. Die Auslieferung erstreckte sich auf 1166 Urkunden, welche dem langen Zeitraum von 1181 bis 1559, also noch weit über die Zeit des ungarischen Aufenthaltes *Georgs*, angehörten. Da sie ausschliesslich ungarische Angelegenheiten betrafen, so wurden sie auf Befehl Kaisers *Josef II.* der königl. ungarischen Hofkammer übergeben. Sie kamen dann in das K. Geh. Haus-Hof- u. Staatsarchiv und wurden von da nach *Budapest* gebracht,[2] wo sie jetzt im *Ofener* Kameralarchiv ihre Aufbewahrung gefunden haben. Wie mir Herr Dr. *Fraknói* mitteilt, beziehen sie sich nur auf die brandenburgischen Besitzungen *in Ungarn*.

War nun Spiess in dem Glauben, dass das Actenmaterial, welches er auszuliefern hatte, Alles umfasste, was sich in dem ihm unterstellten Plassenburger Archive von ungarischen Urkunden befand? Oder sollte sich die Auslieferung nur auf einen Teil des vorgefundenen fremden Materials beziehen? War sie ein Act der Courtoisie oder Politik gegen Oesterreich? Vielleicht war Alles der Fall, denn auch noch heute ist man selbst in den leitenden Kreisen über den Stand dieser wichtigen archivalischen Angelegenheit nicht genügend unterrichtet. Genug, Tatsache ist, dass das ausgelieferte Material bei Weitem nicht den umfangreichsten Teil der auf die ungarische Geschichte bezüglichen Acten umfasste.

[1] Vgl. »Etw. aus d. Bericht einer Reise nach Wien i. J. 1785 v. Ph. E. Spiess (Arch. f. Bayreuth. Gesch.- und Alterthskde. III, 3 p. 141/6 (1830). Ferner bei Spiess, Aufklärgn. i. d. Gesch. und Diplomatik, Baireuth 1791 p. 97/107.

[2] Freundliche Mitteilung des Herrn Vicedirectors von Fiedler.

Nicht lange nämlich nach dem Tode von *Spiess* erfuhr das Plassenburger Archiv sein traurigstes Schicksal. Die gewaltigen politischen Ereignisse, welche sich am Anfang unseres Jahrhunderts auf dem Boden des deutschen Reiches abspielten, warfen ihre Schlagschatten bis hinein in die dunkeln Räume des alten Hausarchivs der fränkischen Hohenzollern. Die brandenburgischen Stammlande wechselten nach napoleonischer Willkür ihren Herrn, bis sie zuletzt definitiv an *Baiern* kamen. So zerrissen wie die einzelnen Teile des vorher vereinigten Gebietes nach verschiedenen Regierungsbezirken wurden, ohne Rücksicht auf ihre historische Zugehörigkeit, so verzettelt wurde das bisher sorgsam zusammengehaltene Archiv der Plassenburg. Entsprechend den beiden Regierungsbezirken *Oberfranken* und *Mittelfranken*, welche die bairische Regierung für das Hauptgebiet von *Ansbach-Baireuth* errichtete, wurden auch zwei Archive (jetzt Kreisarchive genannt) in *Bamberg* und *Nürnberg* bestimmt, welche die auf die Landesteile bezüglichen Archivalien aufnehmen sollten. So wurde dort die alte Bischofskanzlei mit den Acten ihres grimmen Feindes *Albrecht Alcibiades* vereinigt, hier nahte sich brüderlich das Archiv der stets fehdelustigen Patricierstadt *Kasimirs* Briefen. Damit war jedoch die Zerrissenheit noch nicht am Ende. Zahllos waren diejenigen Acten der *Plassenburg*, welche auf keinen Flecken der fränkischen Lande Bezug hatten. Denn die fränkischen Hohenzollern, vornehmlich *Albrecht Achilles* und seine Enkel, hatten ausgedehnte auswärtige Beziehungen unterhalten nach *Preussen*, nach *Polen, Ungarn, Böhmen, Schlesien, Spanien*, zum Papste; dazu kam die Kanzlei über die ungar. und schlesischen Besitzungen, diese Akten wanderten in das königl. bairische allgemeine Reichsarchiv zu München, das Centralarchiv des Landes. Hier fand sie der verdienstvolle Secretär der ungarischen Akademie, Dr. *Fraknói*, bei einem archivalischen Besuche vor sieben Jahren. Nach seinem Bericht[1] enthalten die ihn allein interessirenden ungarischen Acten nicht weniger als 548 registrirte Urkunden und etwa 3000 noch gar nicht registrirte, neben kostbaren Lehnsurkunden aus dem XIII., XIV. und XV. Jahrhundert aus dem ehemaligen Archive des Herzogs *Johannes Corvinus*, politische Acten und Privatbriefe von hervorragender Wichtigkeit,

[1] Sitzungsberichte der k. ung. Akad. d. Wiss. vom 3. Mai 1878.

endlich das gesammte Actenmaterial über die Bewirtschaftung der ungarischen Güter des Markgrafen *Georg von Brandenburg*.

Da sowohl der Brandenburger als auch der Sohn des Königs Mathias als Herzog von Troppau in die schlesische Geschichte eingreifen, zudem bei der Armseligkeit des für die Geschichte Oberschlesiens in *Breslau* vorhandenen originalen handschriftlichen Materials das brandenburgische Archiv eine erwünschte Ergänzung zu bieten schien, wandte sich der schlesische Provinzialarchivar Herr Archivrat *Grünhagen* an den Director des Reichsarchivs, Herrn Geh. Rat *von Locher* und erbat ein «Verzeichniss der im k. a. Reichsarchiv verwahrten Archivalien über die markgräflichen brandenburgischen Besitzungen in Schlesien.» Herr von *Locher* ist diesem Wunsche in gewohnter Liebenswürdigkeit nachgekommen. Das auf dem *Breslauer* Staatsarchive befindliche Verzeichniss, welches sich auf Acten des XV. bis XVIII. Jahrhunderts erstreckt, zeigt geradezu, *dass man nach dem jetzigen Stande die Geschichte von fast ganz Oberschlesien*, also der ehemaligen Herzogtümer *Oppeln, Ratibor* und *Jägerndorf-Leobschütz, in München studiren muss*. Da ich Veranlassung hatte und noch haben werde, an anderem Orte auf diese schlesischen Acten zurückzukommen, so bemerke ich hier nur, dass auch dieses Verzeichniss zahlreiche ungarische Acten aufweist.

Wenn auch das Vorhandensein schlesischer, ehemals brandenburgischer Acten, welche zu besitzen *Baiern* gar kein Interesse hat, in den preussischen Regierungskreisen bislang nicht bekannt war, so zeigen doch die diplomatischen Verhandlungen, welche seit dem Anfang der *Ansbach*'schen Wirren nie geruht haben, dass man in *Berlin* bemüht war, den die Person der Mitglieder des Fürstenhauses betreffenden Teil der brandenburgischen Archivalien zurückzuerhalten. So sind 1812 und 1824 von *Baiern* an *Preussen Acten* ausgeliefert worden, welche anfangs im *Berliner* Geh. Haus- und Cabinetsarchiv aufbewahrt und nach der Neubildung des Königl. Hausarchivs unter dem hochseligen Könige *Friedrich Wilhelm IV*. in dieses überführt wurden. Hier bilden sie die Abteilung, welche in specie den Namen «Plassenburger Archiv» führt, grösstenteils Acten des XVI. Jahrhunderts, aber auch viele aus früheren und späteren Zeiten enthaltend. Nur ein kleiner Teil verblieb in dem nach der Aussonderung der königlichen Hausacten neubenannten Geh. Staatsarchiv und wurde verschiedenen Abteilungen überwiesen. Noch einmal führten

langwierige Unterhandlungen zur Uebergabe ehemals brandenburgischer Acten von Baiern an Preussen. Die bekannten archivalischen Publicationen *Hoeflers*, eines früheren *Bamberger* Archivars, mit ausgesprochener antipreussischer Tendenz lenkten die Aufmerksamkeit der Berliner Archivare wiederum auf die bairischen Sammlungen des ehemaligen Plassenburger Archivs. *Maercker*, der damalige Hausarchivar im Berliner Schlosse, ging 1845 in höherem Auftrage nach *Bamberg* und nahm auf ein «*Verzeichniss der zur Ausantwortung an die Kgl. preussische Regierung in Vorschlag zu bringenden gegenwärtig in dem Kgl. Baier. Provinzialarchive zu Bamberg befindlichen Archivalien des Markgräfl. Brand. Familien-Archives.*» Eine Originalausfertigung dieses starken Repertoriums, von *Maercker* und *Locher* unterzeichnet, befindet sich im Berliner Hausarchive. Die Verhandlungen hatten damals keinen Erfolg. Erst der Friedensvertrag von 1867 brachte diese Frage zwischen *Baiern* und *Preussen* zum Austrag. Nach dem Recess vom 1. August 1868 ging ein grosser Teil der 1845 von *Maercker* in Vorschlag gebrachten Archivalien in den Besitz des Kgl. Hausarchives über. Sie werden daselbst als «*Bamberger Extraditionen*» (B. E. I/II) bezeichnet. — Leider ist dadurch die Zerstückelung des ehemals vereinigten Archivs nur noch vermehrt worden. Die ausgelieferten Nummern sind in vielen Fällen die Copien, von denen die Originale an anderen Orten liegen. Oft befindet sich an *fünf* Orten zerstreut das urkundliche Material über eine und dieselbe Frage. Das Wichtigste an der Sache ist jedoch meines Erachtens der Umstand, dass alle Verhandlungen seit *Maercker* sich auf Auslieferung von *Bamberger* Acten bezogen, während man von dem Vorhandensein der bei Weitem bedeutendsten und wichtigsten Teile des Plassenburger Archivs in *Nürnberg* und *München* keine Kenntniss hatte. Sei es dass *Maercker* vermöge seiner auf anderem Gebiete liegenden Studien nicht die geeignete Persönlichkeit war zur Feststellung des historischen Verhältnisses der ehemals brandenburgischen Acten, sei es dass die Untersuchungen *Hoeflers*, welche sich zufällig nur auf die *Bamberger* Sammlungen erstreckten, zu dem Glauben führten, dass nur diese vorhanden wären, so viel ist sicher, dass die Mission *Maerckers* für die Auslieferungsfrage von 1868 bestimmend und verhängnissvoll geworden ist. Anderen Falls würde die preussische Regierung zweifellos ihre Aufmerksamkeit auch den andern wichtigen Beständen des zerstreuten Archivs ihres Fürsten-

hauses zugewandt haben. *Wagners* Forschungen in den letzten Jahren über die fränkischen Hohenzollern haben die Frage wieder aufs Tapet gebracht, und es ist zu erwarten, dass sie nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird, bis sie eine der Wichtigkeit der Sache würdige Lösung gefunden haben wird, das heisst, bis das alte Archiv wieder vereint ist. Dies lässt sich jedoch nur durch Entgegenkommen von beiden Seiten erreichen. **Der einzige würdige und historisch berechtigte Aufbewahrungsort für die jetzt zerstreuten Sammlungen ist und bleibt die alte Plassenburg,** deren alter Glanz freilich jetzt durch Aufnahme eines Zuchthauses in bedauerlicher Weise verdunkelt worden ist. Die Translocirung dieser Anstalt wäre der erste Schritt zur Verständigung; durch Uebergabe der Burg an den *deutschen Kaiser* würde der *König von Baiern* als bisheriger Hüter des edlen Schatzes, welcher noch immer die geheimsten Correspondenzen von Mitgliedern des brandenburgischen Fürstenhauses enthält, dem Vereinigungswerke die Krone aufsetzen. Dann würde man schwerlich weder in *Berlin* noch in *München* gegen die Zurückführung aller jetzt an fünf Orten befindlichen Sammlungen nach seinem alten Aufbewahrungsorte etwas einzuwenden haben. Die historische Forschung würde diese Vornahme vor Allen mit Freude begrüssen. Sie wäre aber auch ein Act der Pietät gegen die fränkischen Hohenzollern, welche durch Erwerbung des Ordenslandes und der schlesischen Fürstentümer den Grund zu Preussens Grösse gelegt haben.

Breslau, im October 1884.

Dr. Louis Neustadt.

HERR PROFESSOR SEPP ÜBER UNGARN.

Schon vor Monaten ist uns ein Buch des Professors Dr. Joh. Nep. Sepp in München zugegangen,[1] ohne dass wir uns sofort zur Lectüre desselben hätten entschliessen können. Eine «Kampfschrift wider Czechen und Magyaren», — dritthalb hundert Seiten auf schlechtem Löschpapier! Inhalt, Umfang, Ausstattung — Alles erregte uns Bedenken und so wäre das Opus Sepp's unsererseits wohl unge-

[1] *Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm, Herkunft und Ausbreitung über Oesterreich, Kärnthen, Steyermark und Tyrol. Kampfschrift wider Czechen und Magyaren von Prof. Dr. Sepp.* München 1882. 2. Aufl.

lesen geblieben, wenn sich nicht ein Landsmann, Herr Kaspar Tóth, Advokat in Selmeczbánya (Schemnitz) bewogen gefühlt hätte, gegen dasselbe ein gleich starkes Buch[1] in die Welt zu setzen. Sollte das Sepp'sche Werk wirklich so bedeutend sein, um eine so umfassende Widerlegung zu verdienen? Unser wissenschaftliches Gewissen wurde unruhig und wir machten uns ernstliche Vorwürfe. Nun mussten wir das Buch doch durchlesen, und — wir haben es nicht bereut. Die reiche Fülle unfreiwilliger Komik, durch welche Sepp's Buch ausgezeichnet ist, hat uns einige wirklich heitere Stunden verschafft, für die wir dem Verfasser zu Danke verpflichtet sind, — wenn wir auch gerne zugeben wollen, dass dieser Erfolg seines Werkes nicht der von ihm beabsichtigte ist. Er hat sich selbstverständlich ein ganz anderes Ziel gesetzt. In salbungsvollen Nachmittagspredigten und donnernden Injurien — denn das sind die beiden Hauptelemente seines Buches — sucht Herr Dr. Sepp die Welt von der Verruchtheit der Czechen und Magyaren zu überzeugen und dem deutschen Volke die dringende Notwendigkeit, gegen jene beiden Völker vorzugehen, ans Herz zu legen. Es ist nicht unsere Schuld, dass seine Predigten und Beleidigungen uns gleich kalt liessen, dass beide nur auf unsere Lachmuskeln wirkten, welche seit der Lectüre des, dem Werke Sepp's stammverwandten «Kalenders der Fliegenden Blätter» keine so angestrengte Beschäftigung gefunden haben.

Die unfreiwillige Komik, welche jede Seite des Sepp'schen Buches charakterisirt, wurzelt in dem beispiellosen Windmühlenkampfe seines Verfassers. In der Tat, — ist es nicht zum todt lachen, dass Herr Sepp die österreichisch-ungarische Monarchie reformiren, umgestalten will, ohne eine Ahnung von dem Zustande dieses Staates zu haben? dass er Argumente auf Argumente häuft, ohne zu ahnen, dass diese Argumente blos Producte seiner erhitzten Phantasie sind, denen in der Wirklichkeit nichts Reelles entspricht? dass er Tatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart ins Feld führt, ohne die Geschichte Ungarns zu kennen, ohne die zu Recht bestehende Verfassung des Staates zu verstehen? Er construirt sich ein Ungarn nach Bedürfniss und vernichtet es nach dem Zuge seines Herzens mit «bajuwarischer» Wollust. Kann man einen solchen Feldzug ernst

[1] *Verteidigung der Ungarn gegen Prof. Dr. Sepp's Angriffe von Kaspar Tóth.* Pressburg 1884

nehmen? lohnt es der Mühe, dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen, um ihm das ganz Haltlose, ja Kindische seiner Klagen und Anklagen zu beweisen? Herr Tóth hat dies mit grosser Sachkenntniss und edler Wärme, nur leider in etwas verdächtigem Deutsch, das aber den Wert seiner Argumente nicht alterirt, gethan. Jedermann in unserem Vaterlande, jeder objective Leser in Deutschland wird das Tóth'sche Buch mit Interesse lesen und reiche Belehrung daraus schöpfen. Indem wir alle unsere Leser auf dies Werk verweisen, wollen wir im Folgenden nur eine kleine Blumenlese aus dem Sepp'schen Buche mitteilen, — einfach nur zu dem Zwecke, um zu beweisen, dass der Verfasser in ungarischen Dingen ein vollendeter Ignorant ist, dem die elementarsten Vorkenntnisse fehlen, welche zu einem Urteil über unsere Verhältnisse berechtigen. Seine seltsamen Rodomontaden über den Bayernstamm, über Westreicher (Bayern) und Ostreicher (Oesterreicher), über die gewaltige Bedeutung dieser vereinigten zehn Millionen, über die weltgeschichtliche Stellung des Bayernstammes und dgl. Fabeleien überlassen wir dem Gelächter der Leser im Reich, wo auch der Laie in der Geschichte Deutschlands hinlänglich bewandert ist, um die merkwürdigen Hirngespinste Sepp's nach Gebühr würdigen zu können.

Schon das «Geharnischte Vorwort» überrascht uns mit der Behauptung, dass «die Stammverwandten der Hunnen», nämlich die Magyaren, heute *«die Abschaffung der deutschen Sprache»* verlangen. Woher kommt dem Verfasser diese Kunde? Etwa aus dem ungarischen Mittelschulgesetz, nach welchem die deutsche Sprache in sämmtlichen Gymnasien und Realschulen des Landes obligater Lehrgegenstand ist, von dem kein Schüler dispensirt werden kann? oder aus einem der letzten Erlässe (vom 6. Nov. 1884) des Ministers Trefort, in welchem der oberste Chef des gesammten ungarischen Unterrichtswesens zum eifrigen Studium der deutschen Sprache anspornt? Und woher die weitere Behauptung, dass «die edlen Sprösslinge der finnischen und mongolischen Race für Ausstossung fremder Volkselemente schwärmen?» und dass sie «Europa nach wie vor beunruhigen?» Herr Sepp erwähnt selbst wiederholt, dass fremde Stämme in Ungarn stets nicht blos Duldung, sondern freundliche Aufnahme und wichtige Privilegien erhielten, — er betont selbst an zahlreichen Stellen seines Buches, dass das Bündniss zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn (er allerdings nennt unseren Staat stets einfach Oester-

reich!) die Hauptgewähr für den Frieden des Weltteils ist, — wie reimt sich nun das mit der obigen Behauptung zusammen, dass Ungarn «nach wie vor» Europa beunruhigt? Ist das logisch? Aber es kommt noch besser.

Herr Sepp nennt die durch den Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn sanctionirte gesetzliche Lage des Landes «*eine allen Deutschen zugefügte Schmach; einen Faustschlag ins Angesicht der beiden Kaiser.*» Von einer «allen Deutschen zugefügten Schmach» haben wir bei unseren zahlreichen Reisen im Reich nicht das Geringste bemerkt; auch über den «Faustschlag ins Angesicht des deutschen Kaisers» hat die deutsche Gesandtschaft in Wien oder Fürst Bismarck nichts verlauten lassen. Und der «Faustschlag ins Angesicht des Kaisers von Oesterreich», — wie sollen wir uns *das* denken? Der König von Ungarn hat die heutige gesetzliche Lage des Landes sanctionirt, d. h. geschaffen, — sollte er selbst so unvorsichtig gewesen sein, hiemit dem Kaiser von Oesterreich einen Faustschlag ins Angesicht versetzt zu haben, ohne zu bedenken, dass er selbst dieser Kaiser von Oesterreich ist? Die Frage wird nur rätselhafter, je mehr wir über dieselbe nachdenken, bis wir endlich zu der Einsicht kommen, dass nicht die Tatsachen und der Zusammenhang derselben, sondern der gesunde Menschenverstand des Herrn Dr. Sepp rätselhaft ist. Ist es wohl der Mühe wert, einen Menschen ernst zu nehmen, der schon im «Vorworte» seines Buches so jammervolle Beweise seiner Unzurechnungsfähigkeit aufhäuft?

Aber es geht Herrn Sepp mit der Vergangenheit nicht besser als mit der Gegenwart. In demselben Vorworte heisst es: «*Ungarn hat keine eigene Verfassungsurkunde.*» Und das schreibt ein Professor der Geschichte, der Ungarn umgestalten will! Also Herr Sepp hätte nie von einem «Corpus juris Hungarici», nie wenigstens von der «Bulla aurea» des Königs Andreas II. oder von der «Pragmatischen Sanction» gehört? Wenigstens diese beiden ungarischen Verfassungsurkunden werden ja in jedem deutschen «Lehrbuch der Weltgeschichte für die unteren Classen» behandelt! Jeder Schulknabe in München hätte Herrn Sepp über diese Sache aufklären können!

Wir sind noch immer im Vorworte! Da heisst es weiter: «In Pressburg und Kaschau, zwei bisher vorwiegend deutschen Städten, sollen nicht deutsche, sondern magyarische Hochschulen gestiftet werden, — *und soeben setzt derselbe Minister die Prager Universitäts-*

halbirung durch, mit Beseitigung der Garantie für die Herrschaft der deutschen Sprache.» Sollen wir unseren Augen trauen? *Derselbe Minister!* Also Herr Sepp hat keine Ahnung von der Verfassung der Monarchie? Er weiss nicht, dass die beiden Reichshälften jede ihren Unterrichtsminister haben, die ganz selbständig vorgehen und einander nicht einmal beeinflussen? Und mit einer solchen Orientirtheit in Sachen der österreichisch-ungarischen Monarchie wagt es Herr Sepp, über Ungarn ein Buch zu schreiben? Und einen solchen Mann soll man ernst behandeln, seine Klagen überlegen, seine Anklagen einer Erwiderung würdigen? Es ist zum todt lachen!

Es gehört wahrlich keine geringe Selbstbeherrschung dazu, um ein Buch durchzulesen, vor dem ein *solches* Vorwort steht! Wir haben uns diese Selbstbeherrschung abgerungen und das Unglaubliche zu Stande gebracht: wir haben das Sepp'sche Buch durchgelesen, — eine Riesenleistung, die uns nur dadurch ermöglicht wurde, dass wir allmälig den Humor der Geschichte fanden und das dreiste Geschwätz des Verfassers auf unsere gute Laune wirken liessen. Von einer Widerlegung des Sepp'schen Buches unsererseits kann aber natürlich nicht weiter die Rede sein, — Kaspar Tóth hat dem Verfasser diese unverdiente Ehre ohnedies schon angetan. Daher nur noch einige Perlen Sepp'scher Gelehrsamkeit zur Erbauung und Erheiterung unserer Leser.

Die historischen Beweise und Schlüsse des Verfassers sind alle wertlos, da sie auf ganz falschen Voraussetzungen, nämlich auf ganz falschen Daten ruhen. Ihm fehlt zu einer gründlichen Behandlung seines Gegenstandes nicht blos die Kenntniss der ungarischen Sprache, sondern auch der landläufigsten deutschen Fachwerke.

So soll das ungarische *Jászság* von den sarmatischen Jazygen herrühren, die *Székler* sollen ein Rest der Hunnen sein, *niemec* soll ein ungarisches Wort sein und «Mensch» bedeuten, *Rákóczy* ein Sprosse des germanischen Stammes der Rakaten sein u. s. w. Für Herrn Sepp haben also Kaspar Zeuss[1] und Paul Hun-

[1] *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme*, p. 755. «Zu beiden Teilen der mittleren Theiss besteht noch der Landschaftsname Kunság, Kumanien. Im 15. Jahrhunderte kommen sie zum Waffendienste in zwei Abteilungen geteilt vor, von denen die einen Steinschleuderer *(balistarii)*, die anderen Bogenschützen *(jászok)* waren. Daraus sind dann spasshaft Philistaei und Jazyges hervorgegangen» u. s. w.

falvy [1] umsonst gelebt und M. Ballagi hat umsonst ein ungarisch-deutsches Wörterbuch geschrieben. Mit den Ortsnamen verfährt der Verfasser, der von Sprachwissenschaft keine Ahnung zu haben scheint, noch abenteuerlicher. Käsmark soll Quadsmark (der Quaden) sein, die Hutnici und Kowaci (die Hüttenleute und Schmiede) in den Bergstädten sollen an Gothinen und Quaden erinnern, Sóvár soll das deutsche Salzburg sein, der Name Zips weist auf die Gepiden und dgl. abgeschmackter Spielereien mehr.

S. 117 heisst es: «die Abtei San Marton (?) auf dem heiligen Berge Pannoniens (899—913) bildete eine Filiale von St. Peter in Salzburg», was einfach nicht wahr ist; auch wurde die Abtei auf dem Martinsberge erst im XI. Jahrhundert gegründet. Auf der nächsten Seite heisst es, der Chagan der Avaren hätte sich 805 taufen lassen, «aber zur Verpflanzung des Volkes nahm man sich keine Zeit mehr, denn bereits (!!) rückten die wilden Magyaren vor, zerstörten alle Cultur und liessen von den Kirchen keine Spur mehr», — ein historischer Wahnsinn, den der Verfasser selbst widerlegt, indem er auf der folgenden Seite 119 erzählt, dass Arnulf 892 mit Hilfe der Ungarn den Mährenfürsten Svatopluk überwand, nicht aber die Christen gewordenen Avaren!

S. 142 heisst es: «Der jetzige Kaiserstaat Oesterreich war einst *ganz* von deutschen Volksstämmen eingenommen. *Sie sind die früheren Landesbesitzer;* beim Vordringen der Slaven und asiatischen Steppenvölker sind noch Reste in den Bergen sitzen geblieben ... Sie sind das Salz der Erde, wodurch den nachrückenden Insassen das erste Culturleben, Kräftigung und Staatsbildung zu Teil wurde.» Bekanntlich ist von dem Allem kein Wort wahr, wie dies schon ein deutscher Historiker zur Genüge erwiesen hat. «An den Ufern der Theiss und Donau — sagt Franz Krones [2] — war in den Tagen der grossen Völkerwanderung das Germanentum heimisch geworden. Aber seine Stämme sollten hier keinen dauernden Herd gründen, nach Westen und Süden ging es weiter im bunten Gedränge ... *Alle Bruchteile des Germanentums verschollen ohne Sang und Klang,* denn sie gingen unmerklich auf in den neuen Be-

[1] *Die Szekler* im IV. Bande (1880) der *Literarischen Berichte aus Ungarn.* S. 315 ff.

[2] *Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenlande,* p. 9.

sitzern der pannonisch-dakischen Erde und nicht die eigentliche Volkssage, sondern *die gelehrte Klügelei späterer Jahrhunderte versuchte es, Namen von Ländergebieten und Ortschaften in abenteuerlichster Weise an jene Vergangenheit germanischer Ansiedlung im Karpathenlande zu knüpfen.* Dies reizte natürlich am meisten dort, wo eine viel spätere Colonisation das Deutschtum heimisch machte; man beeilte sich sofort, aus Unkenntniss der tatsächlichen Vorgänge recht weit in die graue Vergangenheit zurückzugreifen und aus ihr das wunderlichste Rüstzeug für den Beweis herbeizuführen, dass da und dort das Deutschtum ein von der Völkerwanderung her altansässiges Germanentum wäre.» Aber der Verfasser hat auch ein eminent schlechtes Gedächtniss, denn wie stimmt es zu seiner Behauptung an dieser Stelle, wenn es S. 147 heisst: «Im 11. Jahrhundert blieben die Slaven in Pannonien sitzen: mit einmal werden sie durch ein Steppenvolk aus Asien .... in Süd- und Nordslaven gespalten» — und S. 148, wo der Verfasser zugibt, dass die Magyaren bis zum Ablauf des ersten Jahrtausendes «unbestritten» in den Besitz des heutigen Ungarn gelangt waren?

Alle Cultur stammt von den Deutschen, denn die Ungarn «taten nichts anderes, als sie bauten den Edelleuten das Feld.» Ja, wer waren denn diese Edelleute? Das waren doch, wie Jedermann weiss, ausschliesslich Ungarn und solche Fremde, die vollständig zu Ungarn geworden waren!

Aber auch sonst wimmelt es von historischen Schnitzern, auf welche grossartige Folgerungen gebaut werden. Nach S. 148 griff Geysa II. (1141—61) die Colonisation grossartig an. Der *zweite* Ruf an deutsche Ansiedler erging von seinem Bruder Ladislaus dem Heiligen! Nun war aber Ladislaus *nicht* der Bruder Geysa's II. und regierte überdies hundert Jahre *vor* diesem! Hat denn Herr Sepp nie eine ungarische Geschichte zur Hand gehabt? Gleich auf der folgenden Seite heisst es: «Béla III. empfahl sich am französischen Hofe als Brautwerber um Margarethe, Philipp Augusts Tochter, durch die Angabe, welch' reiche Einkünfte die deutschen Ansiedlungen brächten. Auf den Reichtum und Wirtschaftsgeist seiner übrigen Untertanen scheint er weniger stolz gewesen zu sein.» Nun war aber Margaretha nicht die Tochter, sondern die Schwester Philipp Augusts und das Document, auf welches sich Herr Sepp bezieht, zählt alle Einkünfte

des Königs auf, unter denen die der deutschen Ansiedlungen durchaus keine grosse Rolle spielen.[1] Ist das nicht eine offenbare Fälschung der Quellen?

Keine historische Sage ist dem Verfasser schlecht genug, um nicht auf dieselbe zu bauen. Johann Hunyady soll ein natürlicher Sohn des Kaisers Sigmund gewesen sein, was Jos. Teleki längst als Fabel erwiesen, und die Burg Vajda-Hunyad sollen die Templer erbaut haben, während schon Fr. Pesty gezeigt hat, dass die Templer nie in Siebenbürgen angesiedelt gewesen, u. s. w. Dass die Deutschen der vierte Teil der Bevölkerung Ungarns ist, während die letzte Volkszählung erwiesen hat, dass von 13.749,600 Einwohnern nur 1.800,000, also nicht einmal der siebente Teil Deutsche sind, — dass Ungarn, «seitdem es selbstherrliches Königreich geworden, nur entwertet ist und bei seinen Anlehen den mindesten Credit geniesst» (S. 169), während jedes Tageblatt täglich das Gegenteil beweist, — das sind nach den obigen Proben Kleinigkeiten Sepp'scher Ehrlichkeit und Sachkenntniss.

Doch genug. Es dürfte nach dem Gesagten erwiesen sein, dass das Sepp'sche Buch eine Sammlung von Lügen und Abgeschmacktheiten ist, dass dem Verfasser nicht nur die elementarsten Kenntnisse zur Lösung seiner Aufgabe fehlen, sondern auch jenes wissenschaftliche Gewissen, ohne welches nur der gemeine Pamphletist zu wirtschaften vermag.

Aber gesetzt, *Alles* wäre wahr und richtig, was Herr Sepp behauptet, — was folgt daraus? In Ungarn haben einst fremde Völker gewohnt, es sind hieher fremde Völker eingewandert und dieselben haben sich den Magyaren amalgamirt, — geschah in Deutschland nicht ganz dasselbe? Die Ungarn waren einst wild und kriegerisch, sie standen auf einer niedrigen Stufe der Cultur und lernten von dem vorgeschritteneren Auslande, — war dies in Deutschland nicht genau so der Fall? Die ungarische Sprache erobert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein grösseres Terrain, und die Regierung muss diese organische Verschmelzung divergirender Volkselemente im Interesse der inneren

[1] Da heisst es: «Dem Könige der Ungarn tragen die Finanzen 60,000 Mark, das Salz 16,000 M., seine Mauten, Wege und Märkte 30,000 M., die Siebenbürger Hospites 15,000 M., die 72 Obergespanschaften 25,000 M., der Herzog von Slavonien 10,000 M.» u. s. w.

Einheit des Staates und der Nation gutheissen, — finden wir in der Vergangenheit und Gegenwart Posens und Schlesiens nicht genau dieselben Erscheinungen? Und was dem Einen recht ist, soll wieder einmal dem Andern *nicht* billig sein?... Das Kaspar Tóth'sche Buch ist überreich an treffenden Parallelen aus der ungarischen und deutschen Geschichte, welche jeden Leser überzeugen müssen, der Respect vor Tatsachen hat.

Ueber Ungarn darf Jedermann schreiben und urteilen, — aber wir müssen fordern, dass nur derjenige das Wort oder die Feder ergreife, der unsere Vergangenheit und Gegenwart kennt. Kapuzinaden, wie das Sepp'sche Buch, können — trotz der verblüffenden Fülle bajuwarischer Wut und Grobheit [1] — nur zur Erheiterung der Leser dienen und vermöchten höchstens, Deutsche und Ungarn zu entzweien, wenn das deutsche und ungarische Volk aus lauter albernen Unmündigen bestände, denen das gedruckte Wort als Heiligtum gilt.

GUSTAV HEINRICH.

VERMISCHTES.

— **Zur Katastrophe von Világos, 1849.** Gegenüber der besonders im ungarischen Landvolke noch immer allgemein verbreiteten, aber auch von berufenen Männern geteilten Anschauung, als ob Arthur Görgei im Jahre 1849 die Sache des ungarischen Freiheitskampfes verraten hätte, haben jüngst zahlreiche bedeutende Männer, die an jenem Kampfe als Krieger teilgenommen und heute im Staate und in der Gesellschaft her-

[1] Hier noch einige Proben Sepp'schen Stils. Die «Anmassung» und «Barbarei» der Ungarn begegnet auf jeder Seite; die Ungarn sind «ein kaum der asiatischen Wildheit entronnener turanischer Stamm», ein «barbarisches Natiönchen», «Horden» und «asiatische Mordbrenner», «Zigeuner oder Rastelbinder», «nichts als Bauern», «von asiatischer Rohheit», sie «wurden bei den Haaren in die abendländische Cultur hineingezogen», sie sind von «asiatischer Wildheit», «die Barbarei steht den Ungarn im Gesicht geschrieben», «Nirgends wird so viel gestohlen als in Ungarn», «das Völkergewimmel in Ungarn wurde durch Oesterreich (?!) aus dem Moraste herausgezogen», die «Faulheit der Ungarn» wird eingehend besprochen, «es gibt keine ungarische Literatur», die Ungarn «brechen die Edelsteine aus dem Kaiserdiadem und reissen den Purpurmantel der apostolischen Majestät in Stücke», «die Ungarn riechen nach Schweinefett und Juchten» u. s. w., u. s. w. Sollen wir diese handgreiflichen Beweise von Tollheit kommentiren?

vorragende, unabhängige Stellungen einnehmen, die folgende Erklärung veröffentlicht, welche wir als wichtiges historisches Document vollständig zum Abdruck bringen. Eine objective, sachkundige Darstellung der traurigen Katastrophe jenes glorreichen Freiheitskampfes hoffen wir in einem unserer nächsten Hefte veröffentlichen zu können.

Die erwähnte Erklärung lautet:

Wir Unterfertigte, die wir vor 35 Jahren Soldaten des von der Uebermacht der verbündeten Grossmächte besiegten Freiheitskampfes waren, müssen noch heute die Erfahrung machen, dass die hervorragendsten Ereignisse jener Epoche und der Einfluss, den einzelne hervorragendere Personen auf dieselben geübt, durch die pragmatische Geschichtsschreibung nicht genügend aufgehellt sind, so dass sie noch weniger vor dem grossen Publicum klar zu Tage liegen, welches ja über gar viele Umstände nicht orientirt ist.

Wohl zweifeln wir nicht, dass die Geschichtsschreibung, angeeifert von ihrem ebenso erhabenen als ernsten Berufe und von dem Forschertrieb der menschlichen Natur, jene Aufgabe erfüllend, welche sie bisher aus verschiedenen Gründen nicht erfüllen konnte, alles Dunkel, welches bislang noch über der Geschichte unseres Freiheitskrieges schwebt, früher oder später zerstreuen wird; gleichwie wir kraft der ewigen Gesetze des Gerechtigkeitsgefühls überzeugt sind, dass sie dann dem ungarischen Heere des Freiheitskrieges vom Jahre 1848/49 und seinen Anführern unparteiische Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Im Zusammenhang damit haben wir auch das Gefühl, dass die Geschichtsschreibung möglichst verlässlicher Daten bedarf. — Allein, wenn wir in Betracht ziehen, wie von Tag zu Tag unsere Reihen sich immer mehr lichten, die Reihen jener Krieger, welche an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeitpunkten und in verschiedenen Situationen active Teilnehmer und Augenzeugen der 1848/49-er Kämpfe waren; wenn wir erwägen, wie sehr unsere Zahl sich vermindert hat und dass auch die rückständigen Jahre der noch am Leben Befindlichen schon mehr-minder gezählt sind: müssen wir naturgemäss voraussehen, dass es in naher Zukunft nur wenige Männer zerstreut im Lande geben werde, die vermöge ihrer Eigenschaft als active Teilnehmer competent sind, sich über das Wesen der 1848/49-er Ereignisse zu äussern, ja unserer Ansicht nach competenter als Derjenige, der nicht als Factor dieselben durchlebt, nicht aus der unmittelbaren oder näheren Betrachtung der Verkettung der Verhältnisse seine Kenntnisse geschöpft hat und bei dem Mangel der amtlichen Originalacten, welche in die Gewalt der Sieger gefallen sind, auch nicht in der Lage ist, ein in seinem Ausgangspunkte correctes, in seinen Folgerungen von Irrtümern freies Urteil zu fällen.

Wir erachten die Zeit für gekommen, um, bevor wir ins Grab steigen, durch die Darlegung unserer Gefühle und unserer Auffassung, hiemit der Nachwelt ein geschichtliches Datum zu überliefern, mit welchem wir wenigstens gegen Einen Mann den Zoll der Gerechtigkeit abstatten und unsere Ansicht über jenen Honvéd-Kameraden aussprechen, von dessen richtiger Beurteilung die Aufhellung und das Verständniss unzähliger anderer geschichtlicher Fragen abhängt.

Wir tun dies jetzt, nach der langen Flucht der Jahre, da unser Urteil über die Ereignisse und über die betreffende Persönlichkeit nicht mehr von dem Verdachte der Befangenheit berührt werden kann und wir es nach reiflicher Erwägung aussprechen dürfen, was wir hiemit auch feierlich erklären: dass jener Mann, der vom Herbste des Jahres 1848 angefangen bis zum 13. August 1849 einer der hervorragenden Führer des ungarischen Heeres gewesen und den seine anerkannten Fähigkeiten, die im Verlaufe der blutigen Kämpfe nur wachsende Liebe und das Vertrauen des Heeres trotz wiederholter Missverständnisse und innerer Zwistigkeiten bis zum Schlusse an der Spitze der Armee erhalten haben, dass — sagen wir — Arthur Görgei, so unbegreiflich auch die unzureichend orientirte oder irregeführte öffentliche Meinung die eine oder die andere seiner Taten, die Motive derselben, insbesondere des Actes der Waffenstreckung gefunden haben mag, — *unserer vollen moralischen Ueberzeugung nach, selbst in den schwierigsten Situationen, gleichmässig und immer treu, mit lauteren Absichten und ehrlich dem Vaterlande gedient hat!*

Möge die Geschichtsschreibung auch diesen unseren Schritt in Betracht ziehen und nach jenem Werte und Gewichte ermessen, welches ihm nach der aus unserem Standpunkte sich ergebenden Berechtigung und nach der Wahrheit zukommt.

Wir tun diesen öffentlichen Schritt nicht nur in *seinem* Interesse, obgleich schon das Gefühl der Humanität und der Kameradschaft an sich denselben genügend rechtfertigen würde einem Manne gegenüber, dem das Missgeschick zuteil geworden: dass im Laufe der Ereignisse eine Aufgabe auf seine Schultern gewälzt wurde, die zu gross war, um mit den gegebenen Kräften zu einem siegreichen Ende geführt zu werden; dass er die Verantwortlichkeit übernahm selbst dann noch, als die Zeit der Krise gekommen war und kein Anderer dieselbe übernehmen konnte oder zu übernehmen wagte, so dass er unbedingt handeln musste und nach seiner Ueberzeugung auch entschlossen gehandelt hat; dass die ganze Last der Verantwortlichkeit für den verhängnissvollen Misserfolg, sowie für die traurigen Consequenzen desselben, — obgleich, wenn von ungarischer Seite Fehler geschehen sind, dieselben Mehreren zur Last fallen, — durch den Schein der Verhältnisse ihm allein zugeschoben wurde, und dass er nach alldem ohne seine eigene

Schuld, nur in Folge seiner selbstaufopfernden Tat die Wucht der gegen ihn erhobenen Anklage des Verrates mit blutigem Herzen zwar, aber mit mannhafter Ergebung seit 35 Jahren zu tragen genötigt ist.

Wir tun diesen Schritt auch um unsertwillen und im Interesse der Ehre jenes einstigen ungarischen Heeres, zu dessen immer weniger werdenden Vertretern wir gehören, dessen ruhmreiche Tage mit dem Namen Arthur Görgei's in innigstem Zusammenhang stehen und dessen geschichtlicher Ruhm nie von seinem und dem Ruhme jener Führer zu trennen sein wird, an denen es bis an's Ende, bis zu seinem Zusammensturz unter der Macht der Verhältnisse mit vollem Vertrauen festhielt.

Und wir tun diesen Schritt nicht minder auch im Interesse des ungarischen Volkscharacters und des nationalen Selbstgefühls, für die es, unserer Meinung nach, nicht gleichgiltig sein kann, ob unsere Fahnen die traurige, aber ehrenvolle Niederlage nach ehrlichem Kampfe mit den überwiegend starken Heeren zweier verbündeter Grossmächte erlitten haben oder ob sie durch feigen Verrat beschmutzt wurden; und endlich, weil wir es mit dem edlen Charakter unserer Nation für unvereinbar halten, dass sie einen ihrer treuen Kämpen bis an's Grab mit der furchtbaren Anklage verfolge, die nicht bewiesen und die nach unserer Ueberzeugung ungerecht ist.

Wir geben zu, dass jene Anklage und jenes Märchen des Vaterlandsverrates, die unter der schmerzlichen Einwirkung der vereitelten Hoffnungen und der über unsere Nation hereingebrochenen Katastrophen entstanden sind, in den ersten, der Katastrophe folgenden Zeiten, da in den schweren Tagen der Verzweiflung die Nation von der Gefahr allgemeiner Verzagtheit bedroht war, als ein der Lage angemessenes drastisches Gegenmittel und zur Erweckung des Selbstvertrauens der Nation vielleicht notwendig und — weil jemand Anderem die Schuld zuwälzen zu können im Unglück einigen Trost zu gewähren pflegt — vielleicht auch wirkungsvoll sein mochte.

Wenn aber jene Anklage und jenes Märchen in solchem Sinne auch von einigem Wert waren und wenn sie auch an der Erweckung oder Aufrechthaltung des Selbstbewusstseins und des Vertrauens in die Zukunft einigen Anteil hatten, so haben sie diese Dienste ihrer Zeit bereits geleistet; jetzt aber, da gerade die von der patriotischen Seele Arthur Görgei's inspirirten Worte, mit denen er sich in seiner aus Arad datirten letzten Proclamation vom 11. August 1849 von seinen Getreuen verabschiedete, dass *«die gerechte Sache nicht für immer verloren sein kann»*, Gott sei Dank, in Erfüllung gegangen sind, jetzt hat eine solche Existenzberechtigung jener Anklage und jenes Märchens längst aufgehört, und heute auf die damaligen Verhältnisse zurückblickend und unbefangen erwägend, namentlich:

dass die russische Hauptmacht dem relativ sehr geringfügigen Heere Görgei's von Grosswardein her unmittelbar folgte;

dass die am 9. August bei Temesvár geschlagene Schlacht einen unglücklichen Ausgang hatte und die aufgelösten Teile der ungarischen Armee sich gezwungenermassen gegen Lugos zurückzogen, so dass die auch mit einer russischen Division verstärkte siegreiche österreichische Armee auch auf dieser Seite die Stellung Görgei's umschloss;

dass demnach das Heer Görgei's durch die feindlichem Schaaren so sehr umzingelt war, dass er die Fortsetzung des Kampfes mit Hoffnung auf Erfolg nicht versuchen konnte;

dass der Gouverneur des Landes in der Arader Festung am 11. August im Vereine mit dem Ministerium formell abdankte und in der dies zu allgemeiner Kenntniss bringenden Abschieds-Proclamation selbst erklärte:

»dass nach den unglücklichen Kämpfen, mit welchen Gott in den jüngsten Tagen die Nation heimsuchte, keine Hoffnung vorhanden sei, den Kampf der Selbstverteidigung gegen die vereinigten österreichisch-russischen Grossmächte mit der Aussicht auf Erfolg fortsetzen zu können«;

dass ferner die Waffenstreckung vor der russischen Hauptarmee nicht das Commandowort des Führers dictirte, sondern dass dieselbe in einem unter Zustimmung Ernst Kiss', Aulich's, des Grafen Leiningen, Pöltenberg's, Alexander Nagy's und der übrigen Generale, sowie zahlreicher Stabsoffiziere, von ebenso vielen Helden als wackeren Patrioten abgehaltenen Kriegsrate beschlossen wurde und

dass der Waffenstreckung von dem bei Világos zusammengezogenen Heere selbst kein Widerstand entgegengesetzt wurde, sondern, dass diese durch seine ruhige Zustimmung möglich ward und, indem sie mit musterhafter militärischer Ordnung vollzogen wurde, von der Armee auch tatsächlich gebilligt worden, — können wir offen und kühn erklären:

dass die Világoser Waffenstreckung, einer so überwiegenden Macht gegenüber, kein Verrat, keine unsere Waffen brandmarkende Tat, kein Verbrechen gegen das Vaterland, — sondern eine humane und ehrenvolle Beendigung weiteren nutzlosen Blutvergiessens in einem förder hoffnungslosen, zwecklosen und darum nicht mehr motivirbaren Kriege gewesen ist.

Was aber nach der Waffenstreckung geschehen ist, was damit im Zusammenhang einerseits die weiterreichende Berechnung der russischen Gewalt, anderseits aber die erbitterte Rache tat und was von beiden Seiten zum Zwecke der Irreführung der Ansichten und der Verwirrung der nationalen Verhältnisse geschehen ist, — das hing von der Willkür der siegreichen Parteien ab; dafür kann man keinen Ungar verantwortlich machen.

In zwei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt. Budap., 30. Mai 1884.

(Folgen 207 Unterschriften).

— **Die ungarische Volksschule 1883.** Dem soeben veröffentlichten dreizehnten Bericht des kgl. ungarischen Unterrichtsministers über den Stand des ungarischen Unterrichtswesens entnehmen wir vorläufig die folgenden zusammenfassenden Daten über die ungarische Volksschule im Studienjahre 1882/83:

Das Territorium Ungarns (280,399 □ Km.) bewohnen nach der allgemeinen Volkszählung vom Jahre 1880: 13.728,622 Einwohner, so dass auf je einen □ Km. 48.7 Einwohner entfallen.

Die Zahl der *schulpflichtigen* Kinder betrug 2.242,537 (16.33%), um 27,150 mehr als im Vorjahre. Im J. 1883 entfielen auf je einen □ Km. und auf je 48.7 Einwohner 7.99 und auf je 1000 Einwohner 163.3 Schulpflichtige.

Die Zahl der *schulbesuchenden* Kinder betrug 1.756,836 (78.34%), um 58,852 mehr als im Vorjahre. Auf je 1000 Einwohner entfielen im Jahre 1883 : 127.9 Schulbesucher.

Die Zahl der *Gemeinden* betrug 12,684 (um 2 weniger als im Vorjahre), die Zahl der *Schulen* 16,090 (um 97 mehr als im Vorjahre).

Keine Schule besassen im Jahre 1869: 1598 (12.53), 1882: 251 (1.98) 1883: 270 (2.14%).

Von den 16,090 Schulen waren ihrem Charakter nach:

Staatsschulen	423	(2.63%)	1882:	363	(2.26%)	+ 60
Gemeindeschulen	1,793	(11.14%)	«	1.763	(11.04%)	+ 30
Confessionelle ...	13,675	(85.00%)	«	13,683	(85.55%)	— 8
Privatschulen ...	167	(1.04%)	«	184	(1.15%)	— 17
Vereinsschulen ...	32	(0.19%)		—	—	+ 32

Der *Unterrichtsstufe* nach waren diese 16,090 Volksschulen:

Elementarschulen	15,893 (98.78%)	gegen das Vorjahr:	+ 100
Höhere Volksschulen ...	68 (0.41%)	« « «	— 6
Bürgerschulen	129 (0.80%)	« « «	+ 3

Das *Geschlecht der Kinder* betreffend waren diese 16,090 Schulen:

Gemischte Schulen	13,978 (86.87%)	gegen das Vorjahr:	— 1
Knaben-Schulen	978 (6.08%)	« « «	+ 30
Mädchen-Schulen	1,134 (7.05%)	« « «	+ 68

In den 16,090 Schulen gab es 22,858 *Lehr-Räume*, um 197 mehr als im Vorjahre, um 5959 mehr als im Jahre 1869.

Die *Zahl der Lehrer* betrug 22,984, um 588 mehr als im Vorjahre und um 5192 mehr als im Jahre 1869. Von diesen 22,984 Lehrern waren

diplomirt	19,507 (84.87%)	gegen das Vorjahr:	+ 950
ohne Diplom	3,477 (15.13%)	« « «	— 362
ordentliche	19,882 (86.50%)	« « «	+ 540

Hilfslehrer	3102 (13.50%)	gegen das Vorjahr:	+ 48
Lehrer...	20,607 (89.65%)	« « «	+ 400
Lehrerinnen	2,377 (10.35%)	« « «	+ 188

Seit dem Jahre 1869 hat die Zahl der ordentlichen Lehrer um 3914, die der Hilfslehrer um 1278, die der Lehrer überhaupt um 3501, die der Lehrerinnen um 1691 zugenommen.

Bezüglich des *Verhältnisses zwischen Schule und Lehrer* gab es Schulen

mit 1 Lehrer	12,711 (79.00%)
« 2 Lehrern	1,946 (12.09%)
« 3 «	596 (3.70%)
« 4 «	388 (2.41%)
« 5 «	166 (1.03%)
« 6 und mehr Lehrern	283 (1.77%)

Die *Erhaltungskosten* der Volksschule im Jahre 1883 betrugen 12.186,825 Gulden, um 431,200 fl. mehr als im Vorjahre, um 8.426,702 fl. mehr als im Jahre 1869.

Von dieser Summe entfielen demnach im Jahre 1883: auf je einen □ Km. 43.46 fl., auf je einen Einwohner 0.89 fl., auf je einen Schulpflichtigen 5.43 fl., auf je einen Schulbesucher 6.93 fl., auf je eine Schule 757.41 fl. und auf je einen Lehrer 530.23 fl.

Zahl der *Bildungsanstalten* für Volksschul-Lehrkräfte:

Lehrer-Präparandien	53 (74.6%)	gegen 1869:	+ 13
Lehrerinnen-Präparandien ...	17 (24.3%)	« «	+ 10
Gemischte Präparandien	1 (1.4%)	« «	+ 1

Von diesen Lehrerbildungs-Anstalten waren ihrem Charakter nach im Jahre 1883:

Staats-Anstalten	24.	gegen 1869:	+ 19
Confessionelle-Anstalten	46.	« «	+ 5
Private Anstalten ...	1.	« «	+ 1

Von diesen Lehrer-Bildungsanstalten waren Präparandien für Elementarschul-Lehrer: 69, für höhere Volks- und Bürgerschullehrer: 2.

Die Zahl der Lehrkräfte an diesen Präparandien betrug im Jahre 1883: 674, um 34 mehr als im Vorjahre, um 430 mehr als im Jahre 1869.

Die Zahl der Schüler an diesen Präparandien betrug im Jahre 1883: 3594, um 394 weniger als im Vorjahre, um 2038 mehr als im Jahre 1869.

In diesen Präparandien erhielten 1049 Lehrkräfte Diplome, um 351 weniger als im Vorjahre, um 587 mehr als im Jahre 1869.

Von den 1049 Diplomirten waren 747 Lehrer und 302 Lehrerinnen.

Die Erhaltung der Präparandien kostete im Jahre 1883: 803,158 Gulden, um 17,817 fl. mehr als im Vorjahre.

Der *Landes-Lehrer-Pensions- und Hilfs-Fond* zählte im Jahre 1883 zusammen 17,508 Lehrerstellen und 12,583 Lehrer zu Mitgliedern. Das Stammvermögen der Anstalt betrug am Schlusse des Jahres 1883: 3.998,967.65 fl., um 546,751.56 fl. mehr als im Vorjahre. Beteiligte Mitglieder der Anstalt waren im Jahre 1883:

Pensionirte Lehrer	156,	gegen das Vorjahr	+ 78
Unterstützte Lehrer	11,	« « «	+ 2
« Witwen	546,	« « «	+ 115
« Waisen	1027,	« « «	+ 213
Abgefertigt wurden...	16,	« « «	+ 5

Die das Vermögen der Anstalt belastenden Ausgaben betrugen im Jahre 1883: 112,411 fl. 06.5 kr., gegen 80,635 fl. 62 kr. im Vorjahre.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.[1]

Budenz József. Az ugor nyelvek összehasonlító alaktana (Vergleichende Formenlehre der ugrischen Sprachen von Professor Josef Budenz. I. Teil: Das Verbum). Budapest, 1884. Akademie, 175 S.

Csiky Gergely színművei. IX. Nora. (Gregor Csiky's Schauspiele. IX. Nora, Drama in vier Aufzügen). Budapest, 1884. Athenaeum, 152 S.

Ete Zsigmond. Egy görbe országból (Aus einem krummen Lande, Novellen von Sigmund Ete). Budapest, 1885. Révay, 168 S.

Halter Josef, Die Fortschritte der Marmorirkunst. Ein practisches Handbuch für Buchbinder und Buntpapierfabrikanten. Nach technisch-wissenschaftl. Grundlagen bearbeitet. Budapest, 1885, Verlag des Verfassers, 202 S.

Nagy Sándor, Szombatos codexek (Codices der Szabbatharier von Dr. Alexander Nagy). Budapest, 1884, Akademie, 41 S.

Ponger F., Einheitliche Local- und Verband-Tarife auf Basis gleicher Coëfficienten. Budapest 1884. Aigner, 23 S.

Timon Ákos, A párbér Magyarországon (Die Lektikalien in Ungarn, ihre rechtshistorische Entwickelung und gegenwärtigen Verhältnisse, auf Grund archivalischer Forschungen, von Prof. Akusius Timon). Budapest, 1885. Pallas, XV. und 103 S.

Tóth Sándor, A ki senkie sem (Der Niemandes ist. Roman von Alexander Tóth). Budapest, 1885. Révai 202 S.

[1] Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.